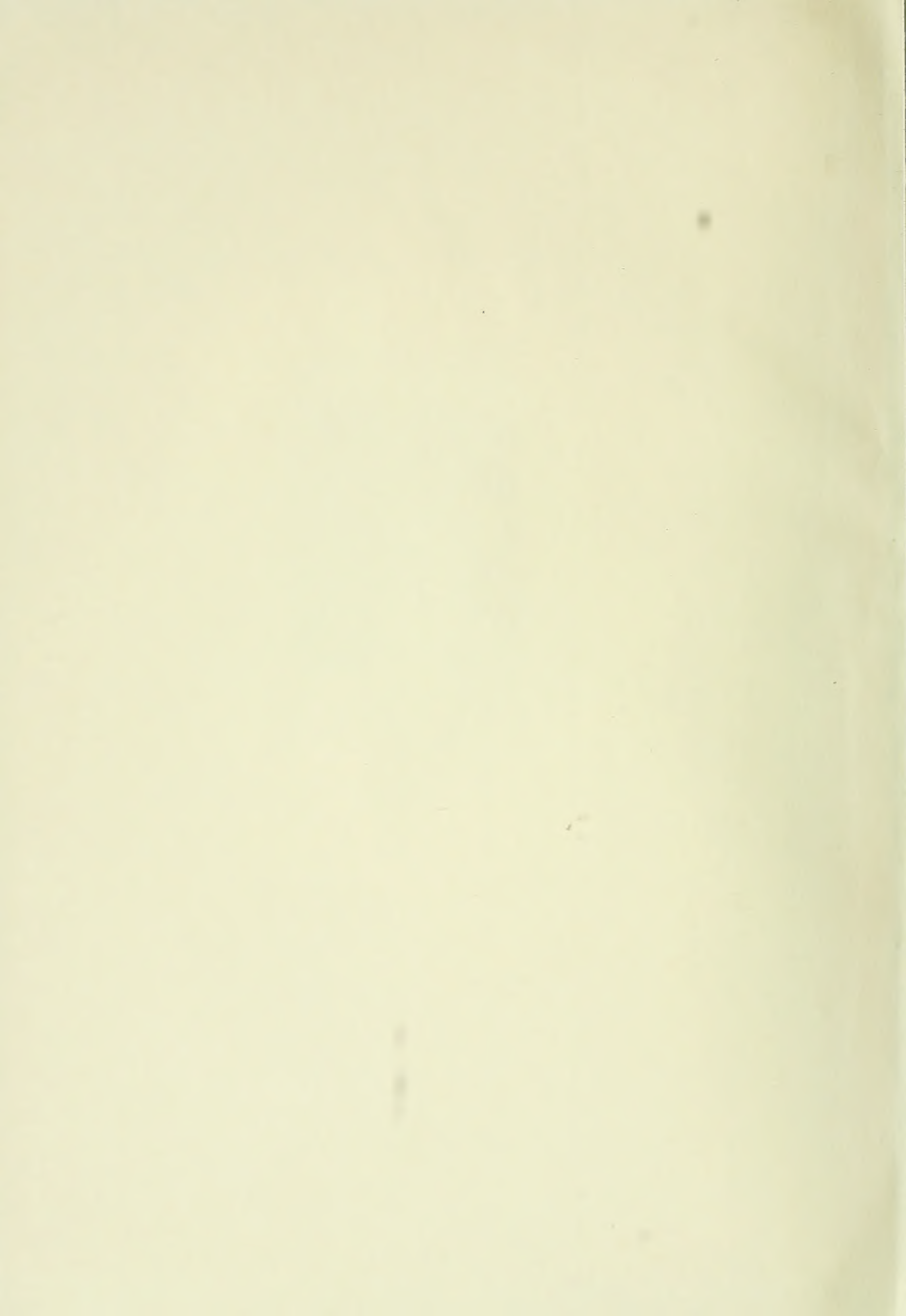
Geschichte der erotischen Literatur

von

Dr. Paul Englisch







Geschichte der erotischen Literatur

von

Dr. Paul Englisch
Berlin



1927

Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart



Verlag für Kultur und Wissenschaft Bissinger KG. Magstadt bei Stuttgart

Fotomechanischer Nachdruck des Textteils 1. Auflage 1963

Reproduktion und Druck:

Horst Bissinger KG., Grafische Anstalt und Druckerei, Magstadt bei Stuttgart

Papier: 80 g Ingres-Bütten. Einband: Hermann Mayer KG., Leinfelden-Unteraichen

Dr. Paul Englisch

Geschichte der erotischen Literatur

VORBEMERKUNG DES HERAUSGEBERS

Wir legen diese Literaturgeschichte als unverändertes Reprint neu auf, weil sie auf dem antiquarischen Markt selten geworden ist, und weil sie als kulturgeschichtlich bedeutsames Standardwerk anzusehen ist.

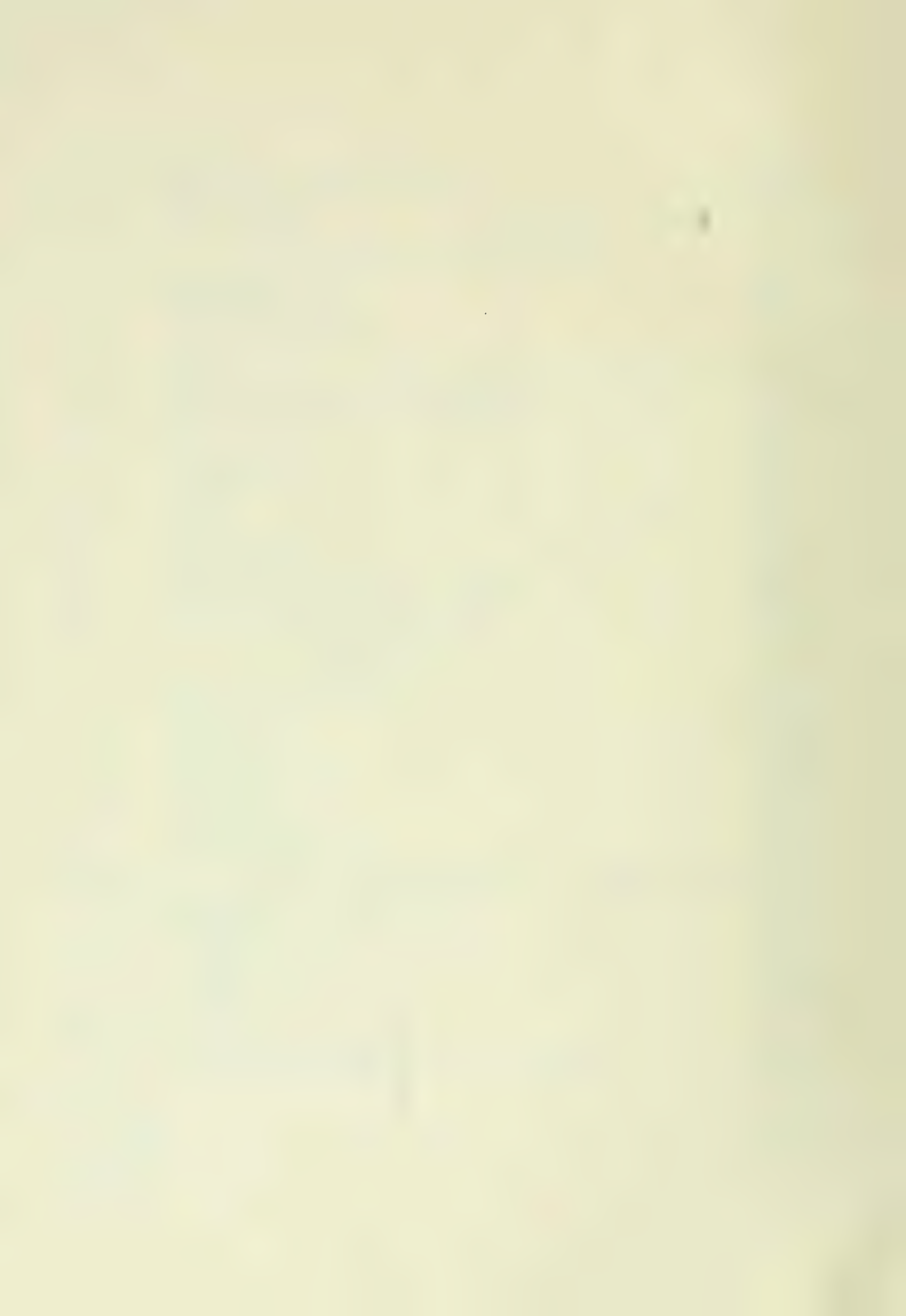
Es handelt sich um eine referierende Stoffsammlung mit vielen Textbeispielen aus den besprochenen Werken. Die ausführlichen Titelhinweise und bibliographischen Angaben sind wesentlicher als die kommentierenden Abschnitte, die zum Teil subjektiv erscheinen - von unserer heutigen Warte aus. Ich halte es aber für unbedeutend, ob Herausgeber oder Leser in allen Punkten die Auffassung des Autors in seinen Kommentaren teilen. Wesentlich ist, daß bis heute kein vergleichbares Werk über das sehr große Feld verschwiegener Literatur vorliegt. Deshalb haben wir auch bewußt auf Zusätze verzichtet und den Bildteil weggelassen, der heutigen Ansprüchen nicht mehr genügen konnte.

Gerne hätten wir die Herausgabe dieser Neuauflage Herrn Dr. Paul Englisch selbst überlassen. Aber trotz internationalen Nachforschungen ist es uns nicht gelungen, etwas über sein Schicksal zu erfahren. Ich möchte daher an dieser Stelle nicht versäumen, um Hinweise zu bitten.

Juni 1963

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort



Eine „Geschichte der erotischen Literatur!" wird mancher Leser ausrufen, wenn er den Band in die Hand nimmt. „Brauchen wir sie? War sie bei den unzähligen Neuerscheinungen, die tagtäglich den Büchermarkt überschwemmen, überhaupt notwendig?" Darauf möchte ich erwidern: Gewiß, die Skepsis ist berechtigt, in einer Zeit, da Hunderte von Schriftstellern nicht müde werden, oft nur einen einzigen vielleicht ungeklärten Punkt von allen Seiten zu beleuchten. Aber — und das ist der springende Punkt! — haben wir schon eine zusammenfassende Darstellung über das Geschlechtsleben, soweit es literarisch zum Ausdruck kommt? Und die Antwort wird, so weit die Blicke auch schweifen mögen, verneinend ausfallen müssen. *Das Buch hat keinen Vorgänger!* Ich bitte meine geschätzten Leser, diesen wichtigen Punkt beachten zu wollen. Ich habe Neuland betreten, und die daraus sich aufdrängenden Bedenken haben mich auch lange Zeit abgehalten, mit meiner Arbeit vor die Öffentlichkeit zu treten. Jedes Literaturgebiet, und sei es noch so unwichtig, hat seine Bearbeiter gefunden, an eine Geschichte der erotischen Literatur hat sich noch niemand herangetraut. Zwei Punkte mögen an dieser Unterlassung mitbestimmend gewesen sein: einmal die Furcht, wegen unbefangener Behandlung dieser immerhin prekären Materie sich den Unwillen maßgebender Kreise zuzuziehen, und weiterhin die immense Schwierigkeit, zu den oft verborgen fließenden Quellen hinabzusteigen. Es hat jahrelanger Vorarbeiten bedurft, um das Werk so zum Abschluß zu bringen, wie es vorliegt. Eine Bibliographie bieten zu wollen, lag nicht in meiner Absicht. Ich hätte denn den Ehrgeiz haben müssen, die großen Sammelwerke von Barbier, Brunet, Cohen, Drujon, Gay, Querard, Pisanus Fraxi, Hayn-Gotendorf u. a. in ihrer Gesamtheit überflügeln zu wollen. Es kam mir lediglich darauf an, einen *kurzen Überblick* über die einschlägige Literatur zu bieten. Auch sind nicht die Literaturen aller Völker berücksichtigt worden, weil das über die Kraft eines einzelnen gehen würde. Alt-Griechenland, Rom, Deutschland, Frankreich, der italienische Humanismus und die italienischen Novellisten, England boten genug Material zu eingehender Betrachtung. Bei England und den wichtigsten Ländern des Orients habe ich mich auf kurze Skizzierung beschränkt. Für England besteht bereits die unter Benutzung der einzigartigen Bibliothek von Pisanus Fraxi verfaßte Zusammenstellung von Eugen Dühren, Das Geschlechtsleben in England. Berlin 1903, Bd. 3, S. 320 bis 512, worauf ich verweise.

Förderung hat meine Arbeit von niemandem erfahren, im Gegenteil, es galt oft genug, sich auftürmende Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die den Zugang zu den sekretierten Abteilungen der öffentlichen Bibliotheken versperrten. Rühmend hervorzuheben wäre nur wegen mancher praktisch verwertbaren An-

regungen Herr Antiquar Georg Ecke (Berlin), dem ich an dieser Stelle für sein Entgegenkommen danke. Im übrigen war ich auf meine eigenen Sammlungen angewiesen. Keiner weiß besser als ich selbst, daß das Werk noch mancher Verbesserungen fähig ist. Ich bin deshalb für jeden Hinweis und Überlassung einschlägiger Literatur aus dem Kreise meiner Leser sehr dankbar.

Wenn also dieses Werk zum ersten Male eine *zusammenfassende* Darstellung der erotischen Literatur bringt, so soll nicht verschwiegen werden, daß über einzelne Teile bereits Vorarbeiten vorhanden sind. Hier wären zunächst zu nennen:

I. Die erotischen Wörterbücher

In dem Sprachgut eines jeden Volkes finden sich Tausende von Worten und Redensarten, die sich auf die Sexualorgane, den Geschlechtsverkehr, die Priesterinnen der Venus usw. beziehen, die aber von der wissenschaftlichen Wortforschung hochmütig übersehen werden. Zu Unrecht, denn für die Kenntnis des Phantasielebens und der Anschauungsweise eines Volkes sind sie charakteristischer als der farblose Wortschatz des Salonmenschen. Auch die Werke unserer besten Schriftsteller und Dichter sind oft durchsetzt mit direkten oder indirekten, umschreibenden Anspielungen aus der Sexualsphäre. Es heißt, in die Sprache eines fremden Volkes nur halb eindringen, wenn man ihre erotischen und skatologischen Bezeichnungen nicht kennt. Die griechischen Komödiendichter, Martial und Juvenal zum Beispiel, würden unserem Verständnis größtenteils verschlossen bleiben, wenn wir keine Orientierung über ihre erotischen Redewendungen usw. besäßen. Mehr aber noch als in der Schriftsprache finden sich erotische und direkt obszöne Worte in der Umgangssprache des niederen Volkes, die, so derb sie auch klingen, in treffenden Bildern und umschreibenden Wortspielen die Denkungsweise und moralische Auffassung gewisser Volkskreise darlegen.

Sehr treffende Ausführungen über diese Materie verdanken wir Bonneau, der die Schaffung erotischer Vokabularien auf drei Quellen zurückführt. „Zuerst gab es das rohe Wort, die Eigenbezeichnung, die für unsere heutigen Ohren wohl mißtönend klingt, ursprünglich aber durchaus nicht obszön war. Der Mann gab seinen Geschlechtsteilen einen Namen, dem Liebesakt, den dabei resultierendén Sekreten wie allen Körperteilen, er benannte die übrigen Ausscheidungen, ohne daß seine Schamhaftigkeit dadurch verletzt wurde. Die Griechen und Römer gebrauchten das ungeschminkte Wort, nicht nur unter Männern und im familiären Kreise, sondern in voller Öffentlichkeit, in der Schriftsprache, auf offener Bühne. Aristophanes scheute sich nicht, auf dem Theater ganz unverblümt sich dieser Ausdrücke zu bedienen. Horaz sagte ungeniert: dum futuo und spricht ohne Umschreibung von einer Pollution in einer Kneipe auf seiner Reise nach Brindisi

(Sat. I, 5, v. 85). Seine Invektiven gegen Canidia sind schlechterdings unübersetzbar. Martial ist noch ungenierter als Horaz. Er breitet Ungeheuerlichkeiten aus und nennt das ‚Latein sprechen', sich in der römischen Simplizität üben.

Ein zweites Element verdankt der Sprache der Mediziner sein Entstehen. Die Medizin kann sich nicht mit den Bezeichnungen zufrieden geben, den die einzelnen Körperteile im Volksmund erhalten. Der ernste Wissenschaftler muß solche banalen und lächerlich wirkenden Bezeichnungen ausscheiden. Ja noch mehr, die Anatomie hat die ganze Kompliziertheit der inneren Organe enthüllt, die zwar für den Laien nur eins sind, aber für den Arzt sich aus einer ganzen Anzahl von Teilen zusammensetzen, deren jedes seinen Zweck erfüllt und eine besondere Bezeichnung beanspruchen darf. Er bedient sich ihrer sowohl aus Dezenz als zum Zwecke der Genauigkeit und bereichert somit die Sprache.

Wären nur diese beiden Momente, so würde der Sprachschatz noch immer sehr beschränkt sein, und die Notwendigkeit zur Schaffung von Spezialwörterbüchern ließe sich mit Recht bestreiten. Aber in Wirklichkeit sind die beiden genannten Arten von minderer Wichtigkeit, das dritte Element, das umschreibende, bildet die am reichsten strömende Quelle. Die Schriftsteller bedienen sich solcher Ausdrücke, die längst aus der Mode sind, schmieden je nach ihrer geistigen Einstellung und Kapazität neue, legen dem gewöhnlichen Wortsinn eine andere Bedeutung unter, bedienen sich gleichlautender, um einen Doppelsinn hineinzulegen, und schaffen dergestalt neben der allgemein gültigen Sprache ein besonderes Idiom, bezeichnender und umfassender auf Grund ihres überragenden Geistes. Die Neubildung solcher Worte ist so mannigfaltig, daß sogar die Eingeweihten nur die Hälfte des Gesagten verstehen, zur anderen Hälfte auf Erklärungen angewiesen sind. Ohne die alten Scholiasten, die uns verraten, daß in diesem oder jenem Ausdruck von Aristophanes eine Obszönität schlummert, würde man nicht darauf verfallen, und die Gelehrten würden noch heute darüber disputieren, welchen Sinn ein Vers von Persius, Juvenal, Ausonius, eine Phrase von Apulejus und Petronius haben würde. Aus diesen Gründen ist ein einschlägiges Lexikon durchaus nicht überflüssig, und trotz mancher Versuche bleibt noch viel zu tun." Was Bonneau (Curiosa, S. 327, 328) hier von den Alten sagt, gilt natürlich in gleicher Weise für die modernen Schriftsteller.

An eine Sammlung dieses, in der gebildeten Gesellschaft verpönten Wortschatzes ging man erst reichlich spät, und die Zahl solcher Zusammenstellungen ist nicht groß. Wir besitzen solche aus der lateinischen, französischen, englischen und deutschen Sprache. Eine kurze skizzenhafte Bibliographie gibt Karl Reiskel in Anthrop. II, 1—11, die ich hier wesentlich erweitere, ergänze und berichtige.

Für die lateinische Sprache kommen in Betracht: 1. *Glossarium Eroticum Linguae Latinae sive Theogoniae, Legum et Morum Nuptialium apud Romanos explanatio nova etc. Auctore P. P. (Pierrugues et mis en ordre par E. Johanneau).*

Paris[1], *Dondey-Dupré* 1826, 518 S. in 8°. Das Werk beruht auf den Forschungen eines Barons Schoenen. 1908 kam ein anastatischer Neudruck heraus: *Glossarium Eroticum Linguae Litanae Theogoniae, Legum et Morum Nuptialium apud Romanos explanatio nova* (Erotischer Wortschatz der lateinischen Sprache oder neue Erläuterung der Theogonie, Gesetze und Hochzeitsgebräuche bei den Römern. Auf Grund eigentlicher und uneigentlicher Interpretation und verschiedener Bedeutung von fast 2000 erotischen Ausdrücken. Zum Verständnis der Dichter und Ethnologen sowohl der alten als auch der neuen und neuesten Latinität). Zweite originalgetreue, nach der Pariser Ausgabe von 1826 durch Faksimiledruck hergestellte Auflage. Berlin, Barsdorff 1908, VII + 518 S. in 4°, 500 Ex.

2. Höchstwahrscheinlich gaben dazu die „Apophoreta" Forbergs, die 1824 erschienen waren, den Anstoß. Friedrich Karl Forberg (1770—1848) hatte nämlich auf der Bibliothek zu Koburg ein Manuskript des „Hermaphroditus" von Beccadelli gefunden, das er nun mit einer Fülle von Anmerkungen (Apophoreta-Nachtisch) versah und edierte: *Antonii Panormitanae Hermaphroditus, primus in Germania edidit et Apophoreta adjecit Frider. Carol. Forbergius. Coburgi, sumtibus Meuseliorum* 1824, in 8°. Alcide Bonneau übersetzte die Apophoreta ins Französische und gab sie als *Manuel d'Erotologie classique* heraus[2]. Es gibt auch eine englische Übersetzung davon: *The manuel of classical erotology by F. C. Forberg. Printed for private circulation* 1887, VII + 178 S. in 8° (Paris), aber ohne den lateinischen Text. Die neueste Übersetzung kam 1908 heraus: *Antonii Panormitae Hermaphr.* Lateinisch nach der Ausgabe von C. F. Forberg (Koburg 1824) nebst einer deutschen metrischen Übersetzung und der deutschen Übersetzung der Apophoreta von C. Fr. Forberg, besorgt und herausgegeben von Fr. Wolff-Untereichen, mit einem sexualwissenschaftlichen Kommentar von Dr. Alfred Kind. Leipzig, Adolf Weigel 1908.

3. Einen Nachdruck von Pierrugues gab C. Rambach, *Thesaurus eroticus linguae latinae, sive theogoniae, legum ac morum nuptialium apud Romanos explanatio nova*, Stuttgart, Paul Neff, 1833, 8°, 312 S., heraus[3].

Eine deutsche Übersetzung (der ich nirgends begegnet bin), verzeichnen Hayn-Gotendorf, VI, 360: Karl Rambach, Erotischer Sprachschatz der Römer, mit mehreren tausend Zitaten aus Dichtern und Prosaisten, Studien und kritischen Erläuterungen, Erotographie für Freunde und Kenner des Altertums, Stuttgart, Scheible 1833, 8°.

4. *Dictionnaire erotique latin-français; par N. B. i. e. Nicolas Blondeau, avocat au parlement*, *édité pour la première fois sur le manuscrit original avec notes et*

[1] Vgl. Gay, II, 413.

[2] Vgl. Bonneau, Curiosa, Paris 1887, S. 175—181.

[3] Gay, II, 413.

additions de Fr. Noël, inspecteur général de l'Université, precédée d'un essai sur la langue érotique par Alcide Bonneau, Paris, I. Liseux 1885[4].

Zahlreicher sind die französischen Wörterbücher für die Erotik. Es kommen hier in Betracht:

1. *Richelot, Dictionnaire français, contenant les mots et les choses. Genève, J. H. Widerhold (impr. du château de Dullier, au pays d eVaud)* 1680, 2 vols. in 4° (Gay I, 910). Es umfaßt 500 und 650 Seiten. Die erste Ausgabe ist sehr gesucht, da sie derartig frei ist, daß ihre Verbreitung in Frankreich verboten wurde. Die obszönen Bezeichnungen sind mit großer Ungeniertheit wiedergegeben. Eine zweite Ausgabe von 1685, 2 tom. in 4, 2 col. erschien 1685 in Amsterdam. Diese Ausgabe ist ebenso selten wie die erste, aber besser gedruckt. Es erschienen noch Ausgaben in Genf 1693 und 1710 und Amsterdam 1706[5].

2. *Dictionnaire comique, satirique, critique, burlesque, libre et proverbial par Joseph, Philibert Leroux, Amsterdam.* Lecire 1718 (Gay I, 906) und mehrfach erweitert 1752 und 1786.

3. *(Dreux de Radier) Dictionnaire d'amour, dans lequel on trouvera l'explication de termes les plus usités dans cette langue. Par M. de ***, Osnabrück, La Haye (Paris)* 1741, VIII + 236 S.

4. *Dictionnaire d'amour par le berger Sylvain (Maréchal). Estrennes pour l'année 1789, à Gnide et à Paris 1788,* 2 pts. (Gay I, 907).

5. *Girard de Propiac. Dictionnaire d'amour. Paris, Chaumerot* 1807 und vier Nachdrucke 1808, 1825, 1827, 1835[6].

6. *M. de L'Aulnaye* ließ sein erotisches Wörterbuch *(Erotica verba)* nicht gesondert erscheinen. Er gab es als Anhang zu den Werken von Rabelais 1820 bei Desoer heraus. So nützlich seine Zusammenstellung auch ist, so beschränkt sie sich doch nur auf die Satiriker selbst und beachtet nicht das moderne Sprachgut.

7. *Cabinet (Le) secret du Dictionnaire de l'Académie ou Vocab. crit. de certains mots qui ne devraient pas se trouver dans le Dictionnaire de la docte assemblé. Par un membre du plusieurs académies (B. Lanel), Paris 1846, in 12°, 35 S.*[7].

8. *Le Dictionnaire de l'amour, à l'usage des gens du monde, par A. Vémar. Paris Paride* 1858, 1868, in 18° von 151 S.

9. Nach ihm gab der Bibliothekar des Königs von Belgien, August Scheler, unter dem Pseudonym Louis de Landes seinen *Glossaire érotique de la langue française, depuis son origine jusqu'à nos jours, contenant l'explication de tous les mots consacrés à l'amour, Bruxelles (Rozez),* 1861 heraus[8]. Auch er beschränkte sich lediglich auf die Schriftsprache, und erst

[4] Vgl. noch: *Manuel d'Erotologie classique,* Gay, III, 23—24 und Bonneau, Curiosa 326—340.
[5] Vgl. *Bulletin du Bibliophile XIIe Série,* 1855, S. 71 ff.
[6] Gay, I, 907 und Barbier, I, 958.
[7] Gay, I, 443.
[8] 12°, XII + 396 S., Gay, II, 413.

10. Alfred Delvau machte den Sprachschatz des niederen Volkes zum Gegenstand seiner Sammlung: *Dictionnaire érotique moderne, par un professeur de langue verte. Freetown, imprimeur de la Bibliomaniac Society (Bruxelles, Mertens pour J. Gay)* 1864[9]. Spätere Ausgaben 1874, 1875, 1891, 1892[10].

11. Mit Delvaus Werk ist nicht zu verwechseln das von Louis *de Landes*, Bruxelles (Alvin), herausgegebene Wörterbuch, dessen Titel der spekulative Verleger für die zweite Auflage so faßte, daß es zu einer Verwechslung mit Delvaus Werk führen mußte: *Dictionnaire érotique moderne. Glossaire contenant l'explication de toutes les explications, de tous les mots et les termes exclusivement consacrés à l'amour, depuis l'origine de la langue française jusqu'à nos jours, par un professeur de langues vivantes. Freetown, imprimerie de la Bibliomaniac Compagny* 1866. (2. Aufl.)

12. J. Choux will seinen „*Citateur*" als Ergänzung zu Delvaus Werk aufgefaßt wissen: *Le petit citateur. Notes érotiques et pornographiques. Recueil des mots et d'expressions anciennes et modernes sur les choses de l'amour etc. Paphos* (Brüssel) 1869.

13. Der *Dictionnaire pornographique ancien et moderne pour servir de complètement ou dictionnaire érotique moderne, etc. Freetown* 1871[11], ist ein Nachdruck von „Le citateur".

Für die neueste Zeit kommen in Betracht:

14. *A. Macrobe, Le flore pornographique. Glossaire de l'école naturaliste. Paris* 1883. Das Werk enthält eine sehr interessante, hauptsächlich Zolas Romanen entlehnte Zusammenstellung, das Vocabularium eroticum der naturalistischen Schule.

15. *Vocabula Amatoria. A French-English Glossary of Words Phrases, and Allusions occuring in the works of Rabelais, Voltaire, Molière, Rousseau, Béranger, Zola and others, with English Equivalents and Synonyms. London. Privately Printed, For Subscribers Only* MDCCCXCVI (1896).

England besitzt keine speziellen erotischen Wörterbücher. Viele erotische und direkt obszöne Ausdrücke findet man aber in

1. *F. Grose, A Classical Dictionary of the vulgar tongue (by Captain F. Grose F. S. A.), London* 1875, zweite Auflage, bedeutend vermehrt von Pierce Egan, London 1823[12].

2. *Albert Barrere und Charles G. Leland, Dictionary of Slang, Jargon and Cant embracing English, American and Anglo-Indian Slang &c.* Privatdruck 1899. 2 vols.

3. *John Bee, Sportman's Slang. London* 1825[13].

[9] Vgl. Gay, I, 909 und 910.

[10] Vgl. Barbier, Dictionnaire, Paris 1872, Tome I, p. 973 und Apollinaire, Nr. 16.

[11] Vidal-Poussent, vgl. Gay, I, 911 und Stern-Szana, S. 133.

[12] Vgl. auch Kryptadia, Heilbronn 1884, Bd. II, 271—276.

[13] Im übrigen vgl. Dühren, Geschlechtsleben in England, Berlin 1903, 3. Bd., S. 324—327.

Für die deutsche Sprache fehlt es in gleicher Weise an einem erotischen Wörterbuch. Die großen Wörterbücher der Gebrüder Grimm, Daniel Sanders und Schmeller bringen allerdings viele obszöne Worte und Redensarten mit der Etymologie und den Belegen aus verschiedenen Quellen. Allein sie können naturgemäß den Stoff nicht erschöpfen, und das hier in Betracht Kommende verschwindet in der großen Masse des Materials.

Der Gedanke einer solchen Zusammenstellung ist übrigens nicht neu. Schon *Laukhard* berichtet in seiner Lebensbeschreibung: „Ich machte einen Aufsatz, dem ich den Titel gab: ‚Deutsche Synonymen'. Da brachte ich alle mir bekannten Wörter zusammen, welche die Besoffenheit und den unflätigen Umgang mit Frauenzimmern auf deutsch bezeichnen. Das war nun so ein Stück Arbeit aus der lieben Zotologie. Ich machte den Aufsatz gemeinnützig, indem ich erlaubte, daß jeder Student, der nur wollte, ihn abschrieb, ich war sogar willens, ihn drucken zu lassen." Der Druck kam jedoch nicht zustande, und das Manuskript ging verloren. Laukhards Gedanke ist aber zum Teil verwirklicht in: Vollmann, J. Dr. rei cneip., Burschikoses Wörterbuch oder Erklärung aller im Studentenleben vorkommenden Sitten, Ausdrücke, Wörter, Redensarten, und des Komments, nebst Angabe der auf allen Universitäten bestehenden Korps usw. Ragaz 1846[14].

A. Gombert, Nomenclator amoris oder Liebeswörterbuch. Ein Beitrag zum Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm, Straßburg, Trübner 1883[15], bringt nur eine Zusammenstellung der Wörter, die mit der Bezeichnung „Liebe" oder „lieben" zusammenhängen.

Ob der „Versuch eines kleinen Wörterbuchs der Liebe", Paphos[16] hierher gehört, habe ich nicht feststellen können.

Neuerdings hat Georg Queri in seinem „Kraftbayrisch" Ein Wörterbuch der erot. und skatol. Redensarten der Altbayern, München, Piper 1912 (Privatdruck), für Bayern wertvolles Material geliefert. Vor allem aber sind hier zu nennen die in 9 Bänden der „Anthropophytheia" (Bd. 2—10) enthaltenen wertvollen Beiträge zur erotischen Wortforschung von verschiedenen Schriftstellern, die unsere Kenntnis vom deutschen Sprachgut wesentlich bereichert haben.

II. Quellen

Weniger reichlich fließen die Quellen im sonstigen Schrifttum.

Die ersten Schriftsteller, die sich meines Wissens mit unserem Thema beschäftigt haben, sind *Paciaudi* mit seiner Schrift *De libris eroticis veterum* und J. D. *Schreber, De libris obscoenis in academia Lipsiensi. Lips.* 1688, 4°, 10 Bl.,

[14] Hayn, VIII, 245.
[15] Hayn, II, 646.
[16] Gegen 1780: vgl. Gay, III, 1323.

die mir indessen beide nicht zugänglich waren. Die dritte, sehr lesenswerte Schrift ist *Paldamus*, Römische Erotik, Greifswald 1833. Sie bietet jedoch nur einen kurzen Abriß der römischen Literatur, wie schon aus dem Titel hervorgeht, und kann auch in den freiwillig gesteckten Grenzen keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Sie zeigt uns in einem kurzen Überblick lose zusammengefügte Charakteristiken einzelner römischer Dichter.

Der Gedanke, eine Geschichte der erotischen Literatur zu schreiben, findet sich zuerst bei *Aretinus*. (Materialien zu einer allgemeinen Geschichte der Zensur, München 1803.) Er gibt einige Richtlinien, nach denen er das Thema abgesteckt wissen will. Drei Klassen der Erotik unterscheidet er: Das Galante, rein Erotische und Pornographische. Auch *Wolff*[17] will die obszönen Romane in verschiedene Gattungen teilen: „Gänzliche Unsittlichkeit zur gemeinsten Aufregung abgestumpfter Sinnlichkeit, feiner, boshafter und indezenter Spott bei sittlichem Indifferentismus, moralische Tendenz mit zynischer Auffassung und zynischer Lust, Wohlgefallen am Lasziven gehalten durch entschiedene Skepsis, vollkommen objektive Darstellung des verderbten Zustandes ohne alle Schminke, und endlich leichtfertiges Vergnügen am Unsittlichen bei glänzender Darstellung und großer Bonhomie." Theoretisch mag dieses Unterscheiden seine Richtigkeit haben. Es stellt aber ein Ideal dar, dem nicht nahezukommen ist, denn die Zuteilung zu einer dieser Gruppen dürfte oft Schwierigkeiten begegnen, da ein Elaborat je nach dem Standpunkt des Beurteilenden in die eine oder die andere Klasse eingereiht werden kann. Außerdem gibt es so viele Zwischenstufen, die auf der Grenzlinie vom Galanten zum Erotischen, sowie vom Erotischen zur Pornographie liegen, daß man in den von vornherein geschaffenen Rahmen nicht alles unterbringen kann.

Allgemeine Auslassungen sind die „Zoten" betitelten Ausführungen *Ebelings* in seiner „Geschichte der komischen Literatur", Leipzig und Liegnitz 1783, und *Webers* gleichnamiger Abschnitt in seinem bekannten „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen", 12. Bd., Kap. XVII., wenngleich Weber eine tiefere Kenntnis der einschlägigen Literatur verrät, die er nur leider in sehr oberflächlicher und nicht erschöpfender Weise offenbart.

Nichts weiter als eine Aneinanderreihung erotischer Büchertitel, durch kurze, nichtssagende Anmerkungen zu einem losen Gefüge vereinigt, ist der Abschnitt von *Grasse* in seinem „Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt", Dresden und Leipzig 1843, S. 716—749. Nichts ermüdet mehr, als dieses steifleinene und zopfige Gewäsch zu lesen.

Wolff[18] gibt eine lesenswerte, aber leider sehr kurze Abhandlung über die Erotik im Zeitalter des Rokoko[19]. *Bobertag* in seiner Geschichte des Romans usw. (1877

[17] Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1851.
[18] Wolff, S. [illegible]
[19] [illegible] der sonst üblichen engherzigen Voreingenommenheit.

bis 1884) eine solche des deutschen Mittelalters, und *Helbig*[20] sehr instruktive Ausführungen vorzugsweise über altrömische und alexandrinische Erotik.

Zum ersten Male unternimmt es angeblich der durch seine Arbeiten über das Geschlechtsleben in Rußland und der Türkei rühmlichst bekannte Bernhard *Stern*, eine „Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker“ (!) (Wien, C. W. Stern, 1908, 2 Bde.) zu schreiben. Nach diesem hochtrabenden Titel erwartet man interessante Ausführungen, Aufdeckung von Zusammenhängen zwischen der Erotik der einzelnen Völker, systematische Bearbeitung und Vergleichung, ferner bibliographische Genauigkeit. Nichts von alledem. Ein Gemisch von Auszügen aus erotischen Schriftstellern, der Bibel, Sprüchwörtersammlungen, fehlerhafte Zitierung von Büchertiteln und Erscheinungsorten, das ist alles. Von den flüchtig erwährten Schriften erhält man einen Aufguß aufgetischt, der in allen möglichen Farben schillert, in seiner Unvollständigkeit keine Spur von Zweckmäßigkeit verrät. Der Abschnitt „Zoten“ von Flögel-Ebeling (S. 197—216) ist fast wörtlich übernommen. Kurz und gut, ein mißratenes Werk.

Im übrigen besitzen wir nur wenige Schriftsteller, die sich mit erotischer Literatur befaßt haben. In der Staatsbibliothek in Berlin befindet sich ein Werk: „Nachrichten von den älteren erotischen Dichtern der Italiener“, Hannover 1774 (xn 9585), das aber selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügt.

Zu nennen wären noch Wilhelm *Rudeck*, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland, Jena 1897, der über deutsche Erotik beachtenswertes Material bringt, dann Dr. Wilhelm *Leonhardt*, Liebe und Erotik in den Uranfängen deutscher Dichtung, Dresden 1910, ein Werk, das wegen zu eng gesteckter Grenzen wenig in Betracht kommt.

Am beachtenswertesten sind die in seinen zahlreichen Schriften zerstreuten Studien von *Iwan Bloch* (Eugen Dühren). In seinem „Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur“, Berlin 1908, behandelt er im 30. Kapitel „Das Pornographische in Schrift- und Bildtum“ und im 31. Kapitel „Die Liebe in der belletristischen Literatur“ in großen Grundzügen. In dem groß angelegten und von staunenswerter Belesenheit zeugenden Werke „Die Prostitution“ 1. Band, Berlin 1912, 2. Band, 1. Hälfte, 1925, ist ein ganzer Abschnitt (S. 481 bis 538) der erotischen Literatur der Griechen und Römer und des Mittelalters gewidmet. Die „Beiträge zur Psychopathia sexualis“ (Dresden 1902) geben nur eine skizzenhafte Darstellung (Teil I, S. 188—200, Teil II, S. 229—240). „Der Marquis de Sade und seine Zeit“, Berlin und Leipzig 1900, und „Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit“, Berlin 1904, S. 237—273 beschäftigen sich ziemlich eingehend mit Frankreichs erotischer Literatur im 18. Jahrhundert, während das „Geschlechtsleben in England“, 3. Teil, Berlin 1903, eine ausführliche Geschichte der englischen erotischen Literatur bietet.

[20] Untersuchungen über die campanische Wandmalerei, Leipzig 1873.

Nicht über die Anfänge hinausgekommen ist „Geschichte der erotischen Literatur der Deutschen", herausgegeben und gesammelt unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter von Adolph *Schumann.* Leipzig, A. Schumanns Verlag, 4 Lieferungen in 128 Seiten (o. J., ca. 1908). Eine sehr verständnisvolle Besprechung gibt Viktor *Ottmann,* Die erotische Literatur und die Bibliophilen[21].

Von den bekanntesten Bibliographien und Nachschlagewerken wurden außer vorstehenden Werken benutzt:

Guillaume Apollinaire, Fernando Fleuret et Louis Perceau, *L'enfer de la bibliothèque nationale. Icono-Bio-Bibliographie de tous les ouvrages composant cette célèbre collection. Paris, Mercure de France* (zitiert = Apollinaire). Das Werk bildet einen über 400 Seiten umfassenden Katalog der in der Bibliothèque nationale zu Paris in einer besonderen Abteilung in der von Napoleon I. als 1. Konsul nach dem Muster der vatikanischen Bibliothek angeordneten sogenannten „Hölle" aufbewahrten Schriften, deren Weiterverbreitung wegen des sexuellen Inhalts verboten ist. Ursprünglich sollten die Bücher verbrannt werden, was aber zum Glück unterblieb. Der Katalog umfaßt 930 Nummern, darunter nehmen manche, in mehreren Exemplaren vorhandene Werke verschiedene Nummern ein. Der Hauptteil besteht aus den erotischen oder pornographischen Novellen, Romanen, Satiren, Libellen usw. des 16.—18. Jahrhunderts. Von ausländischen Sachen sind am zahlreichsten vertreten die englischen, nach ihnen die italienischen (besonders Aretino), die deutschen fehlen fast ganz und belaufen sich auf acht Nummern. Die Verfasser begnügen sich meist mit einer rein bibliographischen Beschreibung der Bücher oder deren geschichtlicher Schicksale. Nur bei einem Teil findet sich eine kurze Charakterisierung.

Barbier, Ant. Alex., *Dictionnaire des ouvrages anonymes, 3. éd. augmentée par O. Barbier, Réné et Paul Billard. Paris* 1869—78.

Brunet, J. Ch., *Manuel du libraire et de l'amateur de livres contenant 1° un nouveau dictionnaire bibliographique, 2° une table en forme de catalogue raisonné. 5. édition originale, 6 vols. Paris, Firmin Didot,* 1860—65.

Cazin, sa vie et ses éditions. Par un Cazinophile (Brissart-Binet). Cazinopolis (Reims) 1863, in 320 Exemplaren.

Cohen, Henry. Guide de l'Amateur de Livres à gravures du XVIIIe siècle. 6. édition revue, corrigé et augmenté par Seymour de Ricci. Avec une préface par le Baron Roger Portalis. Paris 1912.

Drujon, Fernand. Catalogue des ouvrages, écrits et dessins de toute nature poursuivis, supprimés ou condamnés depuis le 21 octobre 1814 — jusqu'au 31 juillet 1877. Edition entièrement nouvelle, considérablement augmentée etc. Paris, Eduard Rouveyre 1879 (zitiert = Drujon oder Drujon, Cat.).

[21] Zeitschrift für Bücherfreunde 1. Jahrgang 1897/8, S. 617—621.

Drujon, Fernand. Les livres à clef. Etude de bibliographie. Paris, Rouveyre 1888, 2 vols. (zitiert = Drujon, Livres à clef).

*Gay, Bibliographie des Ouvrages relatifs à l'Amour, aux Femmes, au Mariage et des livres facétieux, pantagruéliques, scatologiques, satiriques etc.... Par M. le C. D'I***, troisième Edition entièrement refondue et considérablement augmentée. 6 vols. Turin, J. Gay et Fils Editeurs* (Bd. V: *Nice;* Bd. VI: *San Remo),* 1871 bis 1873. (Zitiert = Gay, 3. A., vgl. Stern-Szana, S. 235.)

*Gay, Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour etc. Par M. le C. D'I***. Quatrième édition, entièrement refondue, augmentée et mise à jour par J. Lemonnyer, 4 vols.* Paris 1894—1900 (zitiert = Gay). Beide Ausgaben sind zu benutzen, da Lemonnyer viele obszönen Werke wegläßt, um Raum für die neueren Erscheinungen zu gewinnen. Der vierte Band enthält nur das Register[22].

Gay, J. Analectes du bibliophile. Recueil contenant diverses pièces curieuses anciennes et modernes etc. 3 vols. Bruxelles 1876 (zitiert = Gay, Anal.).

Graesse, G. J. Notice sur les écrivains érotiques du quinzième siècle et du commencement du seizième. Extrait de l'ouvrage allemand du Docteur J. G. Graesse de Dresde „Histoire universelle de la littérature", traduit et annoté par un bibliophile français. Bruxelles, Mertens 1865, 150 Ex.

Grisebach, Eduard, Weltliteraturkatalog eines Bibliophilen mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898, und 2. Auflage, Berlin, B. Behr, 1905.

Hayn, Hugo, und *Gotendorf,* Alfred N. *Bibliotheca Germanorum erotica et Curiosa.* Verzeichnis der gesamten deutschen erotischen Literatur mit Einschluß der Übersetzungen nebst Beifügung der Originale. Zugleich dritte, ungemein vermehrte Auflage von Hugo Hayns „Bibliotheca Germanorum erotica", München 1914. Verlegt bei Georg Müller, 8 Bände (zitiert = Hayn oder Hayn-Gotendorf).

Hayn, Bibliotheca Germanorum Gynaecologica et cosmetica. Verzeichnis deutscher sexueller und kosmetischer Schriften mit Einschluß der Übersetzungen nebst Angabe der Originale. Leipzig 1886.

Hayn, H., *Bibliotheca erotica et curiosa Monacensis.* Verzeichnis französischer, spanischer, englischer, holländischer und neulateinischer Erotika und Kuriosa, von welcher keine deutsche Übersetzung bekannt ist. Berlin 1889 (zitiert = Hayn, Mon.).

Hayn, H. *Bibliotheca Germanorum nuptialis.* Verzeichnis von Einzeldrucken deutscher Hochzeitsgedichte und Hochzeitsscherze in Prosa von Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit. Köln 1890[23].

Holzmann, Mich., und *Bohatta,* Hanns. Deutsches Anonymen-Lexikon 1501 bis

[22] Vgl. Stern-Szana, S. 235/6.
[23] Vgl. Hayn, III, 110—111.

1850. Aus den Quellen bearbeitet Bd. 1—4. Weimarer Gesellschaft der Bibliophilen 1902—1909.

Pisanus Fraxi (Henry Spencer Ashbee), *Index librorum prohibitorum: being notes bio-biblio-iconographical and critical, ou courious and uncommon books. London, Privately printed* MDCCCLXXVII (1877), 250 Ex. Enthält hauptsächlich bibliographische Angaben über E. Sellon, John Davenport, Fanny Hill und zahlreiche Schriften über Flagellation[24].

Pisanus Fraxi, Centuria librorum absconditorum, being notes bio-biblio-iconographical and critical, or curious and uncommun books. London, Privately printed, MDCCCLXXIX (1879), in 250 Ex. (enthält besonders die komplette Bibliographie der Werke des Polyhistors Martin Schurig, zahlreiche Werke über katholische Sexualkasuistik, Kings „Toast". Rochesters „Sodom". Rowlandsons obszöne Bilder und Bibliographie über Flagellation.

Pisanus Fraxi, Catena librorum tacendorum, being notes bio-biblio-iconographical and critical ou curious and uncommon books. London, privately printed, MDCCCLXXXV (1885), in 250 Ex. (enthält hauptsächlich Bibliographie über englische Erotika des 18. und 19. Jahrhunderts, vor allem Clelands Werk, ein Verzeichnis spanischer Erotika (S. 373—394) und Varia[25].

Quérard, J. M. Les supercheries littéraires dévoilées. Galérie des écrivains de tout l'Europe qui se sont déguisés sous les anagrammes, des astéronymes, des cryptonymes, des initialismes, des noms littéraires, des pseudonymes facétieux ou bizarres etc. 2. éd. augmentée par G. Brunet et P. Jannet. 4 vols. Paris 1869 bis 1878.

Du Roure, Analectabiblion ou extraits critiques de divers livres rares oubliés ou peu connus. Paris 1837, 2 vols.

Stern-Szana, Bernhard. *Bibliotheca curiosa et erotica.* Beschreibung meiner Sammlung von Seltenheiten und Privatdrucken erotischer und kurioser Bücher. Mit einem Artikel über Casanova, einem Artikel über Aretino, biographischen und bibliographischen Bemerkungen, den Schätzungspreisen nach dem Tageswerte und Parallelen ehemaliger Preise. Privatdruck für Bernhard Stern-Szana und seine Freunde[26].

---

[24] Vgl. die Besprechung von G. Grunet in „Bulletin du bibliophile", August-Sept. 1877.

[25] Rezensionen in: The Academy v. 7. 2. 1880, S. 104; Le livre 1880, S. 107 und 323; The Saturday Review v. 7. 2. 1880, S. 196; Bulletin du bibliophile, März-April und Sept.-Okt. 1879; The Bibliographer 1884, S. 137; Grego, Rowlandson the Caricaturist, Bd. II, S. 419; Utilité de la flagellation, Brüssel, Gay et Doucé 1879, S. 112—126, welches Werk einen Auszug der Bücher und Bemerkungen über die Flagellation enthält.

[26] 1921. Druck bei Hahn und Goldmann in Wien, Opernring 17; eine sehr bissige, aber ungerechte Kritik findet sich in „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1922, 1. Heft, Beibl. 42 (zitiert = Stern-Szana).

Weller, Emil. Die falschen und fingierten Druckorte. Repertorium der seit Erfindung der Buchdruckerkunst unter falscher Firma erschienenen Schriften. Deutscher und lateinischer Teil. Leipzig, Falcke & Rößler, 1858[27].

Dies sind die hauptsächlich benutzten Werke. Spezialwerke sind an Ort und Stelle zitiert.

Berlin-Schöneberg, den 14. März 1927.

Dr. Paul Englisch

[27] Weitere erot. Bibliographien sind verzeichnet bei Pisanus Fraxi, Catena, S. 509—532; Index 440—476; Centuria 477—518.



Vorbemerkungen

1. Definition einiger Grundbegriffe



Ehe wir an das eigentliche Thema herangehen, bleibt noch übrig, die einzelnen technischen Bezeichnungen etwas genauer abzugrenzen, um Klarheit zu gewinnen. Denn gerade auf diesem Gebiete der Erotik herrscht eine seltsame Verwirrung der Begriffe, die einer gerechten Würdigung der literarischen Erscheinungen wenig zuträglich ist.

Unsere Arbeit behandelt die erotische Literatur. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch zieht man hier die Grenzen einerseits zu weit, indem man darunter die Liebespoesie in ihren gesamten Verzweigungen und Verästelungen versteht, also auch die Feld-, Wald- und Wiesenlyrik, die Schmacht- und Gartenlaubenerotik sowie die Schilderung von Backfischschwärmereien. Anderseits will das streng zelotische Muckertum damit lediglich die den guten Sitten und den gerade herrschenden Moralanschauungen widerstreitenden anstößigen Literaturprodukte treffen. Der eine Standpunkt wie der andere erfaßt nicht das Richtige. Unter Erotik läßt sich nicht jegliche Art von Liebesempfinden zu einem anderen Wesen subsumieren, denn alsdann müßte auch Eltern- und Kindesliebe darunter fallen. Wir definieren also als „erotische Literatur" die Darstellung sexuell gefärbter Liebesempfindungen, sowohl zu sich selbst, zum eigenen wie zum anderen Geschlecht, unter Reizung der Geschlechtsnerven und Erregung sinnlicher Begierden. Diese Definition vermag allein zu befriedigen.

Alle Spielarten führen kein selbständiges Dasein, sondern sind lediglich Unterarten des Allgemeinbegriffs „erotische Literatur". Diese Begriffe seien im folgenden kurz erläutert. Natürlich spielt auch hier das subjektive Urteil mit, denn einer allgemeingültigen, unbestrittenen Wertschätzung erfreut sich keine der bisher aufgestellten Definitionen der nachstehend charakterisierten Literaturgattungen.

1. Pikante Literatur. Pikant bedeutet stechend, scharf, beißend, anzüglich. Ohne ausgesprochenen erotischen Charakter zu tragen, bezeichnet man als „pikant" ein eigenartiges Zusammentreffen gewisser Situationen oder Ereignisse, das dem Leser oder Zuschauer ein spöttisches oder schadenfrohes Lächeln abnötigt. Es ist leichter, Beispiele dafür zu geben, als den Begriff richtig zu definieren. Preist ein Hahnrei die Treue seiner Gattin vor seinen Mitarbeitern, muß ein Richter über eine weibliche Delinquentin zu Gericht sitzen, mit der er selbst die fraglichen Geheimnisse teilt (zum Beispiel in Kleists „Der zerbrochene Krug"), so wirkt dies pikant, ohne daß man deutlich beschreiben könnte, worin der pikante Zug liegt. Verallgemeinernd, aber durchaus unzutreffend bezeichnet man heute solche Schriften als pikant, die, ohne direkt unzüchtig zu wirken, erotische Szenen mit einem gewissen Witz behandeln, das eigentliche Erotische aber geschickt mit einem durchsichtigen Schleier verhüllen.

2. *Galante Literatur.* Dieser Begriff hat im Laufe der Zeiten eine große Wandlung erfahren. Man erzählt sich noch heute von „galanten" Abenteuern, leidet an „galanten" Krankheiten, kauft Galanteriewaren, verlangt, daß ein Kavalier seiner Dame gegenüber galant sei usw., und versucht hier, die heterogensten Begriffe unter einen Hut zu bringen. Schon Christian Thomasius beklagt die mißbräuchliche Verwendung des Wortes „galant": „... was ist galant und ein galanter Mensch? Dieses dürfte uns in Wahrheit mehr zu thun machen als alles vorige, zumahlen da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbrauchet worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänken, von Feder und Dinten, und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Aepffeln und Birne zum öftern gesagt wird[1]." So wird ein „galantes Clavichordium", die „ertzgalante Herrin", die „galanten Engel", die „galante Seele", „galante Sterne" usw. besungen[2], und seit 1695, dem Erscheinungsjahr von Hoffmannswaldaus Gedichten in der Neukirchschen Sammlung gibt es fast keine Gedichtsammlung mehr, die nicht eine Rubrik „Galante Gedichte" oder „Galante Arien" aufwiese, „und diese Benennung erhielt sich bis in das vierte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, wo sie dann durch andere Modeworte, wie ‚moralisch' oder das bei den Anakreontikern beliebte ‚zärtlich' und ‚schertzhaft' abgelöst wird[3]." Im allgemeinen versteht man unter „galant sein" die feine Lebensart der Franzosen, ihr savoir vivre, das decorum der Lateiner. Je größere Verbreitung aber die galante Poesie erfuhr, um so mehr wandelt sich die Bedeutung des Wortes, und man verstand schließlich darunter Berichte von Liebesaffären bekannter Persönlichkeiten, unsaubere Liebesgeschichten, kurzum die erotische Literatur im allgemeinen. Im Rokoko hatte dieser Sprachgebrauch Heimatsrechte erworben. Wir wollen den Begriff „galante Literatur" nicht so weit fassen, und verstehen darunter lediglich *den* Teil der erotischen Literatur, der unter Beiseitesetzung jeglicher sinnlichen Empfindung dem Wunsche entsprungen ist, durch grelle, aber kalte Geistesblitze, die das Gebiet der Erotik streifen, zur geselligen Unterhaltung beizutragen oder einen gewünschten Eindruck zu erzielen. Das gesunde und natürliche Empfinden wird ausgeschaltet, und die Liebesbeziehungen zweier Menschen gelten lediglich als anatomisches Objekt für die Sezierkunst des nüchtern reflektierenden Verstandes. Die galante Literatur ist in der Hauptsache Spielerei zur Ausfüllung müßiger Stunden, keine innere Herzensangelegenheit.

3. *Frivole Literatur.* Man versteht darunter nicht selten die erotische Literatur en bloc, doch ohne jeden Schein einer Berechtigung. Frivolität ist die bewußte Verspottung der heiligsten Gefühle und Ideale anderer, eine Blasphemie oder Tra-

[1] Christian Thomasens Allerhand bissher publicierte Kleine Teutsche Schriften usw. Dritte Edition Halle 1721, S. 13.

[2] Weitere Nachweise bei Max Freiherrn v. Waldberg, Die galante Lyrik, Straßburg 1885, S. 2.

[3] Waldberg, S. 23.

vestie reiner Empfindungen, sei es auf grobianische, brutale Manier oder durch witzige Lächerlichmachung. In beiden Fällen liegt es in der Absicht des angriffslustigen Spötters, andere in ihren Gefühlen zu verletzen und mit mephistophelischem Grinsen die eigene Lachlust zu reizen. Daß diese religiös Indifferenten oder direkten Widersacher der Religion, oft ohne jedes innerliche Verantwortlichkeitsgefühl, meist die Grenzen des Schicklichen überschreiten und auch vor den Geboten des Anstandes nicht scheu zurückbeben, liegt auf der Hand. Allein verfehlt ist es, diese Religionswidersacher, denn um solche wird es sich in der Hauptsache handeln, schlankweg unter die erotischen Schriftsteller zu zählen und ihre Werke stets in die erotische Literatur einzureihen. In vielen Fällen mag diese Rubrizierung das Richtige treffen. Die Ansicht indessen, daß frivol und erotisch identische Begriffe seien, läßt sich mit stichhaltigen Gründen nicht beweisen. Es liegen hier die gleichen Verhältnisse vor wie bei der burlesken und grotesken Dichtungsart. Die Erotik mit ihren Begleiterscheinungen, ihrem Verbundensein von Trivialem und Idealem reizt an und für sich schon zum Lachen. Um wieviel mehr wird dies der Fall sein, wenn diese Situationen durch bewußte Übertreibungen über das Maß des Vorstellbaren hinaus erweitert und mit grellen Farben ausgemalt werden! Das Burleske und Groteske kann wohl durch Hinzuziehung erotischer Elemente seine beabsichtigte Wirkung steigern, die Erotik als Dienerin pressen, keineswegs sich aber selbst zur niedrigen Magd herabwürdigen.

Die noch übrigbleibenden technischen Bezeichnungen sind an sich klar. Obszön, pornographisch, sotadisch sind verschiedene Benennungen für ein und dieselbe Sache.

4. Obszön. Die Bezeichnung findet sich bereits bei den alten Römern. Nach der Ansicht einiger leite sich der Ausdruck von scaena — der Bühne — her, da diese oft der Schauplatz unzüchtiger Werke und Handlungen sei. Andere wiederum glauben, er stamme von den alten Oskern, die für eine derartige Literatur inniges Verständnis bekundeten. Aber aus den erhaltenen Literaturdenkmälern läßt sich nicht mit genügender Klarheit erkennen, ob die Römer bereits eine strenge Unterscheidung machten zwischen dem, was als Erotik schlechtweg und als obszön im engeren Sinne heute bezeichnet wird. Auch damals ja schon gab es prüde Sittlichkeitsapostel, die in moralischer Entrüstung jede Behandlung sexueller Verhältnisse mit scheelen Augen ansahen und aus der Armseligkeit ihrer Impotenz jede Behandlung des Geschlechtlichen als „obszön" verwarfen. Und diese bedauernswerte Unklarheit beherrschte die ganzen Jahrhunderte hindurch die literarische Auffassung. Bloch[4] zitiert aus einer Leipziger Doktordissertation von 1688[5]. Nach diesem Doktoranden sind obszöne Schriften „alle diejenigen, deren Verfasser sich in deutlichen, unzüchtigen Reden ergehen und frech über die Geschlechtsteile sprechen

[4] Das Sexualleben unserer Zeit, a. a. O., S. 794.

[5] Schreber, De libris obscoenis S. 5; vgl. Vorwort.

oder schamlose Akte wollüstiger und unreiner Menschen in solchen Worten schildern, daß keusche und zarte Ohren davor zurückschaudern." Daß diese moralische Standpauke alles andere ist als eine wissenschaftlich ernst zu nehmende Definition, dazu bedarf es keines Beweises. Bloch stellt ihr seine eigene gegenüber (S. 795): „Obszön ist nur dasjenige Buch, welches einzig und allein, ausschließlich zum Zwecke geschlechtlicher Erregung verfaßt wurde." Bloch rückt also hier das persönlich subjektive Moment in den Vordergrund, legt das Entscheidende in das Bewußtsein, in den Willen des Urhebers, ohne Rücksicht auf den Wert oder Unwert des Buches, auf die Fähigkeit, die beabsichtigte Wirkung auch hervorzubringen. Träfe Blochs Definition das Richtige, so müßten Wollen und Vollbringen identisch sein. Das will aber Bloch wohl selbst nicht sagen. Nicht die Absicht ist entscheidend, wenngleich ein maßgebender Faktor, sondern der Erfolg. Und auf diesen Erfolg legt Alfred Kind[6] das Hauptgewicht, wenn er unter „obszön" alles versteht, „was geeignet ist, die eingeborene und erworbene erotische Reaktionsfähigkeit des Menschen physiologisch zu reizen." Kind verfällt hier in den entgegengesetzten Fehler wie Bloch. Er eliminiert die Absicht, den Willen des Verfassers und stellt ihn als bedeutungslos hin. Die Wirkung ist nach ihm allein ausschlaggebend. Damit nähert sich Kind letzten Endes der von ihm anderwärts heftig bekämpften Auffassung des Reichsgerichts von dem „normalen Schamgefühl" der Durchschnittseuropäer. Folgt man aber der Ansicht Blochs, dann gelangt man zu dem Ergebnis, daß noch so unverblümte Erotika nicht als obszön angesprochen werden können, wenn sie von dem Verfasser lediglich zur Erheiterung Gleichgesinnter zu Papier gebracht wurden. (Man denke an das Theater der Rue de la Santé!) Das Richtige dürfte wie so oft in der Mitte liegen. Obszön ist alles, was in bewußtem Gegensatz zur herrschenden Moral zum Zwecke der physiologischen Reizung der Geschlechtsnerven verfaßt und diesen Zweck zu erfüllen geeignet ist.

Eine Unterart des Obszönen ist *die Zote*. Ihr Begriff steht nicht ganz fest. Die bekannten Sexualforscher wie Bloch, Moll, Stoll gebrauchen den Ausdruck sehr oft, ohne indessen eine erschöpfende Definition dieses Begriffs zu bieten. Auch Poritzky[7] hat sich vergeblich um die Entzifferung bemüht. Nach Kinds Auffassung (S. 77) steht der volkstümliche Begriff der Zote in engstem Zusammenhang mit dem Begriff von Freiheit und Zwang in der Liebe. Er sagt: „Zote bedeutet immer etwas ethisch Minderwertiges, weil es sich hierbei um eine geschlechtliche Anspielung handelt, die ohne oder gegen den Willen oder die Zustimmung eines Dritten diesem zu Gehör gebracht wird. Die Erregung sexueller Ideenassoziationen aber in einer fremden Psyche, die Störung ihres labilen erotischen Gleichgewichts ist ein Übergriff in die Freiheit des Individuums, ist eine geistige Notzucht." Diese

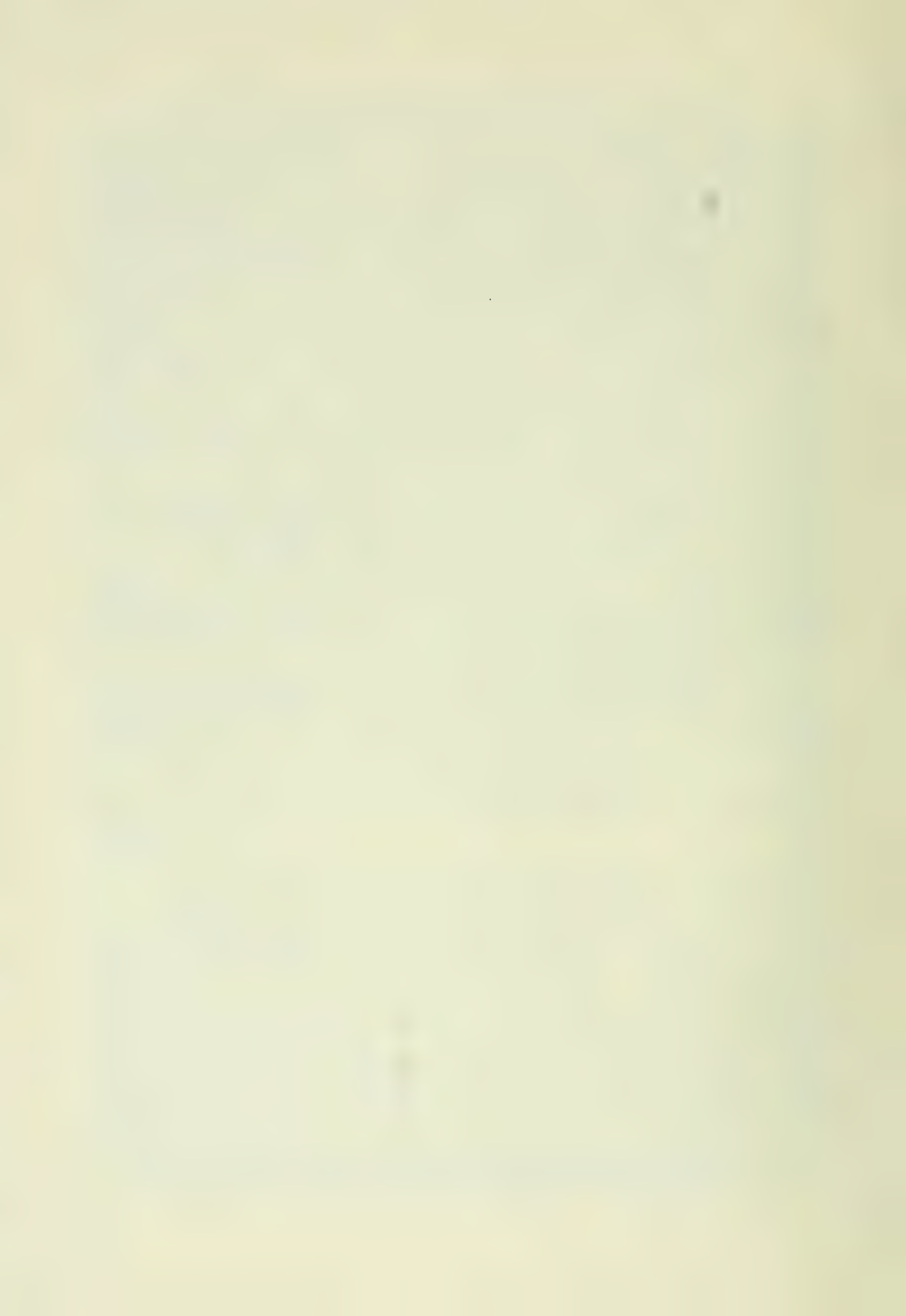
[6] Zur Psychologie des Obszönen in „Blätter für Bibliophilen", 1. Jahrg., S. 79.
[7] Zur Psychologie der Zote im „Zeitgeist" v. 21. Oktober 1907 des B. T.

Ausführung, so interessant sie auch an sich ist, erschöpft doch nicht den Begriff der Zote. Sie enthält eine Teilwahrheit, aber nicht die ganze. Nicht jede geschlechtliche Anspielung wird als frei und unschicklich empfunden. Herren unter sich und — Frauen unter sich vertragen oft mit größtem Genuß eben diese Kost, von der sie sich vielleicht naserümpfend abwenden, wenn beide Geschlechter zusammen sind. Vorurteilslose Menschen lauschen auch dann mit gespannter Aufmerksamkeit dem Bericht einer sexuellen Begebenheit seitens eines ernsten Erzählers, während sie angewidert sich abwenden, wenn der gleiche Inhalt mit faunischem Behagen vorgetragen wird. Nicht das Vorgebrachte an sich, sondern die unsaubere Gesinnung stößt ab. Doch auch hier befinden wir uns noch nicht dicht auf den Spuren der Zote. Ihr Charakteristikum ist der Witz auf sexueller Basis. Wagen wir uns an eine Definition heran, so können wir sagen: Zote ist die mit Witz getränkte Erzählung einer geschlechtlichen Begebenheit in knappen Worten, wodurch der Hörer zuweilen gegen seinen eigenen Willen mit seinem Gedankengang in die Sphäre des Sexuellen gezogen und zum Lachen gebracht werden soll. Diese Definition erschöpft meines Erachtens den Begriff der Zote vollkommen.

5. *Die pornographische Literatur* bezeichnet die erotische Literatur im engsten Sinne. Ihr Name (von Porne = Dirne und graphein = schreiben, also Dirnenliteratur) kennzeichnet sie als Erzählung von Begebenheiten, die mit dem Beruf des Freudenmädchens aufs engste zusammenhängen.

6. *Die sotadische Literatur* ist gleichbedeutend mit der vorigen Abart. Ihren Namen erhielt sie von Sotades von Maroneia, der dieses Gebiet besonders gepflegt haben soll[8].

[8] Vgl. die Ausführungen bei dem betreffenden Abschnitt der griechischen Literatur.



2. Die Zensur hinsichtlich erotischer Werke



Solange es Schriftsteller gab und Schriften in die Öffentlichkeit kamen, hat es Gegner gegeben, die den Inhalt des Geschriebenen scheuten und seine Verbreitung mit allen Mitteln zu hintertreiben suchten. Selbstverständlich lag die Handhabung der Zensur stets in der Hand der Mächtigeren, nicht der Einsichtigeren, und sobald diese aus irgendwelchen Gründen ein Verbot erlassen hatten, war die Zensur geschaffen.

Athen selbst war liberal gewesen; es begünstigte die Poesie und legte deren Verbreitung kein Hindernis in den Weg. An Possen und Zoten hatte das lebenslustige Völkchen Gefallen, und sogar Aristophanes macht dem Geschmacke des Publikums weitgehende Konzessionen. Um so mehr nimmt es wunder, daß Archilochus wegen einiger freien Verse verbannt wurde. Zur Zeit der Römerherrschaft änderten sich die Anschauungen allerdings in einigen Punkten.

In *Rom* selbst bestrafte das Gesetz der zwölf Tafeln den Verfasser satyrischer Gedichte mit dem Tode. Was aber unter diesen Gedichten zu verstehen ist, ob sie politischen oder anstößigen Inhalts waren, ist nicht ohne weiteres zu ersehen. Tacitus erwähnt mehrere Fälle von Büchereinziehungen und Bestrafungen der Verfasser. Es geht aber aus keiner Stelle hervor, daß es sich um erotische Schriften bei diesen Beschlagnahmungen gehandelt habe. Es dürften wohl Pamphlete gewesen sein, die sich gegen das Staatsoberhaupt oder einzelne angesehene Personen richteten. Nero ließ beispielsweise den Fabricius Vejento, den man beschuldigte, viel Ehrenrühriges gegen Nero, den Senat und die Priester geschrieben zu haben, aus Rom verbannen. Seine Schriften wurden eingezogen und verbrannt, woraufhin eben diese Schriften, wie Tacitus (Ann. XIV, 50) hinzufügt, eifrig gesucht und gelesen wurden, solange ihre Anschaffung Gefahr brachte, daß sie aber in Vergessenheit gerieten, sobald man sie wieder frei haben durfte. Und Justinian setzte den Bischof Severus ab, weil er das Reich mit verschiedenen Schandschriften überschwemmt hatte[1].

Mit dem Eindringen des Christentums in die germanischen Lande ging Hand in Hand die Verbreitung der Bildung durch die abschriftlich hergestellten römischen Klassiker von seiten der Klöster. Für eine Zensur im eigentlichen Sinne lag noch keine Veranlassung vor. Das änderte sich mit der Entdeckung der Buchdruckerkunst, als es möglich wurde, von einem Exemplar beliebig viele Abzüge herzustellen. Die Kirche blieb nicht müßig. Sie herrschte ja unumschränkt und maßte sich in richtiger Erkenntnis von der Macht der neuen Erfindung bald die Gewalt auch über die Gedanken und den bildlichen Ausdruck derselben an.

[1] Friedrich Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1886, S. 524.

Heinrich Reusch[2], Joseph Hilgers[3], derselbe[4], Karl Faulmann[5] und Friedrich Kapp[6] haben die Literatur über die Zensur in wünschenswerter Vollständigkeit zusammengetragen, so daß wir darauf verweisen können. Uns kommt es hier speziell auf die Zensur hinsichtlich der erotischen Werke an, welches Gebiet in den vorerwähnten Schriften nur ganz kurz gestreift wurde.

Die Präventivzensur, die Prüfung von Druckschriften *vor* ihrem Erscheinen im Buchhandel, ist eine Erfindung der geistlichen Machthaber zu Ende des 15. Jahrhunderts. Denn nachträgliche Verbote vermochten nur in den seltensten Fällen die Quellen zu verstopfen und die Flut einzudämmen. Dem Kurfürsten Berthold von Mainz gebührt der zweifelhafte Ruhm, 1486 in seinem Sprengel die erste Zensurbehörde ins Leben gerufen zu haben[7]. Exkommunikation und schwere Geldstrafe drohte jedem, der ein Buch druckte, verfaßte oder auch nur las, dem die geistliche Behörde nicht ihre Genehmigung (Imprimatur, das heißt es werde gedruckt!) gegeben hatte, und die Päpste beeilten sich, diesen als vortrefflich erkannten Gedanken für ihre Zwecke zu verwerten. Im allgemeinen wurden nur solche Werke von dem Verbot betroffen, die geeignet erschienen, der kirchlichen Machtfülle Abbruch zu tun. Deshalb ereilte erotische Bücher nur deshalb ein Verbot, wenn Mönche oder Nonnen oder der Klerus schlechthin übel dabei wegkamen. In anderen Fällen hat man sie nicht nur erlaubt, sondern geradezu privilegiert. Der berühmte Naudé, Bibliothekar des Kardinals Mazarin, bemüht sich, die Zoten des Niphus, die in dessen Werken vorkommen, zu entschuldigen. Er schiebt die Fehler auf die Ungebundenheit der damaligen Zeit, und er beweist durch Beispiele, daß man bei der Prüfung anstößiger Werke auf keusche Ohren keine Rücksicht nahm. Von der Moraltheologie des Thomas Sanchez, das ein Erotikum par excellence ist, bekennt der geistliche Zensor: „Ich habe dieses Buch mehr als einmal mit dem größten Vergnügen gelesen." Boccaccio wurde nicht wegen seiner Erotik verboten, sondern wegen seiner Angriffe auf die Mönche; denn die kastrierten Exemplare enthalten alle Zoten[8].

Wurde die kirchliche Behörde des Zuwiderhandelnden habhaft, so scheute sie auch vor Leibes- und Lebensstrafen nicht zurück. Worauf es den kirchlichen Machthabern in erster Linie ankam, wird sofort ersichtlich, wenn man den Index durchblättert. Die ganze Büchergesetzgebung bedeutete nichts weiter als eine Fortführung des Kampfes um die päpstliche Vorherrschaft mit allen Mitteln. Deshalb verfielen, wie bereits erwähnt, in der Hauptsache nur solche Bücher dem päpst-

[2] Der Index der verbotenen Bücher, zwei Bände. Bonn 1883.
[3] Der Index der verbotenen Bücher. Freiburg i. Br. 1904.
[4] Die Bücherverbote in Papstbriefen. Freiburg 1907.
[5] Ill. Gesch. der Buchdruckerkunst. Wien und Leipzig 1882, S. 233 ff., 339 ff. und 427 ff.
[6] Geschichte des deutschen Buchhandels. Leipzig 1885, S. 522—607.
[7] Fäßler, Das kirchliche Bücherverbot, S. 48.
[8] Flögel, Geschichte der komischen Literatur. Leipzig und Liegnitz 1783. I. S. 161.

lichen Bannstrahl, die Angriffe gegen das kirchliche Lehrgebäude und die Hierarchie enthielten. Gegen unmoralische Bücher bewiesen die römischen Hirten und deren Diener eine weitgehende Toleranz, ja Päpste und hohe geistliche Würdenträger wetteiferten in der Produktion derartiger Elaborate. Reusch bestätigt unsere Ansicht, daß es sich bei der Unterdrückung von Druckschriften immer nur um der Kirche unbequeme Schriften handelte. „Man hat bei dieser Revision (des Boccaccio) in Rom im allgemeinen nur die Beseitigung dessen verlangt, was gegen die Religion und die Geistlichkeit sei. So sind viele der schmutzigsten Stellen stehen geblieben, wenn von Laien die Rede ist. Sonst wurden die Nonnen in Edelfräulein, die Mönche in Zauberer verwandelt, die Äbtissin in der einundzwanzigsten Novelle in eine Gräfin, der Priester Gianni in einen „gewissen Gianni", der Erzengel Gabriel in einen Feenkönig. Nur die Novelle vom Teufel in der Hölle wurde aus Gründen des öffentlichen Anstandes geändert und die unverbesserliche sechste gestrichen, so daß ihrer nur neunundneunzig blieben[9]." Auch die Novellen des Masuccio, Bandelli, Straparola kamen lediglich aus den gleichen Gründen auf den Index, nicht aber wegen ihrer „Sittenlosigkeit". Aretins Raggionamenti sind *namentlich nicht* verboten, wie Reusch (I, 392) behauptet. Immer war es die kirchenfeindliche Tendenz der Schriftsteller, die sie auf den Index brachte.

Daß daneben auch sittenwidrige Schriften dem kirchlichen Anathema zum Opfer fielen, soll nicht bestritten werden, aber deren Zahl ist so geringfügig, daß sie neben der Masse der anderen Werke nicht ins Gewicht fällt. Papst Sixtus V. ließ zwar zu Rom einen Sekretär henken, der beim Kardinal d'Este gewesen war und sich Capella nannte. Dieser hatte ein Erotikum verfaßt. „Die Bilder in diesem Buche waren durch einen Großen, dessen Namen ich mit Rücksicht auf sein Kleid verschweige, und durch eine vornehme Dame, eine der schönsten Frauen Roms, dargestellt, und zwar waren sie beide getreu nach der Natur gezeichnet[10]." Brantome fügt aber gleich hinzu, daß diese Hinrichtung nicht etwa wegen dieses Erotikums, sondern wegen anderer Verbrechen erfolgte. Auch war die kirchliche Gesetzgebung, was die Erotika anbelangte, durchaus nicht einheitlich. Ein Papst verbot eine erotische Schrift, ein anderer strich sie wieder vom Index, nur hinsichtlich der religions- und kirchenfeindlichen Bücher waren sich alle Päpste einig. Was einmal verboten war, blieb auch verboten, und nur solche Werke, deren Tendenz der Kirche nicht mehr gefährlich werden konnte, weil die Anschauungen im Laufe der Jahrhunderte sich gewandelt hatten, wurden aus dem Index entfernt.

1559 wurde der erste Index von Papst Paul IV. zusammengestellt. Leo XIII. faßte alle Indices durch die Konstitution „Officiorum ac minorum" zusammen. Sie besteht aus zwei Teilen. Der erste stellt die Grundsätze zusammen, die für das Verbot maßgebend waren, der zweite Teil führt die verbotenen Bücher namentlich

[9] A. a. O., I, S. 390, vgl. auch Anm. 2 auf S. 389.
[10] Brantome, Das Leben der galanten Damen. Deutsch von W. A. Kastner. Leipzig 1914, S. 28.

auf. Kapitel 4 des ersten Abschnittes handelt von den unsittlichen Schriften. „Bücher, welche schmutzige und unsittliche Dinge planmäßig behandeln, erzählen oder lehren, sind streng verboten, da nicht bloß der Glaube, sondern auch die Sittlichkeit, welche durch das Lesen derartiger Bücher nur zu leicht Schaden leidet, geschützt werden muß. Die Bücher älterer und neuerer Schriftsteller, die als Klassiker gelten und von jenem Schmutze nicht frei sind, werden mit Rücksicht auf die Eleganz und Reinheit der Sprache gestattet, doch nur solchen, deren Amt oder Lehrberuf diese Ausnahme heischt. Knaben aber und jungen Leuten dürfen nur sorgfältig gereinigte Ausgaben in die Hand gegeben und dieselben nur nach solchen unterrichtet werden." Auch die Buchhändler werden angewiesen, danach zu handeln[11]. Die weittragende Bedeutung dieser Bestimmung wird viel zu wenig gewürdigt. Danach bedarf es keiner namentlichen Aufführung im Index mehr, und die Kirche kann deshalb mit Recht behaupten, daß Goethe und die anderen Klassiker nicht *namentlich* auf dem Index stehen. Aber diese allgemein gehaltene Bestimmung gibt den kirchlichen Machthabern das Recht, auch sie zu verbieten.

Es muß aber betont werden, daß diese strenge Auffassung erst neueren Datums ist, und daß die früheren Päpste nicht im entferntesten daran dachten, Erotika in Bausch und Bogen zu verdammen. Wie schon erwähnt, verfielen nur die kirchenfeindlichen Schriften dem Anathema. Allmählich wucherte aber die Zensur auch auf das politische Gebiet über, und schließlich fielen auch Werke unter das Verbot, die den guten Sitten zuwiderliefen. Im Jahre 1504 wurde durch einen Befehl des Straßburger Senats alles, was gegen den Papst, den Kaiser, gegen Fürsten und Städte oder gegen die guten Sitten gerichtet war, zu drucken verboten und drei Zensoren die Überwachung anvertraut. Die Reichsabschiede von Speyer (1529), Augsburg (1530) und Regensburg (1541) ordneten die Präventivzensur an und bestimmten, daß die Namen der Verfasser und Drucker auf der Druckschrift genannt sein müßten. Preßdelikte sollten an Leib und Leben gestraft werden. Die Folge davon war, daß man bei Schriften, von denen man eine Verfolgung gewärtigte, das Gebot umging. Karls V. „Ordnung und Reformation guter Polizey" aus dem Jahre 1548 bestimmte sogar in Artikel XXXIV, daß durch die peinliche Befragung der Ursprung verbotener Bücher festgestellt werden konnte. Sogar die „guter Zucht halber" geschriebenen Traktätlein, in denen der Name des Teufels auf dem Titelblatt prangte, wie „Hosenteufel", „Spielteufel" unterlagen dem Verbot. Aber alle Bestrafungen, so grausam sie auch sein mochten, konnten den Verfügungen keinen Gehorsam verschaffen[12]. Da sich die Drucker „mit ihrem Unverstandt entschuldigten", sollte kein Buch gedruckt werden, das nicht zuvor die Genehmigung der Zensurbehörde erhalten habe. In Straßburg wurde 1669 eine Reihe erotischer Schriften verurteilt. „Aus erkandnuß unserer gnädigen herren der 13er

[11] Vgl. Hilgers, a. a. O., S. 28 und 35.
[12] Vgl. Faulmann, S. 233 ff.; Kapp, S. 559. 115 f.

ist denen gesambten allhiesigen buchführern anzuzeigen, daß sie von denen hienach specifirten büchern nicht allein alle ietzzumals hinder sich habende exemplar ie benebens deren tax ohnverweilt zu der canzley lüfern, sondern sich auch in das fürkünftige allerdings enthalten und derselben keine mehr sub poena confiscationis hierher bringen sollen. Decretum montagis den 20. December 1669:

Histoire amoureuse des Gaules,
Histoire du palais royal,
Parnasse satirique,
Cabinet satirique"

und noch zwölf andere Werke[13]. Als unsittliches Buch verbot Augsburg 1714 L'heptameron des Novelles de Marguerite d'Angoulème[14].

Ferdinand III. dekretierte in der Verordnung vom 10. Oktober 1642: „Wer mit einigen unzüchtigen Bildern, sie seyen gleich von Holz, Wachs oder anderen Materialien, auf was fürley Weise gemacht, gemahlen oder in Kupfer gestochen, außer in denen gewöhnlichen Jahrmärkten betreten würde, dem sollen zum erstenmal alle seine Waren confiscirt und hinweggenommen, hernach und zum andertenmahl ohne Anscheuung an Leib und Gut gestraft werden."

War die Zensur im heiligen römischen Reiche deutscher Nation schon streng genug, so wurde sie in Österreich von der dem Einfluß von Klerikern unterliegenden Regierung rigoros gehandhabt. Maria Theresia beispielsweise konnte sich von den Einflüsterungen der Geistlichkeit und besonders der Jesuiten nicht freimachen. Es genügte zur Unschädlichmachung eines Buches schon, wenn irgendein geistlicher Herr sich hinter eine Kammerfrau der Kaiserin steckte. Die zeigte ihr einige Stellen des fraglichen Buches, die, für sich betrachtet, wohl als anstößig gelten konnten. Das genügte. Auf den Zusammenhang kam es nicht an, die Schrift wurde verboten. Van Swieten, der bedeutendste Zensor, ging rücksichtslos, aber nach höchst eigenartigen Gesichtspunkten gegen die Literaturerzeugnisse vor. Er verurteilte selbstverständlich Voltaire, Rousseau, Wieland, Lessing, Lohensteins „Agrippina", schützte aber Hoffmannswaldau und Opitz, „weil diese klassischen Bücher in der Jetztzeit zur Reform der deutschen Sprache so viel beitragen[15]." Auch die römischen Moraltheologen wie Sanchez, Busenbaum, La Croix und andere wurden in dem streng katholischen Österreich verboten[16]. Nach dem Tode der Kaiserin hielt der neue Herrscher, Joseph II., die Zügel der Zensur nicht mehr so straff, wie es vordem der Fall war. Er hob zunächst die einzelnen Zensurkommissionen auf und zentralisierte den ganzen Zensurbetrieb in den Händen der Bücherzensur-Hauptkommission in Wien. Aber den Eroticis sagte auch er den Kampf an:

[13] Archiv für den deutschen Buchhandel V, S. Leipzig 1852, S. 319.
[14] Grässe, Allgem. Literärgeschichte III, 1. S. 268.
[15] Allgem. deutsche Biographie XXXVII 1894.
[16] Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur, 1847, S. 131 Anm.

„I. Soll man gegen alles, was unsittliche und ungereimte Zoten enthält, aus welchem keine Gelehrsamkeit, keine Aufklärung jemals entstehen kann, strenge, gegen alle übrigen Werke aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich vorfinden, um so nachsichtiger sein, als erstere nur vom großen Haufen und von schwachen Köpfen gelesen, letztere hingegen schon bereitheten Gemüthern und in ihren Sätzen standhafteren Seelen in die Hände kommen[17]." Um den Zensoren ihre Arbeit etwas zu erleichtern, verordnete Joseph II., daß kein Manuskript von der Zensurbehörde zur Prüfung angenommen werden solle, das nicht schon vorher die Bescheinigung irgendeines sachkundigen Gelehrten oder einer angesehenen Persönlichkeit mitbringt, daß in dem neuen Werke nichts gegen die guten Sitten, die Religion und die Landesgesetze enthalten, dasselbe demnach „dem gesunden Verstande angemessen ist". Diese verhältnismäßig freiheitliche Regelung hatte jedoch nicht lange Bestand. Auch Joseph schenkte den Einflüsterungen beschränkter Ratgeber Gehör und ordnete 1789 die Vorzensur aller Druckschriften an. Am 20. Januar 1790 wurde der gesamte Hausierhandel mit Büchern verboten. Am 22. Februar 1795 erging eine „Erneute Zensur-verordnung", die die Präventivzensur wesentlich verschärfte und Strafen „nach dem Grade der Anstößigkeit" festsetzte. Die daraufhin eingesetzte Rezensurierungskommission arbeitete nun so gut, daß sie innerhalb zweier Jahre an zweitausendfünfhundert bisher unbeanstandeter Werke auf den Index setzte. An eine Katalogisierung der anstößigen Werke konnte man wegen der Fülle des Materials nicht mehr denken. Seltsamerweise gestattete man jedoch ein Werk, das eine grausame Verspottung der Mönchsorden enthält, nämlich das Specimen Monachologiae secundum methodum Linnaeanum des Ignaz von Born (1742 bis 1791) ungeachtet aller kirchlichen Anstrengungen.

Trotzdem alle unsittlichen Bücher weder aus dem Lande noch ins Land gebracht werden sollten[18], trotz aller dem freien Vertrieb von Druckschriften in den Weg gelegten Hindernisse war die Nachfrage nach anstößigen Büchern permanent lebhaft, und die Schmuggler hatten alle Hände voll zu tun, um die verbotenen Bücher herbeizuschaffen, aber nicht die guten, die Bildung verbreiten und dem gewaltsam versperrten Lichte den Zugang bahnen— nein, die sittenlosen, die das rohe Gelüste befriedigen, gelangten auf Schleichwegen ins Land und wurden um den zehnfachen Preis gekauft. „Offiziere vom ersten Rang, Präsidenten und Räthe sind bei diesem Schleichhandel interessiert[19]." Gelehrte Werke warfen keinen solchen Gewinn ab, als derartige für den Sinnenkitzel bestimmte Elaborate. „Die Kaiserin (Maria Theresia) wäre zu Boden gesunken, wenn sie nur eine der tausend Privatbibliotheken entdeckt hätte, worin man die vornehmsten und skandalösten Schrift-

[17] A. Wiesner, S. 145.

[18] Wiesner, S. 180 und 185.

[19] Kaspar Riesbeck, Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris, 2. A. 1784, 1. Bd., S. 175.

steller finden konnte, die sie durch ihr Zensurkollegium und ihren Index auf ewig aus ihren Landen verbannt zu haben glaubt[20]." Bei dem Buchhändler von Trattener, einem Schützling der Kaiserin, konnte man für gutes Geld jedes gewünschte Erotikum beziehen[21]. Man fand immer neue Auswege, um der wachsamen Zensur ein Schnippchen zu schlagen. Um ein anstößiges Buch erscheinen lassen zu können, setzte man falsche Namen auf die Gesuche um die Bewilligung verbotener Druckschriften oder setzte nach erhaltener Erlaubnis eine oder die andere früher nicht erwähnte auf den Ansuchungszettel. War man freilich mit einem der Bibliothekare bekannt, so konnte man verbotene Werke mit leichter Mühe in der öffentlichen Bibliothek erhalten[22]. Da man in der verbotenen Literatur sich nicht mehr auskannte, ging man endlich 1765 daran, einen Catalogus librorum prohibitorum zusammenzustellen, der 1775 noch einige Supplemente erhielt. Aber anstatt vor der anstößigen, unmoralischen oder kirchenfeindlichen Literatur zu warnen, war der in mehreren Ausgaben bei verschiedenen Verlegern erscheinende Katalog gerade ein willkommener Führer zu diesen Quellen und wurde von Liebhabern und Sammlern, insbesondere erotischer Literatur niederster Sorte, fleißig benutzt. Infolgedessen kam 1777 der cat. libr. proh. selbst auf den Index[23], „damit die schlechten Leute nicht die schlechten, und die klugen Leute nicht die klugen Bücher aus demselben kennenlernen, und sich durch die Bücherschwärzer die schmutzigen Schriften nicht für den zehnfälligen Preis kommen zu lassen[24]." Nach den Zensurvorschriften vom 10. September 1810 sind alle Schriften zu entfernen, deren einzige Tendenz die Erregung der Sinnlichkeit ist, und dazu gehört „der endlose Wust von Romanen, welche einzig um Liebeleien als ihre ewige Achse sich drehen oder die Einbildungskraft mit Hirngespinsten erfüllen."

In Brandenburg-Preußen führte der Große Kurfürst 1654 die Zensur ein. 1708 ernannte Friedrich I. die Berliner Sozietät der Wissenschaften, die Vorläuferin der Akademie, zur obersten brandenburgischen Zensurbehörde, die alles zu verbieten hatte, was „wider die gesunde Moral oder auch ärgerliche und der christlichen Ehrbarkeit zuwiderlaufende Dinge" enthielt. Unterm 11. Mai 1749 erschien ein „Edikt wegen der wiederhergestellten Censur derer in Königlichen Landen herauskommenden Bücher und Schriften, wie auch wegen des Debits ärgerlicher Bücher, so außerhalb Landes verleget werden." „Der König", so heißt es in der Einleitung, „habe höchst mißfällig wahrgenommen, daß verschiedene scandaleuse theils wider die Religion, theils wider die Sitten anlaufende Bücher und

[20] Riesbeck, S. 231.
[21] Riesbeck I, S. 290.
[22] Riesbeck I, S. 289.
[23] H. H. Houben, Hier Zensur — wer dort? Leipzig 1918, S. 36.
[24] Nicolai bei Wiesner, S. 131. Eine große Anzahl von Indexausgaben ist angeführt bei Julius Petzholdt, Bibliotheca Bibliographica. Kritisches Verzeichnis der das Gesamtgebiet der Bi liographie betreffenden Literatur des In- und Auslandes. Leipzig 1866, S. 133—136, und Anton Einsle, Catalogus librorum in Austria prohibitorum. Wien 1896.

Schriften in Unseren Landen verfertiget, verleget und debitiret werden." Um diesem „Unwesen" abzuhelfen und „die ehemalige seit einiger Zeit in Abgang gekommene Bücherzensur wiederum herzustellen", werde nunmehr in Berlin eine Zensurkommission eingesetzt, die alle Bücher und Schriften, „die in unseren sämtlichen Landen verfertiget und gedruckt werden, oder die Unsere Unterthanen außerhalb Landes drucken lassen wollen," vor dem Druck zu genehmigen habe. Auch alle aus dem Ausland eingeführten Bücher unterlagen der Zensur. Wer derartige anstößige Bücher verkaufte, verfiel der Strafe, wenn er nicht eidlich versicherte, nicht darum gewußt zu haben, daß es sich um religions- oder sittenwidrige Bücher handele. Von nachhaltiger Wirkung ist aber dieses Zensuredikt nie gewesen. Wurde einmal ein Verleger wirklich gemaßregelt, so schlug der König das Verfahren meist nieder. Im Jahre 1763 war die Zahl der seit 1716 verbotenen Bücher erst auf 26 gestiegen. Nach Friedrichs des Großen Tode war es auch mit der beschränkten Freiheit der Presse vorbei. Der bigotte und sittenlose König Friedrich Wilhelm II. sah in der von seinem Vorgänger geförderten Aufklärung den größten Feind für sein Staatengebilde und wußte kein anderes Mittel, der von Frankreich drohenden Gefahr zu begegnen, als durch Schaffung eines neuen Zensurgesetzes, das vom König auch tatsächlich am 19. Dezember 1788 unterzeichnet wurde. „Eine gänzliche Ungebundenheit der Presse", klagt der Gesetzgeber „werde besonders in den sogenannten Volksschriften häufig von unbesonnenen oder gar boshaften Schriftstellern mißbraucht zur Verbreitung gemeinschädlicher, praktischer Irrtümer über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, zum Verderbnis der Sitten durch schlüpfrige Bilder, durch verlockende Darstellungen des Lasters" usw. Daher dürfe kein Buch ohne Erlaubnis der Zensur gedruckt werden. Die Zensur der schönen Literatur blieb Aufgabe der Universitäten oder der Landesjustizkollegien. Die Zensurinstruktion vom 31. Januar 1843, die sich auf den § 2 der Kabinettsorder vom 28. Dezember 1824 stützt, wiederholt das Verbot und befiehlt, „allen solchen Schriften und Aufsätzen die Erlaubnis zum Druck zu versagen, welche entweder ihrem Gegenstande oder ihrem Ausdruck nach unsittlich sind, insbesondere aber denen, von welchen Verführung zur Immoralität zu besorgen ist," und die Allerhöchste Kabinettsorder vom 3. Februar 1843 dehnte das Verbot auch auf bildliche Darstellungen aus.

Für Bayern wurde von Max Joseph III. ein Zensurkollegium errichtet, das ein Verzeichnis der verbotenen Bücher herausgeben sollte. Ein solcher Index erschien unter dem Titel „Catalogus verschiedener Bücher, so von dem churfürstlichen Büchercensurcollegio theils als religionswidrig, theils als denen guten Sitten, theils auch denen Landesfürstlichen Gerechtsamen nachtheilig verbothen worden. Verlegts Joh. Nep. Fritz in München 1770." Besondere kurfürstliche Erlaubnis gestattete einzelnen geeigneten Personen die Lektüre verbotener Bücher nach Unterzeichnung einer Bescheinigung, daß sie die Bücher zu guten Zwecken gebrauchen

und an niemand ausleihen wollten[25]. Boccaccio, Crebillon und Voltaire waren natürlich streng verboten[26]. 1794 verbot ein Dekret den in München befindlichen drei Buchhandlungen, Liebesromane zu führen, „die in jedem Anbetracht nicht nützen, wohl aber im Gegentheil für die Leser, besonders für die nach dergleichen Lectüre begierige Jugend äußerst schädlich und verderblich seien[27]." Für anonyme Schriften war derjenige verantwortlich, der den Debit besorgte. Die Kurfürstliche Entschließung, die Preß- und Buchhandelfreiheit betreffend, vom 13. Juni 1803, wiederholt in dem Edikt über die Freiheit der Presse und der Buchhändler vom 26. Mai 1818, ordnet die Beschlagnahme sittenwidriger Schriften an. Jedenfalls sollten sie nicht öffentlich ausgestellt werden.

Auch die diesbezüglichen Verordnungen der anderen deutschen Einzelstaaten, die hier sämtlich aufzuführen, zu weitläufig wäre, bemühten sich, die erotische Literatur einzudämmen. Populäre Schriften über sexuelle Verhältnisse und Geschlechtskrankheiten seien an sich zulässig, nicht aber die zur Ausschweifung anreizenden Schriften. Der Verfasser brauchte sich auf den Druckwerken nicht zu nennen, wie zum Beispiel in Württemberg, wohl aber der Verleger, an den man sich halten werde, wenn der Inhalt den Sitten zuwiderlaufen sollte. Im allgemeinen ist die Zeit angefüllt durch den Kampf gegen politische, sich gegen den Absolutismus wendende Schriften.

Gegen das *Theater* ist seit jeher Sturm gelaufen worden, eine Präventivzensur besteht aber erst seit dem 17. Jahrhundert. Der erste bedeutende Literarhistoriker Daniel Morhof (1639—1691) forderte zuerst die Einsetzung von Personen, „ohne deren Bewilligung kein Stück aufgeführt werden sollte." Um diesen Vorschlag aber richtig einzuschätzen, muß man sich vor Augen halten, daß die damalige Stegreifkomödie wirklich zügellos und verwildert war. Maria Theresia gebot nun 1752, keine anderen Komödien zu spielen, „als die aus dem frantzösisch oder wällisch oder spanisch theatri herkommen," und „alle hiesigen compositionen" zu unterdrücken, „wenn aber einige gute doch wären von weiskern (einem Wiener Komiker), sollten sie ehender genau durchlesen werden und keine equivoques noch schmutzige Worte darinnen gestattet werden." Die Schauspieler aber extemporierten ruhig weiter und brachten so Zoten, die nicht mit Präventiv-, sondern nur mit Repressivmaßregeln bestraft werden konnten. „Verdächtige und grobe Redensarten" sollten von dem mit der Theaterzensur beauftragten Beamten nachträglich zur Anzeige gebracht werden. Heinrich von Engelschall forderte 1760, „daß kein Wort von einem Schauspieler auf der Bühne gesprochen werde, das nicht in dem vorher gänzlich schriftlich abgefaßten und zur Zensur eingereichten Stücke befindlich sei." Und Joseph von Sonnenfels brandmarkte in seiner Zeitschrift „Der

[25] Vgl. Heigel, Die Zensur in Alt-Bayern im Arch. für den deutschen Buchhandel II.
[26] Faulmann, S. 429.
[27] Faulmann, S. 430.

Mann ohne Vorurteil" (1765) und in seinen „Briefen über die wienerische Schaubühne" (1768) die Sittenlosigkeit und Unanständigkeit, diese Schandflecken der Schaubühne und Nationalsitten. Sein ehrliches Bemühen führte zum Ziele. 1769 wurde von Joseph II. die extemporierte Komödie verboten und die früher erlaubten Stücke einer nochmaligen Zensur unterzogen. Durch diese Maßnahmen hatte der Hanswurst, der sich so lange behauptet hatte, den Todesstoß erhalten. Alles, was nun irgendwie zweideutig klang, wurde beseitigt, und der Zensor hatte auch bei der Vorstellung darauf zu achten, daß nicht etwa der Schauspieler durch Pausen, Pantomimen oder Extempores in harmlose Worte Zweideutigkeiten hineinbrächte[28]. Ausdrücke, die ein sinnliches Laster andeuteten, wie Kuppler, durften nun auf den Bühnen nur in „ernstem und strafendem Tone" fallen, daher allenfalls im Trauerspiel, nicht im Lustspiel. Ein Mädchen durfte nie „in sträfliche Anträge" willigen, höchstens scheinbar, um den Liebhaber zu beschämen. „Heurathstifter und Unterhändler unsträflicher Liebschaften" aber sind erlaubt, nur auf die Putzhändlerinnen muß acht gegeben werden. Von „wilden Ehen" durfte überhaupt nicht die Rede sein. Stücke mit Ehebrecherinnen waren ebenso streng verboten wie die mit Mätressen. Schon das Wort „Ehebruch" war verpönt. Verliebte mußten vor Schluß des Stückes stets gesetzmäßig verbunden sein, und zwar durch Notare, denn von kirchlicher Trauung durfte wiederum nichts gesagt werden, da das Sakrament der Ehe als zu heilig für die Bühne galt[29]. Bei einer solchen Drosselung kann die Gedankenleere der damaligen Theaterstücke freilich nicht wundernehmen, und es ist nur selbstverständlich, daß sich das Lesepublikum durch die heimlich verbreiteten Erotika für die staatlicherseits aufgezwungene Langeweile entschädigte.

In *Frankreich* hatte am 27. August 1789 die Nationalversammlung bereits die Menschenrechte aufgestellt. Die Freiheit des Schreibens und Druckens war darin jedem Staatsbürger gewährleistet. Die Verfassung des Jahres 1791 legte dies in Art. 11 fest: La libre communication des pensées et des opinions est un des droits les plus précieux de l'homme. Tout citoyen peut donc parler, écrire, imprimer librement, sauf à repondre de l'abus de cette liberté dans les cas prévus par loi. Art. 353 der Konstitution von 1795 wiederholte diese Bestimmung. In Wirklichkeit hielt man sich wenig an diese gesetzlich gewährleisteten Rechte, sondern die jeweiligen Machthaber verfolgten die Schriften der politischen Gegner auf die grausamste Weise. Zu einem Kampf gegen die erotische Literatur hatte man in diesen Wirren keine Zeit. Erst Napoleon I. führte als Konsul die Zensur wieder mit aller Schärfe ein. Er selbst ließ sich von seinem Bibliothekar Tag für Tag über alle Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte Bericht erstatten. Das Wort

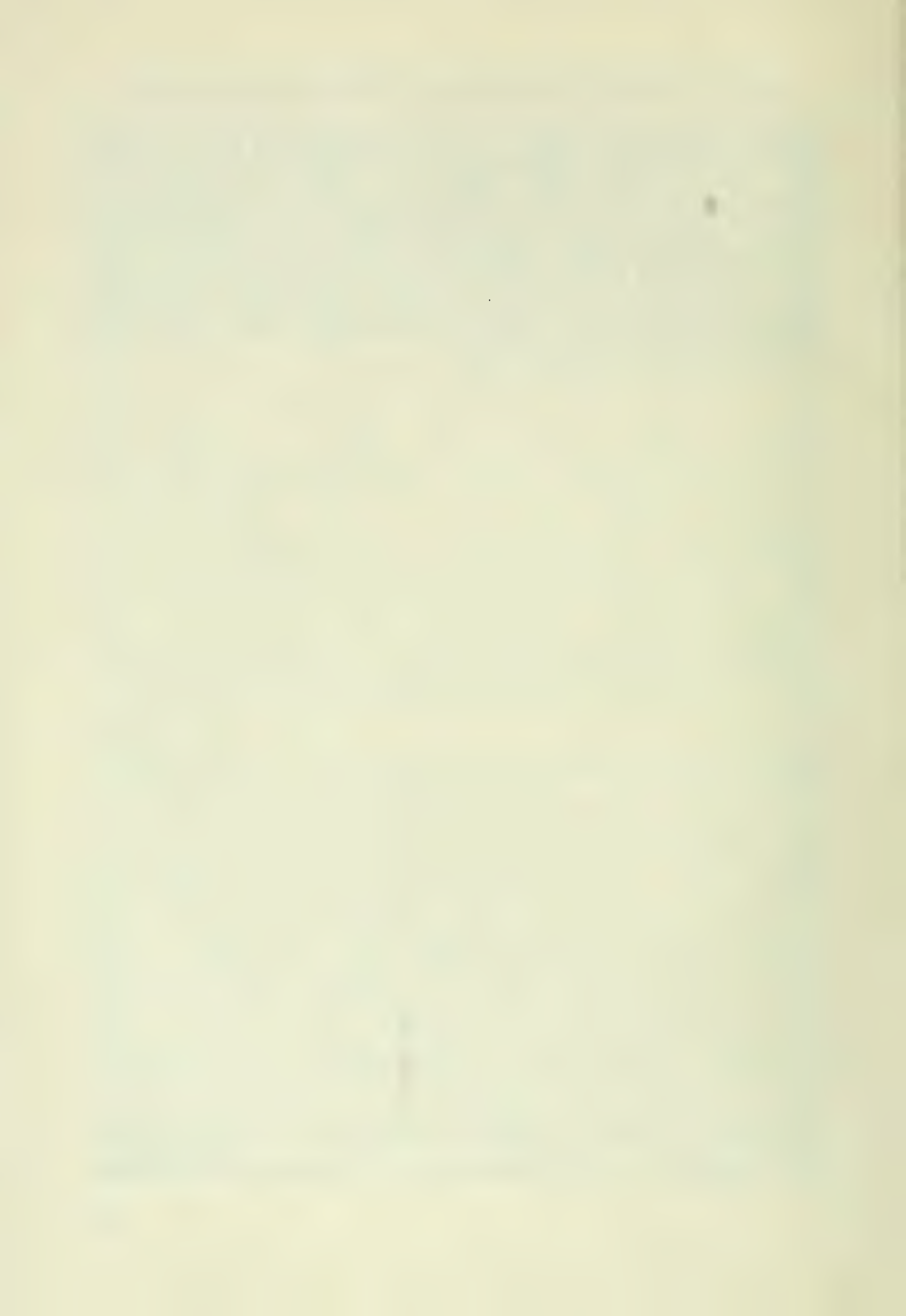
[28] Houben, S. 89

[29] Houben, S. 99—100

„Zensur" blieb freilich verpönt, aber die Praxis handhabte sie[30]. Allmählich änderten sich aber seine Anschauungen. Am 13. Dezember 1811 äußerte er: „Ich billige, daß man schlechte Bücher nicht in die Lyzeen dringen lasse, aber außer ihnen möge jeder lesen, was er will. Was befaßt sich die Polizei damit, die Gewissen zu regieren? Diese ausnehmende Liebe zur guten Ordnung wird eine wahre Tyrannei. Man legt den schlechten Büchern einen zu großen Wert bei, wenn man sie schlechthin verfolgt. Dies ist das sicherste Mittel, ihnen einen Wert zu geben[31]." Dieses Wort, das von großer staatsmännischer Einsicht zeugt, könnte auch heute noch als Richtschnur dienen.

[30] Vgl. Henri Welschinger, La censure sous le premier empire avec documents inédits. Paris 1882.

[31] Fr. Hugo Hesse, Die preußische Preßgesetzgebung, ihre Vergangenheit und Zukunft, Berlin 1843, S. 125 Anm.



Erster Teil

GRIECHENLAND



Zwei Dinge bestimmen das Leben der Griechen und haben ihm ihr Gepräge gegeben: Philosophie und Erotik[1]. Wenn erstere im allgemeinen ein Vorrecht des Mannes bildet, so ist das Recht auf Erotik an kein Geschlecht gebunden. Die ganze Mythologie und Kunst der Griechen war ja von ihr durchtränkt. Zeus mit seinen vielen Liebschaften, die Seitensprünge der Aphrodite, die erotischen Erlebnisse Pans und der Nymphen, alles Ausgeburten einer liebenswürdigen, durch künstlerischen Geschmack veredelten Sinnlichkeit. Ausgestattet mit feinem Empfinden, kritischem Urteilsvermögen und rechter Genußfreudigkeit, sah der Grieche zu leicht die komische Seite der Erotik, das Lächerliche an seinen Göttern, die ihm in ihren Liebesabenteuern soviel Menschliches, allzu Menschliches boten. Ein wenig karikiert, die Farben ein wenig stark aufgetragen, und man hatte reichlichen Stoff zu heiterer Ausgelassenheit, die sich nun in Worten und Liedern mit erotischem Einschlag äußerten. Derartige schalkhafte Gesänge lebten im Volksmund und wurden mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, obwohl sie zunächst aus dem Augenblick geboren, als Improvisationen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert erhoben. So waren die Adonislieder stark verbreitet, zunächst harmlos oder derb gesund, mit zunehmender Kultur durch Weichlichkeit und Laszivität verrufen. Ferner gehörte zu diesen Volksliedern jenes eben nicht zarte Schaukellied (*ἀλῆτις ᾠδή*), welches die Frauen in Attika am Schaukelfest zu Ehren der Erigone, der Tochter des Ikarios, anstimmten. Die Komposition desselben führt Aristoteles auf Theodoros, einen ionischen Dichter, zurück. Dann wurden auch bei den Kybele- und Dionysosfesten derartige Verse von den Phallosträgern (das heißt von Männern, die den Phallos, das Wahrzeichen männlicher Zeugungskraft, auf Stangen den Umzügen vorantrugen) gesungen[2]. Nun hat aber dieser Dionysosdienst seine Heimat nicht in Griechenland, sondern in Thrakien, und wahrscheinlich drangen auch von dort mit der Ausbreitung der Kultur die Phalloslieder über die benachbarten Inseln und Böotien in das Herz Griechenlands[3]. Vor Ende des 6. oder Anfang des 5. Jahrhunderts lassen sich jedenfalls noch keine Spuren nachweisen. Diese Lieder wurden im kleinsten trochäischen Versmaß gesungen, das Archilochus übernahm (Tripodie oder Ithyphallikus). Aristoteles hat trotz seines sonstigen moralischen Eiferns

[1] Vgl. Ant. Panormitanae Hermaphroditus lat. nach der Ausgabe von C. Fr. Vorberg, Coburg 1824, nebst einer metrischen Übersetzung der Aphoreta von C. Fr. Vorberg, besorgt und hrsg. von Fr. Wolff-Untereichen, mit einem sexualwissenschaftlichen Kommentar von Dr. Alfred Kind, Leipzig 1911.

[2] Suidas n. *ἰδύφαλλον*; Heyschios ebd., De Jong, Das antike Mysterienwesen in religionswissenschaftlicher, ethn. und psych. Beleuchtung, Leyden 1909; G. Herrmann, Bacchanalien und Eleusinien, Erfahrungen und Erforschungen über den Sexualkultus, Leipzig 1899.

[3] W. Schwartz, Der (rothe) Sonnenphallus der Urzeit: in Ztschr. f. Ethnologie, 6. Bd. 1874, S. 167 bis 188, weist die Verwandtschaft der griechischen Adonissage mit der phönizischen des Esmun und der phrygischen von Atys nach.

nichts gegen den erotischen Charakter dieser Lieder einzuwenden, nur wünscht er, daß sie der Jugend vorenthalten bleiben sollten [4]. Es scheint auch, daß der etwas an Hetärengesellschaft streifende Ton in einzelnen Skolien seine Heimat bei den Lydern gehabt hat [5].

Daß die Gastmähler mit erotischen Liedern gewürzt wurden, bestätigt Plutarch [6]. Das bekannte Trifolium: Wein, Weib, Gesang schwebt nicht nur uns Abendländern der Neuzeit als beherzigenswertes zu erstrebendes Ideal vor Augen, es stand auch bei den alten Griechen in hohem Ansehen und erfreute sich großer Beliebtheit. Man tafelte, man pokulierte gern, und der weise Sokrates setzte seinen Stolz darein, als letzter vom Trinkgelage aufzustehen, klaren Kopfes wie zuvor. Man lebte die Liebe in allen Schattierungen und suchte stets neue Reizungen. Und nicht zuletzt feierte man den Wein und die Liebe unbefangen, wie man sie genoß, in begeisterten Gesängen. Ein sinnenfrohes Völkchen, das nun den Genuß schon an und für sich als anerkennenswerten Lebensberuf ansah, strebte natürlich nach Konzentrierung seiner drei Ideale, um sie zusammen in einem Gefühl zu vereinen und bis zur Neige auszukosten. Es ist kein Zufall, daß Plato seinen schönsten Dialog „Das Gastmahl" benannte und unübertrefflich hier über die Liebe sprach. Beim Wein sei eine pikante Plauderei über die Liebe und den Liebesgenuß ja allen anderen Freuden vorzuziehen, wie Persaios sagt [7]. Besser sei es sogar, junge Mädchen und Knaben zu den Symposien hinzuzuziehen, um die Angeheiterten, bei denen der Wein seine Wirkung tue, mit Vergnügen wachzuhalten. Auch Terpsikles handelt in seiner Schrift „Über die Liebesfreude" [8] von den stimulierenden Wirkungen gewisser Speisen und Getränke auf die libido sexualis [9]. Gerade diese Gastmähler, diese Zechgelage bieten dem Stoiker Persaios die beste Gelegenheit, in seinen Zechgesprächen [10] über die verschiedenen Arten der Küsse [11], die zur Erheiterung der Schmausenden dienen, in ausführlicher Weise sich zu verbreiten [12]. Und daß die Gäste der Sinnlichkeit die Zügel schießen ließen, wenn der Wein die Lebensgeister angeregt hatte, nimmt nicht wunder. So förderten also die Gastmähler eine sehr innige Verbindung von Trunkenheit und Ausschweifung. Demnach wird es leicht verständlich, wenn der Stoiker Chrysippus die „Opsopoiïa" oder „Gastronomie" des Archestratos, die aber höchstwahrscheinlich „Hedypatheia" hieß [13], auf gleiche Stufe mit den Pornographen stellt [14]. Dem sexuellen Verkehr der Geschlechter bei diesen

[4] Arist. Polit. VII, 15, 8.
[5] Vgl. Der Barbier und die Dirne, das Schwein und die Eichel, bei Bergk, Poetae lyrici 1294.
[6] Quaest conv. 7, 8, 4, 4.
[7] Athenaei Deipnosophistae e recognitione Augusti Meineke, Leipzig 1859. XIII, 607 b.
[8] περὶ ἀφροδισίων.
[9] Athen. VII 325 b; IX 391 c.
[10] συμποτικοὶ διάλογοι.
[11] φιλήματα.
[12] Athen. IV, 162 c.
[13] Vgl. Archestrati Syracusii sive Gelensis reliquiae rec. W. Ribbeck, Berlin 18[illegible].
[14] Athen. VIII, 335 [illegible] bis c.

Symposien widmete nun die Hetäre Gnathänion in ihren „Regeln für Gelage“[15], denen Kallimachos in seinem Kodex der Gesetze den dritten Platz anwies, einen besonderen Abschnitt[16]. Auch durch das Auge wurde der Sinnlichkeit neue Nahrung zugeführt. Wohin der Blick schweifte, überall stieß er auf lüsterne und obszöne Gemälde. Die Wände waren mit Darstellungen aus dem Liebesleben bedeckt, bei denen die Phantasie des Malers den letzten Schleier abgestreift hat. Darum klagt auch Properz:

> Ja, die Hand, die zuerst unzüchtige Bilder gezeichnet,
> Schändliche Stücke zur Schau keuschen Gemächern gebracht,
> Die hat sicher den Blick anständiger Mädchen vergiftet,
> Und zur eigenen Nichtswürdigkeit jene geweiht.
> Nicht mit solchem Gebilde hat einst man die Zimmer geschmücket,
> Noch an die Wände so frech Taten des Lasters gemalt.
>
> Properz II, 6, 27 ff.[17]

Wir erwähnten bereits die Phalloslieder. Aus ihnen entstand Tragödie, Komödie und Satyrspiel[18]. Aristophanes gibt uns ein sehr zahmes Beispiel derartiger Phalloslieder in seinen Acharnern. Dort sagt Dikäopolis zum Sklaven:

> He, Xanthios, halte mir den Phallos nur recht hoch
> Und aufrecht! Richt ihn hinter der Korbträgerin!
> Ich folge euch und singe froh mein Phalloslied:
>
> Phales, o Freund des Bakchios,
> Der mit ihm schwärmt in der Nacht
> Und Frauen und Knaben liebet!
> Sechs Jahre sind bereits es her,
> Daß ich dein Fest genießen kann
> Durch Frieden, den ich mir gemacht,
> Erlöst von Streit und Kriegsgeschrei.
> Viel süßer ist's und lieblicher, Phales,
> Des Strymodorus schmucke Magd,
> Das stramme Thrakierkind, zu fassen,
> Wenn Holz sie stiehlt im Pheleusbusch,
> Und um die Taille sie gepackt,
> Die Strafe büßen lassen,
> Phales, o Phales!

Im Rausche bacchischer Festlichkeit empfangen und ursprünglich bestimmt, den unschuldigen Mutwillen zu entfesseln, dessen Befreiung eins der Bedürfnisse

[15] *νόμος συσσιτικός.*
[16] Athen. XIII, 585 b; IX 371 f; Plutarch, Erot. 16.
[17] Vgl. Dufour, Geschichte der Prostitution, 5. Aufl., Bd. I, 2, S. 91.
[18] Arist. Poetik, c. 4.

der Menschheit ist, wurde schließlich der Sinnlichkeit ein Hauptplatz in der hier allein in Betracht kommenden Komödie eingeräumt. Das war bereits bei der alten Komödie so und verschlimmerte sich in der mittleren noch mehr. Die attische Komödie charakterisiert mit am besten die Geschmacksrichtung der Griechen. Ebenso wie die Tragödie hing sie mit Dionysos, dem Gotte der Fruchtbarkeit, zusammen. Nach Aristoteles fanden, wie schon erwähnt, Umzüge mit dem Phallos, dem Symbol der Zeugungskraft, statt, wobei die Teilnehmer des Zuges auf einzelne Zuschauer zusprangen und sie mit nicht gerade zarten Spottversen überschütteten. Diesen Improvisationen und Umzügen verdankt die Komödie ihre Entstehung. Humoristische Szenen aus der Sage und später aus dem Leben wurden dazu genommen. Die Schauspieler stellen sich dar mit einem mächtigen Hinterteil, einem stattlichen Bauch, einem riesigen Phallus und einer Maske, die menschliche Züge trägt. Diese auf die Phalloslieder zurückgehende Komödie wird 488 in die staatliche Dionysosfeier mit aufgenommen und an den großen Dionysien und den Lenäen, dem Kelterfest (Januar bis Februar) aufgeführt. Die ehemaligen Improvisationen werden allmählich durch kunstvolle erotische Lieder mit eingestreuten derben Zoten verdrängt. Hauptgegenstände der Komödie waren Ehebruchgeschichten, die selbstverständlich die Rolle des verliebten jungen Mannes und erotische oder obszöne Reden erforderten. Das wirkte um so pikanter, als die Frauenrollen in der Folgezeit schließlich im Gegensatz zu der bisherigen Praxis von weiblichen Personen gegeben wurden. Erforderlich war, daß man immer etwas Neues zum Lachen brachte, und wo der Stoff nicht ausreichte, nahmen die Komödiendichter unbedenklich ihre Zuflucht zu den verschiedensten Arten Allotria, besonders aber zu den unfehlbar einschlagenden Pikanterien oder Zoten. Endlich zu der Zeit Justinians waren es nicht nur liederliche Couplets allein, die aufstachelnd wirkten auf die sinnlichen Leidenschaften, man setzte die Situationen in Wirklichkeit um. Nur einige Beispiele für viele: Lukian erwähnt (in Alexander oder der falsche Prophet) deren mehrere. Bei einer der Festlichkeiten dieses Scharlatans wurde die Niederkunft der Leto, die Geburt des Apollo, die Hochzeit der Koronis dramatisch dargestellt... „Der zweite Tag feierte die Epiphanie des Glykon und die Geburt dieses Gottes... Den Beschluß machte der Liebeshandel zwischen Selene und Alexander und die Geburt der Gemahlin des Rutilianus[19]." Valerius Maximus bezeichnet das Auftreten nackter Dirnen bei der mimischen Darstellung am Florafeste als eine alte scherzhafte Sitte[20]. In Antiochia sah man Schauspielerinnen nackt in einem in der Orchestra hergestellten Teiche. Das Geheimnis des Ehebettes wurde profaniert. Die Schauspielerin Theodora, die spätere Gemahlin des durch die Kodifizierung der römischen Rechtsquellen bekannten rö-

[19] Lukians sämtl. Werke. Nach der Übersetzung von C. M. Wieland, bearb. v. Hanns Floerke. München u. Leipzig 1911. Bd. 3, S. 41.

[20] II, 10, 8.

mischen Kaisers Justinian, entkleidete sich nackt auf der Bühne bis auf einen Schurz um die Lenden. Diesen behielt sie nicht etwa aus Schamgefühl an, sondern weil es einige Zeitlang verboten war, gänzlich nackt auf der Bühne zu erscheinen. Sie legte sich dann auf den Rücken, Sklaven streuten ihr Körner in ihre heimlichste Stelle, und diese Körner wurden dann von Gänsen herausgepickt. So berichtet Prokop in seiner Geheimgeschichte, Kap. 9. Bernard de la Monnoye hat im ersten Buch seiner „Menagiana"[21] diese Stelle nach einer Handschrift des Vatikans griechisch und lateinisch abdrucken lassen[22]. Apulejus[23] berichtet von einem prachtvollen, das Parisurteil darstellenden Ballette, in dem die drei Göttinnen von drei leichtgekleideten Frauen gespielt wurden[24].

Die Texte standen natürlich auf gleicher Höhe, denn die Dichter mußten sich dem Geschmacke des Publikums, das solche Zötlein liebte, möglichst anbequemen, um Erfolg zu erzielen. Keiner kann sich dieser Zeitströmung entziehen, auch Aristophanes[25] nicht. Er muß mit seinem Schimpfen und dem noch derberen Zotenreißen dem Publikum Konzessionen machen[26]. Und doch wirkt seine von Witz trunkene Muse noch keusch, in der Umgebung der Unkeuschheit noch züchtig, denn wie in den bildenden Künsten die Nacktheit, so ist in der Komödie sinnliche Derbheit nicht unsittlich, wenn sie der Stoff eines wahrhaft begeisterten künstlerischen Spieles ist. Denn nur das ist unsittlich, was den tierischen Trieb so beschäftigt, daß er den Geist unfrei und gebunden in die Tiefe des Triebes versenkt, nicht aber, was ihn von solchen Banden befreit. Allerdings ist die Entschleierung des Geschlechtslebens in den Komödien des Aristophanes für moderne Ohren, die nicht leicht den Stoff über der Form vergessen, hin und wieder zu roh. Ihm war sie gewiß unentbehrlich. Nie hat er es auf Erregung der Lüsternheit abgesehen. Nun sind aber nicht die Dinge an sich schädlich, sondern der Gebrauch, den wir von ihnen machen[27]. Aristophanes selbst hat eine hohe Meinung von seinen Stücken. In den „Wolken"[28] sagt er:

„Wie sie sittsam ist von Natur, achtet wohl. Nicht kommt sie,
vorgehängt das lederne Ding (i. e. Phallus), niederbaumelnd dick und schwer.
Blutrot vorn, das, wenn sie es sähn, Kindern was zu lachen wär'!
Nicht Kahlköpfe spottet sie aus, nicht im Kordax fliegt ihr Rock . . .
Nein, sie kommt, vertrauend auf sich und auf ihrer Verse Zier" usw.

Mag auch sein Augenmerk zunächst darauf gerichtet sein, seine Zuschauer an-

[21] 3. Aufl. Paris 1725, Bd. 1, S. 347 ff.; vgl. auch Anthrop. X, 281/2.
[22] Sie ist auch enthalten in der Prokopusausgabe von 1623, fehlt aber in dem Pariser Druck von 1663.
[23] Metam. I, 29.
[24] Vgl. Müller, Das Bühnenwesen in der Zeit von Konstantin bis Justinian, in „Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur", 12. Jhrg., 23. u. 24. Bd., 1. Heft.
[25] Geb. um 444, gest. um 380 v. Chr.
[26] Horaz charakterisiert die sittliche Tendenz der alten Komödie in Sat. I, 41 ff.
[27] Vgl. Friedr. Jacobs, Vermischte Schriften, Leipzig 1829, 3. Teil, S. 44.
[28] Vgl. 537 ff., Übersetzung von Droysen.

genehm zu unterhalten, so strebt er doch danach, mit lächelnder Miene derbe Wahrheiten zu sagen und wenn möglich zu bessern. Athen war damals in den Strudel des Sinnengenusses untergetaucht. Eine verheerende Pest hatte kurz zuvor das Land heimgesucht. Thukydides schreibt in seiner „Geschichte des peloponnesischen Krieges"[29] darüber: „Auch für zügelloses Betragen anderer Art ward in der Stadt diese Seuche zum Ursprung. Denn leichter wagte einer nun, was er sonst verheimlicht oder nicht so leicht verübt hätte, da man den schnellen Wechsel aller Dinge sah und wie die Reichen plötzlich hinstarben, während andere, die vorher nichts hatten, schnell in den Besitz ihrer Güter traten. Diese letzteren wollten sie also eilends genießen und sie zu ihrer Lust verwenden, da sie das Leben und seine Güter als gleich vergänglich ansahen. Keiner war geneigt, sich um das, was gut und edel schien, zu kümmern, da er es für zweifelhaft hielt, ob der Tod ihn nicht hinwegraffen würde, bevor er seinen Zweck erreicht hätte. Was aber den Sinnen schmeichelte und was von allen Seiten nur persönlichen Vorteil brachte, das achtete man für gut und nützlich. Keine Furcht vor den Göttern und kein menschliches Gesetz schränkte sie ein, da sie es in betreff der Götter für gleichgültig hielten, sie zu ehren oder nicht, weil doch alle ohne Unterschied umkamen, auf der andern Seite aber keiner bis an den Tag zu leben gedachte, wo er für sein Vergehen würde zur Rechenschaft gezogen werden. Ein weit härteres Verhängnis schwebe indessen über ihrem Haupte, und bevor sie dieses treffe, sei es recht, einige Freuden des Lebens zu kosten."

Diese Zeitumstände muß man sich vor Augen halten, wenn man Aristophanes richtig verstehen will. Drei von den elf uns erhaltenen Komödien kommen hier hauptsächlich in Betracht: Lysistrata (411), Thesmophoriazousen (411) und Ekklesiazousen (392, nach anderen erst 389[30]). Der Inhalt der Lysistrata ist kurz folgender: Des langen Krieges müde, beruft Lysistrata die griechischen Frauen nach Athen zur Beratung, wie man am besten dem unheilvollen Morden ein Ende machen könne, und die Mehrheit beschließt als Radikalmittel, den Männern den Liebesverkehr aufzukündigen, bis sie Frieden gemacht haben. Viele Frauen sind zwar mit dieser rigorosen Maßnahme nicht einverstanden, da aber die Vertreterin Spartas dem Beschlusse zustimmt, bleibt ihnen keine Wahl, als sich dem Beschlusse zu fügen. Alle Angriffe der liebesdurstigen Männer werden von den auf der Burg versammelten Frauen abgeschlagen, aber den Frauen selbst behagt die freiwillig übernommene Enthaltsamkeit sehr wenig. Sie sind mannstoll. Unter den verschiedensten Vorwänden wollen sie nach Hause, die eine, um nach ihrer Wolle, die andere, um nach ihrem Flachs zu sehen, ja die dritte heuchelt sogar Schwangerschaft. Durch Lysistratas energisches Auftreten wird endlich der starre Sinn der Männer gebrochen, es kommt zum Frieden und zur Versöhnung. — An komischen

[29] II, 53.
[30] Vgl. W. v. Christs Geschichte der griech. Literatur, 6. A., 1. Teil 1912, S. 412 ff.

und erotischen Szenen fehlt es nicht. Sehr frei, aber von überwältigender Komik ist die Szene, in der Kinesias seine Frau zum Liebesverkehr bewegen will (Verse 845 bis 979), sich schon am Ziele glaubt, aber von Lysistrata übermütig gefoppt wird [31].

Höher als die Lysistrata stehen die Thesmophoriazousen [32], benannt nach dem ein Frauenfest feiernden Chor, die Thesmophorien, bei denen kein Mann erscheinen durfte und bei dem der Phallus auf die Spitze einer Stange gesteckt und unter Absingung erotischer Lieder umhergetragen wurde [33]. Wegen seines angeblichen Weiberhasses haben die Frauen dem Euripides Rache geschworen. Dieser bekommt von dem Plane Wind und sucht vergeblich Agathon, den verwöhnten Frauenliebling, zu bewegen, sich verkleidet in die Versammlung zu begeben, um dort seine Verteidigung zu führen. Endlich läßt sich sein Schwager Mnesilochus dazu bereitfinden. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit viel Geschick, besonders durch den Nachweis, daß die Frauen tatsächlich noch viel wollüstiger und schlechter seien, als Euripides sie geschildert habe. Plötzlich aber schlägt die für den Dichter günstige Stimmung um, als Kleisthenes meldet, daß sicherem Vernehmen nach ein als Frau verkleideter Mann sich eingeschlichen habe. Alle Anwesenden werden nun unter sehr freien Witzen auf ihr Geschlecht hin untersucht, und schließlich wird Mnesilochus als Mann erkannt. Er soll nun verhaftet werden, um vor den Prytanen zu erscheinen. Doch gelingt es dem Euripides, ihn den Händen der Frauen zu entreißen. Ersterer sowohl wie die Weiber werden in drastischen Szenen ziemlich derb mitgenommen [34].

Die Thesmophoriazousen endlich (vgl. Christ S. 431) zeigen uns die Weiber in der Volksversammlung gebietend und einen sozialistischen Staat mit Güter- und Weibergemeinschaft einrichtend. Proxagora, eine Bürgerin aus Athen, ist zur Einsicht gekommen, daß das Regiment der Männer und alle bisherigen Staatseinrichtungen nichts taugen, beruft ein Weiberparlament, auf dem die Frauen von Athen mit künstlichen Schnurrbärten und den gestohlenen Anzügen ihrer Männer erscheinen, und proklamiert allgemeine Güter- und Weibergemeinschaft. Es geht aber alles schief, besonders durch die Schlauheit einzelner Bürger, die mit der Auslieferung ihres Vermögens zurückhalten, vor allem aber infolge der Geilheit der alten Weiber, die von der Bestimmung der Männergemeinschaft zunächst für sich Vorteil zu ziehen suchen. Sehr frei wirkt besonders der vierte Akt mit seiner genauen Schilderung der einzelnen Dirnentypen. Wenn deshalb Aristophanes dem

[31] 1905 erschien mit den Zeichnungen von Beardsley eine gute deutsche Übersetzung als Privatdruck in 400 Exemplaren bei C. W. Stern in Wien. Interessant ist der Nachweis ähnlicher Situationen isolierter Frauen aus altfranzösischen und mittelhochdeutschen Stoffen durch J. Grimm, Kleine Schriften, Berlin 1871, Bd. V, S. 408 ff.

[32] Vgl. Christ a. a. O., S. 428.

[33] Vgl. oben S. 27.

[34] Vgl. Marxsen, Verhältnis des platonischen Symposions zu den Thesmophoriazousen des Aristophanes. Rendsburg, Programm 1853.

Euripides den Vorwurf macht (Frösche 1110), daß er zuerst Kuppler auf die Bühne gebracht und Dirnenlieder gesungen habe (Frösche 1339), so mutet dieser Vorwurf ziemlich seltsam an. —

In den Ekklesiazousen wird der Verfall der griechischen Komödie schon bemerkbar. Die Zote macht sich bereits allzu breit. Während noch in der „Lysistrata" die Titelheldin vieles anhören muß, sich selber aber keine erotischen Scherze gestattet, wetteifert in den Ekklesiazousen Proxagora mit dem übrigen auf diesem Gebiet. Das Merkwürdigste an diesem Stück ist die Übereinstimmung mit dem fünften Buch von Platons Staat, obgleich Platon keinen Einfluß auf Aristophanes gehabt haben kann[35].

Von einem anderen Dichter dieser Zeit, *Eupolis* aus Athen (geb. etwa 446, gest. zwischen 411 und 405), nächst Kratinos und Aristophanes der bedeutendste Vertreter der alten attischen Komödie, dem Mitarbeiter an den „Rittern" des Aristophanes, wissen wir, daß er 416 oder 415 an den städtischen Dionysien die „Baptai" aufführte. Es war ein übermütiges Stück, in welchem das Privatleben des Alkibiades durchgehechelt wurde. Unter diesen Baptai (Täufern) sind Kameraden des Alkibiades zu verstehen, die der thrakischen Kotyto, jener dämonischen hermaphroditischen Göttin der Unzucht, mit nächtlichen Orgien bei Fackelschein dienten, wobei sie weibliche Tänze nachahmten und erotische Lieder sangen. „Baptai" nannte man die Teilnehmer, weil jene Orgien mit einer Lustration der Eingeweihten, die durch ein Bad geschah, verbunden waren[36]. Daß dieses Stück keineswegs harmlos war, geht aus Lucian hervor. Nachdem unser Gewährsmann in äußerst bissiger Weise einem ungebildeten Büchernarren wegen seines lasterhaften Lebenswandels die Leviten gelesen, fährt er fort: „Ohne Zweifel bist du auch mit dem Aristophanes und Eupolis bekannt? Hast vermutlich auch ‚Die Baptai' des letzteren von einem Ende bis zum anderen gelesen? War in dem allen nichts, was dich gestochen hätte? Bist du nie rot geworden, wenn du deine eigenen Heimlichkeiten so deutlich darin geschildert gefunden hast? Wann liest du solche Bücher? Bei Nacht? Aber da hast du ja ganz andere Geschäfte. Geht bei dir etwa beides Hand in Hand? Oder mußt du ebenso notwendig vorher etwas gelesen haben, als es finster sein muß, ehe du den Mut hast, solche Taten zu tun?"[37] Die Knabenliebe verherrlichten „Mannweiber"[38] und „Freunde"[39]. Letzteres wurde im Jahre 423 aufgeführt. Der Demos selbst war dargestellt, wie er sich prostituierte, und seine Klage: „Beim Poseidon, nimmer will die Türe ruhn" spricht deutlich genug. — In dem gleichen Genre war auch der Dichter (nicht Philosoph) *Platon* tätig. Eine von seinen achtundzwanzig Komödien hieß „Laios". Über den Inhalt

[35] Pauly-Wissowa II, 1, S. 98[illegible]

[36] Juven. II, 91 ff.; Horaz, Epod. XVII, 56 ff.; Strabo X, 470; Pauly-Wissowa, v. Eupolis 3.

[37] Lukian [illegible], Bd. V, S. 95/9[illegible]

[38] *ἀνδρόγυνοι*

[39] *φίλοι*

kann wohl kein Zweifel sein, wenn man bedenkt, daß den Griechen Laios als Begründer der Knabenliebe galt[40]. *Eubulos* verfaßte neben einer Anzahl Hetärendramen eine vielleicht obszöne Komödie „Orthanes“[41], was nicht so sehr unwahrscheinlich ist, da die Athener unter diesem Namen dem Gotte Priapos Verehrung entgegenbrachten[42]. Er schrieb auch eine Komödie „Sphingokarion“, so genannt, weil darin ein Sklave namens Karion nach Art der Sphinx Rätsel aufgibt. Ein Fragment daraus, das über den Charakter des Stückes genügend orientiert, ist uns erhalten: „A.: Es gibt ein Ding, das tönt ohne Zunge, hat für männliches und weibliches Geschlecht denselben Namen, ist eigener Winde Wärter, behaart, manchmal auch glatt, Unverständliches den Verständigen sagend, eine Melodie nach der anderen blasend. Eins ist es und doch vielerlei, und wenn man es durchstoßt, bleibt's unverwundet. Was ist dies? Weißt du's nicht? — B.: Kallistratos ist's. — A.: Es ist der After. — B.: Du redest Unsinn. — A.: Doch, denn eben der Hintere tönt ohne Zunge, ein Ding für viele Verrichtungen, durchbohrbar, ohne verwundet zu werden, behaart und glatt und (stimmt's nicht?) vieler Winde Bewahrer?“[43] Hans Licht fügt mit Recht hinzu, daß dieses freche Rätsel nur auf der athenischen Bühne möglich war.

Gerade die *mittlere* attische Komödie, deren Blütezeit man bis gegen 338 rechnet, zeigt uns in einem treuen Spiegelbilde, wie lebhaft in aller Not der wüsten Zeiten Liebesintrigen und Liebesangelegenheiten den Sinn der eleganten Jugend beschäftigen. Doch nur die männliche, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die griechischen Frauen im Gegensatz zu den männlichen Partnern und den Römerinnen die Komödie nicht besuchten[44] und sehr wenig wahrscheinlich, daß sie auch bei der Tragödie zugegen waren[45]. Aber auf keinen Fall bot sich — das dürfen wir aus dem völligen Mangel jeder Andeutung schließen — im Theater irgendwelche Gelegenheit zur Annäherung der Geschlechter, wie sie bei römischen Verhältnissen Ovid so reizend beschreibt[46]. In der alexandrinischen Periode erwähnt Chrysostomus freilich, daß zu seiner Zeit auch *γύναια* zugegen waren. Ob damit aber ehrbare Frauen gemeint sind, ist zweifelhaft. Hetären scheinen allerdings auch in Athen den Festen beigewohnt zu haben.

Das Stoffgebiet der mittleren Komödie bestand zumeist in der Parodie von Schriftwerken und Auswüchsen des privaten Lebens. Philosophen, Schmarotzer und Hetären wurden auf die Bühne gebracht und nicht gerade mit Zartheit be-

[40] Vgl. Hans Licht. Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung. Die attische Komödie, in Anthropophytheia Bd. 7, S. 128 bis 179.
[41] Athen. III, 108 d.
[42] Vgl. Heyschius s. v. und Athen. X, 441 f. und IV, 166 c.
[43] Hans Licht in Anthrop. VII, S. 162 bis 163.
[44] Cod. V, 17, 8, 3.
[45] Aelian, Var. hist. X. 1; P. van Limburg-Brouwer, Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs 1838, S. 126 bis 137.
[46] Juven. II, 202 und Suet. Augustus, c. 44.

handelt. Chor und Parabase, die in der älteren Komödie nie fehlten, fielen hier weg. Die Zahl der Dichter der mittleren Komödie bis in Alexanders des Großen Zeit war groß. Man zählte von den Dichtern siebenundfünfzig, von ihren Schriftwerken über achthundert[47]. Das Hetärentum herrscht vor. Während sich noch in der alten Komödie die ganze Handlung um politische Verhältnisse dreht, ist in der mittleren und neueren Komödie das Verhältnis zu einer Hetäre das A und O aller Begebenheiten. Bei der Charakterisierung Menanders äußert sich Plutarch folgendermaßen über die Hauptmotive: „Von der Knabenliebe ist nirgends die Rede, und die Verführung einer Jungfrau endet gewöhnlich mit einer Heirat. Bei Buhldirnen sodann wird, wenn sie frech und unverschämt sind, durch die Besserung oder Reue der Jünglinge das Verhältnis gelöst, wenn sie aber anständig sind und den andern wieder lieben, so läßt er (Menander) sie den rechten Vater finden, oder es wird ihrer Liebe eine gewisse Zeit bestimmt, in welcher ihnen ein ehrbarer Liebesverkehr gestattet ist.“[48] Die Liebe zu einem ehrbaren Mädchen kennt die mittlere Komödie nicht[49].

In der *neueren* Komödie bildet gleichfalls das Privatleben den regulären Inhalt. Nur die Liebe war das dankenswerteste Motiv für den um den Stoff nicht mehr verlegenen Dichter. Da das antike Leben aber den gesellschaftlichen Verkehr junger Menschen verschiedenen Geschlechts nicht kannte, war der Dichter auf die Darstellung des illegitimen Verkehrs angewiesen, und so ist die Welt der Hetären oder niederen Dirnen, der Kuppler und Lupanare das Hauptstoffgebiet. Äußerlich zwar ist manches anständiger, die handgreifliche Zote des Aristophanes fehlt, an dessen Stelle tritt das lüsterne Raffinement.

Dieser intim erotische Einschlag der Komödie darf nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, mit welcher Hingabe sogar die Philosophen derartige bekannte Themata anfaßten und leidenschaftlich behandelten. Vielfach wird in den *ἐρωτικός* oder *περὶ ἔρωτος* betitelten und in Dialogform gehaltenen Schriften die für den Griechen wichtige Frage erörtert, ob die Mädchen- oder Knabenliebe den Vorzug verdiene. Der erste dieser Philosophen war vielleicht *Kritias* mit seiner Schrift „Über die Natur der Liebe“. *Zeno* gab in seinen Gesetzen auch Verordnungen über die Kennzeichen der Beflecktheit oder Unbeflecktheit der Jungfrauen. *Lysias* verfaßte einen „Logos erotikos“, ein sophistisches Werk voller Schlüpfrigkeiten[50]. *Straton* schrieb ein Buch „Über das fleischliche Beisammensein“, und *Theophrastus* benannte zwei seiner Schriften „Über die Liebe“ und „Der Verliebte“[51]. *Aristippus* handelte in dem seinigen „Von den Liebesfreuden

[47] Vgl. O. Ribbeck, Über die mittlere und neuere attische Komödie. Leipzig 1857.

[48] Plutarchs Werke, übers. von H. Reichardt, Stuttgart 1856, S. 2128.

[49] E. F. M. Benecke, Antimachus of Colophon and the Position of Women in Greek Poetry. London 1896, S. 151.

[50] Christ, S. 289.

[51] Athen. XIII, 562 e; 576 b, 606 c.

alter Zeiten"[52]. Auch *Plato* plaudert in seinen Schriften sehr intim von den Liebesangelegenheiten seiner Zeit. *Demetrios Phalereus* (etwa 345 bis 283), der sein jährliches Einkommen von 1200 Talenten (5658000 Mk.) fast ganz auf tägliche luxuriöse Gelage in einem prachtvollen Saale mit herrlichen Mosaikböden und auf das Feiern von Orgien mit Kurtisanen und schönen Knaben verschwendete[53], schrieb „Von dem Verliebten"[54]. „Clinias oder der gezwungene Liebhaber" stammte von *Heraclides Ponticus*. Speziell der Knabenliebe sind wohl auch die *τὰ εἰς τὸν ἔρωτα* benannten Schriften gewidmet. Solche schrieben *Theodoridas*[55], *Asopodorus*[56] und *Dionysios Leptos*[57]. *Antisthenes*, der Lehrer des Diogenes von Sinope, gab Ratschläge für die „Hochzeitsnacht oder die Kunst, Vater zu werden", und der Zyniker *Sphodrias* schrieb eine „Erotische Kunst", die sehr beliebt war[58]. Dem Antisthenes wird ferner noch eine Schrift „Von dem Gebieter oder dem Liebhaber" zugeschrieben. Bloch[59] vermutet, daß die von Plutarch und Athenäus benutzte Schrift „Über erotische Ähnlichkeiten"[60], welche aber *Aristo* zum Verfasser hat, identisch mit der andern „Von den Liebesübungen" gewesen ist. Beweise dafür lassen sich jedoch nicht erbringen. *Cleanthes* schrieb „Über die Liebe" und „Die Kunst, zu lieben", desgleichen *Klearch von Soli*. Er verfaßte ein zweibändiges Werk Erotika, in dem er erotische Merkmale bekannter historischer Persönlichkeiten sammelte und mit Zusätzen versah. Diese Sammlung gab ihm Anlaß zu originellen Bemerkungen über die Natur der Liebe. Sogar *Aristoteles* folgte dem Zuge der Zeit[61]. Keine philosophische Richtung machte eine Ausnahme davon. *Plato* hatte den Eros noch in einem überschwenglichen Sinne gefeiert, besonders in seiner schönsten Schrift „Das Gastmahl", die, vom wahren Wesen der Liebe handelnd, eine Beleuchtung derselben von verschiedenen Standpunkten aus enthält, dann schließlich die Liebe zur Tugend als die einzige und wahre Schönheit hinstellt. Eine wundervollere Erklärung über die Entstehung der Liebe hat uns wohl kein Dichter einer Zeit geliefert. So hoch sich indes Plato hier auch über die gemeine Vorstellung von der Liebe erhebt, so wenig kann er sich freimachen von der laxen und eigentümlichen Moral des griechischen Wesens. Er gedenkt der verschiedenen Arten geschlechtlicher Verirrungen mehr als gangbarer Tatsachen denn als zu vermeidender Abirrungen vom Wege der Natur.

---

[52] S. a. Wilamowitz-Möllendorf, Philolog. Untersuchungen IV, 48 ff.
[53] Athen. XII, 542 c—d.
[54] Pauly-Wissowa IV, 2, S. 2833; Fragm. bei Sauppe, Orat. Attic. append. p. 3444. und Walz, Rhetor. graec. vol. IX.
[55] Athen. XI, 475 f.
[56] Athen. XIV, 639 a.
[57] Athen. XI, 474 f.
[58] Athen. IV, 162 b.
[59] Die Prostitution. Berlin 1909. Bd. I, S. 525, A. 870.
[60] Vgl. a. Pauly-Wissowa, I, 1597 unter „Aristo".
[61] Athen. XV, 674 b und XIII, 564 b; vgl. noch Burton, Anatomy of Melancholy, ed. Bell, Bd. 2, S. 207.

Trotzdem bleibt die Wahrheit bestehen, daß kein griechischer Schriftsteller an seine hohe Auffassung von der Liebe heranreicht.

Dem mehr sinnlichen und irdischen Wesen der Liebe und ihren Wirkungen wurden die anderen Philosophenschulen gerecht. Voran gingen die Peripatetiker. Doch auch die anderen Schulen bezeugen durch den unermüdlichen Wettstreit der Untersuchung das große Interesse, mit dem diese Zeit das Wesen der Liebe, das Problem der Liebesleidenschaft behandelte. Sokratiker, Stoiker, Epikureer, ja auch Zyniker handelten von der Natur der Liebe. Die Stoiker zogen die Leute mit dem Unterschied der Worte auf und verspotteten die Prüderie, indem sie sagten: „Jedes Ding hat seinen Namen. Wenn die eheliche Pflicht nichts Unanständiges enthält, gibt es davon auch keinen unanständigen Ausdruck.“ Demnach redeten und schrieben sie in ungeniertester Weise [62]. Krates feierte sogar vor versammeltem Volke mit Hipparchia seine Brautnacht in der Poikile. (Hipparchia soll auch ein Handbuch über die beste Ausübung des Liebesdienstes mit dem Titel *περὶ τῆς ὑποδέσεως* verfaßt haben. Die Bedeutung und der Inhalt der Schrift ergibt sich aus dem Titel *ὑπό* [unten] und *θέσις* [Lage] [63].) Einzig die peripatetischen Schriften dieser Art sind uns ihrer Anlage nach einigermaßen bekannt. Die Überreste derselben, wie sie uns hauptsächlich Athenäus überliefert, zum Teil auch Plutarch seinem Erotikos, einem späteren Nachklang dieser Gattung der Schriftstellerei, eingewebt hat (vgl. Plutarchii Eroticus, ed. A. W. Winckelmann, Zürich 1836, wo S. 36 ff. eine Zusammenstellung aller früheren ähnlichen Schriften enthalten ist; deutsch von Wilhelm Rösch), lassen uns erkennen, daß jene Philosophen auch diese Untersuchungen vorzugsweise im Dienste ihrer weitausgedehnten charakterologischen Studien unternommen haben. Sieht man genauer zu, so wendet sich ihr Interesse weniger dem innersten Wesen der psychologischen Erscheinungen als deren charakteristischen Äußerungen in einzelnen Ausbrüchen der Leidenschaft zu. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß diese Beschäftigungen und die Behandlung derartiger Themata nicht durchweg den Beifall des Volkes fanden, sondern, daß man hinter der scheinbar ernsten Kritik tadelnswerte Nebenabsichten vermutete. So heißt es in Lukians zehntem Hetärengespräch: „Nun sagt mir Drome. der Aristainet sei ein Päderast und brauchte die Wissenschaften nur zum Vorwand, um die schönsten jungen Leute an sich zu ziehen. Er rede viel und oft insgeheim mit Klinias und mache ihm große Versprechungen, als ob er ihn den Göttern gleich machen wolle. Auch lese er ihm gewisse Dialoge der alten Philosophen und ihren Schülern vor und sei, mit einem Wort, immer um den jungen Menschen herum [64].“

Als Sproß dieses Literaturzweiges wären noch zu erwähnen die Traumdeutungswerke des *Artemidoros* aus Ephesos. Dieser, der zur Zeit der Antonine lebte, hat ein

[62] Cic. ad famil. 9, 22.
[63] Dufour I, 1, S. 141
[64] Lukian, a. a. O., Bd. 3, S. 166

Werk „Oneirokritika", eine eingehende Theorie der Traumdeutung, geschrieben[65]. Artemidoros versucht in diesem Buche mit seltenem Freimut eine Erklärung der mannigfachen erotischen natürlichen und übernatürlichen Träume. Unser Gefühl sträubt sich gegen diese unverblümte Aufzählung von erotischen Vorstellungen, die aber von dem Verfasser wie selbstverständlich geschildert werden. Träume vom Beischlaf mit Mutter, Schwester, Tochter, Bruder werden mit anschaulicher Breite behandelt. Auch der Koitus mit Tieren wird beschrieben und gedeutet. —

Befremdlich würde es jedoch wirken, wenn dieses Interesse an erotischen Vorgängen nur unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit sich äußerte. So finden wir denn auch eine ganze Anzahl von Laien unter den Schriftstellern vertreten, die über die Liebe und die figurae Veneris mit viel Behagen und großer Freiheit schrieben. Nach Suidas[66] soll eine Frau, *Astyanassa*, die Magd der Helena, die erste Verfasserin solcher Werke gewesen sein, was man allerdings kaum für bare Münze zu nehmen hat, denn unzweifelhaft verstanden es die am Vertriebe interessierten griechischen Buchhändler schon damals recht gut, dem Publikum die Vorstellung von einem hohen Werte eines Buches beizubringen, wenn sie ihm ein möglichst hohes Alter andichteten. Auch der *Philaenis* von Samos wird ein Buch *περὶ ποικίλων σχημάτων* zugeschrieben[67], das aber nach Aeschrion den athenischen Sophisten Polykrates zum Verfasser haben soll[68]. Im Publikum war man jedoch der Meinung, daß es ein Werk der Dichterin Philaenis aus Leukas sei[69]. Die Form war wohl die eines Tagebuches oder kurzer Briefe. Nach Athenaeus[70] erfreute sich diese Schrift der größten Beliebtheit. Lukian tadelte (a. a. O.) einen Wollüstling Timarchos, der es nie aus den Händen legte[71]. Suidas erwähnt

---

[65] Artemidoros aus Daldis, Symbolik der Träume. Übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Friedrich S. Krauß. Wien, Leipzig, Pest, A. Hartlebens Verlag 1881. Krauß gibt nur eine teilweise Übersetzung, die ergänzt wird von Dr. Hans Licht, Erotische Träume und ihre Symbolik, in Anthropophytheia, Bd. IX, S. 316 bis 328.

[66] Bei Ant. Panorm. Hermaphr. ed. Forberg 1824, S. 188.

[67] Priap. LXIII, 15.
Hier besucht mich mit ihrem Buhlen oft Fräulein . . . Fast wär'
Mir ihr Name entschlüpft, und nachdem sie auf mehr
Arten sich angegeilt hat, als zu diesem Zweck
Uns Philaenis erzählt hat, begibt sie sich wieder hinweg. (Übersetzung v. Frhr. Alex. v. Bernus.)
Lukian, pseudol. c. 24.

[68] Athen. VIII, 335 c.

[69] Athen. V, 220 f.

[70] VIII, 335 d—e; X, 457 d.

[71] Der dritte weibliche Autor über dieses verfängliche Thema war die Römerin *Elephantis*. Ihre üppigen Darstellungen bildeten das Ergötzen des Kaisers Tiberius (Sueton, Tib. c. 43), der sein Schlafzimmer mit solchen stimulierenden lasziven Bildern schmücken ließ, damit es „niemanden beim Ausüben der Wollust an einem Muster der vorgeschriebenen Art fehlen möge" (Plin. ep. XXXV, 72; vgl. W. Helbig a. a. O.). U. a. läßt er ein Bild des Malers Parrhasios, welches Atalanta darstellt, wie sie dem Meleager mit dem Munde Wollust erregt, im Schlafzimmer anbringen (Sueton, Tiber. c. 44). Auch im 4. Gedicht der Priapeia finden sich „derartige schamlose Zeichnungen aus den Büchern der Elephantis" erwähnt, die Lalage dem Priapos weiht. Er soll prüfen, ob sie diese Stellungen in Wirklichkeiten umsetzen konne (Mart. XII, 43; Ovid. de arte amandi II, 680; vgl. a. Dufour I, 2, S. 91).

noch einen gewissen *Paxamos,* der ein Werk, „Zwölferlei Kunst der Liebesbetätigungen", verfaßte. Die Bezeichnung ist eine Anspielung auf die Hetäre Kyrene, die den Beischlaf auf zwölf Arten vollziehen ließ[72]. Weniger bekannt sind als Verfasser solcher Anleitungen die Hetären *Niko* aus Samos, *Kallistrate* aus Lesbos, ferner der Athener *Pythonikus*[73]. Auch der berüchtigte alexandrinische Vielschreiber *Didymus* scheint nach dem bei Martial[74] gebrauchten Ausdruck „Didymae puellae" eine derartige Schrift verfaßt zu haben, was sehr gut möglich ist, denn nach Seneca[75] suchte er zu ergründen, ob Sappho eine öffentliche Dirne gewesen ist, was jedenfalls für seine Geschmacksrichtung spricht. Diese Zweifelsfrage haben freilich auch Gelehrte unserer Tage aufgeworfen, aber die zopfige Behandlung durch Männer im kalten Norden dürfte doch wohl himmelweit unterschieden sein von der der durch keine sogenannte Sittlichkeit beschwerten Griechen.

Als Hauptvertreter der nach ihm benannten sotadischen Literatur gilt jedoch *Sotades*[76]. Athenaeus, der seine Angaben aus dessen Biographen Karystios und Apollonios, dem Sohne des Dichters, schöpft, berichtet über ihn[77], daß er aus Maroneia in Thrakien stammte und unter Ptolemäus II. Philadelphus um die Mitte des dritten Jahrhunderts lebte. Auf Geheiß des Königs, dessen Ehe mit seiner leiblichen Schwester er verspottete, wurde er ins Gefängnis geworfen und schließlich im Meere ertränkt. Als Titel einzelner seiner Gedichte werden von Suidas erwähnt: Abstieg zum Hades, Priapos, Amazon, An Belestiche (Geliebte des Königs Ptolemäus). Es waren nicht durchweg nur schlechte Verse und laszive Poesien, sondern die Sammlungen enthielten auch eine Fülle ganz hübscher Sentenzen. Wenn man Martials Vers II, 86, 1—2: „Quod nec carmine glorior supino nec retro lege Sotadem Cinaedum" richtig deutet, haben einzelne seiner Verse erst durch das Rückwärtslesen ihren unsittlichen Sinn erhalten. Nach Quintilian[78], dessen Zeugnis allerdings wegen seiner Prüderie nicht als vollwichtig gelten kann, solle man die Lektüre des Sotades in der Jugend unterlassen oder sich doch wenigstens für ein Alter vorbehalten, in dem man widerstandsfähiger sei. Auch die widernatürliche Liebe scheint er besungen zu haben. Martial[79] nennt einen, der am cunnilingus Gefallen findet, „Sotades"[80]. Als seine Nachfolger (nach Athenäus seine Vorgänger) werden erwähnt: *Alexander Ätolus*[81] mit seinem

[72] Aristoph., Frösche 1326 bis 1328; Thesm. 987.
[73] Athen. V, 220 f.
[74] XII, 43,3.
[75] Ep. 88, 32.
[76] Vgl. a. Plutarch, De puerorum edicatione c. XIV; Quintil. Just. VIII; Plinius, Ep. 3.
[77] XIV, 620 e.
[78] I, 8, 6.
[79] VI, 26.
[80] Die sehr verstümmelten Fragmente sind gesammelt von G. Herrmann, Elementa doctrinae metricae. Leipzig, Teubner 1816.
[81] A. Capellmann, Alexandri Aetoli fragmenta. Bonn 1830, besonders S. 25 ff.

„Jonica", *Pyrrhos* oder Pyres aus Milet, *Theodorus, Timocharidas, Alexis* und *Xenarchos.* Alle sechs sind fast ganz unbekannt. Ob unter Theodorus der Epigrammendichter zu verstehen ist, bleibt zweifelhaft. Zu Vertretern dieser Kinädologie, die in Sotades ihren Stammvater hat, gehört noch der Faustkämpfer *Kleomachos,* der als Urheber eines Metron Kleomacheion erwähnt wird. Strato[82] berichtet von ihm, daß er sich in einen Kinäden verliebt und in dem Umgang mit ihm seine unzüchtige Poesie sich angeeignet habe. Selbst *Timon* hatte vermutlich in jungen Jahren Kinädenlieder gedichtet. Da die Kinäden ihrem Beruf nach Ballettänzer waren und öffentlich als Virtuosen dieser Kunst auftraten, so muß man glauben, daß die Dichter dieser ionischen Kinädenpoesie dazu die Textbücher lieferten nach Art der in Rom tätigen Mimographen, und daß ferner ihre Lieder von Chören oder bestellten Sängern vorgetragen wurden. Doch heißt es, daß die früheren, wie Sotades und Alexander Ätolus, nur für Lesung der Rezitation sorgten, also in Prosa schrieben, *Simus* aus Magnesia[83], *Lysis* und andere dagegen hätten ihre Poesie kinädischer Abenteuer mit Musik und Künsten der Orchestrik begleitet. Denn ein Anflug von Handlung und Melodie war diesen griechischen Gassenliedern eigen[84]. Nach Christ[85] geht diese Kinädenpoesie zurück auf die Trinklieder des Ioniers Pythermos und die unzüchtigen Tänze der alten Ionier[86], die man noch zur Zeit Petrons[87] von zotigen Possenreißern öffentlich bei Gelagen zur Belustigung der Gäste aufführte. Bezeichnenderweise nannte man deshalb die Verfasser pornographischer Poesien „Ionikologen"[88].

Von dieser Poesie hat sich ebensowenig erhalten wie von der Hetärenliteratur, deren Vertreter Athenäus aufführt. So war berühmt das Elegienbuch „Leontion" des *Hermesianax* aus Kolophon (etwa 310 v. Chr.). Es führte den Titel nach der gleichnamigen Hetäre, der Geliebten des Verfassers und Epikurs, und schilderte Liebesabenteuer von Philosophen und Dichtern[89]. Eigenartig ist überhaupt das Verhältnis zwischen Dichtern und Hetären. Die Dichter waren selten wohlhabend. Sie konnten meistens nur mit ihren Versen die Gunst bezahlen, die ihnen die gefälligen Damen bewilligten. Aber diese zu Ehren einer Hetäre verfaßten Verse oder Komödien machten wenigstens deren Namen bekannt, woran ihr natürlich viel gelegen sein mußte. „Ich bitte dich inständig, mein lieber Menander," schrieb dessen Geliebte Glycera, „die Komödie, in der du mich die Hauptrolle spielen läßt, zu deinen bevorzugten Stücken zu erheben, damit, wenn ich dich nicht nach Ägypten begleite, sie mich am Hofe des Ptolemäus bekanntmache und diesem

[82] XIV, 648.
[83] Athen. XIV, 620 d.
[84] Bernhardy, Grundriß der griech. Literatur 3. A. II, 2, 1872, S. 553.
[85] Geschichte der griech. Literatur bis auf die Zeit Justinians. München 1897, S. 466.
[86] Kordax, motus ionici, Athen. XIV, 625 c.
[87] C. 23; Horaz, od. III, 6, 21.
[88] Vgl. W. Christ, a. a. O., S. 413.
[89] Athen. XIII, 597 a.

König zeige, welche Herrschaft ich über meinen Geliebten ausübe[90]." Der Dichter *Eunicus* feiert seine Anthea in einem gleichnamigen Stücke, der an anderer Stelle genannte *Eupolis* die Klepsydra, *Pherekrates* machte der Korianno eine nach ihr benannte Komödie zum Geschenk, Thalatta hatte gleichfalls den Ruhm, in einer Komödie aufgeführt zu werden. Der Name ihres Geliebten ist allerdings vergessen. Der Dichter *Antagoras*, der Liebling des Antinous, weihte ebenfalls seine Muse seiner Mätresse Bedion[91]. Der Freund des Hermesianax, *Philetas von Kos*, auch Freund des Theokrit und Erzieher des Ptolemäus II. Philadelphus, galt gleichfalls als Verfasser von lüsternen Dichtungen[92]. Ferner ist Athenäus XIII, 21, von Interesse. Cynulcus sagt dort zu einem Sophisten: „Du liegst in den Kneipen, nicht in Gesellschaft von Freunden, sondern von Huren, hast eine Menge von Kupplern um dich und trägst die Schriften des *Aristophanes*, des *Apollodor* (aus Karystios, etwa 270, ein Dichter der neueren Komödie), *Ammomius*, *Antiphanes* und des Atheners *Gorgias*, welche alle über die athenischen Hetären geschrieben haben, bei dir. Man kann dich füglich einen Pornographen nennen wie die Maler Aristides, Pausanias und Nicophanes[93]." Jedenfalls geht aus dieser Stelle hervor (wofür uns Athenäus auch noch andere Belegstellen liefert), daß in diesen Schriften nähere Angaben über die Reize und Besonderheiten, Wohnungsangaben, Honorarforderungen usw. bekannter Hetären enthalten waren, nach Art unserer geheimen großstädtischen Führer durch das Nachtleben und die bekannten Häuser, und daß diese Bücher in der Lebewelt eine große Verbreitung fanden. Daß vielleicht dem Thema angemessene erotische Poesien unter die Angaben mit verflochten waren, läßt sich aus dem Scheltwort „Pornograph" wohl mit Sicherheit schließen. Freilich verstand man unter „Pornograph" mehr die Schöpfer erotischer Gemälde und plastischer Kunstwerke, während man die Literaten dieser Richtung „Anaischüntographoi" bezeichnete[94]. Von den oben durch Cynulcus erwähnten Schriftstellern scheint Aristophanes aus Byzanz der älteste gewesen zu sein, denn Athenäus (XIII, 583 d) berichtet, daß Apollodorus und Gorgias die noch bei Aristophanes fehlenden Hetärenbiographien hinzugefügt haben. — Zu den die Hetären betreffenden Werken kann man auch die in Vers und Prosa verfaßten „Chrien" (das heißt Aussprüche, Nutzanwendungen), nach dem unten erwähnten gleichnamigen Werke Machons benannt, rechnen.

Hervorragend wegen seiner Wahrheitsliebe war das Werk des *Kallistratos* „Über die Hetären"[95]; *Machon*[96] gab ein rein anekdotisches Werk (Chreia) über die

[90] Dufour I, 1, S. 129.
[91] Dufour I, 1, S. 149.
[92] Helbig, Untersuchungen über die kampanische Wandmalerei, Leipzig 1873, S. 249, hat ein Bruchstück von 98 Versen aufbewahrt.
[93] Vgl. Mart. XII, 43.
[94] Vgl. Athen. XII, 567 b, s. a. Helbig, a. a. O., S. 249—268.
[95] Athen. XIII, 591.
[96] Athen. XIII, 578—583.

bekanntesten Hetären in jambischen Trimetern heraus. Als ein Mischmasch von Vers und Prosa stellen sich die „Pägnien“ dar. *Botrys* aus Messene in Sizilien soll sie zuerst angewendet haben[97]. Polybios[98] sagt, sie wären in Prosa verfaßt und äußerst unzüchtig gewesen nach Art der Philänis. In demselben Genre betätigten sich *Gnesippus*[99], *Mnaseas*[100] aus Lokri und die Dichterin *Salpa* aus Lesbos[101].

Aber auch die besser gekannten Dichter versuchten sich im hocherotischen Genre. *Archilochus* wurde dafür feierlich aus Sparta verbannt, was um so mehr wundernimmt, als sonst auch die freiesten Poesien gefahrlos passierten[102]. Und auch die Gedichte *Anakreons* (etwa 530) zeigen zuweilen dieselbe Frivolität und Obszönität des Ausdrucks, welche man zuerst bei Archilochus findet. Allerdings darf man bei seiner Beurteilung nicht außer acht lassen, daß von den unter seinem Namen überlieferten Liedern nur ein kleiner Teil echt ist. Auch *Hipponax* aus Ephesus (etwa 540) scheut sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Am schlechtesten kommt natürlich das weibliche Geschlecht bei ihm weg. Das Hetärenwesen der Ionier, das schon bei Archilochus seine bedenklichen Seiten zeigte und bei Anakreon offen hervortrat, findet seinen satirischen Schilderer bei dem boshaften Dichter. Er nennt zum Beispiel ein Mädchen „Mistloch“, „Schamzeigerin“, „Gliedschüttlerin“ usw. Indessen darf man nicht vergessen, daß er anscheinend sehr pro domo spricht, da er wegen seiner bekannten Häßlichkeit, deretwegen er oft verspottet wurde, nicht allzuviel Glück bei den Frauen gehabt zu haben scheint. *Solon* (639 bis 551), *Theognis* und *Simonides* waren Prediger der „unzüchtigen“ Liebe, wie Floegel[103] sagt. „Unzüchtig“ ist hier aber gleichbedeutend mit „unehelich“. *Sappho* (um 610), *Ibykus*[104], *Alkaeos, Mimnermos*[105] steuerten ihren Teil zu dieser Literaturgattung bei. Auch *Alkman* schrieb in dem gleichen Sinne. Die erotischen Lieder (in sieben Büchern) des Ibykus waren im Altertum berühmt und weit verbreitet. Alkäus, der Zeitgenosse der Sappho und bedeutendste Lyriker der Äolier, wurde hochgefeiert sowohl wegen seiner politischen Gedichte wie wegen seiner Trink- und Liebeslieder. Alkman (dorisch Alkmaion) aus Sardes, der Geliebte der bekannten Hetäre und erotischen Philosophin Megalostrate, der größte Schürzenjäger und Tafelheld des Altertums, ist bekannt wegen seiner Liebeslieder[106].

---

[97] Athen. VI, 332.
[98] *'Ιστορία καθολική* XII, 13.
[99] Athen. XIV, 638 d.
[100] Athen. VII, 321 f.
[101] Athen. VII, 321 f.; 322 a.
[102] Valerius Maximus XVI, 3; Tac. Ann. c. 35.
[103] Geschichte der komischen Literatur, Liegnitz und Leipzig 1784, I, S. 199.
[104] Athen. XIII, 601, a, b.
[105] Horaz, Ep. I, 6, 65; II, 2, 100.
[106] Die Fragmente sind gesammelt in Schneidewin, Delectus poetarum elegiacorum. Göttingen 1838; Bergk, Poetae lyrici graeci, 3 Bände Leipzig 1866; Deutsch: Weber, Die elegischen Dichter der Helenen, nach ihrem Überreste übersetzt und erläutert. Frankfurt 1826.

Die weite Verbreitung der erotischen Schriften läßt sich aber nicht nur aus den uns überlieferten Resten, sondern auch aus direkten Äußerungen der Schriftsteller entnehmen. Aristoteles[107] mißbilligt zum Beispiel ihr häufiges Vorkommen und will die Jugend vor der Lektüre bewahrt wissen. Philostratos (ep. 14) empfiehlt diese Literatur als „angenehme Unterhaltung auch für alte Männer, die ihnen den Gedanken an die Liebe wieder zurückrufen, als ob sie wieder jung wären".

Auch die erotische Idylle war bereits vertreten. Auf uns gekommen sind unter Älians Namen *(Claudius Aelianus)* zwanzig Bauernbriefe. Sie sind erotischen Inhalts, von eleganter Form und voll feinen Witzes[108]. Ich lasse einen kulturhistorisch nicht uninteressanten hier folgen:

„Jetzt erst hab' ich's erfahren, daß du mir einen guten Rat gabst, als du mir sagtest, ich solle die Kurtisanen meiden. Gewinnsüchtig sind sie. Dabei tun sie so, als ob sie uns liebten, halten aber ihre Türe vor uns verschlossen. Das ärgerlichste von allem aber ist, daß sie mit uns nicht früher zu Bett gehen wollen, bevor sie sich reichlich an den Speisen gütlich getan haben. Aber erst machen sie es wie Akko, zieren sich und machen Umstände, dann essen sie wie die Sperlinge, doch heimlich fressen und verschlingen sie alles, während sie sich vor uns spreizen und tun, als könnten sie keinen Bissen herunterbringen. Ich indessen bin kein Freund von viel Federlesens, ich pack' sie, drück' ihnen die Schenkel auseinander und trolle mich zu meinen Ziegen. Diese elende Thebais, diese verdammte Flötenspielerin, hätte ich ebenso nehmen sollen, sie aufs Lager werfen und meine Lust an ihr stillen. Verfluchter Soldat, der mich daran gehindert hat! Thrasylon, glaub' ich, war's. Ich wüßte sonst keinen, der es mit der Hexe aufnähme."

Suidas erwähnt solche Bauernbriefe noch von dem Sophisten *Zonaios* und *Melesermos*[109]. Erhalten sind uns solche im dritten Buche des Alkiphron. *Lesbonax*, ein Rhetor zur Zeit des Augustus[110], Philostratos, der Ältere oder Mittlere, *Aristainetos*, Grammatiker und Rhetor aus Nikäa in Bithynien, und *Sphaereus* schrieben „Erotische Briefe", desgleichen verfaßte *Chrysippus* dreißig Episteln voller Zoten und eine berüchtigte Fabel von Juno und Jupiter. Nach Christ[111] ist Philostratos nicht der Verfasser der Sophistenbiographien und der Biograph des Apollonios aus Tyana, sondern ein Sophist aus dem dritten Jahrhundert vor Christi. Seine dreiundsiebzig Briefe von geringem Umfang und größtenteils erotischen Inhalts sind ein Muster sophistischer Erotik. Des Gefühls bedient er sich nur, um seinen Geist leuchten zu lassen. Seine Briefe sind charakterlos, weil meist auf Bestellung gefertigt. Bald wird den Hetären ein Loblied gesungen, bald werden

[107] Polit. VII, 15, 8.

[108] Acht davon finden sich übersetzt in „Der Amethyst", Blätter für seltsame Literatur und Kunst, herausg. v. Franz Blei, Wien 1906, S. 131—134.

[109] Vgl. a. Christ, a. a. O., S. 536; Rohde, Der griechische Roman, S. 369.

[110] Suidas, s. v. Rohde S. 367.

[111] S. 533

sie mit Verachtung bedacht[112]. — Aristainetos war gleichfalls ein Sophist am Ende des fünften Jahrhunderts. Seine fünfzig auf zwei Bücher verteilten Briefe gehen auf ältere Muster, besonders auf Alkiphron, zurück und sind reichlich mit Laszivität getränkt. Bei Aristainetos tritt bereits ein mittelalterliches Raffinement der Liebesbeziehungen zutage bis zur Liebessklaverei, zum Minnedienste (zum Beispiel ep. II, 2) und zur subtilen seelischen Analyse des Liebesgenusses (zum Beispiel II, 6; II, 18) und seiner Erhöhung durch freiwillige Abstinenz (I, 21). Ferner enthalten die Briefe viele interessante Einzelheiten aus dem Leben der höheren und niederen Prostituierten[113]. — Geringeres Interesse bieten die „Moralischen, ländlichen und Hetärenbriefe" des *Theophylektos Simokattes*, eines aus Ägypten gebürtigen Sophisten, der als kaiserlicher Sekretär und Präfekt in der ersten Hälfte des siebten Jahrhunderts lebte. Seine Briefe sind zu sehr moralisierend[114].

Am bekanntesten und bedeutendsten aber sind wohl die Hetärengespräche des *Lukian* und *Alkiphron*. Lukian von Samosata, etwa 130 nach Christi geboren, lebte lange Zeit in Athen, unternahm weite Kunstreisen und starb um 200. Unter seinem Namen sind mehr als achtzig Schriften auf uns gekommen, von denen hier nur „Die Liebesgespräche", „Die Hetärengespräche" und „Der verzauberte Esel" interessieren[115]. Von Suidas an bis auf unsere Tage macht man dem Lukian oft den Vorwurf der Immoralität, nennt ihn zuweilen den griechischen Casanova und hält die Lektüre seiner Schriften für gefahrdrohend. Man verweist dabei auf die „frivolen" Stellen in den „Liebesgesprächen", den fünften Dialog und auf den berüchtigten, hier wiedergegebenen Passus im „Verzauberten Esel" 8 bis 10. Allein wenn man Lukian recht würdigen will, dann darf man nicht vergessen, daß er in einer korrumpierten Zeit lebte, die ohnmächtig und kraftlos sich allen Ausschweifungen überließ und in ihrem moralischen Fundamente bis ins Innerste erschüttert war. Seine geistige Intelligenz bäumt sich gegen diese Fäulnis auf. Er ist der Typus derer, die nach Verlust ihres Glaubens voll Spott über die Erbärmlichkeit und Tollheit des Lebens vergebens danach ringen, Besseres und Reineres an die Stelle des Entarteten und Zerfallenen zu setzen. Aber der Bequemlichkeit seiner von weltmännischer Leichtigkeit und Eleganz bestimmten Moral den Stempel der Unzucht aufzudrücken oder die Lauterkeit seiner Gesinnung zu bezweifeln, dazu ist nicht der geringste Grund vorhanden. Daß mitunter ein kräftiges Zötlein zutage tritt, wer wollte dem Sohne einer in ganz anderen An-

[112] Vgl. Philostratos, übersetzt von Christian, Stuttgart 1855; Ausgabe in Herchers Epistolographi graeci, Paris 1873. S. 468—493.

[113] Vgl. J. Bloch, a. a. O., S. 500.

[114] Ausgabe bei Hercher, S. 763—766.

[115] Von den „Hetärengesprächen" gibt es eine gute deutsche Übersetzung von Franz Blei mit 5 Illustrationen von Gustav Klimt, die aber mit dem Texte in fast gar keinem Zusammenhange stehen. Das 5. Gespräch, das Wieland in seiner Übersetzung ausgelassen hatte, mit dem Bemerken, daß „es keine Übersetzung in irgendeine lebende Sprache gestatte", findet sich auch deutsch im Amethyst, a. a. O., S. 14—16, und in Lukians sämtlichen Werken, a. a. O., Bd. 3, S. 147 ff.

schauungen lebenden Zeit dies verwehren? Wer liest nicht seine „Göttergespräche" trotz oder vielleicht wegen ihres bisweilen sehr pikanten Anhauchs mit stets gleichbleibendem Vergnügen? Seine „Hetärengespräche" aber lassen uns erst die Künste und Schliche der damaligen Buhlerinnen im rechten Lichte erscheinen und zeigen uns, daß sich in dieser Hinsicht seit 1900 Jahren sehr wenig in der Welt geändert hat. Sein „Verzauberter Esel" dagegen ist von entzückender Natürlichkeit. Die Grundidee des Werkes ist folgende: Ein junger Kaufmann, Loukios mit Namen, möchte gern das Zaubern erlernen, wird aber aus Versehen in einen Esel verwandelt. Er behält jedoch trotzdem seinen menschlichen Verstand und erzählt nun alle seine Erlebnisse bis zu seiner Wiedermenschwerdung. Die Schlußpointe enthält dann freilich einen der freiesten, aber auch besten Späße der Weltliteratur[116]. Ob die Erzählung aber in der uns vorliegenden Gestalt von Lukian herrührt, bleibt unaufgeklärt. Es fehlt an vielen Stellen der charakteristische Witz des geistvollen Plauderers, die Lukianische Fülle lustiger und nachdenklicher Einzelheiten. Trotzdem lugt nicht zu selten der fidele Schalk hervor[117]. Hineingearbeitet in den Roman sind die sehr freien Metamorphoseon logoi diaphoroi eines gewissen mythischen *Lucius aus Paträ* (etwa 150 n. Chr.). Möglicherweise geht sowohl diese Lukianische Schrift sowie des Apulejus „Goldener Esel" (etwa 151 n. Chr. entstanden) auf eine beiden gemeinsame Fassung zurück[118]. Dies läßt sich besonders aus der merkwürdigen Übereinstimmung beider Romane schließen. Zur Illustrierung sei das Eselsabenteuer wiedergegeben, das Apulejus fast mit den gleichen Worten erzählt: Eine Dame, von den wunderbaren Leistungen des Esels entzückt, besticht den Wärter, sie mit ihm allein zu lassen. Nachdem Lukian die Vorbereitungen zum Liebesfest beschrieben hat, fährt er fort: „Dann überschüttete sie mich mit Küssen, sprach zu mir wie zu einem menschlichen Geliebten, faßte mich am Halfter und zog mich zu sich aufs Lager. Vom reichlich genossenen alten Wein angeregt und vom Dufte des Salböls animiert, bedurfte ich beim Anblick des in jeder Beziehung schönen Weibes keiner weiteren Aufmunterung und legte mich zu ihr, doch war ich in arger Verlegenheit, wie ich die Sache anfangen sollte. Seitdem ich nämlich Esel war, hatte ich mich nie nach der den Eseln natürlichen Art mit einer Eselin abgegeben. Ich hatte also keine kleine Angst, die Schöne zu zersprengen und nachher als Mörder eine empfindliche Strafe zu erleiden. Ich ahnte natürlich nicht, daß ich mich ohne allen Grund fürchtete. Sie munterte mich jedoch durch viele verliebte Küsse auf, und als sie sah, daß ich mich nicht mehr halten konnte, schmiegte sie sich an mich wie an einen Mann und nahm alles, was da war, in ihren Schoß auf. Ich konnte die Besorgnis aber immer noch nicht loswerden und wich ein wenig nach rückwärts.

[116] Vgl. weiter unten.

[117] Textausgabe von Dindorf, Luciani opera II, 256—287. Leipzig 1888.

[118] Vgl. dazu Karl Burger, Das Lukiosdrama und seine literaturgeschichtliche Bedeutung. Blankenburg a. H. 1902.

Sie aber umklammerte fest meine Lenden, damit ich mich ihr nicht entziehen könnte, und schob ihren Leib nach. Als ich mich hinlänglich überzeugt hatte, daß mir zur Befriedigung und Ergötzung des Weibes noch manches fehle, war ich ihr von da ab furchtlos zu Willen, in der Meinung, daß ich nicht schlechter sei als der Buhle der Pasiphae. Das Weib war aber so sehr zum Liebeskampf gerüstet, daß sie die ganze Nacht hindurch meine Kräfte anspannte und mich erst mit Tagesanbruch verließ, doch nicht, ohne mich meinem Aufseher noch für eine Nacht um den nämlichen Preis abzumieten." Nach seiner Entzauberung suchte Lukios die Dame auf in der Hoffnung, ihr als Mann das gleiche bieten zu können. Die Dame aber, in der Meinung, er besitze noch das Eselsattribut, jagt ihn zum Tempel hinaus, als sie in ihrer Annahme sich getäuscht sieht[119]. Zwei Kapitel, die in allen Übersetzungen fehlen, hat O. Knapp[120] verdeutscht. Der Verfasser schildert hier, die technischen Ausdrücke beim Ringkampf auf den Geschlechtsakt anwendend, zwei Liebesszenen: Der Mann steht und hat das Mädchen gleichsam auf seinem Schoße, indem er ihre Hüften umspannt und sie zu sich emporzieht. In der zweiten Szene kniet sie auf dem Bett, er steht davor und wirft sie schließlich auf den Rücken.

Sehr erotisch sind freilich die „Liebesgespräche", in denen der Knabenliebe ein Preislied gesungen wird. Eine Probe daraus möge hier folgen. Nachdem die dem Akte vorangehenden Liebkosungen eingehend geschildert sind, heißt es: „Denn die offenen Liebkosungen in den Kleidern bereiten das Vergnügen vor, und sehnsüchtig greift die Rechte verstohlen in den Busen hinein und drückt die Brustwarzen, die in der Erregung bald übermäßig anschwellen, und während der Leib vor Begierde strotzt, greift er herum mit den Fingern und geht langsam vor bis zur Blüte mit den ersten Milchhaaren. Und — doch was soll ich Unnennbares aussprechen? Hat man erst diese Erlaubnis bekommen, dann macht sich die Liebe an ein noch heißeres Beginnen: Nach einem Vorspiel bei den Schenkeln stößt sie, wie der Komiker sagt, mitten hinein."

Die fünfzehn Hetärengespräche, die eine tiefe Kenntnis des Seelenlebens und der Lebensverhältnisse der griechischen Hetären verraten, lassen erkennen, daß Lukian auf eine reiche praktische Erfahrung zurückblicken kann. Am besten geben über den Inhalt nachstehende Überschriften Auskunft: 1. Die Eifersüchtige oder Verlassene; 2. Konflikt zwischen Ehe und Liebe zur Hetäre; 3. Szene beim Symposion; 4. Liebeszauber; 5. Die Lesbierinnen; 6. Einführung ins Hetärenleben; 7. Der zahlungsunfähige Liebhaber; 8. Hetärenweisheit; 9. Der Zuhälter und die beiden Liebhaber; 10. Hetäre oder Philosoph; 11. Konkurrenzneid; 12. Zank und Versöhnung; 13. Bramarbas; 14. Abschied und Abrechnung; 15. Prügelszene.

Lukians Nachfolger bzw. Nachahmer ist *Alkiphron*, der Redner, der ziemlich

[119] Nach Wielands Übersetzung in Lukians sämtl. Werken, Bd. 4, S. 42.
[120] In „Die Opale", herausgeg. v. Franz Blei, Leipzig 1907, 1. Halbband, S. 159—161.

gleichzeitig mit ihm lebte. Er hat eine Sammlung von hundertundachtzehn Briefen[121] hinterlassen, die in feiner Weise die heitere Genußfreudigkeit jener Zeit wiedergeben und eine warme Liebe für Athen und attisches Wesen bekunden[122]. Im folgenden eine Probe:

„Dir allein ist ein Liebhaber zuteil geworden, den du so liebst, daß du auch keinen Augenblick dich von ihm trennen kannst. Welche Ungefälligkeit, bei der Aphrodite! Von Glycera schon so oft eingeladen, wie sie mir bei dem Dionysienfest sagte, kommst du nicht, und wenn nicht auf die Einladung jener, so hätte es dich doch wenigstens treiben sollen, deine Freundinnen zu besuchen. Freilich, du bist weise geworden und liebst deinen Liebhaber. Du bist glücklich ob deines guten Rufes. Wir aber sind Huren und zügellos. Auch Philo hatte einen Stab aus Feigenholz. Ich ärgere mich, bei der großen Göttin. Wir alle waren anwesend: Thessala, Myrrhine, Chrysion, Euxippe, später kam auch Philumene, obwohl sie sich erst neulich verheiratet hat und von der Eifersucht ihres Mannes verfolgt wird. Aber sie brachte ihren lieben Mann zu Bett und kam, wenn auch spät. Du allein hast deinen Adonis gehätschelt, damit er nicht von dir, der Aphrodite, verlassen, eine Beute der Persephone werde. Ich sage dir, ein Mahl feierten wir — warum soll ich dir nicht ein bißchen das Herz schwer machen — das war die Anmut selbst! Gesänge, Scherzgedichte, ein Gelage bis zum Hahnenschrei, Salben, Kränze, Konfekt, Lorbeer beschattete den Ort, da wir lagerten, eins nur fehlte uns dabei, du, sonst nichts. Was uns aber am meisten Vergnügen bereitete, war ein Wettstreit zwischen Thryallis und Myrrhine, wer die schönsten und zartesten Hinterbacken habe. Zuerst löste Myrrhine den Gürtel, bewegte unter dem seidenen Gewand die zitternde Hüfte hin und her, und es sah aus wie Rahm oder gestandene Milch, und sie blickte dabei zurück auf die Bewegungen ihres Hintern, zugleich seufzte sie leicht wie beim Liebesakt, so daß ich, bei der Aphrodite, starr war. Doch Thryallis ließ sich nicht abschrecken, sie nahm den Kampf auf und übertrumpfte sie durch Zügellosigkeit. Nicht mit einem Schleier, rief sie, werde ich zum Wettkampf antreten, auch nicht durch Sprödetun, sondern gleichsam im Nacktkampf, denn der Kampf liebt keine Verstellungen. Damit legte sie das Gewand ab, und indem sie die Hüfte ein wenig aufwärts bog, sagte sie: Da schau her, meine Haut, wie rein, makellos und lauter, Myrrhine. Die Purpurfarbe meiner Hüften, wie sie in den Schenkel übergehen, und diese selbst, nicht zu fleischig, nicht zu mager, und die Grübchen an ihrem Ende. Bei mir zittert es nicht, beim Zeus, wie bei der Myrrhine, sagte sie lächelnd, und sie brachte ein solches Schwingen der Hinterbacken hervor und drehte sie herum nach allen Seiten, als ob sie fließend wären, daß wir alle aufsprangen und der Thryallis den Sieg zusprachen. Dann gab es noch andere Vergleichungen und Wettkämpfe wegen des Busens. Mit dem Leib der

[121] *ἐπιστολαὶ ἐρωτικαί.*

[122] Zwölf gute Proben bietet O. Kiefer im „Amethyst", S. 229—236.

Philumene wagte keine zu wetteifern, denn er hatte noch nicht geboren und war blühend. Nachdem wir nun die ganze Nacht gefeiert und über unsere Liebhaber geschimpft und den Wunsch ausgesprochen hatten, es möchten uns andere zuteil werden — denn die letzte Liebe ist ja immer die schönste — gingen wir auseinander, vom Weine voll. Auf dem Wege taumelten wir oft hin und her und stürmten lärmend zu Deximachos in der goldenen Gasse, wie wenn wir zur Agnos wollten, nahe beim Hause des Menephron. In den ist nämlich Thais sterblich verliebt, und nicht mit Unrecht, denn er ist ein junges Bürschchen, das erst neulich eine reiche Erbschaft angetreten hat. Jetzt will ich dir deine stolze Zurückhaltung verzeihen. Am Erntefest werden wir beim Liebhaber der Thessala tafeln, denn sie pflegt den Liebling der Aphrodite. Daß du mir ja kommst mit deinem Kästchen und den Korallen und deinem Adonis, den du jetzt so innig liebst. Denn wir wollen mit unseren Liebsten zechen. Leb wohl!"

Der folgende Brief könnte von einer Halbweltlerin unserer Zeit geschrieben sein: ,,Was quälst du mich mit vielem Schreiben? Mit fünfzig Goldstücken kannst du erreichen, was du willst, mit einem Brief nichts. Liebst du also, so zahle, bist du aber ein Filz, so falle mir nicht weiter lästig. Leb wohl!"

Von den hundertundachtzehn Briefen beziehen sich nur sechzehn und einige fragmentarisch erhaltene auf das Hetärenleben. Die übrigen sind Fischer-, Bauern- und Parasitenbriefe[123]. Hetärenbriefe sind folgende: I, 29 Ein diplomatischer Brief; I, 30—32 Zum Prozeß der Phryne; I, 35 Kolleginnen; I, 38 Der Tod der Bakchis; I, 34 Hetärendialektik; I, 35—36 Liebe und Geschäft; I, 37 Kolleginnen. I, 39 Hetären unter sich; I, 40 Ein energisches Billett; II, 1 Die Hetäre des Fürsten; II, 2 Die Hetäre des Philosophen; II, 3—4 Dichter und Hetäre; Fragm. 3 Hetären der Künstler; Fragm. 4 Das anständige Mädchen; Fragm. 5 Die Hetäre von Korinth an die in Athen (Die Schönheit der Lais); Fragm. 6 Ein Fest im Grünen. — Das Hetärenwesen streifen außerdem epp. 5, 8, 17, 48, 50, 55, 58, 64 des dritten Buches[124].

Einen wirklichen Dichter haben uns 1890 ägyptische Papyrusfunde wiedergegeben: *Herondas* von Kos (etwa 200), der einzelne Szenen des täglichen Lebens in seinen ,,Mimiamben" zu kleinen Kabinettstückchen gestaltete. Neun sind uns erhalten[125], zwei davon ziemlich frei, nämlich ,,Frauen unter sich" und ,,Der Eifersüchtige". Gewisse Schattenseiten des sittlichen Lebens werden mit anschaulicher Breite und Offenheit zur Sprache gebracht. Und doch wirkt der Stoff keineswegs lüstern, denn Herondas geht mit solch ruhiger Gegenständlichkeit zu Werke, daß ein derartiger Verdacht nicht aufkommen kann. Alle neun Mimen kann man als wohlgelungene Meisterstücke bezeichnen. In ,,Frauen unter sich"

[123] Vgl. Bloch, a. a. O., S. 498.

[124] Vgl. Alkiphronis Rhetoris epistolarum libri IV, ed. M. A. Schepers. Lipsiae 1905.

[125] Herausg. v. Otto Crusius, Göttingen 1893. Eine Neuausgabe erscheint 1926 im Verlage von Julius Püttmann, Stuttgart.

besucht Metro die Koritto, und ohne viele Umschweife kommt sie zum Zweck ihres Besuches. Gar zu gern möchte sie erfahren, von wem Koritto den wohlgelungenen scharlachroten Olisbos (Nachbildung eines männlichen Gliedes zur Befriedigung der Frauen) habe. Die Gefragte ist erstaunt, daß Metro darum weiß, und diese verrät auf Zureden, daß sie ihn bei der Nossis gesehen habe. Koritto gibt ihrem Unwillen darüber Ausdruck, daß Eubule, der sie ihn geliehen, ihn einer andern, „die nicht dazu gehöre", überlassen habe. Auf Zureden enthüllt sie der Freundin, daß sie den Olisbos dem Schuster Kerdon abgeschmeichelt habe. Dieser hätte noch ein gleich schönes Stück besessen, das aber bereits an eine andere vergeben sei. Sobald Metro erfahren hat, wo sie die Adresse dieses Speziallieferanten erfahren könne, trennen sich die Freundinnen. — An diesem Dialog ist zweierlei von Interesse. Einmal daß dieser Handel mit künstlichen Geschlechtsgliedern sehr gewinnbringend gewesen sein muß, denn die Fabrikation wird als bekannt vorausgesetzt, und Koritto bemerkt, daß der Schuster Kerdon den Handel mit Rücksicht auf die Steuereinnehmer heimlich betreibe. Und ferner läßt sich aus dem bezeichnenden Zusatz „die nicht dazu gehöre" schließen, daß Metro, Koritto und Eubule einem Lesbierinnenkränzchen angehörten[126].

Von den späteren Schriftstellern, die sich vorzugsweise dem *Roman* zuwandten und meistens schon in die christliche Zeit hineinragten, sind wenige zu nennen. Diese Romanerotik scheint in den seltensten Fällen auch pornographisch gewesen zu sein. Sie entsprang dem Hang zum Wunderbaren und dem abenteuerlichen Geschmack des alexandrinischen Zeitalters. Nach Kleinasien, der Wiege des orgiastischen und phantastischen Dionysoskultus, führen die Anfänge dieser Erotik, welche zunächst halb parodistisch ihre Stoffe aus Mythologie und Geschichte nahm, dem Leben fernstand und trotz mehrerer Spielarten (wie erotische Zaubermärchen, erotische Reisebeschreibungen, erotische Erzählungen oder Briefe) doch kaum den vollen Wert einer selbständigen literarischen Gattung erlangte[127]. Als Vorläufer dieses süßlichen griechischen Romans können die „Milesischen Märchen" des Aristides von Milet (etwa 60 v. Chr.) gelten, die sich großer Beliebtheit erfreuten[128], leider aber verlorengegangen sind. Ovid[129] und Plutarch[130] kennzeichnen ihren Charakter als pornographisch. Letzterer bietet dafür den bündigsten Beweis in der erwähnten Lebensbeschreibung des Crassus, wo er eine Episode aus dem Partherkampfe (etwa 53 v. Chr.) wiedergibt: „Nach diesem für das Volk bestimmten Aufzuge ließ Surenna (der Besieger des Crassus) den Senat der Seleukier zusammenkommen und legte ihnen die unzüchtigen Schriften des Aristides, welche Milesiaka hießen, vor, womit er den Römern keineswegs etwas Unwahres an-

126 Vgl. noch „Der Schuster und der Bordellwirt".
127 Vgl. P. M. Paciaudi, De libris eroticis veterum, Lipsiae 1803.
128 Vgl. W. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur, S. 86—87.
129 Trist. II, 413.
130 Crassus 32.

dichtete. Denn diese Bücher waren unter dem Gepäck eines gewissen Rustius gefunden worden und gaben dem Surenna Anlaß, die Römer unter vielen Schmähungen zu verspotten, daß sie auch nicht einmal im Kriege dergleichen Dingen und Schriften entsagen könnten[131]." Rohde[132] faßt diese Schriften zusammen unter der Bezeichnung ,,Erotische Novellen schlüpfriger Art". Die auffallende Charakterähnlichkeit mit altfranzösischen Fabliaux, mit italienischen Novellen und ganz vorzüglich mit denen des Boccaccio zeigen diese griechischen Erzählungen, die ihrerseits orientalische Einflüsse nicht verleugnen können. Sisenna (zur Zeit des Marius und Sulla) übersetzte als erster die Novellen ins Lateinische[133]. Apulejus übernahm einzelne Geschichten, die Boccaccio für seinen Decamerone passend fand. So zum Beispiel Der Buhle im Fasse (VII, 2), Die Geschichte von der Bäckerin, ihrem Manne und ihrem Buhlen (V, 10) und dergleichen.

Neben Aristides kommen hauptsächlich noch in Betracht: Heliodor[134] aus Emesa in Phönizien, ,,der Erotiker" (im Gegensatz zu anderen gleichnamigen Autoren) in der letzten Hälfte des 4. Jahrhunderts, um 390 Bischof von Trikka in Thessalien. Er ist der Verfasser von ,,Äthiopischen Erzählungen" in zehn Büchern, die die Abenteuer zweier Liebenden, der äthiopischen Königstochter Chariklea und des Thessaliers Theagenes, behandeln. Ferner Chariton aus Aphrodisias in Phrygien als Verfasser des in einer einzigen Florentiner Handschrift überlieferten Romans ,,Erotische Erzählungen von Chairea und der Kallirhoe", Parthenios aus Nikäa (etwa 60 v. Chr.), der Sammler und Redaktor der älteren erotischen Dichtung in seiner Schrift ,,Über die Liebe", worin in sechsunddreißig Erzählungen die Schicksale von unglücklich Liebenden beschrieben werden[135], Euenos und Philetas[136], die sehr schlüpfrige Novellen schrieben, ferner Philippos von Amphipolis mit seinen ,,Rhodischen Erzählungen", die von Suidas als ganz ,,schmutzig" bezeichnet und von Theodorus Priscianus (etwa 400 n. Chr.) als Aphrodisiacum den Impotenten zur Lektüre empfohlen werden[137]. Denselben Zweck erfüllen nach ihm auch die aufregenden Erzählungen des Herodianus und des Syrers Jamblichus (etwa 170 n. Chr.).

Erwähnenswert sind schließlich noch folgende: Eustathius von Parembale (12. Jahrhundert) schrieb ,,Die Geschichte von Hysmines und Hysmina" in elf Büchern[138]. Das Werk ist das schlechteste, was auf uns gekommen ist, und hat nur wegen der Neigung des Verfassers zur Ausmalung der obszönsten Vorgänge

131 Biographien des Plutarch, übersetzt von Kaltwasser, Wien 1805, S. 322—323.
132 A. a. O. S. 586.
133 Ovid, Trist. 2. 412 und 443.
134 Übersetzt von Fr. Jacobs, 3 Bändchen. Stuttgart 1837—1838.
135 Ausgabe: Parthenaii Amatoria rec. T. Passow. Lipsiae 1824.
136 Helbig, a. a. O., S. 249.
137 Theodor Meyer, Theodor Priscian und die römische Medizin, Jena 1909, S. 193.
138 Übersetzt von E. C. Reiske in ,,Hellas", Mitau 1778; vgl. Th. Graße, Über den griechischen Erotiker Eusthatius und dessen Roman in Jahns Archiv IV, 1836, S. 267.

Interesse. Achilles Tatius aus Alexandria (um 450) schrieb die „Geschichte von Leukippe und Klitophon" in acht Büchern. Neben Heliodor war er der gelesenste Schriftsteller seiner Zeit. Er trat dann zum Christentum über. Seinem Roman merkt man jedoch nichts von christlicher Moral an. Die Diskussion über das besonders bei Philosophen beliebte Thema, ob die Mädchen- oder die Knabenliebe den Vorzug verdiene (II, 35—38), gehört zu den gewagtesten Stellen der alten Literatur. Im übrigen ist sein Werk das übliche Konglomerat von Liebesgeschichten, Abenteuern, Zaubereien usw. Interessant sind nur einzelne Szenen, die einen Hauch von echter Poesie in sich bergen und einen kleinen Beitrag zur Geschichte der Liebesgebräuche liefern. Der Zaubertrank, der bei Tristan und Isolde eine so verderbliche Rolle spielt, findet sich bereits hier als Mittel zum Zweck verwendet: Ein Soldat, Gorgias mit Namen, verliebt sich in Leukippe und bringt ihr einen Liebestrank bei, der aber zu stark geraten ist, so daß das Mädchen in seinem erotischen Taumel seine Reize vor Männern entblößt, ein Betragen, das mit dessen Keuschheit von ehedem in ziemlichem Widerspruch steht. In der Grotte der Diana muß Leukippe auch eine Liebesprobe bestehen auf ihre Keuschheit. War ein Mädchen noch rein und unberührt, so ertönte eine sehr liebliche Musik aus der Höhle. Nie aber war diese so lieblich wie damals, als Leukippe der Prüfung unterworfen wurde[139].

Dann wäre noch der Sophist Longus zu nennen als Verfasser des Hirtenromans von „Daphnis und Chloe" in vier Büchern[140]. Die Unschuld des Hirtenlebens wird nur arg gestört durch die lüsternsten Szenen nacktester Sinnlichkeit, wie von der schamlosen Verführerin Lykainion und dem lockeren Päderasten Gnathon. Im vierten Buch beschreibt Longus einen reizenden Garten. In seinem Mittelpunkt befindet sich ein Tempel des Bacchus mit einem Altar. Dieser war von Efeu, der Tempel selbst mit Reben umschlungen, und innerhalb desselben sah man die Triumphzüge und Liebeshändel des Gottes dargestellt[141].

Daß sich jedoch poetischer Geist, künstlerischer Geschmack und literarisches Interesse, wenn auch nicht in großem Stil, wohl aber in kleinen Leistungen trotz kirchlichen Druckes bis tief hinein ins Mittelalter erhielten, bezeugen am besten die Anthologien oder Blütenlesen von Epigrammen, welche in verschiedenen Zeiten gesammelt und herausgegeben wurden. Ihr frühestes Muster war diejenige des Meleagros von Gadara (60 n. Chr.[142]). Es folgte dann jene des Philippus von Thessalonike (40 n. Chr.). Die zwei reichhaltigsten Sammlungen, in denen diese

[139] Genaue Inhaltsangabe bei Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen usw., deutsch von Liebrecht, Berlin, G. W. F. Müller 1851, S. 15—18.

[140] Die Liebesgespräche von Daphnis und Chloe, deutsch von L. Wolde, Leipzig im Inselverlag in 300 Exemplaren. Vgl. A. Keller, Die Liebe im alten Griechenland nach Longus, Plato, Theokrit usw. Deutsch von Morizeau. Prag 1904.

[141] Vgl. Dunlop-Liebrecht, S. 19—24.

[142] Beste deutsche Übersetzung von August Oehler (i. e. August Mayer, Wien): Der Kranz des Meleagros von Gadara. Berlin 1920: als 15. Bd. der „Klassiker des Altertums".

Erzeugnisse zusammenströmten, sind die sogenannten Anthologia Palatina von Konstantin Kephalas im Anfang des 10. Jahrhunderts angelegt und nur in einem einzigen Exemplar erhalten[143], und die Anthologia Planudea, gewöhnlich Anthologia Graeca genannt[144], von dem Mönch Maximos Planudes aus Nikomedia gegen Ende des 13. Jahrhunderts veranstaltet. Aus der ersteren finden sich eine Menge Zitate bei Suidas. Planudes, der leider auf die sittliche Reinheit mehr Rücksicht nahm als auf die bloß ästhetische Form, ließ die erotischen Epigramme, die sich in der Sammlung des Kephalas sehr reichlich finden, weg. In Betracht kommt bei ihm meistenteils das fünfte Buch, in dem dreihundertundneun Epigramme der verschiedensten Dichter vereinigt sind. Die meisten dieser kleinen Gedichte sind der weiblichen Liebe gewidmet in allen Nuancen, von der zartesten Werbung an bis zu den ausgelassensten Poesien. Doch nimmt auch in diesem Teile des Werkes die Jünglingsliebe, für welche das ganze zwölfte Buch reserviert ist, einen großen Raum ein[145]. Daß die Knabenliebe einen beliebten Stoff für die dichterische Behandlung in diesen Gedichten abgibt, ist selbstverständlich. Durch einen weichen, fast sinnlichen Stil glänzt Rhianos aus Bena auf Kreta (etwa 230), dessen Epigramme den Ton für diese erotische Spielart abgeben[146]. Neben diesem ragt der Epikureer Philodenus mit vierunddreißig Epigrammen hervor, die sich durch starke Erotik auszeichnen. Meleager aus Gadara (etwa 60 v. Chr.), selbst ein geistreicher Dichter im erotischen Epigramm, vereinigte als erster in seinem „Stephanos" (Kranz) ohne Rücksicht auf die historische Wichtigkeit mit ästhetischer Auswahl von den ältesten Dichtern dieser Gattung bis auf Antipater von Sidon in alphabetischer Reihenfolge nach den Anfangsbuchstaben der Epigramme die schönsten zu einer Blütenlese. Die hundertachtundzwanzig eigenen Epigramme zeigen erotisches Feuer, sind jedoch in mystisches Dunkel gehüllt, was entweder mit Absicht geschehen ist, um die Schlüpfrigkeit zu verbergen, oder durch die Überladenheit mit Bildern hervorgerufen wird. Diese Sammlung ist nicht unmittelbar und als Ganzes auf uns gekommen.

In späterer Zeit unter Nero ragt im Osten M. Argentarius hervor, ein erotischer Dichter von nicht zu keuschem Vortrag. Unter Hadrian stellte Strato aus Dardes mit neunundneunzig eigenen Gedichten eine Sammlung von zweihundertachtundfünfzig erotischen Epigrammen zusammen, die er *μοῦσα παιδική* benannte und

[143] Nr. 23 der Bibliotheca Palatina zu Heidelberg.

[144] Griech. u. lat. von Lennep, 5 Bände, Utrecht 1795 ff. Die beste Sammlung ist die von Fr. Jacobs, der 380 Epigramme des Maximos Planudes, sowie 394 andere Stücke mit der Sammlung des Kephalas vereinigt hat. (Über die verschiedenen Ausgaben vgl. Rud. Nicolai, Geschichte der gesamten griechischen Literatur, Magdeburg 1867, S. 566 ff.)

[145] Vgl. Der *παιδωνέρος* in der griechischen Dichtung von P. Stephanus in Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen IX, 213—312, und Anthropophytheia VII, S. 128 ff. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde, 2. A. Münster, o. J. etwa 1904.

[146] Fragmente von N. Saal, Bonn 1831; in A. Meinekes Analecta Alexandrina, Berol. 1843.

die, wie der Titel sagt, der Knabenliebe ein Preislied sang. Die Sammlung ging dann über in die des Kephalas. Unter Anastasius und Justinian treibt der Baum der Erotik noch einmal wilde Schößlinge. Die bedeutendsten sind Julian (mit zweiundsiebzig), Christodorus, beide Ägypter von Geburt, Ruffinus (mit achtunddreißig) und Paulus Silentarius, ein durch Rang und Vermögen hochgestellter Mann (mit achtzig[147]). Alle diese an Witz wie an Geschmack ebenso wie an Ausgelassenheit reichen Erotiker fanden ein letztes Unterkommen in der Zusammenstellung des Konstantinus Kephalas. Zumeist sind sie in dem fünften Buch (Erotika mit dreihundertneun Nummern) oder im zwölften (Stratons Knabenmuse) mit zweihundertachtundfünfzig Epigrammen untergebracht. Einige Proben mögen hier in Übersetzung folgen:

Wirst du gesegneten Leibes, gebär' und ernähre getrost nur,
Wenn es heranwächst, wird's finden schon, wem es gehört. (Nikarchos.)

Jungfrauschaft bewahrest du auch. Und wofür? Wenn einst du
Kommen zum Acheron wirst, findest du keinen Galan.
Bei den Lebenden sind der Kypris Freuden, im Hades
Werden, o Jungfrau, wir liegen als Asch' und Gebein. (Asklepiades.)

Werfen wir, Liebliche, fort die Gewänder, damit sich die nackten
Glieder, zu nackten gedrängt, süßer Verschlingungen freun.
Nichts sei zwischen uns mehr. Denn eine Semiramismauer
Scheint mir noch dieses dein dünn hüllendes Spinnengeweb'.
Enger die Brust und die Lippen vereint! Doch das andre, mit Schweigen
Sei es bedeckt, denn verhaßt bleibt mir der plaudernde Mund.
(Paulus Silentarius.)

Ruhte Menekrates, lieblich dahingegossen im Abend-
Schimmer, des Armes Gelenk über die Schläfe geschmiegt.
Und verwegen bestieg ich das Lager. Doch als nun des Kypris
Pfades Hälfte schon war mit Begierde vollbracht,
Da vom Schlummer erwachte das Kind und zerraufte mit weißen
Händen mir auf dem Haupt wütend mein sämtliches Haar,
Und noch während sie kämpfte, vollzogen des übrigen Eros
Werk wir, und die stromweis' Tränenvergießende sprach:
„Schändlicher, jetzo hast du getan, was du mochtest, wofür ich
Lange von deiner Hand Goldes die Menge verschwur.
Jetzt wirst du gehn und sogleich ein anderes Mädchen umschlingen,
Denn unersättlicher Lust Angler seid ihr zumal." (Paulus Silentarius.)

Welchen Pfad zur Liebe wohl schlüge man ein? In den Gassen
Treibt zum Verzweifeln dich geldgieriger Dirnen Gelüst,

[147] Übersetzt mit Anmerkungen von C. M. Kortüm, Berlin 1854 bei W. Salzenbergs Altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel.

Nahst du dich aber dem Bett einer Jungfrau, wirst du nach Rechte
Ehemann, oder man klagt schnöder Verführung dich an.
Rechtlicher Hauswirtin unerquickliche Lust zu erwecken,
Wer überstünde den Fall, wenn man zur Rechnung ihn zög?
Ehebrecherverkehr ist der schlimmste, zur Liebe nicht zählt er,
Neben ihm liegt die Schmach frevelnder Knabenbegier.
Nun die Witwe, wenn wild, zieht jeglichen Buhler im Volk an,
Und zur Verworfenheit kennt sie der Lockungen all.
Aber die Sittsame, kaum einmal dir in Liebe vereinigt,
Faßt in die Seele der Lieblichen Entfremdung Verdruß,
Und sie verwünscht, was geschehn, ja wenn sie ein Restchen von Scham hat,
Tritt sie zurück, sagt auf, kündigt die Scheidung dir an.
Wenn du zur eignen Sklavin dich bettest, gewärtige dann nur,
Wechselweise der Sklavin selber der Sklave zu sein.
Wenn zur Fremdlingin, wird das Gesetz dich mit Strafe behaften,
Spürt mit dem Ausland dir freche Verbindungen nach.
All dies mied nun Diogenes leicht: Der Sang Hymenäus
Sich mit den Fingern, und nie hat er der Lais begehrt[148]. (Agathias.)

Es würde auch wundernehmen, wenn ein Moment, das im griechischen Leben einen Hauptfaktor bildete, in der Literatur nicht seinen Niederschlag gefunden hätte. Schon bei Sotades und in der Komödie fanden wir deutliche Hinweise. Da aber die Komödie Bühnenkenntnis, Sprachgewandtheit und überlegenen Geist fordert, daher nur von einigen wenigen poetisch begabten Männern eindrucksfähig gehandhabt werden konnte, das Epigramm dagegen ohne das schwere Rüstzeug des geschulten Dichters der Meinung und dem Gefühl jedes witzigen Kopfes Ausdruck zu geben vermochte, ist es natürlich, daß dieses mehr beliebt war, öfter gehandhabt wurde und infolgedessen in reichlicherer Zahl auf uns kommen konnte. Dabei kann man die Beobachtung machen, daß, je älter die Zeit, um so reiner und keuscher die ideale Seite der Erotik, speziell der Jünglingsliebe, in der griechischen Dichtung sich widerspiegelte, daß aber, je weiter wir vorschreiten, um so mehr das sinnliche Moment hervortritt. Wir haben Kenntnis von den melancholischen „Erotes e kaloi" des zur Zeit der Alexandriner lebenden Phanokles[149] und den elf lüsternen Epigrammen des Rhianos, Philetas und Theognis[150], wir erfahren durch Athenäus[151], daß Stesichorus aus Himera (etwa 640—555) ein nicht geringer

[148] Vgl. J. C. Regis, Epigramme der griechischen Anthologie, Stuttgart 1856.

[149] Fragmente bei A. Meineke, a. a. O.

[150] Vgl. die Paidika des griech. Lyrikers Theognis n. Karsch-Haack in „Uranos-Blätter für ungeschmälertes Menschentum". I. Jhrg. Heft 8.

[151] XIII, 601 a. (Man behandelte auch vorzugsweise erotische Sagen und führte das erotische Element, sofern es noch nicht vorhanden war, aus eigener Machtvollkommenheit ein. So dient zum Beispiel nach der älteren Überlieferung Apoll dem Admetos, um eine Blutschuld zu sühnen. Nach Kallimachos und Rhianos dagegen unterzog sich der Gott aus Liebe dieser Fron.)

Erotiker war, der auch Knabenlieder (paideia kai paidika) gedichtet hat. Erhalten hat sich jedoch nichts davon. Manche bekannte Namen kehren in der griechischen Anthologie wieder. Straton von Sardes, der zur Zeit des Hadrian lebte, hat die besten Epigramme seiner Vorgänger, soweit sie noch lebendig waren, gesammelt, welche Sammlung, wie bereits erwähnt, mit vielen eigenen Stücken Stratons in das zwölfte Buch der Palatinischen Anthologie unter dem bezeichnenden Titel „Die Knabenmuse" übergegangen ist. Mit vielen Stücken sind vertreten der schon genannte Rhianos, dann Alkaios, Meleagros und Skythinos[152]. Straton klassifiziert die Vorzüge der Knabenliebe folgendermaßen: „An der Blüte eines Zwölfjährigen erfreue ich mich, viel begehrenswerter als dieser ist der Dreizehnjährige. Wer zweimal sieben hinter sich hat, ist eine süßere Blüte der Eroten. Ergötzlicher aber ist, wer die fünfzehn beginnt. Sechzehn aber ist der Götter Alter. Einen Siebzehnjährigen zu begehren ist nicht meine Sache, sondern des Zeus. Wenn aber noch jemand noch ältere begehrt, spielt er nicht mehr, sondern sucht schon das: Diesem erwiderte (ton d'apameibomenos, das heißt, er strebt nach wechselseitigem Genusse)."

In XII, 7 ist der Grund angemerkt, warum die Knabenliebe vorgezogen wird. „Die Schließmuskel am After besitzt das Weib nicht, auch nicht den einfachen Kuß, noch den lieblichen natürlichen Duft der Haut, noch jenes süße Zotengespräch, noch den unverfälschten Blick. Ist sie aber unterrichtet, dann ist sie noch schlimmer. So sind aber alle kalt von hinten. Noch bedeutender aber ist der Umstand: es ist nichts da, wo du die irrende Hand hinlegen könntest." Ähnliche Stellen finden sich bei Achilles Tatius, Leukippe und Klitophon II, 35—38, und bei Lukian.

Klagen über das plötzliche Unvermögen im entscheidenden Augenblicke enthalten XII, 11 und 216. „Gestern hatte ich bei Nacht den Philostratos bei mir und konnte nicht, obwohl jener, wie soll ich sagen? alles darbot. Behandelt mich nicht mehr als Freund, meine Freunde, sondern werft mich von einem Turm herab, da ich zu sehr ein Astyanax (von alpha primitivum und *στύειν* = stehen) geworden bin." — „Jetzt, bist du aufgerichtet und steif, Verfluchter, jetzt, wo nichts da ist; gestern aber, als etwas da war, rührtest du dich nicht von der Stelle[153]."

XII, 211 enthält ein leicht zu erratendes Rätsel, dessen Lösung auch sofort gegeben wird: „Du siehst drei in dem Bette, zwei davon sind aktiv, zwei passiv. Ich scheine dir ein Wunder zu berichten, und doch ist es so, denn der mittlere

[152] Dr. Knapp hat zum ersten Male wortgetreu einige Verse ins Deutsche übertragen (Die Homosexuellen nach hellenischen Quelleninschriften in Anthropophytheia III, 254—260; vgl. a. „Zehn Epigramme aus der griechischen Anthologie" in „Die Opale", a. a. O. I. Halbband, S. 15).

[153] Derselbe Stoßseufzer findet sich in der gleichen Sammlung von Skythinus (XII, 232), dann von Tibull in Priap. 83; Ovid: amor. III, 7, 67; Petron. c. 132; schließlich von neueren Dichtern bei Casti, Novelli galanti, Ariost, Rasender Roland VIII, Strophe 49—50; Stendhal-Beyle, Über die Liebe; Bussy-Rabutin, Comtesse d'Olonne, sc. 4; Goethe, Das Tagebuch; A. Schnitzler, Reigen; Rochester, The Disappointment in The Works of the Rochester, Roscommon, Dorset usw. London 1714, S. 114 usw. usw.

bedient die beiden andern, hinten erfreuend, vorn sich erfreuend." Dieses Epigramm ist von Ausonius[154] wörtlich übersetzt.

Alkaios (XII, 30) ist mit folgendem Epigramm vertreten: „Dein Schenkel, Nikandros, beginnt von Haaren zu starren. Doch hüte dich, daß nicht auch dein Hinterteil dasselbe Geschick erleidet, ohne daß du es merkst. Dann wirst du erkennen, wie groß der Mangel an Freunden ist. Doch jetzt noch kümmere dich um deine unwiederbringliche Jugend."[155]

Meleagros grollt in folgendem Poem: „Nicht mehr besinge ich den Theron als schön, nicht den Apollodotus, einst ein glänzendes Feuer, jetzt nur noch eine Fackel. Ich ziehe die Liebe zum Weibe vor. Das Zusammendrücken der Päderasten mit behaarten Hintern mag den ziegenspringenden Hirten am Herzen liegen." (XII, 41.)

Marcus Argentarius (V, 115) dagegen gibt unter allen Umständen der weiblichen Liebe bei weitem den Vorzug vor der männlichen, was er sehr richtig damit begründet: „Wer sich aber nach den Freuden des eigenen Geschlechts sehnt, der braucht ja die Freundin nur umzudrehn, sofort hat er statt der Menophila den Menophilus im Bette."[156]

Schließlich hat man auch die drohende Gebärde des *Gartengottes Priap* als dankbares Motiv für Epigramme benutzt, wobei die Zornesäußerungen des Hüters, der mit den Besuchern des Gartens einen lustigen Kleinkrieg führt, witzigen Ausdruck fand. Eine Sammlung solcher Epigramme veranstaltete zur Diadochenzeit der Cheronesot Euphronios[157].

Hinzuweisen wäre endlich noch auf die erotischen Verse, die die Anknüpfung zwischen dem athenischen Jünglinge und der Hetäre vermittelten. Wenn nämlich ein junger Athener eine Hetäre bemerkt hatte, deren Gunst er gewinnen wollte, schrieb er an die Mauer des Keramikos den Namen dieser Schönen unter Hinzufügung einiger schmeichelhafter Epitheta oder mehrerer passender oder unpassender Verse. Lukian, Alkiphron und Aristophanes machen Andeutungen von diesem wunderlichen Gebrauche. Die Dirne schickte darauf ihren Sklaven oder ihre Dienerin aus, und lasen diese ihren Namen, so brauchte sie sich nur in der Nähe dieser Inschrift aufstellen, um anzudeuten, daß sie zu diesem Handel entschlossen sei[158].

Damit mag die Aufzählung beschlossen sein. Was uns von der wirklich erotischen Literatur der Griechen erhalten blieb, ist wenig genug. Wenn auch meist nur Namen und Büchertitel überliefert sind, wenn das Vorhandene nicht ausreicht,

[154] Epigr. 119.

[155] Um diese Verse richtig zu würdigen, muß man sich daran erinnern, daß die weichlichen Kinäden, um Gefallen zu erregen, sich enthaarten, epilierten, von welchem Gebrauche man bei Lukian mehr als ein bezeichnendes Beispiel findet.

[156] Dieses Motiv behandelt auch Goethe: Notizbuch von der schlesischen Reise i. J. 1790, hrsg. v. Fr. Zarncke, Leipzig 1884 und Goethes Werke ed. Düntzer, III. I, S. 255:

> Knaben liebt' ich wohl auch, doch lieber sind mir die Mädchen,
> Hab' ich als Mädchen sie satt, dient sie als Knabe mir noch.

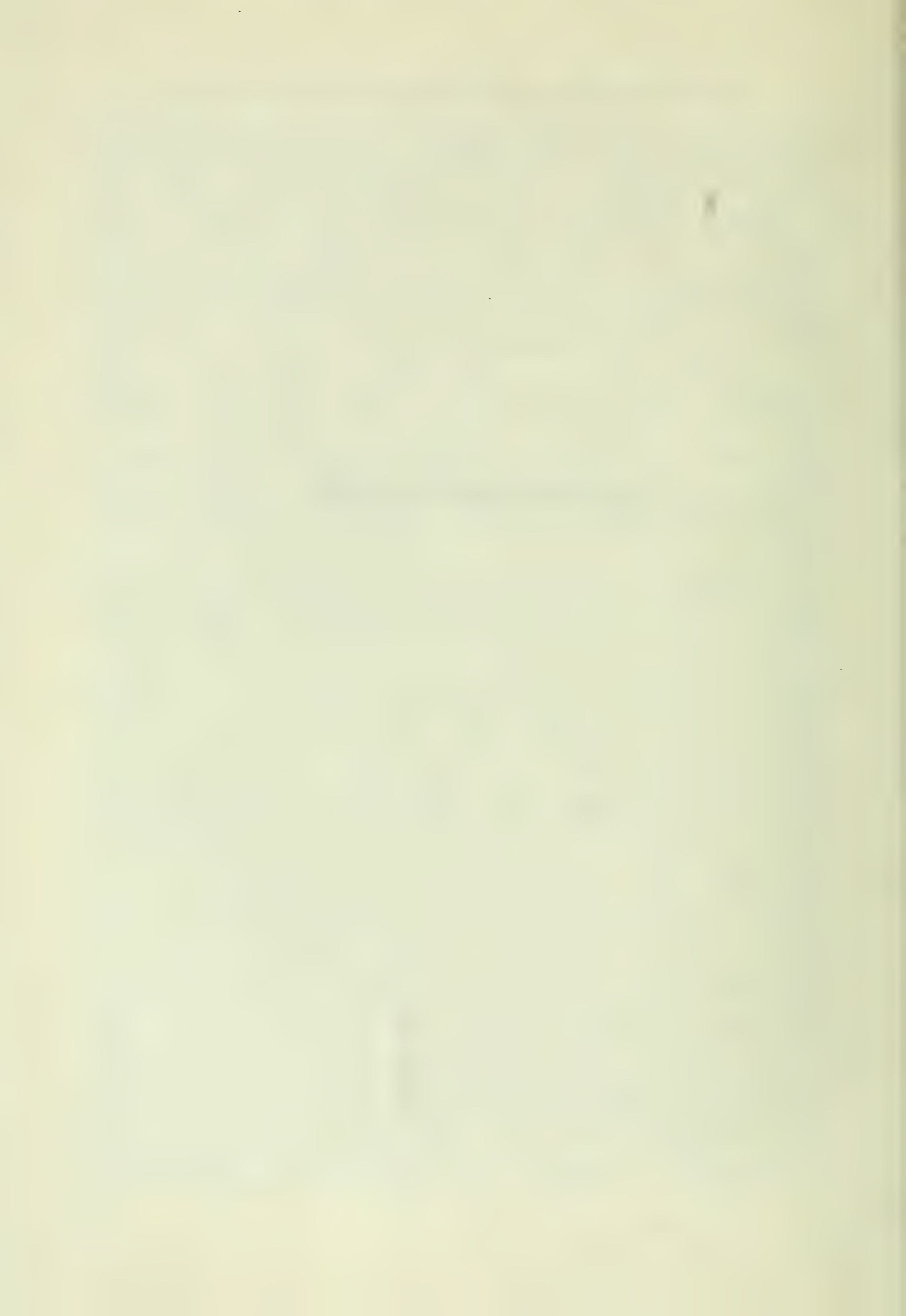
[157] Vgl. Schanz II, 1, 1911. S. 367.

[158] Vgl. Dufour, a. a. O., Bd. I, S. 67.

um eine gerechte und eingehende Würdigung jedes einzelnen Schriftstellers zu ermöglichen, die Gesamtwirkung bleibt und läßt sich nicht verwischen. Das eine steht jedenfalls fest: Jede Auffassung vom Wesen der Liebe geht Hand in Hand mit der Wertschätzung der Frau. Je geachteter deren Stellung, je größer die Verehrung, die man ihr entgegenbringt, je bedeutender ihr sittlicher Einfluß, um so höher die charakteristischen Äußerungsmöglichkeiten, um so zarter und inniger die Liebespoesie. Die Griechen betrachteten die Frau nur als angenehmes Spielzeug, als süßes Gefäß der Lust, deren der Staat aus Existenzgründen nicht entraten konnte. Nichts von verhimmelnder Seligpreisung der Geliebten, nichts von toggenburgerischem Schmachten, von Wald-, Wiesen- und Mondscheinlyrik nervös angehauchter Lyriker. Die Achtung vor den geistigen und seelischen Fähigkeiten des Weibes verursachte den sinnlich Trunkenen wenig Kopfzerbrechen. Im Vordergrund stand ihnen der Körper der Geliebten als erstrebenswertester Besitz. Nicht zögern, nicht träumen, nicht schmachten, sondern gerade auf das gewünschte Ziel lossteuern, bot ihnen die beste Aussicht auf Verwirklichung ihres Begehrens. Und das war immer nur das eine: Erschöpfen der Lust bis in die Tiefe mit dem größten Raffinement. Allein auch diese Gourmandise, diese Kunst, den Becher der Lust bis auf die Neige mit der größten Genußmöglichkeit auszukosten, will gelehrt sein. Wenn aber Studium und Erfahrung zusammengehn, wird der Meister den Schüler unterweisen. Denn von der Seligkeit, die ich koste, will ich freudig Zeugnis ablegen. Daher die große Zahl der Lehrbücher der Liebe. Und wenn schon die relativ anständige Frau ein brodelnder Vulkan des sinnlichen Genusses war, um wieviel mehr die in allen Künsten der Liebe bewanderte Hetäre, die die Liebe zu ihrem Lebensberuf machte! Aber den Snobs, den Neunmalweisen, genügte auch sie noch nicht. Als einzig der Liebe würdig erschien ihnen nur das eigene Geschlecht, der effeminierte Jüngling, der bartlose Knabe. Beweist doch sogar Plato, daß diese Liebe allein edel und göttlich sei. Wo eine solche Auffassung herrschte, war für eine Frauenverehrung im mittelalterlichen Sinne kein Raum. Hinter dem Körperlichen trat das Seelische zurück. War der Minne Sold im Sturm erobert, dann feierte der Geliebte „die leibliche Herrlichkeit seiner Holden, den fröhlichen Sinnengenuß, in ihren Armen. Verweigerte sie sich ihm oder entzog sie ihm ihre Gunst, dann fand er sich schließlich damit ab. Alle Sentimentalität lag ihm auch im Schmerz fern. So ist es auch kein besonderer Reichtum von Melodien, der uns aus antiken Liebesgedichten und -geschichten entgegenhallt. Was jedoch an Abtönung und Zahl der Farben fehlt, das ersetzt vollauf die brennende Pracht. Berauschend, hinreißend, ein verzehrender Glutstrom, dabei von nicht wieder erreichtem Adel und Reiz der Form, wogen die Rhythmen dahin. Die prunkvolle Anmut des Frauenleibes, die wilde Seligkeit der Liebesfreude hat niemand mehr mit so ungekünstelter Kunst gefeiert[159]."

[159] Richard Nordhausen in „Ars amandi", Berlin o. J. (etwa 1905).

Zweiter Teil: ROM



Jede einfachere Poesie entwickelt sich aus der Festesfreude. Fröhlichkeit duldet kein Stillesein. Der Lustige fühlt sich herausgehoben aus dem Gleichmaß, aus der Enge, er betrachtet sich als Sieger über feindliche Gewalten, über die Natur, über die Menschen. Liegt der Feind zerschmettert am Boden, hat der Nebenbuhler das Feld räumen müssen, gleichviel, der das Innere erfüllende Jubel sucht sich ein Ventil in stammelnden Ausdrücken des Entzückens, in Spott und Hohn über den Unterlegenen. Mitfreude aber gibt der eigenen Überlegenheit erst die rechte Resonanz.

Die Zeugung steht auch hier wieder im Mittelpunkt. Saftstrotzendes Frohgefühl macht sich in erotischen Liedern Luft. Das elektrische Fluidum, die Anziehung und Abstoßung der Geschlechter -- wie kann sie besser gepriesen und verwünscht werden als durch deutlichste Akzentuierung des Punktes, um den sich das Denken der Menschen seit Olims Zeiten dreht? Und bei welcher anderen Gelegenheit wird der Phantasie reichlichere Nahrung zugeführt als bei dem Fest, das für eine Generation den Ursprung bedeutet, dem Hochzeitsfest? Die Braut, im Kreise ihrer Gespielinnen, wird von diesen mit den Brautgewändern und dem flammigen Kopftuch geschmückt. Unter Hymenrufen wird der Bräutigam eingeladen, unter freudigen Zurufen die Braut von der Menge, die vor ihrem Hause harrt, herausgeklopft, und dann bewegt sich der Festzug unter fröhlichen Liedern über die Straße. Der Bräutigam ist dabei der Zielpunkt lustiger Necklieder von seiten seiner Kameraden und der jungen Mädchen. Endlich ist die Wohnung des Bräutigams erreicht, die Braut wird von zwei edlen Knaben über die Schwelle gehoben, und mit deutlichen Anspielungen auf das zu vollendende Werk und den besten Wünschen für ein glückliches Gelingen zerstreut sich die Schar.

Neben diesen privaten Äußerungen einer frohen Stimmung, die doch immerhin auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben, hatte Rom wie Griechenland seine allgemeinen Feste der Freude, seine Floralien (vom 28. April bis 1. Mai), Kompitalien, Saturnalien und Luperkalien[1], bei denen die Ausgelassenheit ihren Höhepunkt erreichte. Die wildesten Orgien wurden wohl bei den „Die Nachtwache der Venus" genannten Festen gefeiert. Man führte bisweilen bei diesem Aprilfeste, aber nur in ganz lockerer Gesellschaft, Tänze und Pantomimen auf, welche die Hauptereignisse der Geschichte der Venus darstellen, so das Urteil des Paris, das Netz des Vulkan, die Liebe zu Adonis und andere Szenen dieser unkeuschen, aber poetischen Mythologie. Die Darsteller dieser Szenen waren völlig nackt und bemühten sich, bei den Aufführungen die Liebestaten und Bewegungen der Götter

[1] Vgl. Bloch I, 89 u. 260.

und Göttinnen möglichst genau wiederzugeben [2]. Auch bei ländlichen Hirtenfesten, wo sich die Fescennina licentia [3] äußerte, bot sich Raum und Gelegenheit zu Scherz und Spott, der in noch unbeholfenen Versen seinen Niederschlag fand. Hier lagen schon die Anfänge der dramatischen Poesie verborgen. Die Erntegesänge wie die Hochzeitslieder führen beide den Namen Fescennini [4]. Die Entstehung dieser Bezeichnung ist nicht ganz aufgeklärt. Man führt sie auf Fescennium, eine Stadt in Etrurien, zurück, so daß man annehmen könnte, dort seien die Verse mit Vorliebe gepflegt worden. Allein viel wahrscheinlicher ist der Zusammenhang des Wortes mit fascinum, einem Symbol der Zeugungskraft, das zum Bannen dämonischer Einflüsse reichliche Verwendung fand. Bei vielen Festen, bei denen die Übelabwehr im Vordergrund stand, fordern die Fescennini ihren Platz. Daß diese Lieder den Grundstock bilden für die römische Komödie, dafür bietet Livius [5] einen Beweis. Hier werden diese Gebilde aber schon mit Saturae bezeichnet, und Naevius ist der erste, der solche Saturae dichtete.

Allein Rom mit seinen Herrschergelüsten, mit seiner angeborenen Grausamkeit, der Zwillingsschwester der Wollust, Rom lernte die feine Kunst des Lebensgenusses erst von den Griechen. Ursprünglich brutal, roh, mit ungezügelter Freude an wilden Ausschweifungen und ungezähmten Lastern behaftet, verstand man es nicht, die geradsinnige Einfalt, die den Deutlichkeiten der Griechen zumeist das Beleidigende nimmt, mit in den fremden Boden zu verpflanzen. Man übernahm wohl die Lockerheit der Sitten und überbot sich in lüsternem Raffinement der Sinne und — wie das nicht weiter verwunderlich ist — der Schüler überragte bald den Meister. Dem Römer der sinkenden Republik und des Kaiserreichs galt das stete Erregtsein der Sinne, die wollüstige Hautempfindung als das einzig erstrebenswerte Ziel. Die angespannten Sinne bedurften stets neuer Reize in den mannigfaltigsten Formen. Man gelangte schließlich zu einem Stadium, wo der Genußwahnsinn zur Genußunfähigkeit ward.

Die Bühne blieb zu allen Zeiten der beste Spiegel der Sitten. Und nun betrachte man die Lustspiele des Plautus und Terenz, die Atellana (oskische Poesie), den Mimus und Pantomimus. Die leichtgeschürzte Muse verdrängte das ernste Drama. In des Plautus Stücken wimmelt es von berufsmäßigen Dirnen, entführten und verführten Mädchen, geldsüchtigen Wucherern, verschmitzten Gelegenheitsmachern, jungen Wüstlingen, alten Lüstlingen, leichtsinnigen Ehebrechern, die nur von und in der Liebe, oder was man als solche bezeichnet, leben und sich gegenseitig um den Kupplerlohn zu prellen suchen. „Die Liebhaber sind fast immer verschwenderische und leichtsinnige junge Leute, die Mädchen von oft recht zweifelhaftem Rufe. Die Schwierigkeiten, die sich dem Pärchen in den Weg stellen,

[2] Dufour I, 1, 182.

[3] Horaz, ep. II 1, 139

[4] Sie heißen auch Falisca, Ruralia, Lupercalia.

[5] VII, 2

werden nach manchen komischen Verwicklungen durch irgendeine schlau eingefädelte Intrige beseitigt. Die treuesten Ratgeber und durchtriebensten Pfadfinder dabei sind meist Sklaven, die überhaupt eine hervorragende Rolle spielen. Betrogen oder hintergangen wird entweder der Vater, der Liebhaber oder der Zuhälter des Mädchens. Sind sie genug genarrt und mürbe gemacht, so löst sich schließlich alles in Wohlgefallen auf: Die übermütigen Streiche werden bereut und vergeben, der Liebhaber gelangt in den Besitz seines Liebchens, und es wird Hochzeit gehalten. Dazu gibt auch wohl ohne vorhergegangene Intrige der Umstand Anlaß, daß das geliebte Mädchen, das in schlechte Gesellschaft geraten ist, als die verloren geglaubte Tochter vornehmer und reicher Leute wiedererkannt wird [6]." Das Sittengemälde, welches Plautus uns bietet, ist nicht gerade erfreulich. So läßt er in seinem Curcuilo eine Person sagen: „Wenn du dich nur der verheirateten Frau, der Witwe, der Jungfrauen, der Sklavinnen und der unschuldigen Kinder enthältst, im übrigen magst du lieben, was du willst." Dabei muß man jedoch zugeben, daß Plautus seine Stoffe nicht pornographisch ausgebeutet hat. Ihn interessiert nur die komische Verwicklung. Von einigen hanebüchenen Zoten und lüsternen Szenen abgesehen, sind seine Stücke inhaltlich nicht so schlimm.

In demselben Milieu bewegt sich auch *P. Terentius Afer*, wenn man auch seiner Darstellung griechische Bildungseinflüsse anmerkt. Allem Unfeinen und Possenhaften geht er aus dem Wege, mildert das Gemeine und Boshafte, wenn er auch an der Verderbtheit der Sitten, die er in seinen Stücken behandelt, nichts zu ändern vermag. Besonders die eine charakteristische Verwendung der Sklaven, das praebere os, wie man es damals nannte, findet sogar den Weg in seine Komödie „Adelphi".

Grundverschieden nach jeder Richtung hin von diesen Lustspielen ist das derbere Volksstück, die Atellana, so genannt nach der oskischen Stadt Atellana in Etrurien, auch oscum ludicrum [7] und oscus ludus [8] geheißen [9]. Die Wurzeln dieses Spiels „ruhen in heiliger Handlung, in kultischer Darstellung des Treibens elementarer Geister, zumal der Fruchtbarkeitsdämonen, deren Segnungen durch die als Zauber wirkende Nachbildung ihres Tuns der Gemeinde gewährleistet werden sollen. Durch die Masken, welche die darstellenden Personen anlegen, werden sie selbst im eigentlichsten Sinne umgewandelt in die Dämonen, die jene andeuten [10]." Dieses Spiel kam nach Rom zunächst als Dilettantenposse ohne Text. Am Anfang war für die Spieler keinerlei Makel mit dem Auftreten verbunden. Die besonderen Merkmale der Atellana waren, wie schon erwähnt, daß man Masken trug und daß mit fest-

[6] Joachim, Geschichte der römischen Literatur, Göschen, S. 10.
[7] Tac. Ann. IV, 14.
[8] Cic. ep. 7, 1, 3.
[9] Den Oskern wurde die schändlichste Unzucht vorgeworfen, und das Wort „obszön" soll von ihrem Namen abgeleitet sein („quia frequentissimus erat usus Oscis libidinum spurcarum". Festus, de sign. verb. XIV.) Nach Varro (de lingua lat. VI) stammt es von dem Theater, scaena, her, weil hier der Sitz unzüchtiger Worte und Handlungen war.
[10] Joachim, a. a. O., S. 10.

stehenden Rollen gespielt wurde, den sogenannten personae oscae. Pappus hieß der gutmütige, stets betrogene Alte, Maccus der Dummkopf, der Hanswurst, Bucco der Schwätzer, Dosennus der bucklige Pfiffikus, der auch zugleich Schmarotzer war, Manducus der Vielfraß. Die wenigen noch erhaltenen Fragmente bergen noch manche Obszönitäten[11]. Von den natürlichen Bedürfnissen unterhält man sich ungeniert, und Äußerungen auf das Sexualleben finden sich in reichlicher Menge[12].

Von der Atellana war der Mimus[13] dadurch unterschieden, daß der Schauspieler keine Masken trug, und daß die Frauenrollen von Frauen gespielt wurden. Endlich fehlten auch die personae oscae. Man verlangte vom Mimus, daß er durch Vorführen komischer Szenen den Lachkitzel der Zuschauer befriedigte[14]. Einem solchen Bedürfnis war natürlich mit einer strafferen Komposition der Handlung wenig gedient, die man denn auch sehr vernachlässigte. Als Stoff benutzte man mit Vorliebe komische Ehebruchsgeschichten, bei denen ja mit Obszönitäten nicht gespart zu werden brauchte. Dazu wurde auf der Bühne ein äußerst lasziver Tanz, ähnlich dem griechischen Kordax, aufgeführt, bei dem die Tänzerinnen ihr Obergewand abzuwerfen und in mehr oder minder völliger Nacktheit zu erscheinen pflegten[15]. Die frechsten Szenen wurden am lautesten beklatscht und vom Prätor am besten bezahlt. Kaiser, Senat, Frauen, Jungfrauen, Kinder sahen mit Begeisterung zu, und sogar bei den nächtlichen Vorstellungen erschien das römische Mädchen ohne Begleitung zu den sittenverderblichsten Schaustücken. Dagegen galten für die Fechterspiele besondere Vorschriften. Frauen durften hier nur von den höchsten Sitzreihen zuschauen, und bei den Athletenkämpfen war dem weiblichen Geschlecht durch Augustus der Besuch überhaupt verboten, wohl aus dem Grunde, weil die beiden Streiter nackt kämpften[16]. Und doch waren die verderblichen Wirkungen des Mimus für einen ungefestigten Charakter nicht geringer zu veranschlagen. Von der ausgelassenen Erotik des Mimus kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man Aelians Bemerkung liest, der, um die Schamlosigkeit einer Buhlerin ins rechte Licht zu setzen, sie „zügelloser als die in den Mimen auftretenden" nennt. Ursprünglich, in den Zeiten der Republik, war eine derartige Ausgelassenheit durch den Charakter des Florafestes entschuldigt worden, später dachte man an keine Verteidigung mehr. Jedenfalls war eine solche ziemlich nichtssagend. Unter Justinian verfaßte der Redner Choricius eine Schutzrede für

---

[11] Quintil. 6, 3, 47: Illa obscoena, quae Atella na more captant.

[12] Vgl. Schanz, Literaturgeschichte der Römer, Bd. I, S. 2—7.

[13] Vgl. Grysar, Der römische Mimus in Sitzungsberichte der Wiener akad. philol.-histor. Klasse 12,237 ff.; Hermann Reich, Der Mimus, ein literaturentwicklungsgeschichtlicher Versuch, Berlin 1903, ders., Die berufsmäßigen Darsteller des griechisch-italischen Mimus, Königsberg 1897; Joseph Horovitz, Spuren griechischer Mimen im Orient, Berlin 1905; Mommsen, Römische Geschichte 6. A. III, 690. Schanz III, 1905, S. 45—47.

[14] Horaz, Sat. I, 10, 7.

[15] Valer. Maxim. II, 108.

[16] Suetin. Augustus c. 44.

die Mimen. Daraus geht aber nur hervor, daß zu seiner Zeit die Verhältnisse im Osten noch ebenso lagen wie früher in Rom. Schon Demosthenes tadelt in seiner zweiten olynthischen Rede Philipp von Makedonien, daß er das Gesindel, das man in Athen nicht brauchen könne, Verfertiger unzüchtiger Gesänge und Mimen, an seinen Hof ziehe (etwa 19). Ehebruchszenen waren auch damals in den Mimen stehend, und unsittliche Verhältnisse zwischen Männern kamen häufig vor. Das reiche und üppige Tarent tat sich besonders hervor in der Pflege dieser volkstümlichen Lustspiele. Die allgemeine Bezeichnung dieser Art Possenreißer war Phlyakes (von Phlüazein = sprudeln, das heißt, vor Witz und Laune überfließen).

Dem Mimus reichte der Pantomimus die Hand. Das Wort *pantomimus* wird bei Schriftstellern der voraugustusschen Zeit nicht gefunden, woraus man aber nicht schließen darf, daß es vordem noch keine Pantomimen gegeben habe. Man bediente sich eben der Ausdrücke saltare, saltatio, saltator, bei den Griechen ὀρχηστής, ὄρχησις, ὀρχεῖσθαι. Die Orchestik im Sinne des Alten, als Kunst des Ausdrucks durch Gebärden und Bewegungen des Körpers, geht in die ältesten Zeiten zurück, und es gab zu jeder Zeit ernste und burleske Tanzarten, wobei die letzte Gattung überwiegt. Anscheinend spielte nur eine Person alle Rollen des Pantomimus, die weiblichen und männlichen, die Haupt- und Nebenrollen, und zwar sukzessive. Musik und Tanz waren nicht wesentliche Erfordernisse. Das einzige Mittel der Darstellung, dessen sich die Pantomimen bedienten, waren die Bewegungen der Hände und der übrigen Körperteile. In den Bewegungen der Finger muß besonders das Alphabet der Pantomimen gesucht werden [17]. Auf sinnlichen Reiz war das Spiel der Pantomimen mehr als jedes andere berechnet. Diese lüsterne Kost als die verführerischste Seite der neuen Kunstgattung machte sie zum erklärten Liebling des Publikums. Vorzugsweise wurden solche Stoffe, die auf Liebe und Geschlechtliches Bezug hatten, gewählt und waren begehrt [18]. Die gestus obscoeni bezeichnet Juvenal XI, 187 als gewöhnliche Spezifikum der Pantomimen. Die Darsteller gehörten durchweg dem Stande der Prostituierten an. Man muß jedoch unterscheiden zwischen dem tragischen und burlesken Pantomimus. Ersterer, auf Pylades zurückgeführt, war ernst und schwerfällig. Der von Bathyllus begründete bevorzugte das heitere Genre und war mit einem der alten griechischen Komödie eigenen Tanz verbunden. Die Stoffe waren laszive Behandlungen von Göttermythen und direkte Parodien von Tragödien. Lukian verteidigt in der ihm zugeschriebenen Schrift „Von der Tanzkunst" die Pantomimen. Nach ihm besteht die Hauptaufgabe des Mimen in der Geschicklichkeit, „alle und jede Stoffe der Götter- und Heldengeschichte, die er seinem Gedächtnis tief eingeprägt und also immer bei der Hand hat, mit dem schönsten Anstand darzustellen. Denn vom Chaos und der ersten Entstehung des

[17] Grysar im Rhein. Museum II, 42 f. und Carl Sitte, Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890, S. 99—104.
[18] Ovid, Remed. amoris 755; Tertullian, De spectac. 10, 17.

Weltalls bis auf die ägyptische Kleopatra herab muß er alles wissen, was in diesem großen Zeitraum einen schicklichen Stoff für seine Kunst abgeben kann: als da ist vor allen Dingen die Entmannung des Uranos, den Ursprung der Liebesgöttin, den Streit der Titanen, die Geburt des Zeus und wie Rhea ihrem Gemahl statt des Neugeborenen einen eingewickelten Stein zu verschlingen gegeben ... nicht minder die Macht der beiden Liebesgötter (Eros und Anteros, das ist Liebe und Gegenliebe), das Herumirren der Insel Delos, die Niederkunft der Leto usw.[19]." In der gleichen Schrift beschreibt unser Autor einen Pantomimus, und zwar „die in den Armen des Kriegsgottes überraschte Aphrodite, mit allen ihren Szenen, wie Helios sie dem Hephästos verrät, wie dieser sie belauscht und beide in seinem Netze fängt, wie er die gesamten Götter herbeiruft und wie jeder derselben nach seiner Weise sich dabei benimmt, die Beschämung und Verlegenheit der Aphrodite, den Ares, der nicht ohne alle Furcht ist und um seine Freilassung bittet, kurz alles, was in dieser Geschichte liegt und dazu gehört[20]." Schlüpfrige Szenen waren, wie aus Vorstehendem ersichtlich, der Hauptbestandteil dieser Possen. Verführerische Anmut war mit einer Üppigkeit und Schamlosigkeit gepaart, daß auch für die verwöhntesten Lebemänner nichts mehr zu wünschen übrigblieb. Juvenal sagt[21], daß, wenn der schöne Bathyllus die Leda tanzte, selbst die frechste Mimenspielerin solcher Meisterschaft in der Kunst des raffinierten Sinnenkitzels gegenüber sich als Novize und Schülerin fühlte[22]. Auch die eifrigsten Verteidiger des Pantomimus vermochten den Vorwurf der Unsittlichkeit nicht zu entkräften, und wenn Lukian[23] sagt, daß der fleißige Besuch diese Schauspiele besser mache, so haben wir in seinen Worten nur die ihm eigene Ironie zu suchen. Ehemals blieb der Schauspieler stumm und deutete nur durch Gebärden den Gang der Handlung an. Später fügte man Chorlieder in die Pantomimen ein. Die Texte für diese Lieder wurden meist neu gedichtet. Sie waren, den Darstellungen entsprechend, äußerst obszön und fanden vielen Beifall, so daß sie wie unsere Gassenhauer auf den Straßen und in den Häusern gesungen wurden. Das gleiche gilt, nebenbei gesagt, für Griechenland. In einem lyrischen Liede wird zum Beispiel eine Mühlsklavin (aletris) geschildert, und zwar als üppiges Weib, das beim Mahlen des Getreides erotische Lieder singt[24]. Bei Plutarch[25] wird auch erwähnt, daß die seleukischen Lustdirnen und Musikmädchen den lächerlichen Triumphzug des Surenna unter Absingung derartiger Zotenlieder begleiteten, und Sueton berichtet zur Charakterisierung Cäsars (c. 49 und 51), daß dieser die erotischen Spottlieder seiner Soldaten mit schöner Ge-

---

[19] Lukian, a. a. O., Bd. 4, S. 104 ff.
[20] Lukian, a. a. O., S. 125.
[21] VI, 63–66.
[22] Vgl. a. Ovid, Trist. II, 467 ff.
[23] Bd. 4, 125.
[24] Aristoph., Wolken 1358, Plutarchs Gastmahl der sieben Weisen 14.
[25] Crassus 32.

lassenheit ertrug. — Man entschuldigte sich jedem direkten Vorwurf gegenüber, es komme auf den Text gar nicht an, er diene nur dazu, den Rhythmus anzugeben. Die Schriften der Kirchenväter sind voll von Klagen über die freche Unsittlichkeit der Pantomimen. Arnobius meint, man könne derartige Aufführungen gar nicht ruhig ansehen; Cyprian sagt, die Pantomimen seien die Kunst, mit den Händen alle Obszönitäten der Fabeln und der Mythologie auszudrücken. Laktanz behauptete, die Pantomimen hätten überhaupt nur den Zweck, in anderer Form alle Vorgänge des geschlechtlichen Lebens wiederzugeben. Tertullian schrieb als erster eine Schrift gegen das Theater (De spectaculis) und erklärte es für einen Teil des heidnischen Götzendienstes und satanischer Üppigkeit. Manche keusche Jungfrau, die keusch ins Theater ging, habe es unkeusch wieder verlassen [26]. Cyprian folgert übrigens ganz richtig, es sei ungereimt, die Schauspiele zu schätzen, während man die Darsteller für infam erkläre [27]. Auch die übrigen Kirchenväter verdammen die Darbietungen der Schauspieler und Mimen, die in ihren Vorstellungen die Unzucht lehrten und dazu verleiteten [28]. Cyprian findet nicht genügend Worte des Abscheus, um die Schauspiele zu verdammen. In den Tragödien werden die Greueltaten der alten Zeit, die längst vergessen sein sollten, wieder ins Leben zurückgerufen. In den Mimen bildet der Ehebruch den Mittelpunkt des Interesses, sie seien eine förmliche Schule der Unsittlichkeit. Unsittliche Taten der Götter kämen auf der Bühne vor, usw. Alt erwähnt besonders ein Schauspiel [29], „Majuma“, das seinen Namen aus dem Syrischen habe, wo es „Wasser“ bedeutet. Bei diesem bildeten nackte Lustdirnen, die sich vor den Augen des Publikums im Wasser badeten, den Hauptgegenstand des Vergnügens. Bis zur Regierung des Kaisers Arkadius (396) wurde das Stück achtmal erlaubt und wieder verboten, schließlich aber endgültig untersagt. Die Konzilien und Synoden, zum Beispiel die trullanische Synode von 691, das Konzil zu Elvira (305), zu Arles (314), Karthago (397 und 399), erließen strenge Vorschriften gegen den Pantomimus [30] und schlossen die Angehörigen dieser Kunst von der christlichen Gemeinschaft aus. Allein trotz alledem erhielt sich der Mimus und Pantomimus im Westreich bis zur Völkerwanderung; im Osten, wo er in den Zirkus verlegt wurde, blühte er weiter. Schon der älteste Mimograph, Sophron aus Syrakus, der um 420 seine vielgelesenen und bewunderten „Mimen“, das heißt dialogisierte Darstellungen von naturgetreuen und lebensvollen Bildern aus dem sizilischen Volksleben im dorischen Dialekt und in ungebundener Rede dichtete,

[26] Cyprian, De gratia ad Donat., c. 6.

[27] Tiberius hatte schon bestimmt (Tac. Annal. I, 77): „Die Privatwohnungen der Pantomimen darf ein Senator nicht betreten. Römische Ritter dürfen sich ihnen auf der Straße nicht anschließen. Auch dürfen sie dieselben nur im Theater sehen.“

[28] Vgl. Heinrich Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis historisch dargestellt, Berlin 1846, S. 297, 310—318.

[29] S. 316.

[30] Vgl. noch Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur, 1. Aufl., Bd. IV, S. 546.

schrieb einen recht obszönen Mimus „paidika“ [31]. Selbst der talentvolle Lucanus verfaßte 14 Textbücher zu Pantomimen (salticae fabulae) und nebenbei frivole Epigramme, von denen Martial [32] einen bezeichnenden anführt. Gegen Ende der Republik galten dann Laberius und Publius Syrus als die bedeutendsten Mimendichter [33].

Wenn demnach das Publikum, vom niedrigsten Sklaven angefangen bis zum Cäsar hinauf, sich an der ausgelassensten Erotik gütlich tat, so wäre es seltsam, wenn sich nicht auch Dichter gefunden hätten, die ihren Stolz darein setzten, dem Geschmacke der Leser bzw. Zuschauer in jeder Beziehung gerecht zu werden. Viel wurde geschrieben, das wenigste davon blieb erhalten. Bei den in den Gräbern des Caracalla in Rom vorgenommenen Ausgrabungen von 1912 fand man auch die Bibliothek, in welche sich die Badenden während des heißen Sommers zurückzogen. Welche Schätze dort gefunden wurden, ist noch nicht bekannt, aber wenn man die ängstlichen Versuche, mit denen man die Auffindung jeder Bedeutung zu entkleiden versucht, richtig deutet, scheint es sich um erotische Werke zu handeln. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die römischen Bäder bekanntlich auch als Lupanare verwendet wurden [34].

Meist ist der Name allein die ganze Herrlichkeit von entschwundener Pracht [35]. Plinius [36] und Ovid [37] haben uns das Namensverzeichnis hinterlassen: M. Tullius, C. Calvus, Asinius, M. Messala, Qu. Hortensius, M. Brutus, L. Sulla, Qu. Scävola, Servius Sulpicius, Varro, Torquatus, Lentulicus, Gaetulicus, Annaeus Seneca, Verginius Rufus werden aufgezählt. L. Attius [38], ferner Ennius verfaßten Verse im Stile des Sotades, betitelt Asotus oder Sotadicus [39]. Lucilius erlaubt sich in persönlicher Satire manche Unflätereien und groben Scherze. Qu. Catulus war berühmt als Redner und wegen seiner lasziven Verse [40], Laevius schrieb ein Werk, „Erotropägnion“, in sechs Büchern. Sein Zeitgenosse C. Memmius wird von Ovid [41] und Plinius [42] als lasziv getadelt. Wahrscheinlich ist er der Freund des Lucretius, der ihm sein Lehrgedicht weihte [43]. Ovid nennt an der gleichen Stelle den Ticidas als Verfasser von Versen erotischen Inhalts. Beide besangen zusammen die Perilla

[31] Georg Heinrich Bode, Geschichte der hellenischen Dichtung, Leipzig 1838, II, 94; Athen. VII, 324 ff.
[32] X, 64.
[33] Teuffel, a. a. O., S. 9.
[34] Vgl. Bericht des Breslauer General-Anzeigers v. 28. 9. 1912.
[35] Gellius, noct. attic., XIX, 9, 7; 9, 10.
[36] Ep. V, 3.
[37] Trist. II, 413 ff. u. Ep. ex Ponto IV, 16.
[38] Gellius, noct. attic. VII, 9.
[39] Asotus bedeutete einen liederlichen, total verkommenen Menschen, vgl. Schanz I, 1, 1907, S. 120.
[40] Plin. V, 20.
[41] Trist. II, 433.
[42] Ep. V, 3.
[43] Schanz I, 2, 1907, S. 90.

(eigentlich Metella). Von Ticidas hat sich nur ein kleines Fragment erhalten[44]. Nur die Namen sind geblieben von Anser, Cornificius[45] und Cato. Als Repräsentanten der erotischen Atellana fabula können gelten Novius und Lucius Pomponius, deren Stücke, wie einzelne Szenen des Plautus, im Bordell und bei Kupplern spielen und viele Obszönitäten enthalten. Ovid erwähnt[46] die obszönen Bücher des Sybariten Hemitheon, der praktische Regeln für den Geheimkult der Päderasten geschrieben hat, zum Beispiel wie man die Haut glätten und enthaaren solle, was man zu beobachten habe, wenn man der leidende Teil, wenn man der tätige ist[47]. Martial warnt[48] vor Musaeus folgendermaßen:

Was Musaeus Verbuhltes hat geschrieben,
Bücher, die sich mit sybaritischen messen
Und mit reizendem Salz getränkte Blätter,
Lies, Instantius Rufus, doch ein Mädchen
Sei bei dir, daß du nicht des Talassus
(das heißt: des Hochzeitsgottes) Werke
Deinen lüsternen Händen anvertrauest
Und Ehegatte du würdest ohne Gattin. (Berg.)

Musaeus scheint demnach ebenso wie Sabellus ein Lehrbuch der Liebe geschrieben zu haben, worin die figurae Veneris ausführlich behandelt wurden[49]. Der von Martial erwähnte Musaeus ist indessen nicht identisch mit dem am Ausgang des 5. und 6. Jahrhunderts, dem Verfasser des bekannten erotischen Epos „Hero und Leander" in 340 Versen[50]. An der oben genannten Stelle charakterisiert Martial den Sabellus also:

Wollusttriefendes hast du mir, Sabellus,
Vorgelesen in zu beredten Versen,
Wie des Didymus Dirnen nicht sie kennen,
Noch der lüsternen Elephantis Bücher.
Neue Formen der Venus gibt es dorten,
Wie sie wagen verlebte Buhler mögen,
Was verschwiegen wohl Ausgediente bieten,
Wo sich fünfe zu einer Gruppe fügen,
Sich aus mehreren eine Kette bildet.
Was erlaubt bei verlöschter Lampe sein mag,
Das verdiente nicht, daß du beredt warst. (Berg.)

[44] Schanz I, 1, 1907, S. 87.
[45] Schanz. a. a. O., S. 94—99.
[46] Trist. II, 417.
[47] Lukian, a. a. O., Bd. 5, S. 91.
[48] II, 45.
[49] Mart. II, 43.
[50] Ausgabe griechisch und deutsch von Passow. Leipzig 1810.

Wer die „Dirnen des Didymus“ gewesen sind, weiß man nicht. Forberg sagt: „In Ermangelung bestimmterer Nachrichten möchte ich wenigstens die Vermutung äußern, daß unter den viertausend Büchern, welche der Grammatiker Didymus (nach Seneca Briefe 88) geschrieben haben soll, auch irgendeines über die Stellung der Freudenmädchen gewesen sei, das man wohl zusammen mit den Büchern der Elephantis zusammen aufführen konnte. Sicherlich konnte ein Mensch, der mit dem größten Scharfsinn untersuchte, ob Anakreon ein Wüstling oder ein Trunkenbold gewesen sei und ob Sappho ein öffentliches Frauenzimmer war oder nicht, auch ganz gut Untersuchungen über die Arten des Liebesgenusses anstellen.“

Als Übersetzer der milesischen Märchen des Aristides kommt der Pornograph Sisenna in Betracht[51].

Die eigentliche Blüteperiode aber erreichte die erotische Literatur der Römer zur augusteischen Zeit. Die Kaiser Augustus[52], Titus[53], Tiberius[54], Nerva[55], Nero[56] und Hadrian[57] gingen mit aufmunterndem Beispiel voran. Spartianus[58] sagt: „Im Genusse sinnlicher Lüste kannte Hadrian keine Grenzen; er verfertigte selbst viele Lieder auf seine Lustknaben und schrieb Liebesgedichte.“[59] Von Tiberius berichtet auch Sueton[60], daß er griechische Gedichte gemacht habe, in denen er dem Euphorion, Rhianus und Parthenius (den bekannten erotischen Dichtern) nachahmte, Dichter, an denen er großen Gefallen fand und deren Büsten und Schriften er in den öffentlichen Bibliotheken unter den alten und mustergültigen Schriftstellern aufstellen ließ, weshalb denn auch viele Gelehrte sich wetteifernd beeilten, diese Dichter zu kommentieren und ihm ihre Kommentare zu widmen. Unter der Leitung der Cäsaren und unter ihrem Schutze trieben die großen und kleinen Dichter ihr mehr oder minder einträgliches Handwerk. Bei den wenigsten mag wohl die Lust an der Poesie der Ansporn gewesen sein, die meisten hatten es anscheinend auf Erregung der Sinnlichkeit abgesehen, ganz besonders aber auf Gewinn oder irgendeinen materiellen Vorteil. Unter des Augustus Regierung erschien ein pornographisches Werk „Sybaritis“[61]. Möglicherweise hat es Hemitheon zum Verfasser. Wenn also schon die Angabe eines Ortes genügte, um den Inhalt

[51] Ovid. Trist. II, 443; Abdruck der Fragmente in Büchelers Petronius-Ausgabe. Berlin 1882, S. 237—238.

[52] Mart. 11, 20 und Sueton c. 75 und 85, der Festgeschenke mit zweideutigem Inhalt ganz besonders hervorhebt.

[53] Plin. ep. V. 3.

[54] ebd.

[55] ebd.

[56] Sueton c. 42.

[57] Apul. Apol. 11.

[58] Hadrian c. 14.

[59] Vgl. a. Ferd. Gregorovius, Der Kaiser Hadrian, 2. A. Stuttgart 1884, S. 171, und O. Kiefer, Hadrian und Antinous in Hirschfelds Jahrbüchern f. sex. Zwischenstufen Bd. 8, Leipzig 1906, S. 565—582.

[60] Tib. 70.

[61] Ovid. Trist. II, 417.

eines Buches zu kennzeichnen, und wenn Musaeus nach Martials Angabe Bücher geschrieben hat, die denen von Sybaris gleichkamen an Laszivität, so gewinnt es den Anschein, als ob dieser Ort, so wie heute Paris, Budapest, Brüssel, verrufen gewesen war wegen jener Art aufreizender Schriftstellerei. Bei den „sybaritischen Scherzen" und „sybaritischen Antworten"[62] kann es sich demnach keineswegs nur um kurze witzige Worte und scherzhafte Einfälle allein gehandelt haben, wie Rohde[63] glauben machen will; viel näher liegt nach dem Angegebenen die Vermutung, daß auch diese erotischen Scherze ihren Charakter nicht verleugnet haben.

Beliebt und gern gelesen war Euphronion aus Chalkis auf Euböa (um 230), Bibliothekar in Antiochia unter Antiochus dem Großen, ein frivoler Dichterling, der bereits zur Zeit Ciceros Mode war, später Liebling des Tiberius wurde, was schon allein den Charakter seiner Poesie kennzeichnet[64].

Zu dieser Zeit wie später im französischen Rokoko war es Sitte und Anstandspflicht des beschäftigungslosen Kavaliers, sich in poetischen Spielereien zu versuchen, galante Verschen und erotische Geständnisse zu machen zum Preise der Geliebten und — nicht zu vergessen — zum Ergötzen der Zuhörer. Sogar der ernste Cornelius Nepos, dem Catull seine Liebesgedichte widmete, huldigte dieser Mode[65]. Aus diesen Kreisen ging aber ein wirklicher Dichter hervor, der damals gern gelesen wurde und seine Frische bis auf unsere Zeit bewahrt hat: Valerius *Catullus*[66]. Nicht alles hat sich erhalten. Zitate der Grammatiker bezeugen, daß ganze Stücke fehlen. So ist verlorengegangen ein Carmen auf Priap, von dem wir nur die vier Anfangszeilen besitzen:

Hunc lucum tibi dedico consecroque, Priape,
Qua domus tua Lampsaci est quaque lege Priapi
Nam te praecipue in suis urbibus colit ora
Hellespontia ceteris ostriosior oris[67].

Erhalten blieb uns sein „Buch der Lieder", in dem die erste Stelle die Liebeslieder an Lesbia einnehmen (so nannte Catull seine Geliebte in Erinnerung an Sappho von der Insel Lesbos). Man vermutet wohl mit Recht, daß ihr richtiger Name Clodia und sie die Gemahlin des Metellus Celer war, eine der schönsten, aber auch zügellosesten Frauen Roms. Dieses Verhältnis steht im Mittelpunkt von Catulls Leben und Dichten. Trotzdem sie ihn betrog, hing er an ihr. Erst als sie zur gemeinen Dirne herabsank, zum „Viergroschenmädchen"[68], sagte er sich von ihr los.

[62] Arist. Wespen 1259 und Suidas s. v.
[63] Der griechische Roman S. 587.
[64] Fragmente bei A. Meineke, Analecta Alexandrina, Berol. 1843.
[65] Plin. V, 3, 6.
[66] 84 bis etwa 54; vgl. Schanz I, 2, 1907, S. 66—85.
[67] Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnis zur Literatur, 1883, S. 402.
[68] Quadrantaria, weil ihr einer ihrer Liebhaber als Lohn für eine Liebesstunde statt des Silbergeldes nur die kleinste römische Kupfermünze zugesteckt hatte, Quint. 8, 6, 53.

Meine Lesbia, Cälius, Lesbia, Lesbia!
Die Catull allein geliebt auf Erden,
Mehr als sich und die Seinen alle, alle!
An Kreuzwegen, in schmutzigen Seitengäßchen
Rupft sie die hochgeborene Römerjugend.
(Amelung.)

Neben zarten Liebesklagen gehen die schärfsten und witzigsten Epigramme einher. Einige richten sich gegen Cäsar und dessen Günstling, den Ritter Mamurra, die er zusammen als die liederlichsten Wollüstlinge hinstellt, in Ausdrücken, die sich parlamentarisch nicht wiedergeben lassen [69]. Cäsar, der die poetischen Angriffe sehr unangenehm empfand, suchte zuerst vergebens eine Verständigung mit dem Dichter zu erzielen und verzieh ihm gern, als Catull auf Betreiben seines Vaters die Versöhnung anstrebte. Auch seine Liebespoesie ist durchaus nicht frei von Dichtungen, die vom Galanten und Wollüstigen bis herab ins Hocherotische hinüberspielen [70]. Seine Frivolität entschuldigte er mit dem bekannten und unzählige Male angeführten Satze, daß nur das Leben, nicht die Poesie des Dichters keusch zu sein brauche [71]. Propertius [72] nennt ihn „lascivus Catullus". Keinesfalls aber kann man ihm den Vorwurf der Lüsternheit machen. „Auf die Gemeinheit und Unzucht schlägt er, wo er sie auch findet, unbarmherzig los. Auch in diesen Produkten herrscht Wahrheit der Empfindung; nicht aus einem Versteck sucht der Haß seine Opfer, die Schandtaten treten unverhüllt vor die Augen der Leser. Die Obszönitäten, an denen Catulls Gedichte reich sind, wirken daher in ihrer Nacktheit mehr abschreckend als anreizend. Die Leidenschaft also der Liebe und des Hasses durchzieht das Leben des Dichters ..." [73].

Sein Zeitgenosse war Decimus *Laberius* (105—43), ein Mimendichter, dessen Sprachmeisterschaft wir aus den erhaltenen Fragmenten, die mit Obszönitäten vermischt sind, erraten können. Horaz (65—8), der auf dem freien Meere der Erotik herumsegelte, vermied noch glücklich die Klippe der Laszivität [74]. Und doch erzählt er ganz naiv, ohne jede Entschuldigung, die Geschichte einer Pollution, die ihm auf einer Reise passierte [75], und an mehreren Stellen seiner Satiren spricht er sehr drastisch von der allgemein verbreiteten Ansicht von der Notwendigkeit des sexuellen Genusses [76]. — Hadrian, der selbst, wie oben erwähnt, sich in Behandlung erotischer Themata versuchte, bevorzugte den Voconius Victor und bezeigte ihm seine Hochachtung durch Setzung der Catull nachgeahmten Grab-

[69] Vgl. über die Berechtigung Sueton, Caesar c. 43 und 44.
[70] Vgl. besonders ep. 67.
[71] Ep. 16: Nam castum decet esse pium poetam ipsum, versiculus nihil necesse est.
[72] III, 32, 37.
[73] Schanz I, 2, 1909, S. 78.
[74] Vgl. Lessings Rettungen des Horaz.
[75] Sat. I, 5, 85.
[76] Z. B. Sat. I, 2, 116—119; I, 2, 31—35.

schrift: Lascivus versu, mente pudicus erat[77]. Auch eine Frau fehlt nicht in dem Reigen. Sulpicia besang ihre und des Gatten Galenus Liebe, welche Lieder Martial als keusch und doch üppig rühmt[78]. Paldamus[79] sagt von ihr: „Wie die Reden des Volkes und der Ärzte über Geschlechtsverhältnisse bei aller Freiheit von Frivolität, indem nur die physische Seite derselben aufgeführt wird, reichlichen Stoff für eine unkeusche Poesie enthalten, so scheinen in den Gedichten der Sulpicia Dinge, die man mit einem Schleier bedeckt und nur ahnen läßt, mit der Naivität roher Menschen erzählt, und so reichliche Nahrung zum Kitzel lüsterner Phantasie gegeben zu sein.“ Ob diese Dichterin identisch ist mit der Dichterin, von der in den Tibullhandschriften elf anmutige Gedichte überliefert sind, ist mehr als fraglich[80].

In ungestümer, brünstiger Leidenschaft, die oft überhitzt in Liebesraserei sich zeigt, die grelle Schlaglichter wirft auf die verborgensten Geheimnisse, hat *Properz*[81] die Fülle seines Talents ausgegossen. Glühende Sinnlichkeit herrscht in seinen Cynthialiedern. Die Liebe zu dieser Hetäre macht das Wesen des Properz und seiner Dichtung aus. „Leicht entzündbar gibt er sich dem großen Eindruck leidenschaftlich hin, und jede Empfindung vom höchsten Glück bis zum tiefsten Schmerz kommt in seinen Elegien zum lebendigsten Ausdruck. Es gibt nichts von gleich unmittelbarer Wirkung in der lateinischen Literatur, nichts, in dem man bei vollendeter Kunst so sehr den eigenen Pulsschlag des eigenen Erlebnisses spürte. In buntem Wechsel der Situationen zieht das Liebesleben des Properz an uns vorüber: ein unerschöpflicher Reichtum in der Variierung desselben Themas zeichnet die Gedichte aus. Die verzehrende Glut seines Herzens schlägt überall in helle Flammen aus. Er kennt keine Selbstbeschränkung, zwingt die Sprache, trägt verschwenderisch die Farben auf[82].“ Der Dichter will Wirkung um jeden Preis, selbst auf Kosten des guten Geschmacks. Aber gerade die übergroße Sinnlichkeit im Verein mit der allzu reichlich angebrachten Gelehrsamkeit schaden ihm und beeinträchtigen zuweilen die Wirkung seiner stark und kraftvoll gehaltenen Elegien.

Zarter wirkt *Tibull* in seinen bekannten Gedichten[83]. „Die Elegie Tibulls will nichts sein als ein Stimmungsbild, er will das, was des Dichters Innere rührt, in einfacher Weise verkünden. Die Welt, in der Tibulls Gedanken wurzeln, ist allerdings eine kleine, sie hält sich fern von den vielfältigen Interessen der Gegenwart und ergibt sich der Träumerei. Sein Herz sehnt sich nach dem Glück der

[77] Plin. ep. II. 13.
[78] X, 35 und 38.
[79] Römische Erotik. Greifswald 1838, S. 81.
[80] Schanz I, 1, 1911, S. 237—239 und II, 2, 1913, S. 194—196.
[81] Schanz II, 1, 1911, S. 243—264.
[82] Joachim, a. a. O., S. 146.
[83] Vgl. Schanz II, 1, 1911, S. 219—243.

Liebe, aber er kann ihrer nur froh werden im friedlichen Stilleben auf dem Lande. Die Schilderungen dieses doppelten Glückes machen den Reiz seiner Dichtung aus. Mit vollem Behagen hören wir ihm zu, wenn er uns das Glückselige der ländlichen Arbeiten ausmalt, die fromme Verehrung der Götter, die wohltuende Ruhe auf dem warmen Lager, wenn draußen das Wetter tobt, das Schalten und Walten der Delia, wie sie das heimkehrende Vieh zählt, den Buben der Haussklavin herzt, den zu Besuch gekommenen Gönner in umsichtiger Weise bewirtet, endlich die Krone von allem, den Jubel und die Wonne des ländlichen Festes. Hier und da erinnert er sich, daß seine Träumereien durch eine tiefe Kluft von der Gegenwart getrennt sind, er verflucht den Krieg und die mit ihm innig verbundene Habsucht... Doch sein größter Schmerz ist, daß die elende Habgier auch das Reich der Liebe schändet, daß die Geliebte nicht mehr des Liedes achtet, das sie der Unsterblichkeit übergibt, sondern die hohle Hand nach dem Geld ausstreckt." (Schanz, a. a. O., S. 228—229.) Dem Dichter werden zwei oder drei sehr freie Poesien zugeschrieben, die sich in den (unten zu besprechenden) Priapeia finden: ein sehr vertrauliches Tagebuchbekenntnis in reinen iambischen Trimetern und ein elegantes Distichon, in welchem ein ehemaliger Schatz-, jetzt Gutsverwalter, dem Priapos ein Heiligtum weiht. Die Beglaubigung seiner Autorschaft ruht jedoch auf sehr schwachen Füßen.

Den Höhepunkt erreichte die erotische Poesie der Römer mit *Ovid* (43 v. bis 14 n. Chr.). Seine Liebeslieder[84], denen die innere Anteilnahme und Beseelung fehlt, richtete er an seine Geliebte Corinna. Die erste Sammlung, die nicht vor 15 abgeschlossen sein kann, bestand aus fünf Büchern. In der zweiten, auf drei Bücher zusammengedrängten Ausgabe ist bereits eine Anzahl der verfänglichsten Gedichte ausgemerzt. Sie allein kam auf die Nachwelt[85]. Überfliegt man die Verse, so hat man den Eindruck, als ob alle erotischen Gemeinplätze hier gesammelt seien, doch hat künstlerisches Studium, Witz und Phantasie mehr Anteil daran als das Gemüt. Seine Poesien sind von packendem Realismus, berückender Anmut, höchst unterhaltend und geistreich — ein gefährliches Gift.

Nach einem kurzen Lehrgedicht „Über weibliche Schönheitsmittel" folgt sein Hauptwerk, die „Ars amandi", wie Ovid selbst sie nennt, oder „Ars amatoria", wie es in den Handschriften steht. Ovid bezeichnet sie als Handbüchlein der Laszivität: Nil nisi lascivi per me discuntur amores[86]. In leichter, anmutiger Form und Sprache und deshalb in verführerischem Gewande bietet er nur einen Leitfaden der Buhlerei und Hetärenpoesie, wie er ja selbst in dem Anhang, den „Remedia amoris", worin er zeigen will, wie man von lästiger Liebe wieder befreit

[84] Vgl. Schanz II, 1, 1911, S. 264—353.
[85] Ausgabe sämtlicher Werke mit Übersetzung von Lindemann, Leipzig 1853—1867; empfehlenswert sind auch die Ausgaben von Paul Brandt, 1902—1911.
[86] III, 27.

werden kann, sich entschuldigt, er habe nur für lockere Mädchen, nicht für Matronen geschrieben[87]. Gegenstand seiner Poesie ist also nie die eheliche Liebe, sondern die ausschließlich auf den physischen Genuß bei den Hetären, nicht bei den Dirnen, gerichtete Liebe[88]. Mit direkten Obszönitäten hält der Dichter ziemlich zurück, nur am Ende des zweiten und dritten Gesanges läßt er sich etwas sehr frei gehen. Ovid konnte sich freilich entschuldigen:

> Quid, si scripsissem mimos obscoena jocantes,
> Qui semper ficti crimen amores habent?
> In quibus assidue cultus procedit adulter,
> Verbaque dat stulto callida nupto viro.

Seine Verse kamen, wenn man so sagen will, einem wirklichen Bedürfnis entgegen. Man sang die leichtgeschürzten Gebilde ebenso wie die Eklogen Vergils mit begleitendem Tanz auf dem Theater, und Augustus selbst wohnte der Vorführung bei[89]. Es ist deshalb eine Fabel, wenn man behauptet, der bloßen Unsittlichkeit seiner Gedichte habe Ovid seine Verbannung zu verdanken, wenn er auch klagt, die drei Bücher der „Ars amandi" hätten ihren Vater umgebracht[90], und man ihn beschuldigte, Lehrer der Buhlerei geworden zu sein[91]. Der eigentliche Grund liegt vielmehr in Familienverhältnissen des Augustus[92]. Ovids Gedichte werden nun aus den kaiserlichen Bibliotheken entfernt[93]. Selbst der Privatbesitz der „Liebeskunst" scheint verboten gewesen zu sein[94]. Uns erscheint heute Ovids Verschulden (falls man überhaupt die freie Behandlung des Erotischen als Verschulden auffassen darf) in einem sehr milden Lichte, wenn wir die öffentlichen Zustände ins Auge fassen, die sich in seinen Gedichten widerspiegeln. Man beachte nur die lange Reihe von Erotikern, die ihm vorausgingen, man schaue, welche Rolle die Erotik in der alten Tragödie und Komödie, im Epos und der Mythologie selbst spielt, und man wird über ihn milder denken. Wo Catull, Tibull und Properz mit ihrer Halbweltpoesie unbehelligt geblieben waren, gedachte er mit noch lüsternerer Erotik den Rekord zu schlagen, und wie richtig er den Geschmack seiner Zeitgenossen einschätzte, haben wir ja gesehen.

Um ein Urteil über die Ovidische Dichtungsweise zu ermöglichen, mag in folgendem der Inhalt seines Hauptwerkes, der „Ars amatoria", angegeben sein[95]:

---

[87] Vgl. Ars amat. I, 31; II, 600.
[88] Ars amat. II, 591.
[89] Trist. II, 529; II, 7, 25.
[90] Trist. I, 1, 111.
[91] Trist. II, 211; Ep. ex Ponto III, 3, 57.
[92] O. Ribbeck, Geschichte der römischen Dichtung 1900, II, 314.
[93] Trist. III, 14, 5 ff.; Ep. ex Ponto I, 1, 5 ff.
[94] Trist. III, 14, 5 ff.; Ep. ex Ponto I, 1, 12.
[95] Nach der Brandtschen Ausgabe, Inhaltsangabe von Brandt.

I. Buch (772 Verse).

Proömium (1—34); Einleitung, 35—40; Übergang zum ersten Teil, 41—66.

Erster Teil: Wo die schönen Mädchen zu finden sind:

1. Die Porticus, 67—74; Öffentliche Feste, 75—76; Der Isistempel, 77—88; Die Fora, 79—88; Der Zirkus, 135—163; Die Arena, 164—170; Die Naumarchie des Augustus, 171—176; Der Triumph, 177—228; Das Gelage, 229 bis 252; Bajae, 253—258; Aricia, 259—263.

Übergang zum zweiten Teil.

Zweiter Teil: Wie die Mädchen zu gewinnen sind, 269—770.

Zutrauen zu sich selbst, 269—350; Gutes Einvernehmen mit der Zofe, 351 bis 398; Beobachtung der günstigen Zeit, 399—434; Liebesbriefe, Bitten, Versprechungen, 437—458; Beredsamkeit und Beharrlichkeit, 459—486; Beständiges Beisammensein, 487—504; Vermeidung alles geckenhaften Wesens, aber Beobachtung des äußeren Anstandes, 506—524; Geschickte Benutzung der günstigen Gelegenheit, die ein Gelage bietet, 525—630; Geschicklichkeit in der Technik des Versprechens, 631—658; Tränen, Küsse, Gewalt, Initiative, Rückzug, 659—722; Die Gesichtsfarbe des Liebenden und sein Aussehen überhaupt, 723 bis 738; Vorsicht in der Offenheit gegen Freunde und Verwandte, 739—754; Individuelle Behandlung der einsamen Mädchen, 755—770; Schlußwort, 771 bis 772.

II. Buch.

Einleitung und Übergang, 1—106.

Regeln, die Zuneigung des nach den Anweisungen des I. Buches gewonnenen Mädchens zu behalten, 107—732.

1. Sei wirklich liebenswürdig, nicht Schönheit allein tut's, sei ein angenehmer Gesellschafter und beredter Erzähler, 107—144.
2. Sei nachsichtig und stets in gutem Einvernehmen mit der Geliebten, 145 bis 176.
3. Gib zur rechten Zeit nach und harre aus als galanter Ritter, 177—250.
4. Suche die Dienerschaft für dich zu gewinnen, 251—260.
5. Lerne sinnig schenken, 261—272.
6. Sei geschickt in der Abfassung von zierlichen Liebesgedichten, 273—286.
7. Richte dein Tun und Lassen so ein, daß dein Mädchen in allem als deine Gebieterin sich vorkommt, 287—294.
8. Huldige der Eitelkeit deiner Geliebten, 295—314.
9. Bei einer Krankheit deines Mädchens beweise ihr ganz besonders deine Liebe, 315—356.

10. Richte es so ein, daß dein Mädchen unbedingt an dich gewöhnt ist, 337 bis 375.

11. Laß dich nicht auf treulosen Seitenwegen ertappen, Ratschläge bei derartigem Verdacht oder entdeckter Untreue, 373—424.

12. Gib unter Umständen dem Mädchen ein wenig Grund zur Eifersucht, um ihre Liebe immer wieder anzustacheln, doch nicht zu lange, und die Versöhnung muß um so größere Liebesbeweise im Gefolge haben, 435—492.

13. Kenne dich selbst, liebe mit weiser Mäßigung und lerne die vielen Leiden ertragen, die die Liebe mit sich bringt, 493—534.

14. Übe gegen deine Nebenbuhler alle nur erdenkliche Rücksicht, 535—600.

15. Beobachte in deinen erotischen Abenteuern immer schamhafte Zurückhaltung und diskrete Verschwiegenheit, 601—640.

16. Mache deinem Mädchen körperliche Gebrechen und Fehler nie zum Vorwurf, vielmehr suche sie zu beschönigen. Frage nie nach ihrem Alter, vergiß aber nicht, daß gerade das reifere Alter in erotischem Sinne aus verschiedenen Gründen den Vorzug verdient. Beweise dafür, 641—702.

17. Einzelvorschriften zum richtigen Genuß der erotischen Freuden, 703—732.

Schlußwort und Übergang zum III. Buche, 733—746.

III. Buch.

Einleitung und Hauptteil: 17 Anweisungen für Mädchen, die Zuneigung der Jünglinge zu gewinnen und zu erhalten, 101—808.

1. Besondere Sorgfalt widme der äußeren Erscheinung, 103—258.

2. Körperliche Mängel müßt ihr durch die Kunst möglichst auszugleichen oder zu verdecken suchen, 251—280.

3. Lernt die Technik des Lachens und Weinens und absichtlich verstellter Sprache, 281—296.

4. Gewöhnt euch an angemessenen und graziösen Gang, 297—310.

5. Seid bewandert in den musischen Künsten, 311—328.

6. Strebt nach literarischer Bildung; Klassikerkatalog, 329—348.

7. Seid geschickt im Tanze und allerlei Spielen, 349—380.

8. Laßt euch recht oft sehen und stellet dabei eure Reize in das rechte Licht, 381—432.

9. Seid vorsichtig, trauet nicht zu schnell und hütet euch vor Gecken, Betrügern und Treulosen, 433—466.

10. Macht euch die Technik der Liebesbriefe zu eigen, 467—498.

11. Zeigt in euren Mienen nicht Zorn oder Hochmut, sondern Freundlichkeit, und hütet euch vor mürrischem Wesen, 499—524.

12. Stellet jeden Liebhaber auf seinen richtigen Platz. Behandlung der Dichter. Individuell angepaßte Methode, 525—576.

13. Seid zur rechten Zeit ein wenig spröde, gebt etwas Grund zur Eifersucht und umgebt eure Liebe mit etwas Gefahr, 577—610.

14. Lernet die Schliche, eure Wächter geschickt zu hintergehen oder sie für euch zu gewinnen, 611—666.

15. Bringt es dahin, daß der Jüngling von euch sich unbedingt geliebt glaubt, aber hütet euch vor zu schnellem Mißtrauen, 667—746.

16. Lernet, wie ihr euch bei einem Gelage zu benehmen habt, 747—768.

17. Vorschriften intimster Art über verschiedene, der Individualität der einzelnen Mädchen anzupassende modi Veneris und andere erotische Details, 769—808.

Schlußwort 809—812.

Eine solche Zeit aber, die alles in den Strudel des Genusses zieht, verlangt auch Männer, die einer verderbten Gesellschaft im Spiegel ihre Laster zeigen und durch das Mittel der satirischen Schilderung und Geißelung zur Besinnung mahnen sollen. An *T. Petronius* Arbiter fand diese Epoche einen genialen Satiriker[96]. Tacitus gibt in seinen Annalen[97] eine Skizze seines Lebens. „Jener", erzählt er, „verbrachte die Nacht mit den Pflichten und Zerstreuungen des Lebens und den Tag mit Schlafen. Und wie andere Arbeit, so hatte ihn Untätigkeit zu Ansehen gebracht. Doch hielt man ihn nicht für einen Schlemmer und Prasser wie die meisten, welche ihre Habe durchbringen, sondern für einen Mann von feinstem Luxus, und je lockerer sein Reden und Tun war, je mehr alles eine gewisse Nonchalance zur Schau trug, desto bereitwilliger ließ man es sich als vermeintliche Naivität gefallen." Nero zog ihn deshalb an seinen Hof und ernannte ihn zum Schiedsrichter des guten Geschmackes. Das erregte den Neid Tigellins, eines Günstlings Neros, der endlich bei diesem die Verhaftung des Rivalen erwirkte. Tacitus fährt dann fort: „Da ertrug er nicht länger das Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht. Indessen nicht auf einmal endete er sein Leben, sondern er schnitt sich die Adern auf, verband sie nach Belieben, öffnete sie wieder und unterhielt sich mit seinen Freunden ... Er setzte sich zu Tische, überließ sich dem Schlaf, so daß, obwohl unfreiwillig, sein Tod dem natürlichen gleich war. Auch schmeichelte er nicht im Testament, wie die meisten Hingerichteten es taten, dem Kaiser oder Tigellinus oder einem anderen der Machthaber, vielmehr verzeichnete er die unerhörten Schandbarkeiten Neros unter Aufzählung der Namen der Lustknaben und der Weiber und der Neuheit jedes Schändungsaktes und schickte die Schrift versiegelt an den Kaiser[98]." So weit Tacitus. Manche wollen in diesem Nero übersandten Schriftstück den Satiricon Petrons erblicken. Allein das ist nach der ganzen

[96] Vgl. Schanz II, 2, 1913, S. 123—135.
[97] XVI, 17 und 19.
[98] Tacitus, Annalen, übersetzt von W. Bötticher, S. 214—215.

Struktur des Romans sehr unwahrscheinlich, ganz abgesehen, daß Nero durch Verbreitung des Werkes wohl schwerlich zur Verbreitung seiner eigenen Schande beigetragen hätte. Dieser Satiricon, richtiger Satirae, umfaßte ursprünglich zwanzig Bücher. Erhalten haben sich jedoch nur eine größere Anzahl Fragmente des fünfzehnten und sechzehnten Buches. Zudem ist das noch Vorhandene durch die christliche Zensur arg entstellt worden. Es ist gleichsam eine Travestie auf die Odyssee. Wie Odysseus vom Zorn des Poseidon, so werden die Romanhelden vom Zorn des Priap verfolgt. Encolpius ist die Hauptperson des Romans, der Erzähler der Erlebnisse. Der Hauptinhalt ist folgender: [98a]

„Bei einer Unterhaltung des Encolpius über den Verfall der Redekunst bemerkt er plötzlich die Flucht seines Freundes Ascyltos und gerät auf der Suche nach ihm in ein Bordell, wo er den Ascyltos wieder trifft. Wir bekommen hier eine anschauliche Schilderung des Bordellinterieurs und des Lebens und Treibens in solchem Lupanar. Sodann folgt eine ebenfalls sehr charakteristische Eifersuchtsszene zwischen E. und A. wegen des Lustknaben Giton. Nach einem seltsamen nächtlichen Abenteuer auf dem Markte werden sie in ihrer Herberge von der Quartilla, der Priesterin des Priapus, überrascht, die sie wegen der Verletzung der Mysterien ihres obszönen Gottes bestrafen will. Das Ende dieser Szene ist eine sexuelle Orgie mit Dirnen und Kinäden. Mit dem Redner Agamemnon folgen dann die drei Abenteurer einer Einladung zum Mahl des reichen Freigelassenen und Emporkömmlings Trimalchio, der ihnen ein glänzendes Gastmahl gibt, das mit allen seinen kulinarischen Raffinements, mit den Albernheiten und Roheiten der betrunkenen Gäste ausführlich geschildert wird. Dem berauschten Encolpius entführt Ascyltos zum zweiten Male den Knaben Giton, der sich bei dem Streite der beiden für Ascyltos entscheidet. Dem verzweifelten Liebhaber begegnet der Dichtergreis Eumolpus in einer reich mit erotischen Bildern ausgestatteten Gemäldegalerie, erzählt ihm seine Liebesaffäre mit einem schönen Knaben in obszönen Details, wird aber, als er ein Gemälde, „Die Eroberung Trojas", durch ein langweiliges Gedicht erläutert, vom Publikum mit Steinwürfen vertrieben. Encolpius und Eumolpus begeben sich darauf in die Thermen, wo ersterer seinen Giton wiederfindet und sofort nach Hause mitnimmt. Hier erscheint später auch Eumolpus und schildert die drastischen homosexuellen Szenen, die er im Bade gesehen hat. Auch Eumolpus wirft ein Auge auf den Knaben und wird von Encolpius hinausgeworfen, aber wieder aufgenommen, als er droht, dem Ascyltos das Versteck des Knaben zu verraten. Dann schiffen die drei sich ein, entdecken aber zu ihrem Schrecken auf dem Schiff den Tarentiner Lichas, ihren Todfeind, und die üppige Tryphaena, die sich schließlich nach einer großen Prügelei mit ihnen versöhnen. Beim Mahle erzählt Eumolpus die bekannte Geschichte der Matrone von Ephesus.

[98a] Zitiert nach Bloch, a. a. O., S. 522/3.

Später bricht ein Unwetter los. Das Schiff strandet in der Nähe von Kroton. Die drei Abenteurer wandern dorthin, wo sie sich durch die Spekulation auf die Habgier der berüchtigten Erbschleicher von Kroton Geld zu verschaffen suchen. Eumolpus gelangt zu Wohlstand und Einfluß. Encolpius hat ebenfalls gute Tage und in einem Platanenpark ein Liebesabenteuer mit der schönen Hetäre Circe, das aber mit einem Fiasko endet, da er plötzlich impotent wird. Über diese Tatsache werden ironische Briefe zwischen Encolpius und Circe gewechselt. Die Dienerin der Circe, Chrysis, führt Encolpius zu einer Zauberin Prohellenos, die seine Impotenz scheinbar durch Besprechen heilt. Er erleidet aber bei der Circe ein zweites Fiasko, wird von ihren Dienern ausgepeitscht, ebenso die Prohellenos. Nach einem sehr komischen Dialog vertraut sich Encolpius aufs neue den Künsten der Prohellenos und der Priesterin Ometha an, die an ihm im Tempel des Priapos eine wahre Flagellationskur vornehmen. Dem Eumolpus hat eine Kupplerin Philomela ihre Tochter und ihren Sohn zugeführt und seiner Erfahrung und Biederkeit empfohlen. Er mißbraucht das Mädchen in Gemeinschaft mit seinem Diener, und auch Encolpius hat Gelegenheit, die Heilung seines Leidens zu erproben. Den Schluß des Romans bildet eine Szene zwischen Eumolpus und den Erbschleichern, die an die in Aussicht gestellte Ankunft des Schiffes mit den Schätzen des Eumolpus nicht mehr recht glauben und durch die Verlesung eines Testaments beruhigt werden, in dem allerdings die Erbschaft an die unangenehme Bedingung geknüpft wird, daß die Erben von dem Leichnam des Testators essen sollen."

Die kulturgeschichtlichen Bilder der römischen Kaiserzeit, die sich hier vor unseren Augen entrollen, sind einzig in ihrer Art. Alle Personen sind mit packender Realistik nach dem Leben gezeichnet. Sie leben, Staffagen gibt es nicht. Ein Meister der Menschenkenntnis führt uns hier in staunenswerter Geschicklichkeit charakteristische Typen der einzelnen Gesellschaftsschichten in ihrer Eigenart vor, mit ihrem engen Gesichtskreis, ihrem beschränkten Sinn, ihren einfältigen Unterhaltungen. Jeder Stand erhält seine treffende Charakterisierung, denn als arbiter elegantiarum kennt er seine Römer genau. Sinnesgenuß ist ihr einziges Lebensprogramm und die Entfaltung eines wahnsinnigen Luxus Mittel zum Zwecke, wie er es deutlich sagt:

Der Luxus machte morsch die Mauern Roms.
In deinen Gaumen wird der Pfau begraben,
Der festlich prangt im bunten Federschmuck.
Numidiens Henne auch und der Kapaun,
Ja selbst der Storch, der stets willkommne Gast,
Baut ein verruchtes Nest im Küchenkessel.
Wozu die Edelsteine, Indiens Perlenland?
Damit die reichgeschmückte Frau vom Stande
Auf fremdem Lager ihre Schenkel hebe.

Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß die Sympathie des Dichters stark auf Seiten des lebensfreudigen Genießlings steht. Er selbst präzisiert seine Lebenskunst in dem für ihn bezeichnenden Distichon:

> Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora sana,
> Et vitam faciunt balnea, vina, Venus.

(Bäder, Wein und Liebe zerstören zwar die Gesundheit, was aber das Leben lebenswert macht, sind Bäder, Wein und Liebe.)

Eine ebenso weitgehende Bedeutung kommt M. Valerius *Martialis* zu[99]. Mit genialer Leichtigkeit weiß er die Kunstmittel der hellenischen Poesie zu handhaben. Immer geistreich, witzig, phantasievoll, weiß er zu blenden und zur Unterhaltung geselliger Kreise beizutragen, für die seine Epigramme größtenteils auf Bestellung gefertigt sind. Und da den lustigen Gästen und der Mehrzahl seiner Leser mit Obszönitäten am meisten gedient war[100], kam er in dieser Beziehung dem Verlangen seiner Leser auf halbem Wege entgegen. Pikanterie und Laszivität liebten sie. Nur im achten Buch hat er die mimische Ausgelassenheit der Sprache sich nicht gestatten dürfen, weil es dem Kaiser gewidmet war. Jedes neue Buch seiner Epigramme, stark begehrt und ungeduldig erwartet, wurde unzählige Male vervielfältigt, und die Schreiber, die davon reich ausgestattete und fein gebundene Exemplare herstellten, vermochten der Nachfrage der Käufer kaum zu genügen. Da die Epigramme in einem Format erschienen waren, das gestattete, sie in der Hand zu verbergen, so las man sie überall, im Bade, in der Sänfte, bei der Tafel und im Bett. Der Buchhändler, der sie zu sehr mäßigen Preisen verkaufte, hieß Secundus, war ein Freigelassener des Gelehrten Lucensis und wohnte hinter dem Friedenstempel und dem Marktplatz der Pallas. Derselbe Buchhändler vertrieb auch alle anderen schlüpfrigen Werke, wie die des Catull, des Pedo, Gaetulicus u. a., die von Lebemännern sehr begehrt wurden. Um dem Vorwurf der Immoralität zu begegnen, beruft sich Martial gegen die Tadler auf seine eben genannten Vorgänger: Pedo, Domitius Marsus und Gaetulicus, auf deren „lasciva verborum veritas" er hinweist[101]. Kaleidoskopartig zieht in seinen Gedichten die damalige römische Welt vorüber. Ausschweifungen in allen erdenklichen Erscheinungen grinsen uns entgegen. Zwischen Männern und Frauen besteht in dieser Beziehung kein Unterschied, ja die Frauen übertrumpfen noch die Männer an Schamlosigkeit und sind die größten Liebhaber obszöner Lektüre[102] und obszöner Lieder[103].

---

[99] Die beste und vollständigste Übersetzung von Berg, 1863; vgl. a. Schanz II. 2, 1913, S. 178 bis 194.

[100] Quint. Inst. or. I, 2, 8: omne convivium obscoenis canticis strepit, pudenda dictu spectantur; vgl. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. 5. A. I, 436.

[101] praef. ad libr. I.

[102] III, 68; XII, 95; II, 86.

[103] XI, 172; vgl. a. Juv. VI, 403—404.

Lange frag' ich herum in der Stadt, Safronius Rufus,
Ob ein Mädchen versagt: Keines der Mädchen versagt.
Als wenn es Unrecht wär', als wenn's ein Schimpf, zu versagen,
Als wenn es unerlaubt: Keines der Mädchen versagt.
Und ist keine denn keusch? Oh, keusch sind tausend! Wie denn
Macht es die Keusche? Sie gibt nicht, doch versaget sich nicht.
(IV, 71; Berg.)

Dazu paßt, was Ovid sagt: „Keusch sind nur die Frauen, um die niemand geworben — und gar zu ländlich und mit den Sitten Roms unbekannt — ist der Mann, der über seine untreue Gattin zürnt[104]." Auch der Philosoph Seneca fragt mit Bitterkeit: „Willst du die Frau jenes strengen Mannes? Ich will sie dir überliefern? Willst du die jenes Reichen? Auch den Beischlaf mit dieser will ich dir verschaffen[105]." In seinen Epigrammen war Roms ganze Skandalchronik niedergelegt. Die von ihm unter Pseudonymen verspotteten Persönlichkeiten waren derart gut charakterisiert, daß sie jedermann leicht erkennen konnte. Martial war aber schlau genug, nie an hochgestellten Männern seinen beißenden Witz zu üben. Die gewöhnlichen Opfer seiner Sarkasmen sind immer boshafte Dichterlinge, unverschämte Kurtisanen, schamlose Prostituierte, verbrecherische Kuppler, Verschwender und Geizhälse, abgelebte Männer und verlorene Weiber[106].

In diesen Wirbel von Lust und Genußsucht dröhnt die Stimme eines Predigers in der Wüste: *Juvenal*[107] hält Abrechnung mit seiner verderbten Zeit. Am schärfsten geht er mit den geschlechtlichen Sünden, welche das Mark der Nation angreifen, ins Gericht. Er geißelt das Muckertum, das unter dem Schein des strengen Stoizismus schändliche Laster birgt[108]. Männer wie Weiber trifft sein Bannstrahl. Verachtenswert sind die Männer, die den natürlichen Brauch verkehrt haben in den unnatürlichen. Wir erfahren durch ihn, daß eine ausgedehnte erotische Korrespondenz die Beziehungen der männlichen Prostituierten und ihren Kunden vermittelt[109]. Verächtlicher jedoch als die Männer sind die Frauen. Der Römer allein genügt ihrer Geilheit nicht mehr, der germanische Hüne, der athletische Mohr dünkt ihnen begehrenswerter, und die römische Dame bemüht sich selbst auf den Sklavenmarkt, um mit Kennermiene diejenigen Sklaven auszusuchen, die ihrem Begehren durch vielversprechendes Äußere neue Variationen der alten Genüsse in Aussicht stellen. Juvenal schildert sie in seiner polternden Manier als Lustweibchen in der höchsten Potenz[110]. Freilich verfehlt er durch eben seine wütenden Anklagen

[104] Am. I, 8, 43; II, 4, 37.
[105] Ep. 97; vgl. a. Horaz, Od. III, 1.
[106] Vgl. a. Dufour I, 2, 150 ff.
[107] Schanz II, 2, 1913, S. 199—219; Teuffels Geschichte der römischen Literatur. 6. A. 1913. 3. Bd. S. 2—10.
[108] Sat. II.
[109] IX, 36.
[110] Vgl. die berühmte 6. Satire.

die beabsichtigte Wirkung. „Er wühlt mit zu großem Eifer im Schmutze, er gewährt uns zu wenig Ruhepunkte, er gesellt zu selten zu der Bitterkeit das ausgleichende Element des Humors, statt des Polterns wünschen wir oft eine harmlose Plauderei[111]."

Der jüngere Plinius sei nur nebenbei erwähnt. Wegen freier Stellen und seiner „Hendekasyllaben" entschuldigt er sich bei seinem Freunde Patermus deswegen, und als ein paar Gedichte von ihm als unzüchtig getadelt wurden, verteidigt er sich mit einer Menge von Beispielen, indem er dabei auch auf Nero verweist[112], der gleichfalls laszive Tändelverse verfaßte[113], die in ihrer Art noch nicht deswegen schlecht seien, weil sie von einem schlechten Menschen verfaßt wären.

Das gleiche Thema wie Lukian behandelt *Apulejus* aus Madaura, von dessen Roman „Der goldene Esel" man annehmen könnte, er sei ein Abklatsch von Lukians Werk. Anscheinend aber schöpfen beide aus der gleichen Quelle[114]. Der Verfasser erzählt in eigener Person, daß er nach Thessalien gereist und in Hypata bei einem gewissen Milo gewohnt habe. Die Gattin dieses Mannes ist aber eine Zauberin. Der erzählende Held der Geschichte knüpft mit ihrer Magd Photis ein Liebesverhältnis an und wohnt versteckt den Beschwörungen der Hexe bei. Zu seinem Erstaunen sieht er, wie sie nach Bestreichung mit einer geheimnisvollen Salbe in eine Eule verwandelt wird und auf und davonfliegt. Er will ihr das unter dem Beistand der hübschen Magd nachmachen. Diese vergreift sich aber in der Salbe, und der Jüngling wird in einen Esel verwandelt. Photis verrät ihm indes, daß er durch den Genuß von Rosenblättern seine Menschengestalt wiedergewinnen könne. Er wird geraubt, hat allerlei traurige Schicksale, erlebt wunderbare Begebenheiten und wird schließlich nach vielen Irrfahrten bei einem Feste der Isis, wo er den Rosenkranz vom Haupte des Priesters der Isis frißt, wieder zum Menschen.

Daß auch dieses Produkt an scharfgewürzter Erotik viel leistet, nimmt nicht wunder. Apulejus weiß genau, was er seinen Lesern bieten muß. Breit auftragen und scharf unterstreichen war sein Motto. Daher finden sich, anders als bei Lukian, neben derben, verwegenen Liebesepisoden tolle Spuk- und Räubergeschichten in reichlicher Fülle. Seine Darstellung ist verschnörkelt und mit Bildern überladen. Die ganze Erzählung ist kein eigentlicher Roman, sondern ein Konglomerat von einzelnen Geschichten nach Art der milesischen Märchen, wie er es selbst zugibt. Zur Illustrierung seines Erzählertalents diene folgende auch von Lukian erzählte und oben wiedergegebene Episode, die wohl als die beste Satire auf das

[111] Schanz II, 2, 1913, S. 209.
[112] Ep. V. 3; VI, 4.
[113] Sueton, c. 42.
[114] Vgl. Dunlop-Liebrecht, a. a. O., S. 41—49; Schanz III, 2. A. 1905. S. 103—190 und Hartung. Die römische Novelle in Herrigs Archiv für neue Sprachen und Literaturen. 26. Jahrg. 48. Bd. S. 369 ff.

weibliche Liebesverlangen gelten kann. Sie ist aus dem zehnten Buche entnommen und lautet nach der Übersetzung von Rohde folgendermaßen:

„Angst und bange aber war ich dennoch, wie bei so langen Stackbeinen der Thron der Liebe zu besteigen, wie so sanfte, zarte, glänzende, von lauter Milch und Honig geknetete Glieder mit eisernen Hufen zu umfassen, wie so kleine ambrosiaduftende Lippen mit einer so plumpen Schnauze, mit ungeheuren garstigen Zähnen zu küssen und wie endlich — möchte auch die Dame vor Lust bis in die äußersten Fingerspitzen glühen — ein so gewaltiges Opfergefäß hinein in das enge Heiligtum der Wollust zu bringen sei. ‚Wehe mir,' dacht' ich bei mir selbst, ‚wenn du eine so vornehme Dame sprengest! Dann kannst du dich nur gefaßt machen, bei deines Herrn Kampfspielen mit zu figurieren und den reißenden Tieren vorgeworfen zu werden!' Unterdessen verdoppelte die Dame ihre Liebkosungen, herzte und küßte mich und verdrehte im Taumel stehender Begierden die Augen. Zuletzt rief sie: ‚Ha, nun hab' ich dich, hab' ich dich, mein Täubchen, mein Vögelchen!' Und mit diesen Worten zeigte sie, daß alle meine Besorgnis und Furcht töricht und überflüssig war, denn sie umschlang mich und nahm mich ganz, ganz, sage ich, auf! So oft ich, ihrer schonend, mein Hinterteil zurückzog, so oft flog in elastisch zähem Schwunge sie mir nach, und je fester mit ihren Armen mein Rückgrat umfassend, schloß, drückte, preßte, schmiegte sie sich brünstiger an mich, so daß ich beim Herkules glaubte, es mangle mir noch etwas zur Befriedigung ihrer Üppigkeit und im Ernst auf den Argwohn geriet: Die Mutter des Minotaurus müsse sich wohl nicht ohne Grund lieber einen brüllenden Liebhaber zur Kurzweil erkoren haben."

Derartige Stellen finden sich mehrere in dem Roman. Am bekanntesten aber daraus ist heute nur das Märchen von Amor und Psyche, das in unzähligen Ausgaben und Übersetzungen verbreitet ist[114a].

Aus der späteren Zeit wären nur noch D. Ausonius im 4. Jahrhundert[115] und Maximianus[116] zu erwähnen. Ersterer, angeregt vom Kaiser Valentinian I., hatte lediglich aus vergilischen Versen und Versteilchen seinen Cento nuptialis verfaßt, dem an sinnlicher Derbheit kein Produkt dieser Art in neuerer Zeit nachsteht. „Lasciva est nobis pagina, vita proba," schrieb er, wie üblich bei derartigen Werken, in Anlehnung an Catull und Martial, seinem Schüler Paulinus, dem Bischof von Nolä, dem er seine Epigramme schickte, eine merkwürdige Sammlung christlicher frommer und ganz unfrommer heidnischer Disticha. Die ganze Skala des erotischen Lebens und Genießens ist in diesen Gedichten geschildert. Besonders seine Verse an die berühmte Kurtisane Orispa bedeuten den Höhepunkt seines erotischen Schaffens[117].

[114a] Vgl. Schanz III, 2. A. S. 114—118.

[115] Vgl. Schanz IV. 1914, S. 21—43, besonders S. 31.

[116] Vgl. Paldamus, a. a. O., S. 88.

[117] Die Epigramme sind zum erstenmal 1472 in Venedig gedruckt, zuletzt 1886 bei Teubner, Leipzig.

Zwei Epigramme seien zur Probe in Prosa übersetzt hier wiedergegeben:

„Ich will, daß meine Geliebte mit mir Streit sucht, und daß sie sich nicht Mühe gibt, wie ein anständiges Mädchen zu sprechen. Lieb soll sie sein und hübsch und verführerisch. Und eine leichte Hand soll sie haben, sich schlagen lassen und wieder schlagen und geschlagen Zuflucht suchen in meinen Küssen (flagellantisch!). Ist sie nicht so, ist sie unschuldig, schamhaft und kühl, gliche sie da nicht — mir schaudert schon vor dem Namen — einer Gattin und Hausfrau?"

„Ich sprach zu dir: Galla, die Zeit entflieht. Freu dich deines Leibes. Eine keusche Jungfrau ist eine alte Jungfer. Du ließest mich reden, und das Alter kam, ohne daß du es merktest, und du kannst die vergangenen Tage nicht mehr zurückrufen, und du klagst über deine verlorene Schönheit, oder weil du damals nicht auf mich hörtest. Komm und küß mich immerhin und gib deinem Kuß die Wollust, die du versäumtest, und laß mich genießen, wenn auch nicht das, was ich möchte, so doch das, was ich wollte."

Indessen nicht jedem ist es gegeben, seinem Liebesverlangen und erotischen Witz in längeren, wohlgeformten Gedichten Ausdruck zu geben. Zu kleinen abgerundeten Versen reicht es jedoch auch für weniger begabte Dichterlinge. Die Römer fanden besonders Behagen an derartigen prickelnden Versuchen und gefielen sich in einer Art Wettspiel auf diesem nicht ganz einwandfreien Gebiete. Nun wäre es aber eine Grausamkeit, von einem Dichter zu verlangen, er solle seine Geistesprodukte geheimhalten. Keiner dachte auch daran, es zu tun, sondern trachtete danach, von dem, was ihm als besonders gelungen erschien, der staunenden Mit- und Nachwelt Kunde zu geben. Und so kritzelte er oder malte seine Elaborate an leicht zugänglichen Orten, besonders in den Bedürfnisanstalten[118]. Den besten Ort boten natürlich die Bordelle. Man findet viele Anspielungen auf die dort verkehrenden Besucher und ihre sexuellen Praktiken. Hundertsechsunddreißig Inschriften aus einem pompejanischen Freudenhaus haben sich erhalten[119], deren Inhalt sich meistens auf die Arten und Besonderheiten des Geschlechtsverkehrs zwischen vielfach mit Namen genannten Männern und Dirnen bzw. auch auf homosexuellen Verkehr, auf das Honorar, auf persönliche Verhältnisse bezieht[120]. Einige andere, von den Wänden Pompejis gesammelt, finden sich bei Garucci[121]. Zum Beispiel:

Hic ego nunc futui formosam forma puellam
Laudatim a multis, sed lutus intus erat.

Oder

Mulier ferebat filium similem sui
Nec meus est nec mi similat sed

[118] Mart. XII, 61: carmina, quae legunt cacantes.
[119] Nr. 2169—2195 der Inscriptiones Pompejanae ed. Zangemeister.
[120] Vgl. dazu Bloch I, S. 329.
[121] Inscriptions gravées au trait sur les murs de Pompeii, Bruxelles 1854.

Vellem esset meus
Ete ego: Volebas, ut meus esset.

Die meisten aber, aus den Gärten des Maecenas, Messala und anderen Römern herrührend, wurden schon früh (etwa 10 n. Chr.) zusammengestellt in den bekannten *Priapeia*[122]. In diesen eleganten Zoten, die wohl zuerst von Catull und seinen Freunden gepflegt wurden, überwiegen catullische und ovidische Tonarten. Ja, manche Gedichte scheinen parodistische Wendungen bekannter Motive beider Dichter zu sein (2, 12, 32, 44, 52, 57, 61). Nach Seneca[123] sollen Priap. 3 von Ovid und 80, 82, 84 von Tibull stammen[124]. Im Mittelalter wurde sogar die ganze Sammlung dem Vergil zugeschrieben[125]. Wie geläufig diese Erfindung derartiger kurzer Verse den Gebildeten der damaligen Zeit war, sieht man aus der fehlerlosen Technik, mit der sie gehandhabt werden. Die pornographische Literatur wird zuweilen gestreift (4, 17, 63)[126]. Ribbeck charakterisiert sie treffend folgendermaßen: „In der Erfindung mannigfaltiger Motive und in immer neuen Einfällen zeigt sich Laune, Witz und Bosheit. Die grobe Bedrohung genäschiger oder diebischer Gartenbesucher kommt natürlich am häufigsten vor... In Wortspiel und Scharaden, ja in Bilderrätsel kleidet der Gott seine begehrlichen Wünsche und Gelüste (5, 7, 54, 67)... Er ladet sie zu unbedenklichem Eintritt in seine unheilige Kapelle (14), fordert unter verächtlichen Verwünschungen der Besucher als Tribut laszive Verse (41, 47) und verspottet die Prüderie (2)... Der dämonische Lümmel rühmt sich seiner Waffe, die ihn ebenso gefürchtet mache, und die er mit demselben Recht offen trage wie andere Götter die ihrige (1, 9, 20). Schön wie andere sei er nicht, dennoch mache er Eroberungen bei dem schönen Geschlecht (39)... Die Unverschämten, die sich durch keine Drohung schrecken lassen, hat er im Verdacht, daß sie die von ihm angedrohte Strafe suchen (51, 64)... Darin nehme er es mit anderen Göttern auf, daß ihm die Natur in einem seiner Teile körperlicher Bildung einen Vorzug vor allen verliehen habe (36)... Ein Nagelneuer sehnt sich nach dem Besuch von Nymphen und Dryaden (33). Von Damenbesuchen, auch von Liebespaaren, weiß er viel zu erzählen, ja ein guter Teil dieser frechen Verse er-

[122] Die beste Originalausgabe von Bücheler in Poeta latini minores bei Teubner. Eine getreue Übersetzung von Alexander v. Bernus mit einer kritischen Einführung von Adolf Danegger, erschien Leipzig und Berlin bei Schuster und Löffler 1905 als Privatdruck in 530 Exemplaren. Zu erwähnen sind noch Lessings Bemerkungen über die Priapeia, die später von Gustave Brunet neu herausgegeben sind: Les Priapeia. Note de Lessing, Traduite de l'Allemand et augmentée de commentaires par Philomneste Junior, Bruxelles 1866. J. W. Stowasser in Berl. Phil. Wochenschrift 1910, Sp. 664; F. Bronner, Jahrb. f. Philol. und Pädagogik. Bd. 148, 1893. S. 585; u. M. Schanz im Handbuch der klass. Altertumswissensch. 8. Bd. 2. Abt. 1. Hälfte 1911, S. 368.

[123] Controv. I, 2, 22.

[124] Plin. V, 3, 6.

[125] Vgl. über dessen Anteil Teuffel, S. 476, J. E. Wernicke, Priapeia, Thorn, 1853, S. 9 bis 11 und 108—112; über Tibulls Verfasserschaft ebenda S. 134—137; O. F. Gruppe, Die römische Elegie, Leipzig 1838, Bd. I, S. 233—248 und Osann, Priapeum carmen LXXXII in Zeitschrift für Altertumswissenschaft IX, 1851, S. 134—138.

[126] Geschichte der römischen Dichtung, Stuttgart 1900, II, S. 366 ff.

geht sich in Bosheiten auf die Weiber, junge und alte, die bisweilen eine ganz persönliche Spitze annehmen (4, 19, 63, 78). Vergebens werden ehrbare Matronen aufgefordert, sich fernzuhalten, sie scheinen an der grotesken Figur Gefallen zu finden (3, 8)." Einige Beispiele zur Illustrierung mögen folgen:

> Ich muß gestehn, daß ich nicht schöngestalt't bin,
> Doch ich besitz' fürwahr ein prächtiges Glied,
> Was ein Mädchen mit natürlichem Sinn
> Lieber wie all die genannten Gottheiten sieht.
> Du, die du gegen den Anblick des Phallus dich wehrst,
> Wie es sich für ein züchtiges Mädchen gehört,
> Wundern muß ich mich, daß dich zu sehen empört,
> Was du zwischen den Beinen zu haben begehrst.
> Geht fort von hier, züchtige Frau'n,
> Euch besudelt solch schmutziges Lied,
> Glaubst du, sie gingen, die Tugendsamen?
> Nicht um alles! Auch würdige Damen
> Reizt bisweilen ein riesiges Glied.

Alle diese Verse wollen nichts mehr sein, als sie vorgeben: keine gedrechselten Buchverse für das große Publikum, sondern groteske Auslassungen einer komischen erotischen Laune für den Augenblicksbedarf. Ein zünftiger Poet sammelte sie dann und überarbeitete sie für seinen Zweck. Keineswegs aber sind alle überliefert worden.

Die Gegensätze liegen jedoch beieinander. So ausschweifend die Römer auch in ihren Handlungen und Schriftwerken waren, so wenig vertrugen sie in konsequenter Prüderie eine ungeschminkte Erzählung. Gebrauchte jemand ein freies Wort, so entschuldigte er sich durch eine einleitende Formel: sit venia verbo, honos auribus sit. Quintilian nennt solche Ausdrücke Praefanda[127]. Viel zu dieser Prüderie trägt allerdings auch der den Römern eigentümliche Aberglaube bei. Es galt als ein ungünstiges Vorzeichen, wenn einer obszöne Worte aussprach. Deshalb waren derartige Worte sogar in dem Kreise der Lebemänner und Freudenmädchen verpönt. Plautus sagt in seinem Lustspiel Casina: „Unanständige Worte aussprechen, heißt soviel, als dem Hörer Unglück bringen", und Lucius Accius hatte in seiner Tragödie Oenomaeus die Bitte geäußert: „Sagt in Stadt und Land, daß alle Einwohner, um die Gunst der Götter sich durch günstige Vorzeichen zu sichern, jeden schamlosen Ausdruck vermeiden sollen." Daß Plautus, Martial, Catull und Horaz obszöne Worte frei gebrauchen, läßt sich darauf zurückführen, daß sie griechische Bildung genossen haben. Juvenal jedoch will durch laszive Redensarten auffallen, um dadurch gegen die bezeichneten Dinge Abscheu und

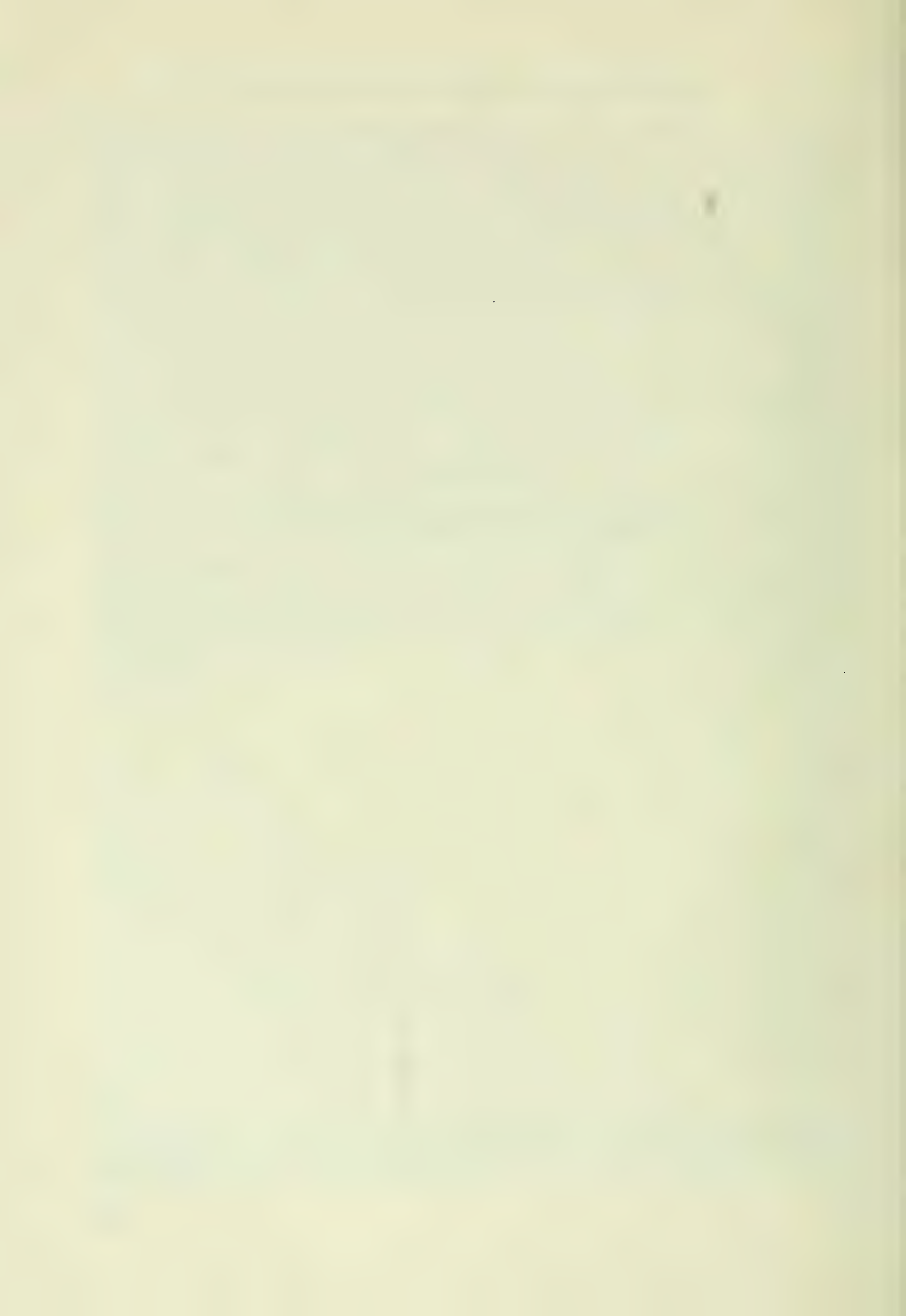
[127] *κακέμφατον*: V, 3. 4.

Ekel zu erregen. Dieser auffällige Widerspruch zwischen Schein und Sein läßt sich jedoch leicht lösen. Jedes Volk, das noch in den Uranfängen seiner Bildung steckt, das noch nicht von Hyperkultur angekränkelt ist, spricht unbefangen, ohne Scheu, natürlich von allen Dingen, die mit der Menschwerdung und den körperlichen Bedürfnissen in nahem Zusammenhang stehen. Mit zunehmender Kultur, Verfeinerung, Überbildung und Üppigkeit verläßt man den geraden Weg und bevorzugt eine gewundene Ausdrucksweise, die im Grunde genommen dasselbe sagt, nur nicht in der früheren brutalen Offenheit. Da nun aber dem Beobachter ein feineres Empfinden eignet und die Aufmerksamkeit einmal geweckt ist, verfallen auch diejenigen Redewendungen und Worte, die nur durch den Lautklang von fern einen Zusammenhang mit den verpönten und ausgemerzten Dingen ahnen lassen, derselben Ächtung. Natürliches aber läßt sich nicht verleugnen, und da man sich der Notwendigkeit der verheimlichten Bedürfnisse bewußt bleibt, jedoch ihr Recht beschneiden will, gelangt man zur bewußten Lüge, zur Prüderie, mit der man den Schein des Anstandes noch festhalten will, wenn dieser sich selbst schon längst geflüchtet hat. Da man aber gewöhnt ist, in lüsternen Vorstellungen zu schwelgen, dies jedoch gleichzeitig vor den Augen der Welt verbergen will, bevorzugt man die Umschreibung, die Verhüllung, die verdeckt und doch, ach wie viel, ahnen läßt. So wird das öffentliche Leben gemodelt; für das Privatleben in den vier Wänden, will sagen, unter vier Augen, aber herrscht nach wie vor Rede- und Handlungsfreiheit.[128]

[128] Vgl. über dieses Thema Fr. Ritter in Rhein. Museum f. Philologie 1835, III, S. 568 ff.; Obszönitäten, Kritische Glossen von Pierre Bayle. Bearbeitet etc. von Alfred Kind. Wilmersdorf-Berlin, 1908, und Dufour, I, 2, S. 53–55 und 62.

Dritter Teil

DEUTSCHLAND



A. DEUTSCHES MITTELALTER

I. KAPITEL

Das Winileod, Volksepik und Marienverehrung

Die Schilderung der sittenreinen Germanen durch Tacitus in seiner „Germania" ist bereits von berufener Seite als tendenziös aufgedeckt worden[1]. Auch die Germanen hatten ihren Priap mit gewaltig aufgerichtetem Gliede in dem Gotte Freyr, und es kann nicht Verwunderung erregen, daß sich die weltbewegende „Liebe" in den primitiven Erzeugnissen der Poesie gleichfalls bemerkbar machte. Auch die alten Deutschen hatten ihr Liebeslied, das *winileod*. Es ist dies die Übersetzung der lateinischen psalmi plebeji, psalmi vulgares, cantica rustica und inepta. Nach R. Kögel[2] ist der Ausdruck verwandt mit dem lateinischen Venus, daher ist winileod von vornherein identisch mit Liebeslied. Es hat also die allgemeine Bedeutung von weltlichem Lied. Später wurde der Ausdruck zur Bezeichnung von geselligen Liedern gebraucht, die von Personen beiderlei Geschlechts zu Spiel und Tanz gesungen wurden. Schließlich aber bezeichnet winileod nur noch Liebeslied schlechtweg, von winja = die Geliebte. Es behandelte in epischer Breite Liebeslust und Liebesleid, Werbung und Gewährung, Wiedersehen und Trennung. Verbreitet wurden die Gesänge wohl in der Hauptsache durch die fahrenden Spielleute (spiliman). Dieser spiliman ist der ins Deutsche übertragene lateinische histrio, joculator, mimus oder scurra. Die Spielleute schieden sich in Possenreißer im allgemeinen und in Musikanten und Sänger im besonderen. Sie erhöhten den Glanz jedes Festes durch ihre Tänze, erotischen Gesänge, Schmählieder und Kunststücke.

Das Bestreben der Kirche bei ihrem Eindringen in Deutschland war unablässig darauf gerichtet, den Geschmack an diesen weltfreudigen Liedern zu ertöten und dafür die weltabgewandten geistlichen Gesänge den Deutschen zu oktroyieren. Kein Konzil ging vorüber ohne ein diesbezügliches Verbot. Das älteste ist erhalten in einer Predigt des Cäsarius von Arles († 542). Dann rügt das Konzil von Châlons diese üppigen Lieder sowie die erotischen Possen: die „obscoena aut turpia cantica" werden aufs Korn genommen. Das Konzil von Laodikäa in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts bezeichnete es als ungehörig, daß die Geistlichen bei den Hochzeitsmahlen den unzüchtigen Possen zusähen. Ebenso wird in dem Konzil von Venedig (465) von den Geistlichen verlangt, daß sie sich vor der Aufführung dieser Possenspiele vom Hochzeitsmahle entfernten. Auch die

[1] Vgl. Max Bauer, Deutscher Frauenspiegel. München und Berlin 1917. 1. Bd., S. 1 ff.
[2] Althoch- und altniederdeutsche Literatur, in H. Paul, Grundriß der germ. Philologie II. 1, S. 70.

Konzile von Mainz (813), Tours (813), Reims (813) und Paris (829) eifern im gleichen Sinne dagegen. Das zweite Konzil von Châlons aus demselben Jahre verlangte darüber hinausgehend, daß die Geistlichen diese Aufführungen den Schäflein ihrer Gemeinde als verabscheuungswürdig hinstellen sollten. Im August 829 wenden sich die Bischöfe in einer Eingabe an Ludwig den Frommen gegen die weltlichen Gesänge: „De obscoenis turpibusque canticis omnibus christianis intelligendum et observandum est, ut summopere ab his se caveant." Insbesondere müßten solche Gesänge aus der Nähe der Kirchen verbannt werden. In einer Synode unbekannten Datums (etwa 1200) heißt es: „Ne choreae vel turpes et inhonesti ludi, qui ad lasciviam invitant, in cimiteriis vel ecclesiis agantur." Bezüglich der Hochzeitsfeiern erging zum Beispiel folgendes kirchliche Verbot: „Presbyteri, diaconi, subdiaconi vel deinceps, quibus ducendi uxores licentia non est, etiam aliarum nuptiarum evitent convivia neque his cretibus admisceantur, ubi amatoria cantantur aut turpia aut obscoeni motus corporum choris et saltationibus efferuntur[3]."

Sogar Karl der Große, der durch seine Sammlung von vielleicht lediglich historischen Volksliedern ein gutes Verständnis für die Volksseele bekundete, stand dem winileod ablehnend gegenüber. Die Nonnen, deren Leben vielfach Anstoß erregt hatte[4], sollten strenge Klausur halten und sich nirgends unterstehen, solche winileodes zu schreiben oder zu schicken, und zwar wegen ihrer Bleichsucht. Diesen Befehl enthält das Capitulare vom 23. März 789: „Et ut nulla abbatissa foras ministerio exire non praesumat sine nostra jussione nec sibi subditas facere permittat; et earum claustra sint bene firmata, et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesument, et de pallore earum propter sanguinis minuationem[5]." Daraus läßt sich schließen, erstens auf die weite Verbreitung dieser Dichtungen, zweitens auf ihren höchst erotischen Charakter, weil man diesen Schilderungen von Liebesszenen die Schuld gab an der „Bleichsucht der Nonnen wegen Blutverminderung". Der Mönch Otfried aber gesteht ausdrücklich zu, daß er zur Abfassung seiner Evangelienharmonie veranlaßt worden sei, weil unanständiger Gesang der Laien die Ohren frommer Männer verletzt habe. Dieser Übelstand solle nun durch das Singen seiner Evangelienharmonie beseitigt werden[6].

Aus den kurz gestreiften Konzilienbeschlüssen geht hervor, daß auch den Deutschen die mimischen Darstellungen, wie sie bei den Römern üblich waren, nicht unbekannt gewesen sind, und daß wandernde Spielleute bei den Hochzeits-

---

[3] Vgl. Johann Ilg, Gesänge und mimische Darstellungen nach den deutschen Konzilien des Mittelalters, Urfahr 1906.

[4] J. Scherr, Geschichte der deutschen Frauenwelt, Leipzig 1898, 1. Bd., S. 107.

[5] C. Boretius, Cap. Franc. I, S. 63; Pertz, Monum. Germ. hist. 3, 18; K. Müllenhoff, in Ztschr. f. deutsch. Altertum IX, S. 128; Uhland, Schriften III, 466, A. 2; W. Leonhardt, Liebe und Ehe in den Uranfangen der deutschen Dichtkunst, Dresden 1910, S. 28.

[6] Vgl. J. Kelle, Otfried, Prag 1870.

festen ihre primitiven Künste gegen Bezahlung zur Verfügung stellten. Der erotische Charakter ihrer Darstellungen und Lieder kann wohl nicht geleugnet werden. Da neben den Spielmännern auch Spielweiber auftraten, die neben ihrer schauspielerischen Kunst auch ihr unzüchtiges Gewerbe ausübten, wird das Eifern der Kirche verständlicher. Allzu viel Erfolg scheint ihren Bemühungen aber nicht beschieden gewesen zu sein, denn trotz der ausdrücklichen Verbote standen diese fahrenden Sänger im festen Solde von Klerikern, Äbten und Äbtissinnen[7]. Neben diesen Spielleuten aus niederem Stande fanden sich auch bald Kleriker selbst, die den anscheinend recht einträglichen Beruf eines fahrenden Spielmannes ausübten, und da sie in lateinischer Sprache dichteten, nicht in der noch unbeholfenen Volkssprache, bald Eingang in den vornehmen Kreisen fanden, wo sie bei keiner Festlichkeit fehlen durften.

Diese Spielleute ließen sich die Verbreitung der im Volke kursierenden Erzählungen und Schwänke angelegen sein, woraus sich ihre Beliebtheit sehr wohl begreifen läßt. Harmlos waren die Stoffe wohl in den seltensten Fällen, was zum Beispiel aus folgendem uns nur bruchstückweise erhaltenen Liedchen hervorgeht:

Hirez runeta hintum in das ora,
unildu noh, hintu ...?
(Der Hirsch raunte der Hindin ins Ohr:
Willst du noch, Hindin ...?)[8]

Auch ein anderes Bruchstück ist bezeichnend dafür:

Ewer es that wif.
Gefatera, laznier sertan,
Immethiti ...
Hwanne sordun gi?
Trewa naste, naste.
Narro sard ia gerro.

In hochdeutscher Übersetzung:

Wo ist das Weib?
Gevatterin, laß mich huren!
Unbändig will ich dich ...!
Der Narr hurte gern[9].

---

[7] J. Kelle, Gesch. d. deutsch. Lit. von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrh., Berlin 1892, S. 70 ff.

[8] Müllenhoff-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrh., 3. A., v. Steinmeyer, Berlin 1892, Bd. I, Nr. 6.

[9] K. Weinhold, Über die Bruchstücke eines fränkischen Gesprächbüchleins in den Sitzungsberichten der K. Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil. histor. Klasse, 71. Bd., Jhrg. 1872, Heft IV—VII, Wien 1872.

Auch in der geistlichen Dichtung, die doch angeblich zur Verdrängung des winileod gedichtet wurde, ist sehr wenig von einer platonischen Verherrlichung der Frau zu finden. Der „Ruodlieb" (etwa 1130) zum Beispiel läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Ruodlieb geht als Gast zu einem alten Bauern mit einer jungen Frau. Gleich bei Tische beginnen die intimsten Zärtlichkeiten, Ruodlieb will sie von ihrem Manne befreien und bittet[10]:

„Dreimal laß dich — gelob es — zum Lohne von mir beschlafen!"
„Zehnmal, wenn du das kannst!" entgegnete sie, „oder noch mehrmals.
Wenn ich jetzt gehe, so tue ich nur so, damit du mich hinderst."

In Fragment 9 wird von dem Pfänderspiel und dem Tanz des jungen Verwandten Ruodliebs und dem schönen Töchterchen der Gevatterin erzählt. Beide jungen Leute sind im höchsten Grade sexuell erregt:

Litt es die Mutter, sie würden die Nacht schon zusammen schlafen,
Und sie hätt' es gelitten, gereicht' es ihr nicht zur Schande.
Kaum bezwingt sich das Fräulein, noch länger darauf zu warten[11].

Da dieses Gedicht von einem Geistlichen gedichtet wurde, beweist zur Genüge, daß die Sinnlichkeit trotz aller kirchlichen Verbote in der Literatur sich nicht unterdrücken ließ. Das beweist auch die Bearbeitung des *Hohenliedes* durch den Abt Williram von Ebersberg, das uns in so vielen Abschriften überliefert ist, wie kein anderes Werk jener Zeit. „Es war erfreulich, unter dem Deckmantel der Frömmigkeit und der mystisch-allegorischen Deutung auf Christus und die Kirche die Glut dieses sinnlichsten Liebesgedichtes genießen zu dürfen. Der damals beginnende Marienkult hängt aufs engste damit zusammen. Zauberhaft wirkte auf die Gemüter in der Gestalt der Jungfrau Maria die Vereinigung dessen, was die Natur versagt, die Mutterliebe mit der holdesten Jungfräulichkeit[12]." Venus hatte abdanken müssen. An ihre Stelle trat Maria, die Gottesmutter. Mutter? Gewiß, das ließ sich nicht leugnen, Christus war fleischlich geboren, aber nicht nach Menschenart gezeugt, denn die Evangelisten bestätigten ja übereinstimmend, daß die Kraft des heiligen Geistes Maria überschattet habe, daß kein Mann mitgewirkt habe an der Menschwerdung Christi. Also mußte die Zeugung etwas Unreines sein. Der Schluß lag nahe, nun auch Maria, der man die höchste Verehrung entgegenbrachte, von dem Makel der Geburt nach Menschenart zu reinigen. Schon frühzeitig vergrub man sich in diese Gedankengänge, und das ganze Mittelalter hindurch bis ins 19. Jahrhundert stritten sich zum Beispiel die Franziskaner

[10] Im 5. Bruchstuck: Vers 84 ff. in hochdeutscher Übertragung.
[11] Vgl. Leonhardt, a. a. O., 45, 6. Ausgabenverz. bei Hayn VI, 574.
[12] K. Heinemann, Deutsche Dichtung, Leipzig 1910, S. 9.

und Dominikaner über die unbefleckte Empfängnis. Die Franziskaner behaupteten, die Dominikaner verwarfen sie. Der Heilige Burchard, der sie leugnete, ließ nur die kleine Konzession zu, daß Maria im Schoße der Mutter Anna durch göttliche Gnade heilig geworden war. Thomas v. Aquino gelangte sogar dazu, den genauen Moment herauszufinden, in dem sich die Sanktifikation bewerkstelligt habe, und ein anderer konnte genau die Stelle bestimmen, wo sich dies ereignet habe[13]. 1854 wurde dieses Dogma von der Kirche (von Pius IX.) angenommen. Dieses Sichvertiefen in die intimsten geschlechtlichen Dinge unter dem Vorgeben, die kirchliche Lehre zu stabilisieren, war nichts weiter als geistige Onanie, ein Schwelgen in erotischen Gefilden, geboren aus verdrängter, sexueller Begierde, die den Hexenwahn erzeugte und sich die Ohrenbeichte zur Befriedigung sinnlichen Verlangens schuf.

Trotz alledem, im Kampf mit der Geistlichkeit behielt zuletzt „Frau Welt" doch die Oberhand. Wenn die Kirche Anhänger gewinnen wollte, sah sie sich genötigt, dem Vorstellungsvermögen des Volkes Konzessionen zu machen. Sie wollte den Mädchen die irdische Liebe verleiden, sie schuf Christus als Seelenbräutigam und Maria als Himmelskönigin. Selbstverständlich aber konnten die Farben, mit denen die überirdische Glückseligkeit ausgemalt wurde, nur einer höchst weltlichen Palette entnommen werden. Die heilige Jungfrau wird mehr und mehr „das Vorbild der minnenden Seele, die sich nach dem Augenblick sehnt, wo sie ihre Vereinigung mit Gott vollzieht. Wir hören von Liebeswunden und Liebestrost, der geistliche Dichter ist nicht mehr gottbegeisterter Prediger, sondern eleganter Abbé, der sich an ein verwöhntes Damenpublikum wendet und ihm eine bequeme Frömmigkeit vermittelt[14]".

Von diesem Schwelgen in erotischen Vorstellungen blieb auch (um dies gleich vorweg zu nehmen) die Person Christi nicht verschont. Christus war doch geboren und beschnitten worden. Nabelschnur und Vorhaut sind demnach abgetrennte Teile seines Leibes. Und nun zerbricht man sich auch heute noch die Köpfe darüber, ob Christus mit oder ohne Präputium auferstanden sei, ob er in der Eucharistie ein Präputium gehabt hat, braucht es nur verehrt oder muß es angebetet werden? Und was geschieht beim Weltuntergang damit? Der Jesuit Salmeron bezeichnet es in seiner Evangelienharmonie (Köln 1602) als den „fleischernen Verlobungsring" für seine Braut. Seltsamerweise kennt und verehrt die katholische Kirche heute sage und schreibe — dreizehn Vorhäute Christi und eine Nabelschnur, die noch jetzt zum Reliquienschatz der Kirche gehören, zu denen sterile Frauen pilgern[15].

---

[13] Perdrizet, Satan und Jungfrau, in Ztschr. f. Religionspsychologie 1911, S. 163.

[14] Wilh. Scherer, Gesch. der deutschen Literatur, Berlin etwa 1920, S. 73.

[15] Vgl. Alfons Viktor Müller, Die hochheilige Vorhaut Christi in Kult und in der Theologie der Papstkirche, Berlin, Schwetschka & Sohn, 1907.

2. KAPITEL
Die Kirche und das Theater

Es würde Verwunderung erregen, wenn die Kirchenväter, im Glauben an die göttliche Mission Christi und seine Lehre, wort- und tatenlos der Verbreitung römischer Schauspiele zugesehen hätten. Ihr Glaube verlangte eine Stellungnahme, entweder pro oder contra, und daß der Standpunkt contra der einzig mögliche war, liegt auf der Hand[1].

Unter den Streitern gegen das Theater ragen Tertullian (Presbyter in Karthago, † 220) und Chrysostomus (Bischof von Konstantinopel, † 407) als leidenschaftliche Kampfhähne besonders hervor. Allerdings entbehrte ihr Widerstand keineswegs der Berechtigung. Die rohen Gladiatorenspiele mit ihren die tierischen Triebe aufpeitschenden Grausamkeiten, der unsittliche Mimus und Pantomimus mit ihren auf die geschlechtliche Lüsternheit spekulierenden Darstellungen standen in striktem Gegensatz zu der weltfremden, auf Unterdrückung der Leidenschaften gerichteten Lehre Christi und ließen sich mit dem Streben nach einem von Sünden und Schlacken gereinigten Leben nicht vereinigen. Insofern ist das wütende Eifern von Tertullian und Chrysostomus, Lactantius, Cyprian, Polykarp u. a. gegen die Schauspiele durchaus begreiflich. Bezeichnungen wie „Gymnasium der Ausschweifung", „Babylonische Öfen", „Wohnungen des Teufels", „Lehrsäle der Schwelgerei und Üppigkeit" usw.[2] entspringen zweifellos einer auf Tatsachen gegründeten Überzeugung. Und zieht man zum Vergleich noch die Lehren heran, die Ovid den Lebemännern Roms zur Verführung im Theater in seiner „Liebeskunst" gibt, dann kann man die Berechtigung des sittlichen Eiferns der Kirchenväter wohl begreifen. Die sonst noch angeführten Gründe sind nicht sehr mannigfaltig. Es wird zugegeben, daß in der Bibel die Schauspiele nirgends direkt verboten seien. Aber ein Christ habe in der Taufe dem Teufel, seinen Engeln und aller Weltlust entsagt. Die Schauspiele indessen seien wahre Schulen der Unzucht. In den meisten Stücken wimmle es von derben geschlechtlichen Anzüglichkeiten, die man sonst im Leben so viel als möglich zu verheimlichen suche. Sei es aber nicht ungereimt, im Theater geflissentlich das aufzusuchen, dem man im gewöhnlichen Verkehr ängstlich aus dem Wege gehe? Schon das Mosaische Gesetz[3] habe den Fluch gegen die Männer ausgesprochen, welche Weiberkleider anlegen. Es zieme sich für einen Christen auch nicht, die Hände zum Gebet zu erheben, mit denen er eben noch den unzüchtigen Mimen zugeklatscht habe. Die Schau-

[1] Vgl. die Zitate bei Schack, Gesch. d. dramat. Literatur u. Kunst in Spanien, Berlin 1845, I, S. 16, und A. Harnack, Mission u. Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten, Leipzig 1906, 1. Bd., S. 252 ff.

[2] Hermann Reich, Der Mimus, Berlin 1903, Bd. I, S. 122.

[3] 5. Mos. 22, 5.

bühne ist den Sitten höchst verderblich, sagt Lactantius. „Die Lustspiele handeln von dem Fall keuscher Jungfrauen oder von den Liebesangelegenheiten öffentlicher Dirnen, und je zierlicher die Dichter solche unzüchtigen Komödien zu reden wissen, desto leichter beschwatzen sie durch die Eleganz ihrer Sentenzen. Die Histrionen ferner mit ihren überaus unzüchtigen Bewegungen, was bewirken sie anders, als daß sie die Wollust lehren und reizen? Sie, deren entnervte und weibisch verweichlichte Körper schamlose Frauen mit ihren unanständigen Gebärden darstellen. Was soll ich endlich von den Mimen sagen, welche den Ehebruch lehren, indem sie ihn darstellen, und durch den zum Schein dargestellten zum wahren erziehen? Was sollen Jünglinge und Jungfrauen tun, wenn sie sehen, wie dies ohne alle Scheu geschieht und von allen mit Wohlgefallen angeschaut wird?" Und Chrysostomus beweist, wieviel Versuchungen und Sittenverderbliches im Theater sich vereinige, wollüstige, unanständige, ja fast nackte Dirnen, unzüchtige Lieder, lautes Gelächter über das Sündliche, ja selbst Gotteslästerliches finde sich in Menge.

Man merkt hier ganz deutlich den Einfluß Platos. Schon dieser hatte dem Theater jeden sittlichen Kern abgesprochen,

1. weil das Laster nicht dargestellt werden kann, ohne an ihm Wohlgefallen zu erregen, zum Bösen zu reizen, die Leidenschaften zu erregen und zu verstärken,
2. weil die Darstellung der Tugend in ihrer Reinheit und Wahrheit ohne dramatisches Interesse sein würde.

Und da nun nach der Ansicht Platos jegliche Bildung der Geistes- oder Seelenkräfte zu verwerfen ist, die auf Kosten der Sittlichkeit geschieht, diese letztere aber durch das Theater nicht gefördert, sondern eher gefährdet wird, so kann es für keine zweckmäßige Bildungsanstalt gelten[4].

Die Stimmen einzelner wären indessen ohne die tatkräftige Unterstützung gleichgesinnter, aber mit ungleich größeren Machtmitteln ausgestatteter Institutionen wirkungslos verhallt. Und diese Helfer im Streit waren die Synoden. So schloß zum Beispiel die Synode zu Arles im Jahre 311 Schauspieler, solange sie ihr Gewerbe ausübten, vom Abendmahl aus, und das vierte Konzil zu Karthago im Jahre 398, auf welchem 244 Bischöfe anwesend waren, unter ihnen der Heilige Augustinus, verordnete, daß diejenigen, welche an einem Festtage unter Vernachlässigung des Gottesdienstes ins Theater gingen, exkommuniziert werden sollten[5].

Dieser Kampf der Geistlichkeit gegen das weltliche Theater läßt sich in seiner wechselnden Gestaltung bis zu unserer Zeit verfolgen. Einen durchschlagenden Erfolg vermochte er indessen nicht aufzuweisen. Zu tief wurzelte in der Seele

[4] Karl Friedrich Stäudlin, Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels, Göttingen 1823, S. 109 ff.
[5] Vgl. dazu noch das Kapitel: Das Winileod.

des Volkes das Bedürfnis nach Scherz und Spiel, als daß durch einfachen Machtspruch schauspielerische Darstellungen vom Erdboden hätten verschwinden können, und in richtiger Erkenntnis dieser unbestreitbaren Tatsache ging die Kirche bald dazu über, ihrerseits dem Volke das zu bieten, wonach es leidenschaftlich verlangte, wessen es zur Erheiterung, Belehrung und Befruchtung der Phantasie bedurfte. Sie ließ die Schauspiele zu, trat selbst als Schauspielunternehmer auf und gab die geweihten Kirchen als Bühne und Theater her.

3. KAPITEL
Roswitha

An einer urwüchsigen, kunstgerechten Dramatik mangelte es zu dieser Zeit den Deutschen. Maßgebend waren die lateinischen Klassiker, die durch Mönche eingeführt wurden und die in Schulen und Klöstern weite Verbreitung fanden. Diesem Übelstande suchte die Nonne Roswitha von Gandersheim (935 bis 975) abzuhelfen. Der Zweck, den sie bei Abfassung ihrer Dramen verfolgte, ging dahin, den römischen Dichter Terenz aus dem Felde zu schlagen, ihm erfolgreiche Konkurrenz zu machen. Das konnte ihr aber nur gelingen, wenn sie dabei dieselben Ingredienzien verwandte wie Terenz selbst. Sie übersah aber dabei, daß dieser Dichter es seinen Weisheitssprüchen und seiner Eleganz an erster Stelle verdankte, daß er besonders als Schulautor geschätzt und gepflegt wurde. Nach Fr. A. Specht[1] gehörte im 10. Jahrhundert an den Domschulen zu Speier, Paderborn usw. Terenz im Grammatikalunterricht zu den geläufigen Schulbüchern. Man bezweckte mit seiner Lektüre die Anfeuerung der Tugend und die Verabscheuung des Lasters[2]. Nach der damaligen Auffassung glaubte man geradezu, durch die Darstellung des Lasters günstig auf die Sittlichkeit einzuwirken. Selbst der fromme Melanchthon ließ in seiner Erziehungsanstalt den ganzen Terenz auswendig lernen, sogar den Eunuchus[3]. Doch wurden auch moralische Bedenken gegen ihn vorgebracht. Es ist nicht unbeobachtet geblieben, wieviel Egoismus und Unsittlichkeit unter der milden und klaren Form um so gefährlicher verborgen liegt.

Roswitha schrieb, wie gesagt, ihre Stücke mit der ausgesprochenen Absicht, die sechs Komödien des Terenz zu verdrängen. In den Kreisen der Kleriker herrschte eine entschiedene Vorliebe für den Eunuchus, also für die ausgelassenste aller Terenzschen Komödien[4]. Sie gesteht selber: Die Süßigkeit des Ausdrucks

[1] Gesch. d. Unterrichtswesens von den ältesten Zeiten bis zur Mitte d. 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1885, S. 100.

[2] A. Borner, Die lat. Schülergespräche der Humanisten, 1897, S. 116.

[3] Paul Dittrich, Plautus u. Terenz in Pädagogik und Schulwesen der deutschen Humanisten, Leipzig, Diss. 1915, S. 40.

[4] Über ein weiteres Beispiel der Terenzlektüre in den Frauenklöstern vgl. Dümmler i. d. Zeitschrift f. d. Altertum 19, S. 467.

bei Terenz sei das, was die Leute verlocke, sie habe sich deshalb nicht gescheut, den römischen Dichter nachzuahmen. „Damit auf eben die Art wie bei Terenz die Geilheit unzüchtiger Weiber erzählt wird, auch die löbliche Keuschheit christlicher Jungfrauen nach meines kleinen Witzes Vermögen gerühmt werde. Während andere ihn lesen, will ich ihn nachahmen.“ Ihre Ansicht vom Wesen der Komödie muß sie sich nach einem Theoretiker gebildet haben, welcher die unzüchtigen Liebeshändel als zum Wesen der Gattung gehörig betrachtete. Sie sagt, sie sei oft mit Schamröte übergossen gewesen, wenn sie, gezwungen durch die gewählte Kunstform, den abscheulichen Wahnsinn unerlaubter Liebe habe darstellen müssen. Creizenach [5] kann es sich nicht verkneifen, seinen puritanischen Moralstandpunkt zum besten zu geben: Roswitha könne sich gegenüber den gewagten Situationen trösten mit dem Gedanken, je größer die Anfechtung, um so größer und schöner der endliche Triumph des Guten.

Notzuchtsszenen sind die beliebtesten Gegenstände ihrer Darstellung [6]. In den Dramen „Abraham“ und „Paphnutius“ schildert Roswitha die Bekehrung eines gefallenen Mädchens und beschreibt sehr realistisch das Leben und Treiben in einem Bordell. In der „Auferweckung der Drusinia und des Kallimachus“ wird die Leichenschändung behandelt. Kallimachus, ein schöner heidnischer Jüngling, dringt in die kaum geschlossene Gruft der von ihm geliebten Christenfrau Drusinia, um sie noch nach ihrem Tode zu genießen, da sie bei ihren Lebzeiten sich ihm verweigert hatte. Eine aus der Gruft hervordringende giftige Schlange verhindert aber noch rechtzeitig das Verbrechen.

Die Spielarten des Sadismus und Masochismus sowie der Leichenschändung verwendet sie ausgiebig in ihren Dramen. In „Dulcitius oder das Leiden der heiligen Jungfrauen Agape, Chionia und Irena“ sollen die drei Mädchen, weil sie den Nachstellungen des Landpflegers kein Gehör schenkten, entkleidet und allem Volke nackt gezeigt werden. Wie sehr sich aber auch die Soldaten bemühten, die Kleider von den Mädchen herabzureißen, es gelingt ihnen nicht, da jene wie Haut an den jungfräulichen Körpern haften. Agape und Chionia werden hierauf bei lebendigem Leibe verbrannt. Irena, noch ein Kind, soll zur Hure gemacht und ihr Leib auf schändliche Weise entehrt werden. Während sie aber nach dem öffentlichen Hause geschleppt wird, retten sie zwei Jünglinge auf einen hohen Berg, wo sie von den ihr nacheilenden Soldaten mit Pfeilen durchbohrt wird.

In „Sapientia“ werden die drei Mädchen noch gräßlicheren Qualen ausgesetzt. Fides wird nackt ausgepeitscht, so daß ihr die Glieder zerreißen, beide Brüste werden ihr abgeschnitten, und aus den Wunden fließt Milch. Sie wird auf einem glühenden Roste gebraten, in einer mit Wachs und Pech gefüllten Pfanne über

[5] Geschichte des neueren Dramas, 2. A., 1911, I, S. 17.

[6] Vgl. O. Piltz, Die Dramen der Roswitha von Gandersheim, Leipzig o. J., und K. A. Barack, Die Werke der Hroswitha, Nürnberg 1858.

das Feuer gesetzt und schließlich mit dem Schwerte enthauptet. Die beiden andern erleiden ähnliche gräßliche Martern.

Ebenso erotisch wie ihre Dramen sind dem Kern nach auch ihre Legenden: passio St. Agnetis virginis et martyris, passio St. Gongolfii martyris und passio St. Pelagii. Der Inhalt der ersteren ist folgender:

Agnes, eine junge, schöne Römerin, hatte sich Christi verlobt. Als sie dreizehn Jahre alt war, verliebte sich der Sohn des Statthalters Sempronius in sie und begehrte sie zur Frau. Da sie indes ihrem himmlischen Bräutigam treu bleiben wollte, wies sie den Antrag ab, worauf der Verliebte schwer erkrankte. Aus Sorge um seinen Sohn suchte der besorgte Vater das Mädchen umzustimmen. Da sie aber fest blieb, stellte er ihr die Wahl, entweder Vestalin zu werden oder in ein Freudenhaus einzutreten. Da sie auch jetzt noch sich nicht umstimmen ließ, erging seitens des Statthalters der Befehl, sie zu entkleiden, um sie in das öffentliche Haus zu bringen. Ihr himmlischer Bräutigam ließ ihr das Haar lang wachsen, daß es sie wie ein Mantel umgab, und im Bordell selbst empfing sie ein himmlisches, schimmerndes Kleid, daß jeder Besucher von Ehrfurcht ergriffen wurde. Der Sohn des Statthalters, der sie in geiler Lust umarmen wollte, stürzte tot zu Boden, wurde aber durch Agnes' Gebet wieder zum Leben erweckt. Durch diese Wundertat bewogen, bekehrten sich der Statthalter und sein Sohn. Nun verurteilte sie der Stellvertreter des Statthalters zum Feuertode. Die Flammen jedoch verbrannten statt ihrer die Henker und die Zuschauer. Schließlich wurde ihr das Haupt abgeschlagen. Sie aber fuhr gen Himmel auf, von himmlischen Jungfrauen umgeben.

In der zweiten ist Gongolf ein Tugendbold ersten Ranges. Trotzdem schließt er eine Ehe mit der schönen Ganna, die aber, durch seine allzu keusche Zurückhaltung bewogen, sich mit einem Knecht tröstet. Sie werden ihrer Schuld überführt, doch Gongolf verzeiht dem Weibe. Zum Dank dafür entledigte sie sich seiner durch Mord. Auf Gongolfs Grabe geschehen nun allerlei Zeichen und Wunder. Ganna spottet darüber und sagt:

Was ist das für ein Possenspiel,
Die Wunder mir zu preisen,
Die emsig dir erweisen
Des Gongolf glänzendes Verdienst!
Was man erzählt, besteht fürwahr
Die Wahrheitsprobe nicht:
Denn seinem Grab gebricht
Die Wunderkraft gerade so,
Wie Wunderzeichen staunenswert
Jemals hervorzubringen,

Wird noch an mir gelingen
Des Rückens allertiefstem Teil!
Kaum war entfahren ihr das Wort,
So folgt ein Zeichen nach,
Wie es der Art entsprach
Des angeführten Körperteils:
Sie ließ in schändlichem Getön
Vernehmen einen Laut,
Den anzugeben graut
Dem schamhaft stummen Munde mein,
Und brachte fernerhin, so oft
Sie nur ein Wort verlor,
Auch dabei wieder vor
Unfehlbar diesen garst'gen Ton,
Auf daß sie, die nicht nach Gebühr
Die Scham bewahren wollte,
Zum Anlaß werden sollte
Unmäß'gen Lachens überall,
Indem sie ihre Lebenszeit
Bis hin zu ihrem Tod
An sich zu merken bot
Die Strafe ihres Lästermauls[7].

In der passio S. Pelagii nimmt die Päderastie einen breiten Raum ein.

Wie man sieht, sind alle Abarten geschlechtlicher Perversität vertreten, und es besteht wohl kein Zweifel, daß Roswitha masochistisch-sadistisch veranlagt war. Sie bildet die deutlichste Illustration für die Erfahrungstatsache, daß ein verdrängter Geschlechtstrieb bei Schriftstellern und Personen, die sich dafür halten, in ihren Produktionen zum Ausdruck kommt. Er färbt auf ihr ganzes Schaffen ab. Ob Mann oder Weib spielt dabei keine Rolle, und es wäre daher ein Fehlschluß, zu behaupten, daß Dichter, deren Werke stark sinnlich gefärbt sind oder die sich in der Ausmalung stark sinnlicher Situationen gefallen, auch in ihrem Privatleben ausschweifend leben müssen. Wir sehen diese Tatsache an der Nonne Roswitha bestätigt. Die von ihr geschilderten Greueltaten übersteigen alles Maß und sind am treffendsten mit „Schlachthauspoesie" zu kennzeichnen. Um so verwunderlicher mutet es uns an, daß Roswitha ihre Werke persönlich Otto dem Großen und ihrem höchsten kirchlichen Vorgesetzten, dem Bischof von Mainz, überreichen durfte.

[7] Übersetzung nach W. Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit, Innsbruck 1894, Bd. I, S. 25.

4. KAPITEL

Ehe oder freier Geschlechtsverkehr?

Paulus und nach ihm die Kirchenväter hatten der Ehelosigkeit gegenüber der Ehe den Vorzug gegeben. Nur um der Anfechtung des Fleisches und des Teufels willen wurde die Ehe zugelassen. Beim Volk selbst fand aber diese Auffassung, daß die Ehe bzw. der Geschlechtsverkehr ein Werk des Teufels sei, wenig Anklang. Geiler von Kaisersberg klagt darüber, daß mancher Laie die Sündhaftigkeit der Geschlechtsliebe nicht einsehen wolle und spreche: Der Mann ist mein, die Frau ist mein, warum soll ich nicht mit dem Gatten verfahren, wie ich will? Wer sein Gewissen beschwert fühlte, konnte ja durch Buße, Beichte und Ablaß sich Vergebung erwerben. Auf diesem sinnenfrohen Standpunkt, der in der Volksüberzeugung wurzelte, stehen selbstverständlich auch die Dichter der Fastnachtsspiele, insbesondere der Nürnberger Meistersinger Hans Folz[1]. Und der Holländer Dirk Potter († 1428) gibt in seinem Lehrgedicht „Der minnen loep"[2] der Volksmeinung Ausdruck, wenn er sagt: Es sei äußerst schädlich, wenn Prediger die Ehe gegenüber der Keuschheit herabsetzen. Die Bevorzugung der letzteren vor der Ehe erscheint ihm mit Recht als Frevel gegen Gottes Gebot. Den Geistlichen freilich verbleibe der Zölibat vergönnt. Diese sollten aufwärts schauen und den Weltleuten die Lehre bringen, letztere aber sollten nach irdischer Natur pflegen. Gott habe gesagt: Seid fruchtbar und mehret euch! Sein Gebot müßten wir halten.

Die Zahl der Schriften, die sich mit der Frage, ob es besser sei, zu heiraten oder Brunst zu leiden, beschäftigen, ist nicht klein. Im „Encomium Matrimonii"[3] des Erasmus wird aus der Bibel zugunsten der Ehe entschieden. Vom gleichen Geiste getragen ist die kleine Schrift des Mosellanus, Quod ducenda sit uxor[4]. Auch hier wird der Zölibat zugunsten der Ehe weit zurückgesetzt. Das Gedicht des Valentin Eck, Utrum prudenti viro sit uxor ducenda, 1518, ist ein Exerzitium für die Schuljugend eines ungarischen Städtchens, die Schrift des Heinrich Rybisch, Disceptatio an uxor sit ducenda 1509, ein Leipziger Studentenscherz, die Lösung einer Quaestio quodlibetalis[5]. In ziemlich obszöner Weise gibt er eine Abhandlung über das Thema, ob dem Weisen der eheliche oder uneheliche Geschlechtsverkehr zuträglicher sei. Die übermäßige Sinnlichkeit der Frau, die beständige Gewöhnung in der Ehe könne ihm zwar schaden, der Ehebruch ihn entehren. Der Weise darf aber auf die Sinnlichkeit nicht verzichten, denn sie sei der angenehmste Genuß

[1] Vgl. Die Meisterlieder des Hans Folz, hrsg. v. Mayer, in: Deutsche Texte des Mittelalters, Bd. XII, 1908, S. 360.

[2] Ed. Jonckblot 1846.

[3] Basel 1518.

[4] Gedruckt als Anhang zu Aphtonius, Progymnasmata, Breslau 1540.

[5] Vgl. R. Förster i Ztschr. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens, Bd. 40.

und bringe die erwünschte Erholung. Die Dirne lohne ihm nicht mit genügender Liebe, auch sei die Ehe seit altersher anständiger. Sie bringe dem Alternden und Kranken die Freuden des Familienlebens. Darum solle der Weise heiraten. Diese Rede ist nichts weiter als eine ins Obszöne gewandelte Umarbeitung der Rede des Urceus Codrus: Utrum ducenda sit uxor[6].

5. KAPITEL

Ansichten von der Minderwertigkeit der Frau. Hexenglauben

Wie sich aus den vorstehenden kurzen Ausführungen ergibt, geschehen alle diese Untersuchungen im Interesse des Mannes, von *seinem* Standpunkt aus und für seine Zwecke zurechtgestutzt. Die Schriftsteller des Mittelalters sind trotz Marienverehrung und Frauenkult noch meilenweit entfernt von der modernen Auffassung der Gleichberechtigung beider Geschlechter. Das Weib war für sie die Veranlassung zum Sündenfall gewesen, und in logischer Weise personifizierte sich nach der Vorstellung dieser von mönchischem Geiste Beseelten in dem Weibe das Prinzip des Bösen, dem aus allen Kräften zu widerstreben und das zu bekämpfen die Aufgabe jedes zum Gedeihen des *männlichen* Menschengeschlechtes Bestrebten sein mußte. Schon auf dem Konzil zu Macon 585 war die unsinnige Frage gestellt worden: Sind die Weiber auch Menschen[1]? Und noch im 16. Jahrhundert spann man allen Ernstes dieses Thema fort, zum Beispiel Valeus Accidalius in seiner Schrift: Disputatio perjucunda qua anonymus probare nititur mulieres homines non esse. Lips. 1595[2]. Und so bedeutete es nur einen kleinen Schritt zu der weiberfeindlichen, von finsterem Aberwitz verblendeten Auffassung, daß das Weib die Mittelsperson des Bösen, also des Teufels, sei, der sich dieses verdammenswerten Geschlechtes bediene, um die Menschheit (immer im männlichen Sinne) zu verderben. Der Grundgedanke für alle diese Schriftsteller ist: „Was ist denn auch das Weib anders als eine Vernichtung der Freundschaft, eine unentfliehbare Strafe, ein notwendiges Übel, eine natürliche Versuchung, ein begehrenswertes Unheil, eine häusliche Gefahr, ein reizvoller Schädling, ein Naturübel, mit schöner Farbe bestrichen[3].“ Diese Auffassung von der Besessenheit der Weiber durch das Böse ist jedoch nicht spezifisch deutsch. In der Dichtung und Sage vieler Völker spielt der Glaube eine Rolle, daß lüsterne Dämonen schöne Frauen und dämonische

[6] Sermones, Basel 1540, Nr. 4, S. 113 bis 129.

[1] Sehr mit Vorsicht ist hierzu zu vergleichen die Arbeit Kockmanns in Innsbr. Ztschr. f. kath. Theologie 1893, S. 188 ff.

[2] Drujon, Cat. 128.

[3] Vgl. die ausführlichen Nachweise bei W. Kawerau, Die Reformation und die Ehe. Halle 1892.

Weiber schöne Männer rauben, um mit ihnen Hochzeit zu feiern[4]. Aber daß diese verbrecherische, aberwitzige Auffassung in ein System gebracht und daraus in der Hexenverfolgung praktisch die Konsequenzen gezogen wurden, diesen Ruhm kann die mittelalterliche katholische Kirche und besonders die scholastische Afterwissenschaft, die besonders auf deutschem Boden ins Kraut schoß, für sich in Anspruch nehmen. Eigentümlich berührt es nun, daß sich aus der Seele der Mönche und ihrer Trabanten gleichzeitig der inbrünstige Marienkult, die demütige Verehrung der jungfräulichen Mutterschaft und der finstere entsetzliche Aberglaube der Verkörperung des Bösen im menschlichen (weiblichen) Körper entwickeln konnte. Ist das Vorstellungsgebiet der ersten Art den mystischen Franziskanern in der Hauptsache zu eigen, so verdankt die gräßliche Dämonenlehre den düsteren, mitleidslosen Dominikanern ihre Entstehung.

Am 13. Juni 1233 erließ Papst Gregor IX. seine vielberüchtigte Bulle „Vox in Rama", an die Bischöfe von Mainz und Hildesheim gerichtet. Sie behandelt zum erstenmal in Deutschland den Teufelsspuk. Es ist von dem sexuellen orgiastischen Verkehr der Teufelsbündler die Rede. Bei den Teufelsfesten sollten nach dem Festmahl die Lichter verlöscht und von der ganzen Gesellschaft ohne Rücksicht auf Geschlecht und Verwandtschaft abscheulichste Unzucht getrieben werden. In der Hexenbulle „Summis desiderantes" vom 5. Dezember 1484 des Papstes Innozenz VIII. werden stets die „Weiber" in Gegensatz zu „Menschen" gebracht. „Weiber" gehören nicht recht zu den Menschen, sondern werden zum Vieh gezählt. Hier ist zum ersten Male die Rede davon, daß Männer und Weiber mit dem Teufel Buhlschaft treiben. Dieser kann sich je nach Wahl in Manns- oder Weibsgestalt verwandeln. Der Mann auf dem Stuhl Petri sagt da: „Nicht ohne übergroße Kümmernis kam uns neulich zu Ohren, daß in einigen Teilen von Oberdeutschland... eine große Anzahl Personen beiderlei Geschlechts, des eigenen Heiles uneingedenk und vom katholischen Glauben abfallend, mit den Dämonen Buhlschaft treiben und mit Hilfe ihrer Zauberformeln, Sprüche und Beschwörungen und anderen unheilvollen Aberglauben und Wahrsagekünsten, durch ihre Ausschreitungen, Verbrechen und Frevel die Geburten der Frauen, das Junge der Tiere, die Saaten der Felder... zugrunde richten und gänzlich zerstören; ferner daß sie... das eheliche Zusammenleben der Männer und Frauen sowie die Empfängnis verhindern[5]." In dem Buche des Delrio[6], das mit Genehmigung des Jesuitenordens erschien, wird berichtet, daß die Hexen, welche zum Sabbat fahren, ihre Männer einzuschläfern pflegen und, damit diese ihre Abwesenheit nicht merken, einen anderen Gegenstand oder Dämon zurückzulassen pflegen, mit dem die Gatten dann Unzucht treiben.

[4] Vgl. E. Fehrle, Die kultische Keuschheit im Altertum, Gießen 1920; Religionswiss. Versuche u. Vorarbeiten, 6. Bd., S. 19.

[5] G. Längin, Religion und Hexenprozeß, Leipzig 1888, S. 7.

[6] Disquisitionum Magicarum libri VI. Col. Agripp. 1755.

Sobald sich diese wahnwitzige Auffassung der geistlichen „Führer" des Volkes Bahn gebrochen hatte (und die ungezählten Heerscharen des römischen Antichrists sorgten in zufriedenstellender Weise dafür), dann bedurfte es nur eines geringfügigen Anstoßes, um die tollen Wahngebilde einer verbrecherischen Phantasie, die krankhaften Ausgeburten eines in schmutzigen Vorstellungen schwelgenden Gehirnes in ein System zu bringen. Und dies geschah auch in der Tat im „Hexenhammer"[7]. Er erschien mit dreifacher Approbation, nämlich einer päpstlichen Bulle, einer königlichen Urkunde vom 6. November 1486 und einem empfehlenden Gutachten der Universität Köln vom Mai 1487 in unzähligen Auflagen. Drei Teile enthielt er, von denen besonders der zweite „Die verschiedenen Arten und Wirkungen der Hexerei" über die fleischliche Vermischung der Weiber mit dem Teufel ausführlich berichtet. Dieses Werk ist neben den jesuitischen Moraltheologien das größte Kompendium unzüchtiger Vorstellungen, der größte Kehrichthaufen, den die Welt je gesehen, das scheußlichste Erotikum, dem gegenüber Sades Werke als Marlitt-Romane anzusehen sind, und es ist das größte Verdienst moderner Aufklärung, mit diesen perversen Vorstellungen endgültig aufgeräumt zu haben. Denn dieser Unzuchtswahn, diese abstrusen Vorstellungen spukten nicht nur in den Köpfen eines vom finsteren Aberglauben befangenen Klerus. Bedeutende Gelehrte, wie Carpzow und Thomasius, suchten diese obszönen Gedanken mit allen Mitteln einer zu schändlichen Handlangerdiensten degradierten Wissenschaft zu stützen. Und noch jahrhundertelang konnte sich das Volk von den unzüchtigen Vorstellungen einer geschlechtlichen Vermischung der Hexen mit dem Teufel nicht freimachen. Ich zitiere je eine Schrift aus jedem der folgenden Jahrhunderte: Lutz, Warhafftige Zeitung Von den Gottlosen Hexen ... die ... von wegen jhrer schentlicher Teuffelsverpflichtung verbrent worden[8], J. H. Pott, Specimen juridicum de Nefando Lamiarum cum Diabolo Coitu, von der Hexen schändlichem Beyschlaff mit dem bösen Feind. Jena 1689[9], Stridtbeckh, Dissertatio academica de sagis, sive Foeminis, commercium cum malo Spiritu habentibus 1716[10].

Dem „Hexenhammer" war noch ein Anhang beigefügt, der „Formicarino" (Ameisenbuch) von dem päpstlichen Inquisitor Johannes Nidor, in dem hauptsächlich die Frage erörtert wurde, ob der sexuelle Verkehr des Teufels Nachkommenschaft erzeugt. Diese Frage wird natürlich bejaht. Es braucht nicht einmal Defloration stattgefunden zu haben. Abstruse Unflätigkeiten bilden den Hauptbestandteil der Schrift. Von einer Frauensperson erzählt der Inquisitor, daß sie vergewaltigt worden sei, und daß die immissio seminis reichlicher gewesen sei als von tausend Männern zusammen. Das Buch ist ein widerliches Schwelgen in obszönen

[7] Malleus Malleficarum, Der Hexenhammer von Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, übertragen v. J. W. R. Schmidt, 3 Teile, Berlin 1906; vgl. Hayn III, 217 bis 258.
[8] 1571: Hayn III, 236.
[9] Hayn III, 230.
[10] Hayn III, 242.

Vorstellungen. Auch in dem Buche des Dominikaners Bartholomäus Spina „Quaestio de strigibus“ wird die Wahrheit des Hexenglaubens „bewiesen“, denn, wenn der geschlechtliche Verkehr der Hexen mit dem Teufel nicht wahr wäre, dann müßten ja die geistlichen Richter die ungerechtesten Richter sein — als ob daran ein vernünftiger Mensch nur den geringsten Zweifel hegen könnte! Die Beweise sind dementsprechend: Ein Bauer habe einmal 6000 (ausgerechnet!) Frauen mit ebensoviel Teufeln Unzucht treiben sehen. Auch ein Geistlicher habe diese Wahrnehmung gemacht, und ein Mädchen, das man nachts im Bette eines Verwandten gefunden habe, hätte bestätigt, daß sie, dem Beispiel ihrer Mutter folgend, sich mit Hexensalbe bestrichen habe und so ohne ihr Wissen hierher gelangt sei. Daß es dem würdigen Fräulein anscheinend nur um eine plausible Ausrede zu tun war, gleichgültig, ob es seine Mutter dadurch ins Verderben stürzte, kommt dem Hanswurst von „Gelehrten“ natürlich nicht in den Sinn. Er ist lüstern darauf aus, Teufelsbuhlschaft zu sehen und glaubt jedem Geschwätz, wenn es seine vorgefaßte Meinung bestätigt.

6. KAPITEL

Volksepen

Wir sind der Zeit etwas vorausgeeilt, des Zusammenhangs wegen, und kehren wieder zurück. Auch die bekannten mittelalterlichen Volksepen verschmähen es keineswegs, durch Ausmalen erotischer Situationen dem Zeitgeschmacke Rechnung zu tragen. Unzweifelhaft lebt in diesen wenig grüblerischen und von keinem geistigen Ballast beschwerten Rittern und ihren Frauen die Freude an verfänglichen Situationen. Frei von jeder versteckten Lüsternheit, die erst hinter Zweideutigkeiten den Kern der lustigen Erzählung erraten will, erzählt und vernimmt man die bedenklichsten Geschichten in ungeschminkter Deutlichkeit. Hauptsache ist der zum Lachen reizende Scherz. Auch die Unterhaltung bewegt sich mit Vorliebe auf diesem schlüpfrigen Gebiet, und das Gesellschaftsspiel, das Jean de Condé[1] in dem Gedichte „Le sentier battu“ schildert, zeigt, mit welcher Ungeniertheit man in dem auf der sozialen Stufenleiter am höchsten stehenden Stande sich der Freude an ausgelassener Erotik hingab[2]. Aber in dieser Derbheit liegt ein gewisses Gegengewicht gegen die himmelnde Tüftelei über die Liebe. Sie ist jedenfalls eher zu ertragen, sittlicher als eine gewisse süßliche Auffassung, die verfängliche Situationen schildert, denselben dann aber das Bedenkliche nehmen will[3].

[1] Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, éd. Aug. Scheler, Bruxelles 1867, III, 299.

[2] Vgl. a. J. C. A. Bauer, Das Mittelalter und die Ritterzeiten, nicht wie sie seyn konnten, sondern wie sie waren, Leipzig 1800; Hayn IV, 563.

[3] Alwin Schultz, Das hofische Leben zur Zeit der Minnesinger, Leipzig, I, 1879, I, 478.

Auch Wolfram von Eschenbach leistet sich hin und wieder einen derben Scherz[4]. In der zeitgenössischen Auffassung von dem Wesen der Minne liegt es, daß die Ehe selten einen Lobredner findet, dafür aber die freie Liebe um so mehr verherrlicht wird. Gottfried von Straßburgs wunderbares Epos „Tristan und Isolt" kann man als Preislied der selbst vor einem Ehebruch nicht zurückschreckenden allgewaltigen Minne, die sich an keine gesetzlichen Schranken bindet, auffassen. Die Damen schätzten die Sprödigkeit überhaupt nicht hoch ein. Die schöne Heidin Synamonde geht des Nachts zu Baudouin ins Bett. Er bekehrt sie zuvor und zeugt dann mit ihr den Bastard von Buillon. Zu Galaýndreiz kommt Lanzelot, von zwei Rittern begleitet. Sie werden gut aufgenommen und gehen zur Ruhe. Da erscheint die Tochter des Wirtes im Schlafsaal, von zwei kerzentragenden Jungfrauen begleitet, und bittet die Ritter um Minne. In Conrad von Würzburgs Engelhart geht Engeltrut an das Bette von Engelhart und verspricht ihm ihre Liebe, sobald er Ritter geworden und sich in einem Turnier ausgezeichnet hat. Er erfüllt diese Bedingungen, und sie gibt ihm ein Rendezvous, nur mit Hemd und Mantel bekleidet. Auch Blancheflur geht des Nachts zu Perceval, ihm ihre Not zu klagen[5]. Er nimmt sie ins Bett und schläft bei ihr bis zum Morgen. Sogar am Vorabend ihrer Hochzeit, da Perceval noch mit sechs anderen Männern in einer Stube schläft, kommt sie im gleichen, nicht sehr gesellschaftlichen Kostüm an das Bett ihres Bräutigams. Sigune läßt sich vor Schionatulander nackt sehen, bevor er aufbricht, um das Brackenseil zu suchen, und wiederholt dies vor seinem Zug ins Heidenland[6]. Die liebeslüsternen Dämchen scheinen also eher zudringlich als prüde gewesen zu sein. Nicht immer wurden ebenbürtige Ritter zu Liebhabern erkoren, vielfach konnte ein feistes Mönchlein der Gunst einer Rittersfrau sich rühmen. Einerseits stand die Potenz der ehrwürdigen Geistlichkeit in hohem Ansehen, dann aber, und das mag wohl zumeist mit ausschlaggebend gewesen sein, zeigten deren Diener durch reichliche Geschenke sich erkenntlich und beanspruchten solche nicht, wie es wohl von seiten ärmerer Ritter geschah. An die Liebesrüstigkeit ihrer Ritter stellten die Damen überhaupt große Anforderungen. Hatten erstere des Tages über sich müde gefochten und unglaubliche Heldentaten vollbracht, dann stand ihnen noch der Liebeskampf zur Nacht bevor. In dem Heldenepos von Karl dem Großen prahlt Olivier, er wolle, wenn er bei der Kaisertochter schlafen dürfe, ihr hundertmal seine Manneskraft beweisen. Seine Renommisterei ist jedoch belauscht worden, und er wird gezwungen, bei Todesstrafe seine Prahlerei wahr zu machen, bringt es jedoch nur auf dreißigmal. Er hat aber dem Mädchen so gefallen, daß es den Vater belügt[7].

[4] Parz 407, 2 ff. — 552, 25 ff. — 643, 27 ff. — 674, 3 ff.; vgl. K. Kant, Scherz und Humor in Wolfram von Eschenbachs Dichtungen, Heilbronn 1878, S. 93 ff.

[5] Perc. 3144.

[6] Nachweise bei A. Schultz, a. a. O., I, Kap. 7.

[7] A. Schultz, a. a. O., I, 452, A. 1; vgl. a. Max Bauer, Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit, Berlin und Leipzig o. J., 5. A., S. 41 bis 46.

Es entspricht dem gröberen Frauentypus des Volksepos, daß die Liebe sinnlich und weniger zart ist. Nicht selten fehlt den Frauen das Schamgefühl. Ganz unbefangen sprechen im Nibelungenlied die Helden den Wunsch aus, bei dieser oder jener Frau zu liegen. Gunther, der zwar verheiratet und doch wieder nicht verheiratet ist, wird die Zielscheibe harmloser Glossen. Gunther und Siegfried freuen sich auf die Brautnacht, aber als der Dichter von Siegfrieds Wonne erzählen will, bricht er schelmisch ab. Im Nibelungenlied läßt Siegfried Gunther bei Brunhilde noch rechtzeitig an seine Stelle, in der Thidrekssaga[8] nimmt er ihr wirklich die Jungfernschaft. Absichtliches Verweilen bei der Ausmalung der geschlechtlichen Freuden und intimer Körperreize finden sich in der späteren Zeit. Die Rabenschlacht[9] braucht fünf sechszeilige Strophen (117, 119 bis 122), um den interessanten Fall der Brautnacht Dietrichs mit Frau Herrat zu erledigen. Die Fassung D des Wolfdietrich[10] in VI, 81 bis 110 gefällt sich in behaglicher Ausmalung der Nacht Wolfdietrichs mit Marpaly. Sie läßt alle Minen der Verführungskunst spielen, sie läßt ihn bei sich liegen, sie entblößt sich ganz vor ihm und lädt ihn ein, nur zuzugreifen. Sie schlingt ihre Arme und Beine um ihn und will ihn schließlich mit Gewalt zwingen, ihre Wünsche zu befriedigen. Die Handschriften erwähnen sogar „an irme libe daz brune vleckelin" oder den „hübschen flecken brun". In Wolfdietrich VIII fragt Wolfdietrich ganz unverblümt: „schoene frouwe, wellent ihr nit heran?" Sie weigert sich jedoch vorläufig, da ihr Kind kein kebskint werden sollte. Bei Kaspar von der Röns Heldenbuch[11] muß Hildebrant unter das Ehebett kriechen, um Zeuge der nächtlichen Freuden zu sein, oder in diesem Falle vielmehr Leiden, denn, obwohl Virginal ihm ganz zu willen ist, bringt es Dietrich nicht fertig, ihr die Jungfernschaft zu nehmen. Erst in der nächsten Nacht, unter heftiger Anstrengung, gelingt, was beide wünschen, „das der schweis in beiden flos". In der Thidrekssaga (v. 254) sagt Isold, Jarl Irons Gattin, die es nur ungern sieht, daß ihr Mann frühmorgens das eheliche Lager verläßt, um zur Jagd zu gehen, ganz nahe seien jagdbare Tiere. Sie führt ihn zu einer Stelle, wohin sie sich vorher in den Schnee gelegt hat, so daß ihr Abdruck noch sichtbar ist, und rät ihm, dort zu jagen, sonst werde es ein anderer Mann tun. Wirklich führt sie ihn zu seiner ehelichen Pflicht zurück. In Wolfdietrich[12] will Hugdietrich erproben, ob seine Frau fest schläft und „sin hant ez allez suochte, swaz man an frouwen siht: swie dicke ers aber ruorte, sie erwahte leider niht." Als sich dann Hildegund-Hugdietrich und die Königstochter halsen und küssen, hören wir die derbe Zote von Hugdietrich: do begunde sich sin geselle vil bald herfür steln. Ebenda 334 glaubt Wolfdietrich, selbst wenn er die rauhe Else

[8] Herausg. von Unger, Christiania 1853, v. 229.
[9] Hrsg. von Martin.
[10] Hrsg. von Amelung und Jänicke.
[11] Gedr. von v. d. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters II, Berlin 1820.
[12] Deutsches Heldenbuch, herausg. von Jänicke, Martin usw. Berlin 1866 bis 1873, v. 72.

lieben wollte, sei es nicht möglich: nu saget mir für war, ob ich iuch gerne minnet, wie koeme iu durch daz har?[13]

Liest man diese Zeugnisse, so könnte man bei oberflächlicher Beurteilung vielleicht geneigt sein, auf Auflösung aller sittlichen Ordnung und großen moralischen Tiefstand jener Zeit zu schließen. Eine solche Verallgemeinerung wäre indessen verfehlt, und wir können uns nur der Ansicht von Schultz anschließen, wenn er[14] sagt: „Sicherlich ist die Liederlichkeit damals nicht größer gewesen, jedoch ebenso sicher handelt es sich doch nur um eine Minorität... Man hörte gern davon sprechen, und deshalb erlauben sich auch die Dichter eher eine Freiheit. Doch so wenig man aus den Ehebruchsdramen und -romanen der heutigen Franzosen darauf schließen darf, daß ganz Frankreich jenen Tendenzen huldige, wie die Immoralität dort nur in gewissen Kreisen zu Hause ist, andere jedoch gern von jenen Geschichten hören oder lesen, wenn sie selbst auch weit entfernt sind, jene Beispiele zu befolgen, so ist es, glaube ich, auch damals gewesen."

7. KAPITEL
Die unsittliche Geistlichkeit

Kein Stand ist im Mittelalter wohl derart dem Spott verfallen, ist dermaßen vom Volkswitz durchgehechelt worden, wie die Mönche und Nonnen im speziellen, der Klerus im allgemeinen. Kein Pamphletist, kein Fazetist und später kein Kanzelredner ließ die Gelegenheit vorübergehen, dem Stande der Kleriker, der so offensichtlich den Spott herausforderte, etwas am Zeuge zu flicken, und da ohne zwingenden Grund nichts geschieht, drängt sich dem Leser unwillkürlich die Frage auf, ob diese Verhöhnung und Lächerlichmachung des in Wahrheit doch recht mächtigen Standes nicht einigermaßen ihre Berechtigung hat. Es verlohnt sich deshalb, etwas weiter auszuholen und eine kurze Charakteristik der damaligen Geistlichkeit zu geben. Erst dann versteht man die zahlreichen Schwänke der damaligen Fazetiensammlungen richtig zu würdigen.

Seit dem Tode Christi schlossen sich seine Anhänger in Bünden und Sekten zusammen, die danach strebten, der Lehre des Meisters, wie sie von ihnen ausgelegt wurde, getreulich nachzuleben. Sie hatten ihre Satzungen und Gelübde und sonderten sich streng von der Außenwelt ab. Das war auch nach dem Eindringen des Christentums in Deutschland hier der Fall. Augustiner, Prämonstratenser, Zisterzienser, Kapuziner und wie die einzelnen Orden alle hießen, unterschieden sich nicht so sehr durch ihre Lehre und Regel als durch ihre Tracht voneinander. Zu diesen Orden kamen dann noch die Dominikaner und Franziskaner, die, in

[13] Nach Leo Wolf, Der groteske und hyperbolische Stil der mittelhochdeutschen Volksepos in Palaestra, hrsg. von Brandl, Roethe und Schmidt, Bd. XXV.

[14] a. a. O. S. 479.

bewußter Abweichung von den bisherigen Gepflogenheiten, dazu ausersehen waren, die kirchlichen Zwecke und Ziele durch direkte Fühlungnahme mit dem Volke, durch Umherziehen von Ort zu Ort mit Predigen zu verwirklichen. Dadurch kamen die Landesbewohner in direkte Berührung mit den Dienern der Kirche, und die hohen Klostermauern, die dem Uneingeweihten den Blick in die Geheimnisse der Insassen der Klöster verwehrten, trennten Geistlichkeit und Volk nicht mehr so rigoros wie ehedem. Jedermann konnte die gar nicht staunenswerte Entdeckung machen, daß auch Mönche und Nonnen Menschen von Fleisch und Blut waren. Ja, in der Unbeherrschtheit ihrer Leidenschaften und ihrer Eitelkeit übertrafen sie noch das Volk, dem ein gutes Beispiel zu geben sie doch an erster Stelle berufen waren. Im Jahre 927 berief der Erzbischof von Reims eine Synode, auf der er gegen die schamlose Kleidung des Klerus eiferte. Die Priester trügen Hosen, sagte er, die eine Breite von 6 Fuß hätten und doch wegen der Durchsichtigkeit des Stoffes nicht einmal die Schamteile den Blicken entzögen[1].

Neben den Klosterinsassen, die sich mit Seelsorge befaßten, gab es noch Weltgeistliche. Jahrhundertelang hatte zwischen ihnen und der Kurie der Kampf um die Priesterehe getobt, und bis zu Gregors VII. drakonischem Vorgehen war der Kampf der Kirche in diesem Punkte von keinem nennenswerten Erfolge gekrönt, denn gelang es ihr auch, die Ehe im Priesterstande etwas einzuschränken, so blühte dafür das Konkubinat um so mehr. Sittenreine Geistliche galten bei ihren Amtsbrüdern als Sonderlinge, ja das Konkubinat wurde geradezu zu einer Institution, welche sich die Bischöfe steuerpflichtig machten (sogenannter Milchzins). Hugo von Landenberg (von 1490 bis 1529), Bischof von Konstanz, brachte diesen Zins in eine Skala: ein Priester, welcher eine reine Jungfrau beschlief, hatte ihm eine Abgabe von 16 Gulden zu zahlen, für jedes Kind, welches einem Priester geboren wurde, hatte dieser 4, vom Jahre 1522 aber 5 Gulden Steuer zu bezahlen[2]. Da nun durch Gregor VII. seit 1075 die Priesterehe verboten war, die Sinnlichkeit aber nach einem Ausweg drängte, lebten die Geistlichen im wahllosen Geschlechtsverkehr oder im Konkubinat. Es war so weit gekommen, daß man den Ausspruch wagen konnte, man könne einen Priester fromm nennen, wenn er sich nur mit einer Geliebten begnüge, und heilig, wenn er sich wenigstens von den Frauen anderer fern halte[3]. Und welche Folgerung zieht der Unbefangene aus dem 14. Kanon des allgemeinen Konzils von 1215, in welchem für solche Kirchenoberen, die ihren Untergebenen gegen Geld die Verletzung des Keuschheitsgelübdes gestatten, Enthebung vom Amt als Strafe bestimmt wird[4]? Dieser Mißstand ließ auf den Reformkonzilien den Wunsch laut werden, die römische Kirche möge den Kle-

[1] Flögel-Ebeling, Geschichte des Grotesk-Komischen, Leipzig 1887, S. 451.
[2] Friedrich Bechly, Mönche und Nonnen in „Geschlecht und Gesellschaft" Bd. VI, S. 253.
[3] Sturmhoefel, Gerloh von Reichersberg über die Sittenzustände der zeitgenössischen Geistlichkeit, Leipzig 1888 S. 9 u. insbesondere Thünger Bd. II.
[4] Sturmhoefel, a. a. O., S. 25.

rikern die Ehe wieder gestatten. In Konstanz trat Kardinal Zabarella für diese Reform ein, in Basel wurde sie von dem Kanonisten Tudeschi (Panormitanas), von Äneas Sylvius und anscheinend noch von vielen anderen befürwortet[5]. Den Zölibatszwang bekämpfte anderseits die radikale Lehre Wiklifs als eine nicht schriftgemäße, willkürliche Neuerung der Kirche[6].

Auch die Klostergeistlichen nahmen es mit ihrem Keuschheitsgelübde nicht so genau. Bebel (Professor der Theologie, † 1516) erzählt von einem Franziskaner, der es mit seinen drei Gelübden so hielt: Armut im Bade, Gehorsam bei Tische, Keuschheit vor dem Altare. Die Mönche gaben sich dem uneingeschränkten Liebesgenusse hin und interpretierten die eindeutige Lehre des Zölibats so, daß den Ordensbrüdern zwar die Ehe, nicht aber der Liebesgenuß verboten sei, und diese sophistische Auslegung fand ihre Billigung durch den französischen Kirchenrechtslehrer Gerson, der allerdings die Einschränkung machte, daß man die Unzucht nur im geheimen, nicht am Sonntag, nicht an heiligen Orten und nur mit Unverehelichten ausüben dürfe[7]. Bei einer 1562 in den österreichischen Erblanden (außer Böhmen) vorgenommenen Visitation fanden sich in 122 Klöstern außer 436 Mönchen über 160 Nonnen, 199 Konkubinen, 55 Eheweiber und 443 Kinder. Der Bischof Gaimbus von Castell berichtete am 20. Juni 1484 an den Papst, daß er Briefe höchst unzüchtigen Inhalts und üppige Kleider in den Zellen der Nonnen gefunden habe, und dann seien alle Nonnen in gesegneten Umständen gewesen[8]. Die Nonnen machten sogar den Frauenhäusern Konkurrenz. Mathias Corvinus[9] berichtet darüber:

Die gemeynen weib clagen auch ir orden,
Ir weyde sei vil zu mager worden,
Die winkel weyber und die haußmeyde
Die fretzen täglich ab ir weyde...
Auch clagen sie über die closterfrauen,
Die konnen so hubschlich über die snur hauen,
Wenn sie zu ader lassen oder paden,
So haben sie junkher Conraden geladen.

Geiler von Kaisersberg sagt in seinem 1517 erschienenen „Brosämlein“:

„Ich weiß nicht, welches schier das Best wär, eine Tochter in ein heimlich Kloster tun, oder in ein Freudenhaus. Wann, warum? Im Kloster ist sie eine Hur, so ist sie dennoch eine Gnadfrau dazu.“

---

[5] Vgl. J. A. und A. Theiner, Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen, 1845.
[6] Buddensieg, Wicliff und seine Lehre, 1885.
[7] Bechly, a. a. O., S. 257.
[8] Bechly, a. a. O., S. 263.
[9] Pfaffenspiegel, 5. A., S. 327.

Im Anfang des 13. Jahrhunderts traf eine Pariser Synode die nicht mißzuverstehende Anordnung, daß die Bischöfe auf ihren Visitationsreisen ihr Augenmerk auf verdächtige Türchen an Nonnenklöstern haben und deren Vermauerung befehlen sollten. Dasselbe wurde auch hinsichtlich der Mönchsklöster bestimmt. Nonnenklöster wurden aufgehoben oder unter strengere Aufsicht gestellt, weil sie öffentliches Ärgernis erregten[10]. Die Kleriker standen allgemein im Ruf, mit einer besonderen Potenz begabt zu sein. Bei Aretin, Rabelais und den Schwankdichtern finden sich dafür reichliche Belege. Und die Sprichwörter: „Er hurt wie ein Tempelbruder!" oder „Was ein guter Kapuziner ist, den wittern die Frauen schon von ferne!" legen Zeugnis ab von dem Respekt, den man den Klerikern in dieser Hinsicht entgegenbrachte. Bei nächtlichen Freß- und Saufgelagen war der Besitz des mannhaftesten männlichen Gliedes zuweilen ein Gegenstand der Wette zwischen den Geistlichen und den Bauern[11]. Es ist deshalb begreiflich, wenn die Bauern ihre Geistlichen selbst antrieben, sich eine Konkubine zu halten, da es besser sei, sie hätten *ein* Weib für sich, als daß sie sich über alle hermachten. Bestimmend mag dabei wohl auch gewesen sein, daß die Syphilis erschrecklich grassierte, so daß der Arzt Wendelin Hock beim Herzog von Württemberg Vorsichtsmaßregeln gegen die infizierten Geistlichen beantragte, da bei dem wenig wählerischen Charakter dieser Herren Gefahr bestände, daß das ganze Land infiziert würde[12]. Vermöge ihrer die Seelen beherrschenden Stellung hatten die Mönchlein bei dem weiblichen Geschlecht ein übermäßiges Glück, und selbst die Ehemänner fühlten sich zuweilen hochgeehrt, wenn „der Heilige des Klosters" die Schwelle ihres Hauses überschritt. Ein unfehlbares Mittel zur Verwirklichung ihrer Ziele hatte sich die Kirche in der Beichte geschaffen. Sie vor allem wurde von den Priestern in den Dienst ihrer Ausschweifungen gestellt. Der die Beichte abhörende Geistliche hat nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die intimsten Fragen, insbesondere auf das Geschlechtsleben bezüglich, zu stellen. Und so war es ihm ein leichtes, die geheimen Wünsche und Verfehlungen junger Mädchen und Frauen sich dienstbar zu machen. Im Jahre 1322 wurde auf dem Konzil zu Oxford den Priestern verboten, „an dunklen Orten die Beichte der Weiber zu hören", und 1617 erließ der Erzbischof von Cambrai die Verordnung, „es sollten die Beichten der Weiber nicht in der Sakristei gehört werden, sondern auf einem freien Platz in der Kirche, und bei Dunkelheit solle Licht angezündet werden." Kettenbacher schreibt in seiner „Neuen Apologie und Verantwortung Martin Luthers 1523" über die Beichte: „Die erste Frucht, die aus dem Beichten kommt, ist die Frucht des Leibes, denn daher kommen viel schöner kindlein, die man banckert oder hurenkinder nennt, die die heiligen Beichtväter sind mit ihrer

[10] Nachweise bei Sturmhoefel, a. a. O., S. 17.
[11] Thünger, a. a. O., Bd. II, S. 798.
[12] Thünger, Bd. II, S. 805.

Beichttochter überkommen, denn etlich haben die Vogelsucht hart, so doch der Mann wenig nutz ist, da muß der Beichtvater helfen. Also mag etwan ein Beichtvater dreißig trösten zu Zeiten und läuft ranken unter den Weibern wie ein farr unter einer Herde Kühe. O Mann, du Narr; sie buhlen etwan dein Weib, Tochter und Maid[13]."

Auch homosexueller Verkehr wird aus den Klöstern berichtet. Im Jahre 1232 forderte Gregor IX. die Predigermönche auf, in Österreich das Laster der Sodomie auszurotten und die Sünder als Ketzer zu behandeln[14]. Und was soll man dazu sagen, daß unter Papst Julius II. dessen Nuntius Johann a Casa, Erzbischof von Benervent, ein Buch über die Sodomiten schrieb, worin er diese lebhaft in Schutz nimmt? Dieses Buch wurde 1552 in Venedig gedruckt und — dem Papst gewidmet[15]. Es war aber alles vergeblich, das Laster ließ sich nicht ausrotten[16]. Aus den Briefen Ivos von Chartres geht hervor, daß der noch sehr jugendliche Bischof Johann II. von Orleans seine Einsetzung nur einem überaus skandalösen Verhältnis zu Erzbischof Radulph von Tours verdankte, daß ferner diese Beziehungen nicht etwa das sorgsam gehütete Geheimnis weniger bildeten, sondern schon Stoff für ein Spottgedicht geboten hatten, und endlich, daß man diese Verse nicht nur überall auf der Straße von jungen Leuten singen hörte, sondern er war schamlos genug, im Kreise seiner Zechgenossen sie zum besten zu geben. Zur besseren Beglaubigung legt Ivo dieses auch literarisch merkwürdige Pamphlet bei. Es ist jedoch nichts davon bekannt, daß die Kurie gegen diesen Menschen, der sich auch der königlichen Gunst erfreute, etwas unternahm[17]. Dies kann auch nicht weiter wundernehmen, wenn man bedenkt, daß Papst Sixtus den darum nachsuchenden Kardinälen gegen eine besondere Taxe gestattete, in den heißen Monaten die Knabenliebe zu genießen, „wälsche Hochzeiten zu halten", unter welchem Ausdrucke man damals die Päderastie verstand. Von dem Jesuiten Bellarmin wird erzählt, daß er mit 1642 Weibern zu tun gehabt habe. Wurden sie schwanger, so ließ er sie in den Tiber werfen. Außerdem hielt er sich zu seinem Privatvergnügen vier schöne Ziegen, die mit Edelsteinen und Bändern geschmückt, stets bereit standen, den merkwürdigen Gelüsten ihres Gebieters zu dienen[18]. Trotzdem starb dieser würdige geistliche Herr unangefochten 1621 als Kardinalerzbischof.

Ja, die höhere Geistlichkeit fungierte sogar als Bordellhalter, so seltsam das auch klingt. Der Bischof von Würzburg und der Erzbischof von Mainz bezogen so hohe Abgaben aus den Frauenhäusern, daß es sich verlohnte, sie als Lehen an

---

[13] Hagen, Deutschlands literar. und religiöse Verhältnisse i. d. Reformationszeitalter, Bd. II, 1843, S. 214.

[14] Max Bauer, Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit, 1902, S. 80.

[15] Corvin, Pfaffenspiegel 43. Ausg., Berlin 1926, S. 187.

[16] Vgl. Corvinus, Pfaffenspiegel, 5. A., S. 303.

[17] Sturmhoefel, S. 27 bis 28.

[18] Bechly, S. 261.

die gefürsteten Grafen von Henneberg zu geben. Der Bischof von Straßburg baute sich 1309 sogar selbst ein Bordell, und der Erzbischof von Mainz führte 1442 Klage darüber, daß die Frauenhäuser der Stadt Mainz dem seinen Konkurrenz machten. Ja, der Papst Sixtus IV. hatte aus einem einzigen Bordell die unerhörte Summe von 2000 Dukaten eingenommen. Man bekämpfte die Prostitution, aber das Geld der „Sünderinnen" nahm man gern[19].

Wie richtig und treffend das Volk den Klerus einschätzte, wie wenig er ihm mit seinem Leben imponierte, und wieviel Stoff er ihm bot zu Witz und Satire, die oft so hanebüchen und derb war, daß die Gebrandmarkten alle Hebel in Bewegung setzten, um die Schriften des gefährlichen und gefürchteten Spötters vom Erdboden verschwinden zu lassen, das zeigt sich in nichts deutlicher als in den vom Volk geprägten und noch heute kursierenden Sprichwörtern. Dr. Kainis[20] hat einige tausend gesammelt, und ich gebe im folgenden daraus eine kleine Blütenlese:

1. Wenn der Pater wiehert, so tut die Klosterfrau den Riegel weg.

2. Wer sein Weib verloren hat, muß es im Schottenkloster suchen.

3. „Gefüllte Schnürbrust ist ein gutes Gericht!" sagen die Pfaffen.

4. Ein Mohr schwärzt den andern nicht, sagte die Nonne zum Pater, da lag sie auf ihm.

5. Das hat seine Bedeutung, wie des Mönches Hand unter der Priorin Tafel.

6. „Wir fehlen alle," sagte die Nonne, da ihr der Bauch schwoll.

7. Zur Äbtissin wird erkoren, die die meisten Kinder geboren.

8. Liegt einer im Bette bei einer im Kloster, so singen sie schwerlich das Paternoster.

9. Wer eine Frau aus einem Hurenhause nimmt, hat kein Glück, und wer eine aus dem Kloster nimmt, wird's bereuen.

10. Geistlich um den Kopf, weltlich um den Bauch, ist itzunder aller Nonnen Brauch.

11. Nein, ich habe gottlob die Haube aufgehabt, sagte die Frau, als sie der Beichtvater fragte, ob sie nackend beim Kapuziner gelegen.

12. Daß die schwarzen Hühner auch weiße Eier legen, sagte die Nonne, die sich wunderte, daß ihr Knäblein kein schwarzes Benediktinerlein sei.

Mancher Schwank und manches Lied geißelte in humoristischer Weise diese geistlichen Ausschweifungen. Von beiden im folgenden eine Probe.

Der Pförtner eines Nonnenklosters, der den Namen Omnis mundus führte, kroch während einer Nacht in die Feueresse und brüllte nun durch ein großes Rohr in den Kamin: „O ihr Nonnen, vernehmet Gottes Wort!" Erschreckt schwiegen die Nonnen. Als aber in folgender Nacht dieselbe Stimme erscholl, fielen sie

---

[19] J. v. Berg, in „Geschlecht und Gesellschaft", Bd. V, S. 315.

[20] Die Derbheiten im Leben des Volkes. 2. A., Leipzig, Wilhelm Radestock.

alle auf ihr Angesicht, und in der Meinung, einen Engel zu hören, sangen sie: „O Engel, verkünde uns deinen Willen!" Da erscholl es nun: „Haec est voluntas Domini, ut Omnis mundus inclinet et supponat vos!" Sofort schritten die fröhlich geschäftigen Nonnen zur Interpretation dieser Worte und glaubten, daß der Pförtner ihnen beiwohnen solle. Er wurde sogleich gerufen und wohnte der Äbtissin bei, welche nach Vollziehung des Beischlafs beim Hinausgehen sang: „Ich bin außerordentlich erfreut über das, was mir gesagt worden ist!" Er wohnte dann der Priorin bei, welche sang: „Herr Gott, dich loben wir!", während die dritte Schwester sang: „Der Gerechte wird sich des Herrn freuen!", und die vierte: „Lasset uns alle fröhlich sein!" Als der Pförtner ganz erschöpft von dannen lief, schrien die übrigen Nonnen: „Wann empfangen wir den Ablaß?"

Der bauernsohn und die beiden nonnen.

1.

Eins mayrs sohn auff ein zeit
Führt in ein nonen closter drait,
Den man nach alter gewonhait
Käß, brot und einen trunck fürsezt.
Alß er ein kleines saß,
Nahent an dem ort daß bad was,
Des käß und brod nach lust genas
Und sich mit einem trunck ergözt,
Kam ein non auß dem bad, s feure zu schiren,
Ganz nackend. Des mayeres sohn ward spüren,
Daß sich sein fleisch wolt rihren,
Ging derhalb hin und sie betast.

2.

Weil ihr diß wol gefil,
Kam er biß auf Veneri spil.
Nach dem verrichtet beider wil,
Die nun widrum in das Bad ging.
Und dise sach erzehlt
Der jüngsten schwester auß erwehlt,
So sich zu ihr ins bad het geselt,
Die ob der red groß freud empfing,
Ging hin auß, als wolt sie schiern das feuer,
Als ihr ertheilt wurd gleichs abenteuer
Und ihr brunst ungeheuer
Gelescht wurd, het sie ru und rast.

3.

Als den schwestern nach mal
Von solcher weiß der bauch geschwal,
Die eptesin ob dem zufal
Der geschwulst sie stark examiniret,
Weil jede auß einfalt
Bekent, daß leiblicher gestalt
Des mayers sohn het ohn gewalt
Alle beid also wol tractiret
Durch treiben, deß gleich sie nicht theten gstehen,
Alß die mutter der töchter einfalt gsehen,
Must sie lasen geschehen
Aber des mayrs sohn wurd gestrafft fast[21].

Die Überzeugung von der Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, vom niedrigsten Barfüßermönch bis zum höchsten geistlichen Würdenträger, dem Papste, konnte sich sogar zu der Legende von der „Päpstin Johanna" verdichten. Gustave Brunet hat ihr eine eigene Abhandlung gewidmet[22]:

Die Legende will wissen, daß nach dem Tode Leos IV. im Jahre 855 die Papstwahl auf einen gelehrten Professor der Theologie gefallen sei. Und dieser Papst, der deutschen Ursprungs war, aus Mainz gebürtig, soll 2 Jahre, 1 Monat, 4 Tage mit großer Weisheit regiert haben, bis er dann das Unglück hatte, bei einer Prozession mit einem Kinde niederzukommen. Aus Scham sei dieser weibliche Papst auf der Stelle verschieden. Brunet steht auf dem Standpunkt, daß die überlieferten Zeugnisse zu ungenau und zu widersprechend seien, um an die Wahrheit dieser Legende zu glauben. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie wirklich existiert hat. Jedenfalls bot dieses wahre oder erdichtete Ereignis Stoff zur ältesten kirchlichen Kömödie „Frau Jutta"[23]. Hier werden folgende Handgreiflichkeiten vorgeschlagen, um eine Wiederholung der schmachvollen Profanierung des päpstlichen Stuhles zu verhindern:

Dieweil der Papst uns hat belogen
Und uns all' miteinander hat betrogen,
Daß er ist gewet ein Frauen,
So müssen wir wohl zuschauen,

[21] Abgedruckt bei Jakob Frey, Gartengesellschaft. hrsg. v. J. Bolte, Stuttgart 1896.

[22] La papesse Jeanne, Etude historique et littéraire par Philomneste junior, Paris 1862; vgl. a. Emmanuel Rhoïdis, Päpstin Johanna. Eine Studie aus dem Mittelalter. Übertr. v. P. Friedrich, Leipzig 1914.

[23] Apotheosis Johannis VIII. Pontificis Romani oder „Ein schön Spil von Frau Jutten, welche Babst zu Rom gewesen vnd aus ihrem bapstlichen Scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rhom ein Kindlein zeuget", das 1480 von einem Geistlichen, Theodor Schernbergk, geschrieben sein soll: vgl. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters, Berlin 1847. S. 64 ff.

Daß solches nicht mehr geschehe,
Und uns Hohn und Spott übergehe.
Darum wollen wir keinen zum Papst haben,
Wir sind es denn gewiß, er sei ein Mann,
Wir wollen einen Stuhl lassen machen,
Der da dienet zu solchen Sachen,
Da soll sich der neue Papst begreifen lan,
Wie es ist um ihn getan,
Daß man da erkenne,
Ob er sei ein Hahn oder eine Henne[24].

8. KAPITEL
Die Derbheiten in der Kanzelpredigt

Das Bedürfnis nach befreiendem Lachen und der Wunsch, sich auf Kosten anderer durch heiteren Spott zu belustigen, wurzelt tief in der menschlichen Natur und ist kein hervorstechendes Merkmal einer einzelnen Nationalität oder eines bestimmten Zeitalters. Aus diesem Bedürfnis heraus entstanden die Schwänke. Deutschland hat sie wie jedes andere Volk aufzuweisen. Eine beträchtliche Vorarbeit hierzu hatten die Mönche geleistet, weniger durch ihre Unterhaltungslektüre als durch ihre Predigt. Wo das Originale zu suchen ist, in ihr oder in der Folklore, bleibe dahingestellt, genug: so viel steht fest, daß der Kanzelprediger, dem es mit seinem Berufe wirklich ernst ist und der sich bestrebt, einzuwirken auf die Gemüter seiner Pfarrkinder, sich nolens volens ihren Gedankengängen anbequemen und in der Sprache zu ihnen sprechen muß, die ihnen am geläufigsten ist. Nicht selten entspringt dieses „Muß" der eigenen Geistes- und Geschmacksrichtung, da der Geistliche meistens trotz notdürftigen Schliffs und einiger Bildung eine niedere Herkunft nicht verleugnen konnte. Er war Fleisch von ihrem Fleisch, und ihre Gedankengänge sind ihm die vertrautesten. Und da, wie ja hinreichend bekannt, das Volk in seinen Äußerungen die sinnfälligste Deutlichkeit nicht vermissen läßt, enthält auch die Predigt eines knorrigen Dorfpfarrers nur zu oft Worte und Wendungen, die einem feinfühligen Städter vor Entsetzen die Haare zu Berge stehen lassen. So war es von Anfang an, und auch noch heute finden sich solche derbe, ungehobelte Dorfpfarrer im katholischen Klerus vertreten.

Besonders an den Ostertagen bestand der Brauch, in die Predigten Schwänke zu verflechten. Ebenso geschah es am Neujahrstag. Tünger, unser erster deutscher Fazetist, berichtet[1]: „Es ist ein gewonheit an etlichen orten in tütschen lanten,

[24] Hinsichtlich des umfassenden Literaturverzeichnisses vgl. Gay III, 618 bis 622 und Hayn III, 440 bis 450.
[1] Fac. 51; vgl. A. v. Keller, Bibl. d. Stuttg. Vereins, Bd. 118.

das die pfarrer uff den nüwen-jars-tag, wo wir christliche beschnidung bedenken, etwas schimpffrei sagen." Diese Anekdoten in der Predigt bekunden eine derbe Realistik. Das eingehende Ausmalen geschlechtlicher Vorgänge ist überhaupt als allgemeines Charakteristikum spätmittelalterlicher Predigt nicht wegzuleugnen. Man findet es bei dem Dominikaner Joh. Herolt (etwa 1440) in den „Sermones discipuli de tempore et de sanctis", gedruckt 1476[2], wie in anderen deutschen Predigten, zum Beispiel in dem Speculum exemplorum (Deventer 1481), einer Sammlung von 1215 moralischen Schriften verschiedener Verfasser[3], nicht minder in Hollens Reden über das sechste Gebot, die sich zum Beispiel ausführlich über die verwerflichen Modalitäten beim Koitus auslassen[4], und bei dem berühmtesten Prediger seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg[5], Thomas Murner[6] und anderen. Schon Dante zieht in seiner „Göttlichen Komödie"[7] gegen die Pfaffen zu Felde, die mit leeren Schwänken und dummem Geschwätz das Gotteswort verdrängten, und Boccaccio verteidigt schließlich die Leichtfertigkeit seines Dekamerone durch den Hinweis auf die Gepflogenheiten der Priester, ihre Ansprachen mit Histörchen und Schwänken desselben Inhalts zu unterbrechen.

Auch der berühmte, im 17. Jahrhundert lebende Abraham a Santa Clara gefällt sich in der möglichst breiten Ausmalung des Erotischen. Ich lasse eine Predigt auszugsweise folgen:

„Es trinken viele die Gesundheiten ihrer Weiber nicht nur aus denen Stingelgläsern, sondern auch aus denen Pantoffeln, und hat der Herr Coridon neulich seine schöne Frau Amaryllis versichert, wie er sie dergestalten liebe, daß er nicht entblödete, ihre Gesundheit aus dem zinnernen Nachttopf zu trinken, welcher unter ihrem Bette stunde. Es ist mir unlängst von einer klugen und schlauen Magd vor gewiß erzählet worden, daß dieselbe bei einer solchen Frau gedint, deren Mann allezeit in das geheime Gemach dem Weib das Papier nachgetragen und die Frau ihrer Müh überhebt, welches ich um desto ehender glauben können, indeme mir die Magd hochbetheuert, daß sie dieses schöne Spektakel mit Augen durch eine Klumsen der Thür gesehen. O ihr wilde, garstige Säu-Narren, ihr aberwitzigen Courtisanen! ist dieses dann eine so anständige und zulässige Liebe gegen eure Weiber? Dieses ist ja mehr als eine viehische Blindheit[8]" usw.

Von seinen Nachfolgern erreicht keiner die polternde Manier des großen Wiener Hofpredigers. Sie verfielen ins Schmutzige und Gemeine, und was der Durch-

---

[2] Kawerau in Ztschr. f. kirchl. Wissensch. 1882, III, 135.

[3] Vgl Wesselski, Mönchslatein Leipzig 1909. S. L.

[4] Vgl J. Hashagen, Zur Sittengeschichte des westfälischen Klerus im späten Mittelalter: Westdeutsche Ztschr f Gesch u Kunst, 23. Jhrg. Heft 1, 1904, S. 131 ff.

[5] 1445 bis 1510 vgl Scheibles „Kloster", Bd. 1, S. 406 ff und Rudeck, Gesch. d. öffentl. Sittlichkeit, S. 217 bis 227

[6] Anthrop. X, 194 bis 204.

[7] Paradies XXIX

[8] Abraham a Santa Clara, Sämtliche Passau 1840, XIII. Teil 2, S. 10.

schlagskraft ihrer Gründe abging, suchten sie durch allerhand Schnickschnack und Anekdotenkram zu ersetzen. So heißt es in der „funkelnagelneuen Rosenkranzpredigt, gehalten zu Bogenhaußen nächst München", von Wiesenpater[9]:

„Die heil'ge Beicht, liebe Christen! und den heil'gen Rosenkranz laßts euch ja nit nehmen, aber ihr habt halt nit alle Tage Zeit, sagt ihr! Nicht Zeit? Aber Schnaderhüpfeln, Luederliedln, Saufsangln könnt's auf die Nacht singen? Mein, mein! laßts, laßts doch den Pfifferling sein, und bett's dafür ein'n heil'gen Rosenkranz, denn der überwältigt den höllischen Sauschwanz. Zum Beweis will ich euch ein gar auferbauerliches Exempel erzählen: In einem g'wissen Frauenkloster ist einsmals eine g'wisse Klosterfrau gewest, und die ist Portnerin worden: Und da ist halt alleweil ein junger Geistlicher zu ihr kommen. Sie haben vom Anfang weiter nix Böses im Sinn g'habt, aber, wie's halt geht, wenn man Feuer zum Stroh legt, der Teufel ist halt ein Schelm, man darf ihm halt nit trauen, denn schaut's nur, nachdem sie so ein Zeitlang b'ständig z'sammen kommen seind, verlieben sie sich endlich gar ineinander, und was geschieht? Er ist jung g'wesen, sie entschließen sich also, miteinander auf und davon zu gehen. Das ist schön, das ist brav, ich wünsch Glück auf d' Reis, und ein schönes Wetter auf'n Buckel. Das wird ein schönes Leben werden. Sie eine Klosterfrau, er ein Geistlicher: daß Gott erbarm! Wär das ein Geistlicher? Wär das eine Klosterfrau? Und wo werden's denn hingehen? Fragt's lang, ins Luthertum halt. Was werden's denn da anfangen? Dorft's ja gar nit zweifeln: ein Luederleben halt. Ja, ja, es ist schon so, sie sind wirklich miteinander zum Blunder g'gangen. Sieben ganzer Jahr seird's miteinander in der Welt herum vagirt. Endlich hat der geistlose Geistliche seinen Schleppsack (verzeih mir's Gott! ich hätt' sollen sagen, seine saubere Klosterfrau) nett und sauber sitzen lassen, und ist ihr auf und davon g'gangen. B'dank mich Trunks! Wie wird's ihr jetzt gegangen seyn? Könnt's euch wohl einbilden, wie's bei einem solchen Lumpeng'pack geht. Sie hat halt ihre Fleischbank aufgeschlagen, und hat von ihrem Körper gelebt. Pfui der Schand! Ist das nit ein Sauleben! Aber wart's nur ein Bissel, wir müssen uns nit übereilen. Merkt's auf, was geschehen ist: Auf die letzt hat die saubere Sau gar nix mehr g'habt, weil sie mit ihrer Fleischbank und mit ihrem Sauhandel nix mehr hat verdienen können. Dann durch ihr Luederleben hat sie französisch gelernt und ist krank worden. Und in ihrer Krankheit ist sie endlich zum Kreuz g'krochen. So geht's, wenn man nit mehr luedern kann, fangt man's beten an."

Daß diese derben Predigten sich bis in die neueste Zeit erhalten haben, mag im folgenden durch Wiedergabe einer solchen aus dem 18. Jahrhundert illustriert werden[10].

---

[9] 1782, vgl. Ebeling, Geschichte der komischen Literatur, 1869, I, S. 126.

[10] Sie ist veröffentlicht in Scheibles „Kloster", Bd. I, S. 125 ff.

Eine Missions-, Buß- und Sittenpredigt der Gemeinde zu Ottakring am 25. November 1782:

„Das Arbeiten und Ausmisten im Schaafstallerl Kristi ist immer für uns Geistliche fruchtlose Arbeit, so sehr wir uns auch Mühe geben, den Stall recht rein zu erhalten, weil die Schaafe immer wieder hineinscheißen und brunzen und des Unrats gar kein Ende machen. Man sollt euch lieber kristliche Schweine als kristliche Schaafe nennen, weil ihr in allen Sündelöchern herumstänkert und mit euren Fotzen überall umnurscht wie die Schweine. Ich will menschlich davon reden, meine Kristen, um der Keuschheit willen hab jeder sein eignes Weib, und jedes Weib laß auch hübsch dem Mann seinen Willen, wie, wann und so oft er will. Freilich kann ich manchem Weib nicht immer Unrecht geben, wenn sie sagt: mein Mann ist ein Nimmersatt. Aber das Maul halt, Weib! thue deine eheliche Pflicht, das ist's, was der große Paulus will. Wie schön ist's der Sara nicht angestanden, daß sie ihrem Mann in allem hübsch Gehorsam leistet. Ebenso sollt ihr auch euren Männern gehorsam seyn und euch bemühn, eure Töchter zur Nachahmung zu bewegen und zu thun, was der Mann will. Ist nicht Kristus selbst bis zum Tode gehorsam gewesen? Obediens usque ad mortem. Wenn also dieser Kristus gethan hat, wie der Apostel klar anmerkt, sollt ihr euch dawider auflehnen, ihr Fotzengepack? — wollt ihr Gott Regeln vorschreiben, ihr weiblichen Hackstöck? — Sogar beim unvernünftigen Vieh hat Gott das Weiberl überall dem Mannerl untergelegt. Schauts die kleinen Vögerln an, wann's Weiberl nicht will, braucht das Manderl Hausgerechtigkeit, nimmt sie beim Schopf, und zeigt ihr, was der Hausbrauch ist! Der Mann soll sich seines Weibes in der Jugend brav bedienen und aus ihrem Brunnen trinken, er soll sich an ihrem Brunnen allezeit sättigen und alleweil in ihrer Liebe ergötzen, und wenn ich nun frag: Warum laßt ihr's nicht zu? Ha? — weil ihr für euren Mann zu faul seyd.

Mein, sagt mir doch, welcher Mann wird so närrisch sein, einen Weingarten pflanzen und nicht von seiner Frucht essen? Dazu ist das Weib ja von der Natur hergegeben worden, daß sie dem Mann gefällig sein soll. Dazu hat sie die Mutter Natur ja so molligt und gespaßig geschaffen, daß der geplagte Mann immer einemal ein weltliches Gespaßel, einen zeitlichen Zeitvertreib haben soll. Schaut's ihr Weiber, ihr könnt euch drehn, wie ihr wollt, ihr kommt mir nicht aus, überall liegt ihr unten ... Habt ihr einmal ein Weib, so sucht ihr keine andre, es muß euch seyn, als gäb's gar kein Weibsbild mehr auf der Welt. Schaut's, braucht man denn, um gut und vergnügt zu leben, mehr als ein Bett, wenn noch oben auf ein hübsches Weiberl darinnen liegt? ... Aber ihr seid unmäßig in euren Begierden, könnt eure Leidenschaften nicht im Zaume halten, und obschon ihr den ganzen Tag über sehr hart arbeiten müßt, so wollt ihr doch noch bei Nacht dem armen Weiblein, das auch den ganzen Tag wie eine Kuh ihr Joch getragen und ihre Kälber selbst gesäugt hat, keine Ruhe lassen, und das ung'scheut vor den Kindern, kreißet

und schnaubet dabei, daß die arme Unschuld darüber erwachet und nicht begreift, was in der Finstere vorgeht und warum eure Bettstelle knarre..."

Gewiß ist diese Predigt eine Fundgrube des köstlichsten Humors. Der Kanzelredner insbesondere des 15. und 16. Jahrhunderts lebte natürlich in einer vom sittlichen Standpunkte aus viel vorurteilsloseren Zeit und brauchte auf zimperliche Jungfernöhrchen keine Rücksicht zu nehmen. So flocht er denn solche erheiternde Schwänke ein und verband sie durch eine fromme Nutzanwendung mit dem übrigen Text. Schwerlich aber war es mit der Erfindungsgabe jedes einzelnen der predigenden Geistlichen gleich gut bestellt, und um ihrer mangelnden Phantasie nachzuhelfen, kam ein findiger Dominikaner, *Jaques de Vitry*, auf den Gedanken, eine Beispielsammlung zu veranstalten, um den Kanzelrednern reiches Material an Fabeln, Parabeln und Schwänken zum Einschalten in ihre Predigt an die Hand zu geben. Diese erste im 13. Jahrhundert entstandene Sammlung fand zahlreiche Nachahmer. Die mehr als 1000 Beispiele enthaltende Sammlung „Summa Praedicantium" des Dominikaners Johannes Bromgarde, 1485 in Nürnberg gedruckt, faßte die gesamte vorausgegangene Schwankliteratur zusammen. Innerhalb dieser homiletischen Literatur entwickelte sich die unterhaltende Anekdote nach und nach zu einer fast selbständigen Erzählung, bis sie durch die mittelalterlichen Schwankbücher die Berechtigung ihres von der Predigt losgelösten Daseins erwiesen.

Die evangelische Kirchengemeinde hat wenige und kaum nennenswerte Volksprediger aufzuweisen gehabt. Zu erwähnen wären nur die Pietisten, deren brünstiges und lüsternes Gebaren widerlich wirkt. Mit dem Eindringen des rationalistischen Geistes verloren die Predigten viel von ihrer Originalität und Zugkraft und wurden allmählich blaß und farblos, in ängstlicher Wahrung des sittlichen Standpunktes.

9. KAPITEL

Sittenschilderer und Schwankerzähler des 16. Jahrhunderts

Das 16. Jahrhundert gilt im allgemeinen als weiberfeindlich, aber diese Beurteilung ist von Einseitigkeit nicht freizusprechen. Es sind auch hier beide Richtungen vertreten, die ebenso in der zeitgenössischen Literatur ihren Niederschlag finden. Die Schriftsteller der einen Richtung zeichnen das Idealbild einer Frau, beeinflußt von der theologischen Richtung, wobei sie auf aus dem Leben gegriffene Beispiele sich stützen, die anderen formen nach der Natur, allerdings unter Heranziehung karikaturistischer Momente und Züge. Meistens sind die Verfasser mit humanistischer Bildung getränkt. Es ist überhaupt ein Hauptverdienst des Humanismus, die von der Kirche gepredigte Askese beseitigt und an die Stelle der alten Ehetheorie wiederum die antike Auffassung gesetzt zu haben. In der Literatur finden sich also Belegstellen für beide Richtungen. „Wer eine juncfrawen schendet, der stirbt

keines guten todts," sagt das Sprichwort. Wir finden es in Franks (307) und Agricolas (664) Sprichwörtersammlung[1], und Frank fügt noch hinzu: „Ein weiblin und medlin hat nichts mer noch keinen groeßern schatz, denn die ehre, darumb stilt der einem medlin das edelste kleynodt, das wedder mit gelt, noch mit der welt gut erstattet mag werden." Wo immer ein gutes Mädchen gezeichnet wird, da findet sich ein Hinweis auf ihre Unberührtheit, und Andreas Musculus[2] weist in seiner leidenschaftlichen Streitschrift gegen den Hosenlatz darauf hin, daß diese neue Mode eine große Gefahr für die Unschuld der jungen Mädchen bilde.

Der eifrigste Vorkämpfer für die Ehe ist wohl Luther in seinen zahlreichen Traktaten. Die Herrschaft des Triebes und den Anspruch des Menschen auf sinnliche Lust betont er in der Abhandlung „Vom ehelichen Leben" von 1522[3]. Weil es Natur ist, den Trieb zu stillen, so darf man auch keinen Menschen zur Keuschheit verpflichten. Es liegt eben in der Natur des Menschen die Unmöglichkeit, dieses Gelübde zu halten. Die Sorge vor unkeuschem Lebenswandel muß ihn bestimmen, zu heiraten, und zwar möglichst frühzeitig. Wer nicht heiratet, der muß dem Laster verfallen. Im Hinblick auf die Bestimmung der Ehe darf der Impotente nicht heiraten. Sollte sich die Unfähigkeit zu geschlechtlicher Befriedigung erst in der Ehe herausstellen, so ist der unfruchtbare Teil verpflichtet, auf sein Recht zu verzichten, oder er muß erlauben, daß der gesunde Teil heimlich seine Lust mit Fremden kühlt. Eine weitere Konsequenz dieser Auffassung der Ehe ist es, daß es dem Menschen sogar erlaubt ist, die eheliche Treue nicht zu halten, falls der andere Teil sich weigert, die eheliche Pflicht zu erfüllen. Da soll der Mann es im guten mit seiner Frau versuchen, weigert sie sich aber hartnäckig, so soll er denken: „Wiltu nicht, ßo will eyn andere, wil fraw nicht, ßo kunn die magd." Er lehnt das Gebot der katholischen Kirche, während der christlichen Feiertage und der Schwangerschaft sei der geschlechtliche Verkehr verboten, ab. Dabei polemisiert Luther heftig gegen die Verächter der Ehe, gegen Schriftsteller, die von Lastern und Zoten wimmelnde Bücher auf den Markt werfen[4].

Luther weist also noch nicht der Frau eine dem Manne gleichwertige Stellung an, sondern betrachtet sie als seine ihm untergeordnete Gehilfin. Fischart schreibt sein „Ehezuchtbüchlein"[5] zum Preise des Eheglückes[6]. Auch in der schönen Literatur wird das Susannen- und Tobiasmotiv[7] zum Lob der Ehe verwertet. Hans

[1] Frank, hrsgg. v. Lalendorf, Poßneck 1876; Agricola, ders., Schwerin 1862.

[2] Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jhrh., hrsg. v. W. Braune 1894, 125.

[3] Werke X, 2. Abt., S. 267 ff., Weimar.

[4] Rudolf Schmidt, Die Frau in der deutschen Literatur des 16. Jhrh., Straßburg, Diss. 1917, S. 66 bis 68.

[5] Hrsg. v. H. Kurz, Leipzig 1867.

[6] Vgl. Kawerau, Die Reformation und die Ehe, Halle 1892.

[7] Ztschr. f. d. Philologie 1880, S. 129 ff.

Sachs wird nicht müde, vor den Gefahren der unkeuschen Begierde zu warnen und das Glück der Häuslichkeit zu preisen[8]. Aber auch er verficht den Standpunkt von der Inferiorität des Weibes gegenüber dem Manne ebenso wie Luther.

Doch alle diese Schilderungen bleiben ziemlich isoliert und verblassen gegenüber der Darstellung pessimistischer Schriftsteller, die, unbeirrt von der sittlichen Forderung der Theologen und ihrer Freunde, aus dem vollen Leben schöpfen. Mädchen, kaum dem Kindesalter entwachsen, werfen sich leichtsinnigen Gesellen an den Hals[9]. Auch Tanz und Spiel boten Gelegenheit zur Verführung. Thomas Murner warnt in seiner „Narrenbeschwörung" so vor den Folgen üppiger und die Sinne erregender Tänze:

> Wer syn tochter frumm wil hon,
> Der laß sy an kein dantze gon
> Der schäffer von der nüwen statt[10]
> Manches kindt verderbet hat,
> Geschendt und bracht umb all syn er[11].

Kein Wunder, daß die Schwänke viel von Unsittlichkeit und Verfehlungen der weiblichen Jugend zu erzählen wissen. Die Derbheit in der Darstellung entspricht den tatsächlichen Verhältnissen. „Mit unerhörter Offenheit und nur zu oft mit gesuchter Deutlichkeit werden in den Schwänken die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen dargestellt. Immer wieder wird der Drang bei Mann und Weib, die Lust zu stillen, zum Gegenstand der Schilderung gemacht, und wie viele Maler sich zu überbieten suchen, so ergehen sich die Schriftsteller in virtuos phantasiereichen Beschreibungen geilen Liebeswerbens und wilden Genießens heimlicher Freuden. Halbwüchsige Mädchen und alte Frauen, junge Männer und mürbe Greise, Mitglieder aller Stände treibt die Wollust hier zu immer neuen Versuchen, das Verlangen nach geschlechtlichem Verkehr zu befriedigen. Der Edelmann begeht Ehebruch mit der Frau des Gleichgestellten, verführt die eigene Magd oder vergewaltigt Frau und Tochter eines Hörigen. Geile Mönche finden williges Gehör im Bauernhause wie im Schloß. Der reisende Bürger und der fahrende Schüler werden im Frauenkloster, wo sie übernachten, von zügellosen Nonnen umworben[12]." Die Freude an Zoten und schlüpfrigen Szenen führt den Schriftstellern die Feder[13].

---

[8] Vgl. Duflou, Hans Sachs als Moralist in den Fastnachtsspielen, in Ztschr. f. d. Phil. 25, 1893, S. 343 ff.

[9] Gengenbach, Werke, hrsg. v. K. Goedeke, Hannover 1856, S. 194 f.; Burkard Waldis, Esopus, hrsg. v. H. Kurz 1862, S. 22.

[10] Gesellschaftstanz.

[11] Vgl. a. Seidemann, Volkslieder bei Luther und Melanchthon in Schnorrs Archiv f. Lit.-Gesch. 9, 2 ff.

[12] Schmidt, a. a. O., S. 86.

[13] Vgl. F. Brietzmann, Die böse Frau in der deutschen Literatur d. Mittelalters in Palaestra 42, Berlin 1912, und Berger, Das Ehebruchsmotiv im älteren deutschen Drama, Würzb. Diss. 1912.

Auch die Dirne ist in den Schwänken ebenso häufig vertreten wie im Drama und den Fastnachtsspielen. Die Art der Schilderung wimmelt von Obszönitäten.

10. KAPITEL

Mittelalterliche Schwanksammlungen und Volksbücher

Eine Fülle von Sagenstoffen hat sich in den Anfang der mittelalterlichen Romanliteratur hinübergerettet, wobei der Einfluß französischer Erzählungen und italienischer Novellen unverkennbar ist. Heinrich Steinhöwel übersetzte als erster zu Ulm den Boccaccio (1472) ins Deutsche, und einzelne Stoffe aus dessen Dekamerone wurden selbständig weitergebildet, wobei die Vorliebe für das Pikante überwiegt. Auch der älteste von Frankreich übernommene Roman Lanzelot ist bezeichnenderweise gleich ein Ehebruchsdrama. Allerdings hat dieser Roman heute nur noch geschichtlichen Wert, denn die darin gepriesene „Liebe“ ist für unseren heutigen Geschmack ungenießbar geworden. Von größter Bedeutung dagegen sind die *Schwanksammlungen und Volksbücher*.

Wie beliebt sie seinerzeit gewesen sein mußten, geht aus manchem zeitgeschichtlichen Zeugnis hervor. So stimmt Eucharius Eyring folgendes Klagelied an:

Ein marlein man ehe lernen thut,
Denn ein gebet loblich vnd gut,
Marcolffum vnd Eulusspiegel schnoed
Lernt man ehe denn des herrn gebet,
Das Narrenschiff, Schimpf und Ernst verstohn
Chelt man ehe dann den Salomon,
Die Bulenlieder wir ehe fassen,
Dann geistlich Psalmen, die wir hassen [1].

Bobertag sagt aber ganz richtig, daß auf solche moralische Kritiken nicht viel zu geben ist, denn in der Vorrede wird die liebe Konkurrenz als zotig abgekanzelt, im Text aber bringt der sittlich entrüstete Verfasser die gleichen Zoten, die man aber in den seltensten Fällen auch als solche einschätzte. Die Brandmarkung derberotischer Schnurren als Zoten blieb erst unserer Zeit vorbehalten.

Seit Mitte des 13. Jahrhunderts finden sich in Deutschland einzelne Versschwänke, die zum Teil auf französische Fabliaux zurückgehen, zuweilen von orientalischen Sagenstoffen befruchtet sind. Im 14. Jahrhundert treten sie schon häufiger auf, im 15. erscheinen sie vergröbert und in Prosa aufgelöst. Wir besitzen 109 Sammelhandschriften solcher Schwänke [2]. Von Originalität

[1] Nach Bobertag I, 134.

[2] Vgl. Goedeke, Grundriß §§ 43, 72, 88, 93, und Weller, Ann. d. poet. Nationallit. d. Deutschen, Freiburg i. Br. 1826/64, Bd. II, S. 306; Goedeke, Schwänke des 16. Jhrh., Leipzig 1879; Ignaz Hub, Die komische und humoristische Literatur der deutschen Prosaisten des 16. Jhrh. Nürnberg 1856.

sind sie nicht beschwert. Ihre Stoffe sind oft uralt, vielfach aus bekannten Schriftstellern der Italiener, den Homilien usw. entlehnt, später plündert ein Herausgeber den anderen. Ihr Zweck war, auf der Reise die Zeit zu vertreiben, zur Erheiterung der Gäste bei der Tafel oder zur Verkürzung müßiger Stunden beizutragen. Zuweilen scheint auch der Wunsch, die gleichen Früchte wie die früheren und bekannten Schwanksammlungen für sich einzuheimsen, bei der Zusammenstellung mitgewirkt zu haben. Aus der geringen Originalität der einzelnen Schwankbücher erklärt es sich auch, daß der Stoffkreis stets der gleiche blieb: Handwerkerspott, Bauerneinfalt und Müllertücke, kecke Streiche landfahrender Gaukler, dazu Buhlerstücke und allerlei Ehehändel, Spott über verbuhlte Pfaffen und Mönche, ungetreue Weiber blieb jahrhundertelang der Inhalt aller dieser Sammlungen.

Das erste deutsche Schwankbuch auf deutschem Boden veranstaltete Augustin Tünger[3]. Es enthält 54 lateinische Fazetien und ist dem Grafen Eberhard von Württemberg gewidmet. Da dieser aber kein Latein verstand, fügte Tünger auch die deutsche Übersetzung hinzu.

In der Hauptsache wären zu nennen: Bebel (1506), Paulis Schimpf und Ernst (1522), Dedekinds Grobianus (1549), Wickrams Rollwagenbüchlein (1555), Freys Gartengesellschaft (1556), Schumanns Nachtbüchlein (1559), Montanus' Wegkürzer (1557), Lindeners Katzipori (1558) und Kirchhoffs Wendunmuth (1568)[4].

An erster Stelle steht unbestritten Heinrich *Bebel* mit seinen Fazetien. Von seinen Lebensumständen wissen wir sehr wenig. Gewiß ist, daß er von etwa 1472 bis 1518 lebte und zu Tübingen Theologieprofessor war[5]. Die schwäbische Sitte der damaligen Zeit, den in Bädern befindlichen Freunden kleine Geschenke zu senden, war die äußere Veranlassung, daß Bebel, der nichts anderes zu schenken wußte, 1506 seine Facetiarum libri tres für seinen Freund Petrus Arelunensis zusammenschrieb[6]. 1508 bis 1512 erschienen seine Schwänke bei Johann Grüninger in Straßburg im Druck. Sie zeichnen sich durch eine schmucklose, fast epigrammatische Kürze aus. Bebel betont ausdrücklich den rein heiteren, von moralischen Tendenzen freien Charakter seiner Fazetien. Da er jedoch von der hochmütigen humanistischen Anschauungsweise ausging, daß nur der Gelehrte, der in den Wissenschaften Erfahrene fähig sei, den Witz seiner Schnurren recht zu würdigen, schrieb er lateinisch. Obgleich er keinen Augenblick darüber im Zweifel sein konnte, daß

[3] 1486 in lateinischer und deutscher Sprache; hrsg. v. A. v. Keller, Bibl. d. Stuttg. Liter. Vereins, Bd. 118.

[4] Vgl. die Ausgaben in der Bibliothek des Stuttgarter Literar. Vereins, in Kürschners Deutsche Nationalliteratur und „Deutsche Schwänke", 79 kurtzweylig Schwenck und Fatzbossen gesammelt von Leonhard Frischlin 1906, Leipzig, J. Zeitler.

[5] Vgl. G. Zapf, Heinrich Bebel nach seinem Leben und Schriften. Ein Beitrag zur älteren Literatur- und Gelehrtengeschichte Schwabens, Augsburg 1802.

[6] Bobertag I, 127.

wegen der Fremdheit des Idioms der in seinen Schwänken geschleuderte satirische Stachel die gewünschte Treffsicherheit nicht erzielen könne, vermochte er sich doch nicht von dem pedantischen Vorurteil der homines doctissime frei zu machen. Er bedient sich nur deutscher Ausdrücke, wenn er Tölpel oder ungebildetes Volk in ihrer Urwüchsigkeit darstellen will. Das ist von unserem Standpunkt aus bedauerlich, denn in Bebels Schwänken finden sich alle Gegenstände, die der Volkshumor einer urwüchsig-derben Zeit für seine satirischen Absichten brauchte. Über alle die Narrheiten, über die Heuchelei und verlogene Ehrbarkeit schwingt der Satiriker lustig seine Geißel. Daneben finden die treffenden und derben Äußerungen des Volkswitzes ihre Stelle. Das Liebesleben der buhlerischen Mönche und ehebrecherischen Weiber nimmt einen ziemlich breiten Raum ein. Besonders von der edlen Klerisei werden mit Behagen alle kleinen Züge zusammengetragen, die in ihrer Gesamtheit die schärfste Charakteristik dieser Diener Gottes bilden[7]. Die von Bebel zusammengetragenen 500 Stücke sind von bedeutendem Einfluß auf die Humoristen der Folgezeit gewesen. Hans Sachs und Luther haben erwiesenermaßen aus dieser ergiebigen Quelle geschöpft.

Zur Illustrierung seien einige Schwänke inhaltlich kurz wiedergegeben:

Ein Franziskaner kehrte in einem Nonnenkloster ein und, nachdem er den Nonnen viel vorgepredigt hatte, legten sie ihn zur Erkenntlichkeit des Nachts in das allgemeine Schlafzimmer. In der Nacht rief er wiederholt: „Nein, das werde ich nicht tun!" Die Nonnen fragen, was dies zu bedeuten habe. Eine Stimme sei vom Himmel gekommen, erwidert er, die von ihm verlange, er solle bei der Jüngsten schlafen, um einen Bischof mit ihr zu zeugen. Da führten ihm die Nonnen die Jüngste zu, aber diese sträubte sich anfangs. Die anderen tadelten sie. An ihrer Stelle würden sie sich nicht weigern. Endlich fügte sich die junge Nonne; allein nach neun Monaten gebar sie ein Mädchen. Der Mönch, darüber zur Rede gestellt, erwiderte, es sei die Strafe des Himmels, weil sich die Nonne anfangs gesträubt habe.

Ein Minorit sprach viel von Venuswerken. Als er auf sein Gelübde aufmerksam gemacht wurde, antwortete er: „Dreierlei hab ich gelobt: Armut im Bade, Gehorsam bei Tische, Keuschheit vor dem Altar."

Einer kam in ein Kloster und fragte hier einige Novizen, ob sie keine Weibspersonen da hätten. Nein, erwiderten sie, solange wir nicht heilige Väter sind, ist es uns nicht erlaubt.

Ich habe einen Bruder predigen hören, einen von der Observanz. Als der einmal hart redet wider die Hoffart, so mit den Kleidern getrieben wird, und das Ärgernis, beschloß er zuletzt mit den Worten: „Die Buhlen in unserer Stadt strecken ihre Lätz so weit aus den Hosen heraus und schoggens mit so viel Tüchlein auf, und so die Metzen mähnen, es seind Zumpen, so sind es Lumpen."

[7] Die beste deutsche Übersetzung ist neueren Datums: Heinrich Bebels Schwänke, deutsch von Albert Wesselski, bei Georg Müller in München 1907 in 1035 Exemplaren.

Ein edler Reitersmann war einer Bäuerin ansichtig worden, die hinter einem Baum auf dem Felde ihre Notdurft verrichtete. Da er gedacht, daß sie sich vielleicht schämet, schrie er ihr zu: „Ei, liebs Fräulein, fahret nur fort in Eurem Werk, denn der Sach kann niemand entraten.“ Da antwortet das Weib, die nun den Leib geleert hätt: „Ich mag der Sache jetzt wohl entraten. Wann dir es gefällt, so nimm sie hin mit dir, ich schenk dir's gerne.“

Im Jahre 1508, ein Jahr nach Erscheinen des dritten Bandes von Bebels Fazetien, gab Johann Adelphus *Mulig* seine *Margarita Facetarium* ex variis scriptoribus col electa, Argent. 4° bei Johann Grüninger in Straßburg heraus. Adelphus hatte sie als einen Anhang der Bebelschen Schwänke gedacht. Sie muten fast wie eine Sammlung von Beispielen an, die das Leben und die Verdorbenheit des Klerus widerspiegeln sollen. Von den 81 Nummern der Sammlung stammen nicht weniger als 47 aus dieser Sphäre. Und von diesen bezieht sich der überwiegende Teil auf die Konkubinatsverhältnisse und die sittliche Verwahrlosung der Geistlichen. Da wird uns von der Äbtissin erzählt, die das unzüchtige Leben einer ihrer Nonnen tadeln und sie in flagranti ertappen will. In der Eile aber erwischt sie die Hose ihres eigenen Geliebten anstatt der Haube und stülpt sie sich über den Kopf, worauf die Nonne treffend sagt: „Qualis mater, talis filia,“ und die Äbtissin muß sich zufrieden geben. Oder der beim Ehebruch ertappte Priester verkleidet sich in einen Teufel, worauf der Ehemann in die Worte ausbricht: „Pfy dich düffel, wie sichstu unserem pfarrer so glych.“ Oder es wird von einem Prämonstratenser Mönch berichtet, der, der Unzucht angeklagt, sich verantworten soll und in seiner Not ein Bündnis mit dem Teufel schließt. Der aber will sich rächen, da der Mönch ihn oft mit dem Fluch gekränkt hat: düffel, friß du das! So rät er ihm also, den Richtern zu erklären, daß ihm die zur Begehung der Tat notwendigste Voraussetzung fehle. Wenn man ihm dann nicht glaube, so solle er die Kutte öffnen, er werde ihm schon beistehen. Der Mönch befolgt den Rat; alles aber ist verwundert über die gewaltigen Dimensionen des zur Schau gestellten Teils. Neben diesen Schwänken, die auf die sittliche Verrottung des Klerus ein grelles Licht werfen, steht eine nicht geringe Anzahl solcher, die in herkömmlicher Weise von der großen Unbildung dieses Standes handeln. Unsittlichkeit, Unbildung und Habgier, das waren vorzüglich die Gebrechen, die der Reformeifer des elsässischen Humanisten nachdrücklich bekämpfte. Die anderen Fazetien dienen lediglich zur scherzhaften Unterhaltung und bekundeten die Freude der Zeit am Rohen und Unflätigen. Manches scheint auf Selbsterlebnissen zu beruhen, das meiste geht auf mündliche Tradition zurück.

Johannes *Pauli* (etwa 1455 bis 1530), angeblich jüdischer Herkunft, dann Franziskanermönch, gehört mit zu den besten Schwankerzählern des 16. Jahrhunderts. 1522 gab er seine bereits 1519 verfaßten „Schimpff und Ernst“ bei dem Verleger Bebels heraus. Seine „ernstlichen und kurzweiligen exempeln, parabolen und historien“ (zuerst 693, später 732) sollen „nützlich und guot zuo besserung

der menschen" sein. Von diesen Menschen aber hat er zwei Arten besonders im Sinn: „die geistlichen kinder in den beschlossenen klöstern" und „die uff den schlössern und bergen wohnen." Aber der Zweck dieser Exempel ist ein vorwiegend heiterer. Er schöpft aus den Homilien und Exempelsammlungen und entlehnt auch aus Poggio. Eine drastische Bildhaftigkeit und naive Derbheit ist ihm eigen, und die starke Hervorhebung des erzählenden Moments sowie die Tendenz, die Verhältnisse des Lebens humorvoll zu behandeln, unterscheidet sein Werk von mittelalterlichen Predigtsammlungen. Aber in seinem Hang zu moralisieren, sticht er sehr von der unbekümmerten Heiterkeit des ausgesprochenen Fazetisten Poggio ab. Obwohl selbst Kleriker, also im Katholizismus wurzelnd, ist er nicht blind gegen die Gebrechen seiner Zeit, wovon auch die stets angehängten moralischen Lehren Zeugnis ablegen[8].

Jörg *Wickram* mit seinem Rollwagenbüchlein wollte lediglich zur Unterhaltung und zum Zeitvertreib dienen, wie schon der Titel sagt: Ein neüws, vor vnerhörts Büchlein, darinn vil guter Schwenk und Historien begriffen werden, so man in Schiffen vnd auff den rollwegen, deszgleichen in scherhäusern vnd badstuben, zu langweiligen zeiten erzellen mag, die schweren Melancolischen gemüter damit zu ermünderen, vor aller menigklich Jungen vnd Alten sunder anstos zu lesen vnd zu hören etc. Die erste Ausgabe erschien 1550 bei Egenolf in Frankfurt und erlebte eine ganze Anzahl von Auflagen. Wickram beanspruchte keineswegs, durch Satire zu geißeln wie Bebel, oder durch angehängte Moral zu bessern wie Pauli und Brant. Darum sind die Schwänke auch weitschweifig, behaglich-gemütlich und darauf zugeschnitten, die Lachlust zu erregen. Ein Beispiel möge das zeigen:

Von einem Mönch, der einer Tochter einen Dorn aus dem Fuß zog.

Ein Barfüßermönch ging auf die Bettelfahrt, um Käse und Eier zu sammeln. Der hatte in einem Dorfe sonderliches Vertrauen bei einer alten, reichen Bäuerin; sie gab ihm stets mehr denn einem anderen Mönch. Einmal kam er wieder, Käse zu betteln. Und als sie ihm einen Käse und die Ostereier gegeben hatte, fragte er: „Mutter, wo ist eure Tochter Grete, daß ich sie nicht sehe?" Die Mutter antwortete: „Ach, sie liegt da oben im Bett und ist gar schwach, sie hat in einen Dorn getreten, davon ihr der Fuß sehr stark geschwollen ist." Der Mönch sprach: „Ich muß sie zu besehen gehn, ob ich ihr helfen kann." Die Mutter sagte: „Ja, lieber Herr Thilmann, so will ich euch dieweil eine Suppe machen." Der Mönch kam zu der Tochter und begriff ihr den Fuß mit dem Dorn, darvon sich die Tochter ein wenig übel hatte. Aber die Mutter meinte, der Mönch arbeite sich also an dem Dorn ab (und die Tochter schrie dazu) und rief: „Laß es dir gefallen, mein Kind, so wird dir geholfen." Als aber der Mönch fertig war, zog er die Stiegen wieder herab,

[8] Beste Ausgabe von H. Österley, Schimpf und Ernst von J. Pauli, 1866 in Bibl. d. Stuttg. Liter. Vereins, vgl. a. Hub, 59 ff.

nahm seinen Sack und machte sich zum Hause hinaus. Die Mutter sprach: „Esset zuvor die Suppe!" Der Mönch sprach: „Nein, es ist heute mein Fasttag!" Denn er dachte wohl, es wäre nicht lange Mist zu machen. Und als die Mutter zur Tochter kam, befand sie, daß er anders mit ihr verhandelt hätte, als was den Dorn betraf, und nahm einen guten Knüppel und wartete, wann der Mönch auf der anderen Seite des Dorfes wieder heraufkäme. Und als sie ihn kommen sah, nahm sie den Knüppel, versteckte ihn hinter ihrem Rücken, nahm in die andere Hand einen Käse und rief den Mönch: „Herr Thilmann, kommt her, nehmt noch einen Käse!" Aber der Mönch merkte den Possen und sprach: „Nein, Mutter, es wäre zu viel! Es ist nicht der Brauch, man gibt nicht zweimal vor einer Thür." Also drohete ihm die Bäuerin mit dem Knüppel und sprach: „Mönch, das laß dein Glück sein, daß du nicht vor meine Thür bist gekommen, ich wollte dir sonst den Dorn eingetränkt haben." Also trollte sich der Mönch und kam nicht mehr in das Dorf, Käse zu sammeln, denn er gedachte wohl, die Mutter würd es ihm nicht vergessen.

Hans Wilhelm *Kirchhoff* schöpfte für seinen „Wendunmuth" viel aus Bebel und andern Vorgängern. Seine Sammlung kam 1563 zum ersten Male heraus und wuchs sich schließlich zu 1840 Stücken aus. Allen seinen Geschichten ist ein moralisches Schwänzchen angehängt, und auch in der Vorrede versichert der Kompilator, daß alles mit dem größten Anstand zugehe, wovon man jedoch im Text wenig merkt[9].

Ebenso betont der Verfasser der „Gartengesellschaft", Jakob Frey[10], die zuerst 1556 herauskam, das Moralische seiner Sammlung. Seine Fazetien gehen größtenteils auf Boccaccio, Bebel und Poggio zurück. Er sowohl wie Montanus in seinem „Wegkürtzer"[11] scheinen aber in der Sammlung selbst ihre moralischen Grundsätze bald wieder vergessen zu haben.

Michael *Lindeners Katziporі*[12] gibt in 126 Nummern viel Erotisches. Man kann seine lustigen Erzählungen und Witze als vortreffliche Kneiptischunterhaltung bezeichnen, zusammengestellt, um der Lachlust einer fidelen Gesellschaft zu dienen. Für die zeitgenössische Sittengeschichte bietet seine Schrift viel Interessantes, und Fischart scheint ihn hinsichtlich der derbkomischen Ausdrucksweise ziemlich stark benutzt zu haben.

Bei dem Pedanten Sebastian *Brant* erscheint das eigentümlich pulsierende Leben der Fazetie fast erstorben. In seinen Fabeln verfolgt er lediglich den Zweck, zur Besserung der Sitten seines Sohnes Onophrio beizutragen. Deshalb sind seine Geschichten durch ein lehrhaftes Distichon eingeleitet und mit einer angehängten Moral verschönert. Die Fabeln sind nicht auf seinem Mist gewachsen, sondern aus verschiedenen Autoren kompiliert. Von den 150 Nummern stammen 35 aus dem

[9] Vgl. Hub, S. 362 ff.
[10] Hub, S. 302 ff.
[11] Vgl. Hub, S. 315 ff.
[12] Vgl. Hub, S. 323 ff.

liber facetiarum Poggios. Sie sind fast durchweg wörtlich übernommen, aber — nicht das Lachen ist die Hauptsache, sondern die gesegnete Moral. Der den Zeigefinger warnend erhebende Pädagoge guckt überall hervor.

Die Sammlung des letzten humanistischen Fazetisten, Nikodemus *Frischlin* (1600 posthum erschienen), drang nicht ins Volk, sondern blieb auf gelehrte Kreise beschränkt.

Eines der beliebtesten Volksbücher im 15. und 16. Jahrhundert war zweifellos der „Eulenspiegel". Dieser, der dem Buche den Namen gab, muß wohl tatsächlich existiert haben. Er war anscheinend ein vagabundierender Spaßmacher, der die Leute zum Lachen reizte und sich dadurch seinen Lebensunterhalt verdiente. Das erste bekannte Eulenspiegelbuch erschien 1519. Meist werden die Stadtbürger von den Bauern verspottet, im Gegensatz zu den Fastnachtsspielen, in denen sich die Bürger über die dummen Bauern lustig machen[13]. Lappenberg[14] führt 104 Bearbeitungen des Schwankbuches an. „Kein Mensch hört den Namen," sagt Lappenberg[15] sehr richtig, „ohne ihn zu verstehen und den damit verknüpften Begriff heiteren Spottes und mehr oder minder harmlose Schalkhaftigkeit sich zu vergegenwärtigen." Er kommt hier aber weniger in Betracht, da er keine erotischen Schwänke enthält, sondern sich lediglich in humoristisch-derber Weise mit den Funktionen des Magens und Darms beschäftigt.

Dem Eulenspiegel nahe verwandt sind die Dichtungen vom Pfaffen Amis, vom Kalenberger und vom Peter Leu, die hier nur kurz erwähnt werden sollen. Ebenso beliebt wie der „Eulenspiegel" war das „Gespräch zwischen Markolf und Salomon", das schon 494 als contradictio Salomonis vom Papste Gelasius verboten wurde. Markolf unterhält sich mit dem Könige Salomon und weiß durch seine derbplumpen und oft sehr schmutzigen Redensarten sich stets ins Recht zu setzen. Die erste hochdeutsche Ausgabe wurde zu Nürnberg 1487 gedruckt. Hans Folz und Hans Sachs entnahmen dem Volksbuch vielfach ihre Stoffe[16]. Ebenso gehört das Volksbuch von Hans Clawert[17] und von Claus Narr (1522) hierher. An derben, rohen und oft gepfefferten Späßen sind sie sehr reich.

Dem „Eulenspiegel" ebenbürtig ist das *„Lalenbuch"* von Hans Friedrich von Schönberg, das unter dem Titel „Die Schiltbürger" (nach dem sächsischen Städtchen Schilda) sich dauernd in unserer komischen Literatur erhalten hat. Das Volksbuch erschien 1598 mit dem fingierten Namen Aleph, Beth, Gimel und dem Druckort Misnopotamia, auch unter dem Titel des „Lalenbuches, gedruckt zu Lalenburg", sowie als „Grillenvertreiber". Die letzten beiden Ausgaben sind Neubearbeitungen des zuerst erwähnten Buches. Dieses Buch ist die ärgste und geist-

[13] Vgl. Hub, S. 107 ff.
[14] Dr. Th. Murners Ulenspiegel, 1854.
[15] a. a. O., S. 295.
[16] Neueste Ausgabe von Hans W. Fischer, Leipzig, Rothbarth 1907.
[17] Zuerst 1507 gedruckt.

reichste Verspottung, die der Spießbürger des 16. Jahrhunderts über sich ergehen lassen mußte. Wir nennen es nur wegen der erotischen Scherzrätsel, die zweierlei Lösung zulassen, zum Beispiel:

Ich ging zu meiner gevatter und bate sie umb ir Arsloch,
Sie gab mirs nicht vnd liehe mirs doch.
Sie sprach, es ist viel zu klein,
Sie sprach, oh we mein.
Ich wils netzen vnd reiben,
Mit gewalt hinein treiben,
Doch mit glimpff vnd fug,
Ist Faden vnd lochs genug. (Nadel.)

Loch aufs Loch,
Zapf ins Loch,
Tetsch fur den Ars,
Raht, was ist das? (Säugling an der Mutterbrust.)

Um die Bedeutung der mittelalterlichen Schwank- und Volksbücher richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß sie nicht eine, sondern *die* Volksliteratur bildeten. Auch in der Gegenwart finden sich gepfefferte Anekdotensammlungen, aber sie fallen gegenüber den Erzeugnissen der ernsthaften Literatur nicht so ins Gewicht. Damals aber ergötzte sich jung und alt, vornehm und gering an ihnen. Man bedurfte eben in jener ungemütlichen Zeit religiöser und politischer Wirren einer Ablenkung von den drückenden Zeitsorgen.

Ich habe nur die wichtigsten angeführt, auch die Titel nur kurz erwähnt, um den Umfang des Werkes nicht ungebührlich zu vergrößern und die Lektüre nicht ungenießbar zu machen. Die genauen Nachweise finden sich in den einschlägigen Sammlungen von Goedeke, Koberstein und Hub.

II. KAPITEL

Die Fastnachtsspiele und das Theater

Bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts haben sich von dem komischen Drama des Mittelalters nur wenige Überreste erhalten, bei denen es nicht mehr möglich ist, mit voller Bestimmtheit ihren Inhalt, ihren ethischen Wert und ihre Stellung in der Geschichte des Dramas anzugeben. Dies können wir erst am ausgehenden Mittelalter[1]. Mit dem 15. Jahrhundert setzt eine Umwandlung des sozialen und geistigen Lebens in Deutschland ein. Die feine höfische Sitte des frühen Mittelalters

[1] Zur Literatur vgl. Hayn II, 237/8; Hoffmann v. Fallersleben, Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Lit. Teil II, Breslau 1837, S. 239 ff., H. Gattermann, Die Frau im Fastnachtsspiel, Greifsw. Diss. 1911.

schwindet dahin, auch an den Fürstenhöfen, und das zur Herrschaft gelangende Bürgertum gibt jetzt den Ton an. In den Prosaromanen herrscht zum Beispiel die Freude an wilden Kämpfen, Abenteuern aller Art und derben Handgreiflichkeiten vor. Einen Hauptplatz nehmen jetzt die Fastnachtsspiele ein. Ihr fruchtbarster Boden ist Nürnberg. Hier war es Sitte, daß alljährlich zur Fastnachtszeit Scharen junger Burschen in den Häusern umherzogen, wo fröhliche Gesellschaften versammelt waren, und dort ihre Spiele zur Darstellung brachten. Die meisten dieser Spiele sind keine eigentlichen Dramen, sondern bloße Aufzüge, bald Wechselreden einer Reihe von Narren, die nacheinander ihre Liebesabenteuer erzählen, bald einer Reihe von Pilgern, die allerlei wunderliche Sünden begangen haben, zum Beispiel, daß sie sich eine gute Gelegenheit zu einem Liebesabenteuer entgehen ließen, oder von Bauern, die sich ihrer Fähigkeiten im Trunk und Liebesspiel rühmten (vergleiche die Kellersche Sammlung). Leibliche Gebrechen und Entstellungen, Entblößungen und Unanständigkeiten, Schlägereien, Schelten und Fluchen, komische Eigennamen, Reden in fremden Sprachen, Mißverständnisse von Worten, wörtliche Auffassung bildlicher Ausdrücke, Aufschneidereien: das etwa sind die Witze, die dem Geschmacke der Lachlustigen entsprechen. Man bildete endlich ganze Gesellschaften, dehnte die Fabel und Gespräche weiter aus und stellte menschliche Handlungen in Nachahmungen dar, welche einen satirischen, nicht selten auch einen zweideutigen Charakter trugen. Es waren improvisierte Spiele, Späße und Zoten, wie die Aufführung selber eine improvisierte war. Eine schärfer charakterisierte Figur mag jedoch bald ständig geworden sein: der Hanswurst, Harlekin oder närrische Knecht (Holland: Pickelhäring, Italien: Maccaroni, Frankreich: Jean Pottage, England: Jack Pudding). Harlekin ist französischen Ursprungs und bedeutet ursprünglich einen Dämon[2]. Er war spöttisch, unverschämt, und vor allem in sittlicher Beziehung sehr ausgelassen, aber unentbehrlichste Figur auf dem Theater jahrhundertelang, denn er ließ sich zu allem verwenden. In fast keiner der deutschen Komödien des Mittelalters fehlt diese Gestalt, die mit dem gleichzeitigen Eulenspiegel viele Züge gemeinsam hat und wohl das Gegenstück zu der Tragik der ernsten Stücke darstellt, oder die Komik durch seine Ausgelassenheiten noch verstärken sollte. Der Hanswurst steht meistens ganz außerhalb des Organismus des Stückes, so weit sogar, daß seine Rolle, vorzüglich in späterer Zeit, vom Dichter gar nicht ausgeführt, sondern in allgemeinsten Umrissen angedeutet ward. Die Ausführung selbst blieb dann dem Geschick, der Stimmung des Augenblicks oder auch nur der Unverschämtheit des Darstellers überlassen[3].

In den Komödien kehren immer dieselben Motive wieder, die tragikomischen Klagen über die Allgewalt Amors, das Renommieren eines Alten mit den Resten der

[2] O. Driesen, Der Ursprung des Harlekins. Berlin 1907.

[3] Über seine Geschichte ist bei Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen, ausführlich berichtet.

Manneskraft, die ihm noch zu Gebote stehen, das Hahnreitum. Überlistung der Eltern usw. oder auch gereimte Diskussionen über die Technik der Liebe, die Leistungsfähigkeit der Männer in den Kämpfen der Venus, über ihre körperlichen Qualitäten, über den Grad der Ansprüche, die eine Frau an die physische Leistungsfähigkeit ihres Mannes stellen kann, und Pickelhäring findet reichlich Gelegenheit, seiner ausgelassenen Laune die Zügel schießen zu lassen. Und seine Späße erfreuten sich einer Beliebtheit, die mit den Jahren eher zu- als abnahm. Ja, sie wurden von den Standespersonen fast noch höher geschätzt als vom niederen Volke[4]. Seine Beliebtheit wird durch nichts übertroffen. Als der Prediger Kostholt in Kiel 1669 von der durch das Komödienspielen hervorgerufenen „gar zu unverantwortlichen Entheiligung des Tages des Herrn auf der Cantzel zu reden Gelegenheit genommen," und dabei auch „nicht allein die an sich oft ärgerliche Materie der Komödien, sondern auch den sogenannten Pickelhering oder entlarvete Schalks-Narr, der bisweilen von dem leidigen Satan dergestalt sich reiben ließe, daß er auch Gottes Wort selbst und die heilige Schrift zu seinem Meisterstück mißbrauchen dürfe," mußte sich der geistliche Zelot, wie es bei Gädertz[5] heißt, „dieser seiner Gesetzespredigt halber von ihrer vielen sauer haben ansehen lassen." Erst im Jahre 1737 wurde von der Caroline Neuberin auf Drängen Gottscheds der Harlekin wegen seines theatralischen Unfugs feierlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Aber nicht das Burleske an sich sollte von der Bühne verbannt werden, nur der Freibrief totaler Zügellosigkeit sollte vernichtet werden. Doch noch ins 19. Jahrhundert hinein rettete sich Harlekin. 1841 wurde am Leopoldstädter Theater in Wien aufgeführt: „Harlekins goldene und silberne Hochzeit"[6]. Aus der Vordertür trieb man ihn hinaus, durch die Hintertür kam er wieder herein. Er wechselte nur seinen Namen. Zuweilen verkörperte er sich in einem Scherenschleifer. Auch der Oberzeremonienmeister und Kgl. Geh.Rat v. Besser (1654—1729) verschmähte es nicht, einen „Scherenschleifer bei der Wirtschaft zu Cölln an der Spree"[7] zu dichten, und Friedrich I. und sein vornehmer Hofstaat scheuten sich nicht, herzlich über diese Späße zu lachen. Welcher Art diese waren, davon im folgenden eine Probe:

„Ein Nürnberger Bräutigam, der Hr. von F. und dessen Braut, von R., die eben schwanger," wird angeredet:

> Nürnbergscher bräutigam! die braut, die ist ja schwanger,
> Es scheint, ihr weidet gern auf einem fremden anger,
> Da aber ihren bauch ihr selbst so rund geschliffen,
> Gesteht mir, habt ihr nicht mir in mein Amt gegriffen?

[4] Vgl. E. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, Leipzig 1848, Bd. I, S. 201.
[5] Archiv. Nachrichten usw. Bremen 1888, S. 46.
[6] Karl Glossy, Wien 1840 bis 1848, Wien 1917, I, S. 275.
[7] Abgedruckt in des Herrn von Hofmannswaldaus u. anderer Gedichte 1725, 3. Teil, 115 bis 120.

Ebenso an den Koch:

Wie manches groß und klein und ungebohrtes loch
hat euer bratspieß nicht gemacht, berühmter koch?
Weil aber ihr nicht feyt, will euer Spieß wo fehlen,
Ich schleife nicht allein, ich kann auch wohl verstählen.

Ferner an den Schuster:

Hier, Schuster, meister Hanns! ihr habt ein hübsches weib,
wie theur ein gut paar schuh? was gilt ein solcher leib?
Ey, gebt von dieser haut mir einen guten riemen,
Ich schärf euch oder auch ich leih euch einen pfriemen.

Von ähnlicher Derbheit waren auch die alten Nürnberger Fastnachtsspiele. Ein stehender Witz war es zum Beispiel, daß die lustige Person mit einem Harnglas ihres kranken Herrn auftritt, dasselbe fallen läßt und dann das Fehlende aus eigenen Mitteln ergänzt, oder daß sie die Hosen auf offener Bühne fallen läßt, welche üble Gewohnheit sich lange Zeit erhielt. Manche Szenen sind mit Ausdrücken aus dem Bereiche der Defäkation durchtränkt[8]. Oft wird sogar in die ernsten Stücke, selbst in die frommen Mysterien ein lustiges Zwischenspiel eingeschoben, mit Prügelei, Zankszenen und staunenswerter Derbheit, worauf an die fernere Handlung in entsprechender Weise wieder angeknüpft wird[9]. Ganz hanebüchen sind die Aufzüge der Liebesnarren in den Brautwerbungsszenen, und in den fingierten Gerichtsszenen nennt der Dichter mit verblüffender Offenheit alle geschlechtlichen Vorgänge beim Namen. Dinge, die man heute nicht zu sagen sich getraute, werden mit einer unendlichen Fülle und Variierung des Ausdrucks vorgetragen. Meist entschuldigen sich die Poeten am Schlusse, wenn sie vielleicht „zu grob gesponnen" hätten. Und das ist begreiflich, denn neben den geschlechtlichen Verhältnissen werden, wie schon erwähnt, die Funktionen des Hinterteils mit einer grotesken und zugleich behaglichen Breite geschildert. Und wenn der Dichter sich im „Fastnachtsspiel vom Dreck" entschuldigt:

Ob wir das han zu grob gemacht,
So trifft es doch kein unzucht an,
Dar ime man sich fast ergern kan
Und frauenpild reizen zu schanden,

so geht daraus hervor, daß man sich des Unterschieds zwischen den verschiedenen Graden und Arten der Sexualität sehr wohl bewußt war und die Darstellung der Defäkation als ziemlich entschuldbare Leistung ansah. In dem eben erwähnten

[8] Vgl. Creizenach, Die Schauspiele der englischen Komodianten, S. 96 bis 98.
[9] Vgl. ein recht derbes Osterspiel bei Hoffmann v. Fallersleben II, 337.

Stück hat jemand ein ungeheures Monument auf die Straße gesetzt, und Zuschauer umringten es begutachtend und voller Bewunderung.

Der Spott richtet sich vor allem gegen den Bauernstand und dessen unmäßige Begierden. In den Brautwerbungsszenen ist die Braut gewöhnlich dumm, schlampig, häßlich, sie ist natürlich längst keine Jungfer mehr. Die ledigen Weibsbilder werden nur von dem einen Wunsche beherrscht, möglichst intensiv geschlechtlich befriedigt zu werden[10]. Natürlich fehlen auch die Schwänke von treulosen Frauen nicht, teils dramatisiert, teils in Gedichtform, doch ist diese Gattung nicht so zahlreich vertreten, wie man wohl annehmen müßte. Creizenach (I, 419) berichtet von einem Schwank, in dem Mann und Frau sich in dem Hause einer Kupplerin treffen, die durchtriebene Frau sich aber sogleich den Anstrich gibt, als wäre sie dahin gekommen, um den Mann auf Seitenwegen zu ertappen, dann auch (I, 412) von einer rohen Posse von dem Juden und den Schweinen, wo der entlarvte Betrüger sich unter die Schweine legen und deren Unrat auffressen muß. In einem Spiel, das nur in einem Fragment von 62 Versen erhalten ist, streiten sich sieben Weiber um einen Mann. Eins nach dem andern macht seine Ansprüche geltend, die beiden letzten in ziemlich drastischer Weise, bis sich der vielumworbene Mann für die letzte entscheidet. In dem „Fastnachtspiel von der Müllerin" spricht der erste:

Mich hat eine junge Frau gepilt (bestellt),
Sie wollt mir leihen ihren Schild,
Darein man mit bloßen Speeren sticht,
Und auch mit Degen darinnen ficht.
Da kam ich und ward zu ihr erkecken
Und zeiget ihr meinen Wasserstecken,
Da erschrack sie, daß sie fiel auf 'n Stück,
Da erzeiget ich ihr so heimliche Tück,
Daß sie so ernstlich zu mir spricht:
Ich wollt, es wär an ein Wasser gericht,
Daß man es sollt Tag und Nacht antreiben,
Ich will nie mehr so lang bei einem Buhlen bleiben.

Der sechste spricht:

Ich bin ein starker Witwen Stolz,
Und hab noch unten ein gut voll Holz,

[10] Vgl. Bächtold, Geschichte der deutschen Lit. i d. Schweiz, Frauenfeld 1892. S. 190; Wilh. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, Halle 1911, 1. Bd. 2. A.; Leonhard Lier, Studien zur Geschichte des Nürnberger Fastnachtsspiels, Leipz. Diss. 1889. S. 8ff.; C. Reuling, Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen, Stuttgart. 1890; Thomann, Der eifersüchtige Ehemann im Drama der Elisabethanischen Zeit, Haller Diss. 1908; Berger, Das Ehebruchsmotiv im älteren deutschen Drama, Würzburger Diss. 1912; W. Kawerau, Lob und Schimpf des Ehestandes i. d. Literatur d. 15. Jhrh.; Preuß. Jahrb. 69, S. 760 bis 781.

Womit ich ein Frauen wohl will strafen,
Daß sie mich an ihr'm Arm läßt schlafen,
Darum ich ungern ein Witwer bleib,
Nun rat't und helft mir zu einem Weib,
Denn ich des Nachts keine Ruhe kann gehaben,
Der Schelm hat mir die Deck beinahe durchgegraben
Wenn ich dann bei Tag ein Weib anblick,
So geschwillt er mir und wird so dick,
Daß ich dann nirgends mit ihm kann auskommen,
Ich hab mir denn wieder ein Weib genommen.

Klagt die Frau wegen Unvermögen des Mannes, so suchen die Richter die Ehe wieder einzurenken, denn beide haben wohl gleiche Schuld. Macht sich einer aber der Untreue schuldig, so solle er hart bestraft werden. Ein Frauchen beklagt sich, daß ihr Mann sie des Nachts achtzehnmal, also zu oft, hernehme. Da urteilt ein Schöffe:

So urteil ich, als ich gedenk,
Und daß man ihm ein Gewicht anhenk
Zuvörderst an sein Wasserstecken,
Daß er's gewöhn, unter sich zu hangen,
Und es ein Jahr also versuch.

Da erklärt der Mann, sich bei anderen Frauen schadlos zu halten. „O nein!" sagt da die Frau,

Ja, eh' ich das von dir wollt haben,
Daß sie mir aus dem Weg sollt traben,
Da will ich es lieber zweimal so oft (also
sechsunddreißigmal) erleiden.

A. Keller[11] hat die Fastnachtsspiele in wünschenswerter Vollständigkeit herausgegeben. Es seien einige Proben daraus hier zitiert: In Nr. 85 „Des Arztes Vasnacht" erhält der Arzt auch den „prunn" einer jungen Frau zur Analyse, und seine Prognose lautet:

Das jung weib hat einen alten man,
Der kan ir des nachts kain genug than;
Wenn sie ist gail, so ist er faul
Und ist ein alter ab geritner gaul,
Der weder traben mag noch zelten,
Des muß ir stolzer leib entgelten,
Wenn sie hat großen mangel an mannen,
Ain junger trib ir die kranckheit all von dannen.

[11] Bibl. d. Lit. Vereins Stuttg., Bd. 28 bis 30, 46/47.

In dem 17. Stück: „Spil von Fürsten und Herren“ klagt die Königin von Frankreich über ihren Mann:

Wen er bei mir am pette leit,
So ligt er bei mir als ein scheit.
Das macht, das als ir hie vernemt,
Sein folen in fremde lachen er schwemmt
Und muet den ser in fremden pfützen,
Den er daheim selber solt nutzen.
Wil er des sach dann nit abgan,
So muß ich ein andern folen han,
Dem ich auch futer gib den tag,
Das er des nachts gezihen mag.

In den Tribunalszenen, bei denen der Ehebruch vor ein Hofgericht gebracht wird, verteidigt sich der Mann etwa:

Ich bin ain starker man von leib,
Und hab ain schwaches krankes weib
Tat ich's, vielleicht so stürb sie dran.

Aber die kranke Frau läßt das nicht gelten:

Ich bin so krank nie gewesen,
Stirb ich dran, laß mir den schaden.

Hat ein alter Mann ein junges Weib genommen, so weiß das Gericht, daß die Schuld meistens auf seiten des Mannes liegt, wenn die junge Frau anderwärts sich schadlos hält, denn

Er scheißt und hust, er schnarcht und raslt,
Er eifert, meult sich, zaunt und greint,
Sie wird ihm abhold, so ist er ir feint,
Er ist reudig, kretzig, runzlet und gra,
Alt, krank, gerupft und nimmer fro.
Helft ir sein ab, pit sie durch got.
Gebt ir ein jungen, den sie gern hot (Nr. 27).

Bald ist wieder die Frau zu spröde:

Ir habt euch pald fürzüg erdacht
Und sprecht, es sei ain heilge nacht,
Die anderen nacht seit ir nit stark.
Sint mir eur leib ist all zu kark,
So muß ich zu einer milten gan (d. h. zu einem Freudenmädchen).

Auch die jungen Kleriker nahmen sich die Freiheit, an einem der Festtage nach Weihnachten, gewöhnlich am Tag der Beschneidung Christi, in tollem Übermut die ganze hierarchische Ordnung auf den Kopf zu stellen. Neben Schmausereien und Umzügen in närrischen Vermummungen war ein Hauptpunkt im Programm, daß der Gottesdienst in einer burlesken Parodie vorgeführt wurde. Außerdem wurden Spottgedichte auf bestimmte Persönlichkeiten aus den Kreisen des Klerus und der Bürgerschaft vorgetragen. In Hamburg traf schon 1304 der Senat mit dem Kapitel ein Abkommen, wonach es den Schülern verboten sein sollte, bei der Wahl des Knabenbischofs Spottverse zu machen[12]. Auch sonst sah die hohe Stadtbehörde und insbesondere die Geistlichkeit diesem ausgelassenen Treiben nicht immer tatenlos zu. Sehr oft erging ein Verbot. Aus vielen Städten, zum Beispiel aus Dessau 1543[13], Breslau 1580[14], Frankfurt a. M.[15], Danzig 1585[16] hören wir von einem Zensurrecht, das auch praktisch ausgeübt wurde. Lier[17] führt ein Verbot aus dem Jahre 1469 an, das sehr bezeichnend ist: „Nachdem zu vergangenen vasnachten etlich personen spil und reymendweise vil leichtfertiger, üppiger und unkewscher und unzimlicher wort und geperde nit allein in den hewsern, sondern auch sonst bey tag und nacht wider und für gebracht haben, das dan süntlich, ergerlich und schentlich und vor erbarn lewten und zuvoran vor junck frawen ze handlen und ze üben unzimlich ist, solches zu fürkomen, so gebiten unser herren vom rathe ernstlich und vestiglich, das hinfür zu einiger zeit — und sunderlich zu der zeit der vasnacht nymants, weder manns- noch frawenbild, jung oder alt, was der oder die sein, soliche unzüchtige und unzimliche wort oder geperde nimand oder in ander weis üben, oder gebrauchen soll in einich weise, auch sie nicht allein in besuchung der hewser, sonder sust allenthalben erbartlich, züchtiglich unde zimlich halten."

Für jeden Übertretungsfall wird eine Strafe von „drei guldin" oder noch „hartere strafe" angedroht. 1488 sah sich das Domkapitel von Rouen veranlaßt, gegen die Kapläne einzuschreiten, die an öffentlichen Orten und bei Hochzeiten Farcen spielten more mimorum et histrionum[18]. Unter den Thesen, die Guillaume Farel (1489—1565), ein Busenfreund Calvins, an die Tür des unteren Kollegiums zu Basel schlug, um gegen die Kirche zu disputieren, war auch eine des Inhalts: Ein Christ müsse sich hüten vor dem Fastnachtsspiel usw.[19].

Die Gattung im allgemeinen wird am besten durch die Stücke des Hans *Folz*

---

[12] Creizenach I, 393/4.

[13] Vgl. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dram. Literatur d. 16. Jhrh., Halle 1886, S. 131.

[14] Schlesinger, Gesch. d. Bresl. Theaters, Berlin I, 1898, S. 2 bis 3.

[15] Mentzel, Gesch. d. Schauspielkunst i. Fr. a. M., daselbst 1882, S. 12 und 16.

[16] Hagen, Gesch. d. Theaters i. Preußen, Königsberg 1854.

[17] A. a. O., S. 8.

[18] Creizenach, S. 436.

[19] Burckhardt, Gesch. d. dram. Kunst zu Basel, ebd. 1839, S. 201.

und Hans *Rosenplüt*, mit dem Beinamen der Schnepperer, charakterisiert[20]. Beide lebten im 15. Jahrhundert in Nürnberg, und von jedem sind sieben bzw. zwölf Stücke handschriftlich oder in Drucken überliefert. Sämtliche Fastnachtsspiele sind außerordentlich kraß. Das Interesse darin dreht sich fast ohne Ausnahme um Liebes- oder eheliche Angelegenheiten, und zwar werden dieselben mit einer Derbheit, einer Lust an groben unflätigen Worten und Bildern behandelt, welche, nach den wiederholten Entschuldigungen zu schließen, die die Verfasser für nötig hielten, sogar die ziemlich weit gesteckten Grenzen der damaligen Anstands- und Sittenbegriffe überschritten haben müssen. Es ist die bloße Brutalität, die Ungeschlachtheit der Sitten einzig und allein, die uns bei Folz und Rosenplüt geboten werden[21]. Das Fastnachtsspiel von den „Syben meistern" ist noch das relativ anständigste von Rosenplüts Stücken. Wenn man aber hier die Strophe liest:

> Einer, der in frawen dienst wil leben,
> Dem ist Geometrie eben
> Wenn er nackent ist vnd sie bloß,
> Die lert in den Zirkel vnd winkelmoß,
> Des er ir hubsch dar kan meßen,
> Wievuil sie fleischs ein mal sol essen,

so kennt man die Art seiner Dichtkunst zur Genüge.

In dem dritten Stück der Kellerschen Sammlung „Ein Spil von einem Schweher, Schwieger, Tochter und Eiden" usw. beschwert sich ein Bauer in noch zahmen Ausdrücken über seine Frau:

> Seit mich die hur so vast schendet nu
> Wie ich ir nit genug sei zu eim man...
> Und der hurerei nachläuft tag und nacht...
> Ich meine oft, sie ist im stadel drauß,
> So ist sie längst in pfarrers hauß,
> So kunnt sie dann geslichen,
> So hat ir dann der pfarrer den balk ertrichen,
> Daß sie den ganzen abent get,
> Als ob sie den wolf geriten het.

Und die Bäuerin entschuldigt sich naiv:

> Du sprichst, du habst mich bei dem pfaffen gesehen,
> Ist ungeverlich einmal geschehen.

Ebenso gehört Jakob *Ayrer* († 1605) aus Nürnberg hierher. Der Inhalt seiner Sing- und Fastnachtsspiele ist meist unflätig, der Witz roh. Ehebruchszenen ge-

[20] Vgl. J. Demme, Studien über Hans Rosenplüt, Münster Diss. 1906.
[21] Vgl. R. E. Prutz, Vorlesungen über die Gesch. d. deutsch. Theaters, Berlin 1847, S. 40.

hören zum stehenden Inventar. Aus den Titeln seiner Dramen mag man auf den Inhalt schließen. Er schrieb:

Ein Fastnachtsspiel, die besessene Bäuerin mit ihrem Pfarrer buhlend.

Ein Fastnachtsspiel, die zwei vereinigten Buhler.

Fastnachtsspiel, wie einem Weib ihr eigener Mann unwissender Weise verkuppelt wird durch eine unerfahrene Kupplerin.

Fastnachtsspiel, wie der Teufel einer Buhlerin ihre Ehe vor ihren Buhlen hütet, bis ihr Mann wiederkommt usw.

Auch *Hans Sachs* ist nicht der sanfte Heinrich, als den man ihn hinzustellen trachtet. Von 1551 bis 1556 hat er vierzehn nicht gerade moralische Fastnachtsspiele gedichtet, oft in Anlehnung an Boccaccio. Das beste ist wohl Nr. 38: „Das heiß Eysen", das eine junge Frau zur Prüfung ihrer Keuschheit tragen soll. Sie sucht darum herumzukommen und bekennt allmählich ihr ganzes Sündenregister:

> Mein schuld hab ich dir nie verjehen,
> Das ich mich verd hab übersehen
> Heimlich mit unserem Kaplan,
> Dasselbig wollstu mir nachlan,
> Das michs Eysen nit drumb prennen thu...
> Mein liebes Mann, ich bitt dich darneben
> Wŏlst mein in aller trew gedenken,
> Zum pfaffen mir noch zwen Männer schenken,
> Mit den ich mein Eh brochen hab...
> Mein Mann, ich hab ye noch ein bitt...
> Ich hab ein schatz, den weistu nit.
> Vier gulden Zwölffer, die ich doch hart
> Hab selber an meinem mund gespart,
> Den schatz wil ich auch geben dir.
> Las mir noch der Männer vier!
> Als dann wil ichs heiß Eysen tragen.

Und als der Mann entsetzt fragt:

> Hastu denn Bulschaft hinder mein
> Heimlich mit so viel Mannen triben?

erwidert sie ganz keck:

> Wie thust? nun sind jr an dich ye nur siebn.

Aber die Zahl stimmt nicht, denn als sie nun das heiße Eisen tragen soll, gesteht sie noch:

> Ja, lieber Mann, das wil ich than,
> Jedoch in dieser Männer summen

Sind die jungen Gesellen ußgenommen,
Für die das Eisen ich nit trag.

Sehr humoristisch ist auch „Der pfarrer mit sein eprecher pawern". Der Pfarrer verheißt, von der Kanzel nach dem Ehebrecher mit einem Knüttel zu werfen, und ausnahmslos ducken alle Bauern die Köpfe. Natürlich hat Hans Sachs auch Stücke geschrieben, die jede Prüfung in moralischer Hinsicht aushalten, aber diese Stubenreinheit geht auf Kosten des Witzes und der Unterhaltsamkeit.

12. KAPITEL

Der Widerstand gegen die Berufsschauspieler

Die reichste Befruchtung empfingen die heimischen Fastnachtsspiele durch die englischen Komödianten, die durch ihre „Singspiele" ein neues Element in die komischen Possen brachten. Auch ihr Inhalt ist meist derb und unflätig, der Witz roh. Bei der häufigen Schilderung ehebrecherischer Szenen triumphiert im allgemeinen die List der Frau über die Einfalt des Hahnreis. Der Liebhaber ist gewöhnlich ein Mönch oder Student, und Pickelhäring liefert die beliebten Zoten. Die Stoffe entnehmen die Verfasser der Spiele meist den gelesensten Schwankbüchern und den italienischen Novellisten[1].

Es würde zu weit führen und liegt auch nicht im Wesen dieser Arbeit begründet, die fortlaufenden Kämpfe, die zahllosen Verbote und die Widerwärtigkeiten, mit denen die Schauspieler zu kämpfen hatten, eingehend in ihrer ganzen Entwicklung zu schildern. Zusammenfassende Darstellungen über dieses Thema liegen vor. Ich verweise nur auf *H. Alt*[2] und Ernst *Hövel*[3]. Worauf es hier ankommt, ist, in kurzen Umrissen zu zeigen, wie sich die Kirche und die Stadtverwaltungen zum moralischen Inhalt der aufgeführten Stücke stellten, und welche treffenden oder lediglich aus prüder Engherzigkeit geborenen Gründe für die Stellungnahme der einzelnen maßgebenden Faktoren ausschlaggebend waren.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man die Schauspiele, die von ehrsamen Handwerkern und Bürgern nur zur eigenen Ergötzung und zur Erheiterung von Freunden und Bekannten aufgeführt wurden, mit anderen Augen ansah als die Darstellungen der fahrenden Berufsschauspieler, die lediglich, um den armseligen Lebensunterhalt zu bestreiten, bald hier, bald da ihre primitiven Hütten aufschlugen, um ihre Kunst zum besten zu geben, denn daß sie, um Zulauf zu haben, nur das spielten, was Anreiz bot, und daß sie dem Geschmacke ihres Publikums so weit

[1] Vgl. J. Bolte, Die Singspiele der engl. Komöd. u. ihre Nachfolger, Hamburg u. Leipzig 1893.

[2] Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis historisch dargestellt, Berlin 1846.

[3] Der Kampf der Geistlichkeit gegen das Theater in Deutschland im 17. Jhrh., Münster Diss. 1916, mit der dort aufgeführten reichen Literatur.

als möglich entgegenkamen, liegt auf der Hand. Erotik aber zog zu allen Zeiten. Von den weltlichen Behörden wird oft über die Ausgelassenheit der Stücke geklagt[4] und verlangt, „daß keine ungereimbte, ärgerliche Sachen agiret würden[5]".

Die Gründe, die von berufenen und unberufenen Wächtern der Sittlichkeit ins Feld geführt werden, sind wohl sehr zahlreich, aber nicht immer stichhaltig. In der Hauptsache seien sie kurz skizziert.

1. Man warf den Verfassern und Darstellern vor, ihr Treiben könne nur darauf abzielen, die Sinnlichkeit zu reizen und niedere Leidenschaften anzufachen. Dieser Grund entbehrt wohl der Berechtigung. Ein sinnenfrohes und gesundes Volk sieht sich gern im Spiegel seines Genußlebens und empfindet das, was es als Hauptreiz des Lebens in ungebrochener Sinnlichkeit unbefangen ausübt, nicht als Sünde, wenn mit Worten darauf angespielt oder in lustiger, wohl auch derber, wenn auch nur zum Lachen reizender Manier darauf Bezug genommen wird. Wenn zum Beispiel ein Liebhaber seine Geliebte scherzhaft also beschreibt: „Es ist eine Jungfraw, eine exellente schöne wackere Demoselle, sie hat alles gedoppelt, 2 Schleyer, 2 Leinwandkittel, 2 Gürtel von dem besten Eisen, 2 Par Schu, 2 Brüste, 2 Beine, 2 Arschbacken, 2 Augen, 2 Ohren, 2 Katzen Vnd 2 halbe Engelthaler, Summa Summarum es ist alles gedoppelt, ja sie ist selbst gedoppelt, denn sie trägt ein Kind im Leibe!" so nimmt man angesichts des Humors, der daraus spricht, gern die Zote mit in Kauf[6]. Im Grunde genommen hat auch der grinsende Zotenreißer seine Berechtigung. Er steht auf dem Standpunkt des lachenden Philosophen, der mit Grazie die Frage aufwirft: Kinder, warum nehmt ihr bloß alles so wichtig? Der ganze Rummel ist ja gar nicht des Aufwandes an Gehirnschmalz wert. Zum Schlusse kommt doch das große Nichts.

2. Dem üblen Einfluß der Schauspiele muß gesteuert werden. In drastischer Weise schildert diesen für Hildesheim Joachim Oppermanus' Tagebuch 1601 bis 1604[7]: „... Die fructus, so auf die Actiones Comödiarum folgen, seindt gemeiniglich diese, daß die Knaben dadurch frech, ungehalten, mutwillig werden, lernen saufen, fressen etc. Es gibt eine dissolutam disciplinam, Sie beschlaffen gemeiniglich ein Magd oder zwei ... hawen in die Steine, Richten Stenkerei ahn etc., Werden ins Loch gesteckt ..." Aber diese Folgen sind, wie wohl kein Einsichtiger bezweifeln wird, schwerlich auf den verderblichen Einfluß der Schauspiele allein zurückzuführen.

Pastor Elmenhorst suchte 1688 in seiner Dramatologia anitquo-hodierna dar-

[4] Bolte, Das Danziger Theater i. 16. und 17. Jhrh. in Litzmanns Theatergesch. Forsch. Bd. 12, S. 34: E. Herz, Engl. Schauspieler u. engl. Schauspiel zur Zeit Shakespeares. ebd. Bd. 18. S. 40.

[5] Mentzel, Gesch. d. Theaters i. Frankfurt a. M., ebd. 1882, S. 21: vgl. a. Janssen, Gesch. d. deutsch. Volkes, Freiburg 1888, Bd. 4, S. 364 ff.

[6] Vgl. Creizenach, Die Schauspiele der engl. Komödianten, in Kürschners Nationalbibl. Bd. 23, S. CVII.

[7] Abgedr. bei Gadertz, Archiv. Nachrichten uber die Theaterzustände von Hildesheim usw., Bremen 1888, S. 5.

zutun, daß die neuere Oper etwas ganz anderes sei als die heidnischen Schauspiele, gegen welche die Kirchenväter sich wendeten. Er versichert: „auf dem Schauplatz sei nichts Abgöttlich, Leichtsinniges oder Ungeziemliches zu finden. Gleichergestalt seien da keine Winkel zu leichtsinniger Betreibung erbauet; werden auch nicht unehrbare Entblößungen oder Buhlerschmuck, schändliche Narrenspossen usw. getrieben. Die Personen werden, wenn sie hinter den Vorhängen sich annoch aufhalten müssen, ehe die Präsentationes anheben, durch gewisse Gesetze zu dem was recht und ehrbar ist, angehalten: Übriges Gesöffe werde auch nicht gestattet usw. Auch die Zuschauerlogen, so versichert er, seien frei und offenbar, sodaß niemand sich so heimlich darin befinde, den man nicht und alle seine Gebärden vom Theater aus sehen könne. Die Unterscheidung der Logien seien auch nur von dünne Brettern und außerdem gehe während der Spielzeit auf jedem Tabulat der Logien (Corridor) allewege eine Person umher, um durch die Durchsicht der Logien und beharrliche Gegenwart alles über Verhoffen vorfallende Böse zu verhindern." Diese Verteidigung sieht freilich einer Anklage sehr ähnlich[8].

3. Die Frommen werden vom Kirchenbesuch abgelenkt. Und hier steckt des Pudels Kern.

> Die englische Comedianten
> Haben mehr Leuht denn Predikanten,
> Da lieber 4 stund stehn hören zu
> Dann in die Kirch, da sie mit Ruh
> Flux einschlaffen auf ein hart banck
> Dieweil ein stund sie felt zu lang[9].

Deshalb verbot man auch dauernd die Vorstellungen während der Kirchenzeit. Bei den Schulkomödien wird die Derbheit des Stoffes mißliebig bemerkt und die Abhaltung vom Unterricht beklagt. Gegen die Aufführung durch Schüler eines „Lustig und Kurtzweilig gedichteten Spiels von der Hahnreyerey darinnen sieben Personen der unzüchtigen Eheweibern untrew den Männern gleich wie in einem Spiegel fürhalten", die an naivem Realismus und nacktesten Zoten aus jener Zeit noch lange nicht das Ärgste darstellt[10], durfte die lübeckische Geistlichkeit mit Recht Einspruch erheben. Und der Verfasser dieser „verfluchten Schandposse", wie sie in drastischer Derbheit genannt wurde, war, und darin liegt der Witz, Balthasar Voidus, Anno 1611 Pastor zu Wasserleben[11]. Die streitsüchtigen Mucker hatten oft, wie sie mit heuchlerischem Stolz zu erwähnen nie vergaßen, keiner einzigen Theateraufführung beigewohnt, maßten sich aber trotzdem, von keiner Erfahrung Ballast beschwert, ein Urteil an. Lächerlich wirkt es dann, wenn zum

---

[8] Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, 1. Bd., Berlin 1905, S. 213.
[9] Mentzel, a. a. O., S. 8.
[10] Gädertz, Archiv. Nachrichten, S. 34.
[11] Minor, in Vierteljahrsschr. f. Literaturgesch. II, Weimar 1889, S. 118ff.

Beispiel die Sittenlosigkeit eines Marionettentheaters damit begründet wird, „daß man angemerket, wie einsmal eine Puppe die andere geküsset und ein Küßchen abgestohlen, daß der also genannte Polichinello, wie ihm der Tod vorgestellet worden, denselben irreleventer zu Gaste geladen und ihm den Hintern gezeiget und sonsten die Zuhörer durch seine Aktionen zum Lachen beweget[12]." Und um so grotesker erscheint die Scheinheiligkeit dieser Eiferer, wenn man vernimmt, daß „auch der Herren Prediger Frauen und Kinder diesem Spiel zugesehen."

Letzten Endes darf ein Punkt nicht vergessen werden. Mit dem Aufkommen der Spiele der Jesuiten sahen die Unternehmer dieser Spiele scheel auf den Zulauf, dessen die hergelaufenen Komödianten sich rühmen konnten, und versuchten begreiflicherweise, mit allen Mitteln die Spielerlaubnis durch die Stadtväter zu hintertreiben. Doch diese erklärten meist, „daß sie die Comödien, wann obscoena ausblieben, nicht eben für verdamlich hielten[13]." Luther brach wieder für eine freiere Auffassung eine Lanze. „Christen sollen Komödien nicht ganz und gar fliehen, drumb, daß bisweilen grobe Zoten und Buhlerei darinne seien, da man doch umb derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen[14]."

In Preußen hatte man von jeher die Harlekinspossen mißfällig bemerkt. Sie waren ab und zu verboten worden. Friedrich Wilhelm I. zum Beispiel erklärte, „wo ich zu befehlen habe, da kann ich's nicht verstatten und dadurch autorisieren, denn so würde ich schuldig an allem Bösen, was dadurch geschieht[15]." Die Spenersche Zeitung widmete 1742 der letzten Theaterepoche folgende Worte: „Der Abscheu war gerecht, welchen man bisher gegen die Schaubühne und gegen die sogenannten Komödianten gehabt hat. Wie wäre es möglich, daß ein vernünftiger Mann sich entschließen könnte, einen Ort mehr als einmal zu besuchen, wo lauter Torheit und Niederträchtigkeit herrscht und wo man öfters in zehn Minuten zwanzig Zoten hört?" Daß diese fahrenden Schauspielerbanden immer mehr verwilderten, kann allerdings nicht geleugnet werden. Noch zur Zeit Maria Theresias fanden sie sich zahlreich in Österreich. Kaspar Risbeck[16] berichtet darüber: „Sie spielen im Halbdunkeln und scheuen eine starke Beleuchtung, um den ehrlichen Leuten kein Ärgernis zu geben, die bei mehrerm Lichte alle Schürze der Mädchen über die Hände der neben ihnen sitzenden Mannsleute gebreitet sehen würden. Die, welche ihre Bühne tief hinter den Hintergebäuden und in Gärten aufzuschlagen wissen, wo man nach Beendigung des Schauspiels in der Nacht mit einer Freundin leicht einen Abtritt von der offenen Straße nehmen kann, haben den meisten Zuspruch."

---

[12] Koppmann, Zur Gesch. d. dram. Vorstell. i. Rostock i. 16. und 17. Jhrh., S. 62.

[13] Gädertz, a. a. O., S. 116.

[14] Luthers Tischreden, Von Comödien.

[15] Ludwig Geiger, Berlin 1688 bis 1840. Berlin I. 257; vgl. a. S. 45 ff.

[16] Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris, 2. A. 1784, I, 271.

Allein, alles fließt. Auch das, was sich anscheinend Ewigkeitswert erworben hat, verliert mit der Zeit und dem Eindringen neuer Ideen und Anschauungen an Reiz und Anziehungskraft. So sehr die Komödien, die Pickelhäringsspiele sich des Zulaufs und der Wertschätzung auch erfreut hatten, einmal mußte doch die Zeit kommen, da das Interesse an ihnen nachließ. Auch mit dem Aufkommen der Oper verschwanden sie noch nicht, sie flüchteten sich nur in ihre Bretterbuden, wo die Schauspieler dem Pöbel ihre geistlosen, aus Zoten zusammengesetzten Stücke vorsetzten[17]. „Ja sogar auch die Stücke der Frau Luise Adelgunde Gottschedin wie zum Beispiel ihre ‚Hausmamsell' liefern eine beträchtliche Ausbeute an schlüpfrigen und gemeinen Szenen und Einfällen, und ganz ebenso steht es bei Quistorp und allen übrigen[18]."

13. KAPITEL

Beichtspiegel und Moraltraktate

Am Ausgang des deutschen Mittelalters ist die kirchliche Literatur über die eheliche Moral zum großen Teil unselbständig und kompilatorisch. Die auf die Ehe bezüglichen Bibelstellen, Auszüge aus den Kirchenvätern wurden einheitlich und übersichtlich zum Amtsgebrauch der Geistlichen und zur Erbauung zusammengestellt. Auf die Bewährung der Treue wird großer Wert gelegt und die Innigkeit betont, mit der die Hingabe erfolgen müsse. Zur Vervollkommnung der geistlichen Gesinnung der Ehegatten gehört aber auch eine Versittlichung der ehelichen Beziehungen. Nach alter christlicher Tradition ist die Geschlechtsliebe ein Werk des Teufels, ohne sie würde indes der ganze Zweck der Ehe vereitelt werden. Als Ausweg aus diesem Dilemma ergibt sich demnach die Forderung, daß das „eheliche Werk lustlos ausgeübt werden müsse". Solange also der eheliche Verkehr nur dazu diene, um Nachkommenschaft zu erhalten, sei er sündlos[1]. Die Sinnlichkeit werde den Eheleuten nachgesehen, sofern sie nur miteinander Umgang hätten. Der Gatte aber, der dies nur widerwillig geschehen lasse, um das Recht des anderen auf seinen Körper nicht zu verletzen und ihn nicht zum Ehebruche zu treiben, handle ganz ohne Sünde. Diese Eheauffassung *Augustins* war für die Kirchenväter und Scholastiker grundlegend. Thomas von Aquino an ihrer Spitze hielt daran fest, daß der Geschlechtsverkehr nur zum Zwecke der Kindererzeugung oder zur Vermeidung der Unkeuschheit geschehen dürfe. Der vernünftige Wille müsse aber über den Geschlechtstrieb herrschen. Demnach steht die völlige Enthaltsamkeit höher, und auch die enthaltsame Ehe sei eine wirkliche Ehe[2].

[17] Manning, Idealismus und Realismus i. d. deutschen Schauspielkunst, 1892, S. 21.
[18] E. Knetschke, Das deutsche Lustspiel, 1861, S. 32.
[1] De bono conjugali 6; Corp. script. eccl. lat. XXXI, S. 195.
[2] Thomas v. Aquino, Summa theologica III, Suppl. 64, Art. 2 c; Harnack, Dogmengesch. III, 4, 1910, S. 616.

Aber bei Augustins milder Lehre blieb man nicht stehen. Man fand bald heraus, was Sünde sei, und unterschied wieder zwischen Todsünde und läßlicher Sünde. Auf die Charakterisierung dieser Verfehlungen verwandten die Moraltheologen des 14. und 15. Jahrhunderts eine reiche Arbeit. Sie waren eifrig in der Beschreibung von Ausschweifungen und Perversitäten. Ja, sie wurden selbst so pervers, daß sie nachzuspüren versuchten, wo bei der Beschneidung Christi dessen Vorhaut geblieben sei[3]. Agnes Blannbekin († 1315) soll dann endlich die Vorhaut Christi aufgefunden haben. Christus beweinend, heißt es in ihren Offenbarungen, fing sie an, darüber nachzudenken, wo das Präputium sei. Und siehe da, bald fühlte sie auf der Zunge ein kleines Häutchen voll übergroßer Süßigkeit, und sie schluckte es hinunter, wohl hundertmal. Und da sie es ebenso oft fühlte, wurde sie versucht, es mit dem Finger zu berühren. Als sie dies tun wollte, ging das Häutchen von selbst die Gurgel hinunter. Und es wurde ihr offenbart, daß das Präputium mit dem Herrn am Auferstehungstage auferstanden sei.

Bald regten sich aber Stimmen, die befürchteten, bei Behandlung dieser Dinge die Reinen zu beleidigen und den Schlechten erst recht den Weg zur Sünde zu zeigen[4]. Jakob von Jüterbog[5] ermahnt deshalb die Prediger und Beichtväter, von diesen Dingen nicht anders als in Euphemismen zu reden.

In richtiger Erkenntnis der aus zu freier Behandlung der Vorschriften über Geschlechtsfunktionen entspringenden Gefahren mäßigten die Moraltheologen im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts ihren Eifer ein wenig. Die Beichtspiegel und Moraltraktate halten sich von einer genauen Besprechung der Sexualethik im allgemeinen zunächst noch fern. Sie begnügen sich damit, die Unkeuschheit im großen und ganzen zu bekämpfen, die rituellen und hygienischen Vorschriften hervorzuheben und noch die einzelnen Arten der Verdienstlichkeit zu erwähnen. In der Beichte selbst durfte der Geistliche, wenn er gewissenhaft sein wollte, diese Zurückhaltung kaum üben. Die peinliche Ausführlichkeit der Beichthandbücher sollte den Beichtvater doch wohl darin unterstützen, daß er keinen Moment des ehelichen Geschlechtslebens außer acht lasse[6]. Schriftsteller, die vor den Gefahren des Ehestandes gewarnt haben, sind trotzdem genau auf dieses verlockende Thema eingegangen. Der Beichtspiegel des Franziskanermönchs Benedictus[7] behandelt das 6. Gebot recht ausführlich und strotzt von Anstößigkeiten aller Art. Trotzdem ist

[3] Vgl. Kunstmann praes., M. M. Wernerus resp. Disquisitio historica de Praeputio Christi, Regiomonti 1688; A. V. Müller, Die hochheilige Vorhaut, Berlin 1907; Saintyves, Les Reliques et les images légendaires, 2. éd. Paris 1912, S. 169 ff.

[4] Vgl. hierzu Walther, Das 6. Gebot in Johann Herolts Predigten; Neue kirchl. Ztschr. 1892, S. 492.

[5] Quodlibetum statuum humanorum fol. 38 des Münchener Exemplars.

[6] Vgl. die sehr instruktive Abhandlung von Joseph Leute, Zur Psychologie der Ohrenbeichte in Ztschr. f. Rel. psychologie, Bd. 4. 1910/11, S. 317 ff.

[7] La somme des péchés et les remèdes d'iceux, Lyon 1584.

er der heiligen Jungfrau gewidmet. Jakob von Jüterbog[8] mahnt, man solle die Laien über diese wichtige Angelegenheiten nicht ununterrichtet lassen. Zahllos sind die Bestimmungen gegen Bestialität, Inzest, homosexuelle Vergehen, Selbstbefleckung.

In den Dekretalien des Bischofs Burchard von Worms (1000—1025) finden wir unter anderen (ed. Paris 1549, p. 277) folgende Stelle:

„Hast du dir, wie es manche Frauen zu tun pflegen, so eine Vorrichtung oder einen Apparat in Form eines männlichen Gliedes angefertigt nach Maßgabe deiner Wünsche, und ihn an der Stelle deiner Schamteile oder abwechselnd mit einigen Bändern hingebunden und mit anderen Weibern Unzucht getrieben, oder taten es andere mit dem gleichen Instrument oder mit einem andern mit dir? Wenn du es getan hast, sollst du fünf Jahre lang an den gesetzlichen Feiertagen Buße tun.

Hast du, wie es manche Frauen zu tun pflegen, mit der vorgenannten Vorrichtung oder irgendeinem anderen Apparat selbst mit dir allein Unzucht getrieben? Tatest du es, dann sollst du ein Jahr lang an den gesetzlichen Feiertagen Buße tun.

Tatest du, was manche Frauen zu tun pflegen, wenn sie die quälende Geilheit löschen wollen, die sich vereinen und gleichsam den Beischlaf ausüben müssen und es können, indem sie miteinander ihre Genitalien vereinen und indem sie sich so aneinander reiben, ihr Jucken zu stillen trachten? Tatest du es, dann sollst du drei vierzigtägige Fasten lang während der gesetzlichen Feiertage Buße tun[9]."

Schon *Moja* hat in seinem sowohl von der Sorbonne als teilweise auch von Alexander VII. verworfenen Buche[10] das Thema der geschlechtlichen Exzesse mit einem solchen Zynismus behandelt, daß die erstere am Schluß ihrer Zensur noch die Bemerkung anfügt, daß sie von dem Schmutze, womit dieses Buch angefüllt sei, mit Rücksicht auf die Sittlichkeit sich enthalten habe, noch weitere notwendige Verwerfungen zu formulieren[11]. Dann kam der Jesuitenpater Thomas *Sanchez* mit seinem 1592 zu Genua erschienenen Kompendium „Disputationum de Sancto matrimonii sacramento". Dieses Werk enthält alle möglichen Variationen über die Geschlechtssünde in umständlichster und eingehendster Behandlung. Es folgte die Moraltheologie von Hermann *Busenbaum,* der von 1640 bis 1668 in Köln und Münster „Moral" lehrte. In der Schrift „Medulla theologiae moralis"[12] behandelt er die Grundsätze der jesuitischen Moral in bequemer Übersicht. Als Damiens Mordversuch auf Ludwig XV. 1757 den Jesuiten zur Last gelegt wurde, und das mit Recht, ließ das Parlament zu Toulouse es öffentlich verbrennen. Liguori versah es 1757 mit Zusätzen. Es erlebte 70 Auflagen. Auch das Werk von Esobar hatte 1646 bereits 40 Auflagen erlebt, das von Busenbaum bereits 52 in mehr als 100 000 Exem-

[8] Quodlib. fol. 38.
[9] Zit. nach Max Kemmerich, Kultur-Kuriosa, München 1910, 1. Bd., S. 137 bis 138.
[10] Opusc. ec tract. de peccatis.
[11] Annales de la Société des soi-disants Jésuites, Paris 1774, I, 747.
[12] Münster 1645, zuletzt Tournay 1876 in 2 Bdn.

plaren. Und gerade das sind zwei Werke, die hinsichtlich des Schwelgens in obszönen Vorstellungen ihresgleichen suchen. Daß die verderblichen Wirkungen, die von solchen Schriften ausgingen, beabsichtigt wurden, soll dabei nicht einmal behauptet werden. Aber indem die Kasuisten jeden nur erdenkbaren Einzelfall des sechsten Gebotes mit der größten Gründlichkeit behandeln und über die Schwere der Fälle, über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Handlungen oder Unterlassungen von vornherein ein Regulativ vorzeichnen, scheint die Kirche zu erlauben, was sie doch eigentlich nur vergeben oder milde beurteilen lassen will[13]. Denn die Auslassungen des einzelnen Jesuiten sind nicht als persönliche Meinungen des Betreffenden zu werten. Da kein Buch ohne Approbation der Oberen des Ordens erscheinen durfte, machten diese durch ihr Imprimatur die Lehrauffassung des einzelnen zur Lehrmeinung der ganzen Kongregation.

Die berüchtigte Moraltheologie, die heute noch in den katholischen Seminarien gelesen wird, ist aber die des Alfons von *Liguori*. Ich will deshalb hier kurz verweilen. Liguori wurde 1696 geboren; war zuerst Anwalt. Eine Niederlage in einem von ihm geführten Prozeß veranlaßte ihn, Kleriker zu werden. 1732 hat er auf Grund einer Vision die Kongregation der Liguorianer oder Redemptoristen gegründet, welche während der Zeit der Aufhebung des Jesuitenordens den Mitgliedern des letzteren als Refugium diente. Er sollte eigentlich der lebenslängliche Rektor derselben bleiben. Aber innere Gewissenskämpfe veranlaßten ihn zum Rücktritt. Im Jahre 1762 Bischof geworden, hat er 1775 auch als solcher resigniert. 1787 ist er gestorben. Schon 1788 wurde der bischöfliche Prozeß über seine Tugenden und Wunder eingeleitet und er heilig gesprochen. Sein Leben war eine fortgesetzte Kette von Gewissensqual und Angst. „Ich alter und gebrechlicher Mann", sagte er in einer Priesterversammlung zu Nocera, die er öfter besuchte, „muß auf dem kurzen Wege von St. Michele bis hierher die Augen niederschlagen, um nicht Versuchungen gegen die Reinlichkeit zu bekommen." Als Bischof gab er Frauen nur in Gegenwart seines Bedienten Audienz, einer ganz alten Frau einmal in der Weise, daß sie auf dem einen Ende einer langen Bank saß, er ihr den Rücken kehrend auf dem andern, worüber alle Welt lachte. In einem Nonnenkloster zu Arienzo war es Gebrauch, daß die Novizen bei der Gelübdeablegung ihre Hand zwischen die des Bischofs legten. Liguori sagte: „Jesus Christus, was hat das mit der Profession zu tun? Sie mag ihre Hände behalten, ich behalte die meinigen." Bei der Firmung von Frauen berührte er, wenn er den Backenstreich gab, nie die bloße Wange, sondern die Kopfbedeckung. Von P. Cafaro erzählt Liguori anerkennend, er habe mit Frauenzimmern nur mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, seiner Mutter und seinen Schwestern nie ins Gesicht gesehen und Gott gebeten, seine Sehkraft abnehmen zu lassen, welche Gnade er denn auch erlangt habe.

[13] J. Huber, Der Jesuitenorden, Berlin 1873, S. 309.

Seine Moraltheologie kann man getrost als das größte Unzuchtsmagazin bezeichnen, das je in einer lebenden Sprache gedruckt wurde. Alle anderen sotadischen Schriften der ärgsten Art, die lediglich zum Sinnenkitzel geschrieben wurden, sind harmlos im Vergleich zu diesem bändereichen Werk, denn sie geben sich als nichts anderes aus, als was sie in Wirklichkeit sind, es greift deshalb nur nach ihnen, wer nach dieser Art Lektüre Verlangen trägt. Es ist auch schwerer, eines derartigen Sotadikums habhaft zu werden, da es nur im Verborgenen erscheint, als der „Moraltheologie", die in Tausenden von Exemplaren verbreitet ist. Fest steht wohl:

1. daß die Phantasie der Priester durch den sexuellen Unrat befleckt wird, der sich in dieser bzw. in einer ähnlichen Moraltheologie wie die von Busenbaum, Sanchez, Gury, Lehmkuhl usw. findet;
2. daß der Priester nach dieser Moraltheologie berechtigt und unter Umständen sogar verpflichtet ist, mit Frauen und Mädchen in der Beichte über Dinge zu sprechen, die kein anständiges Weib in den Mund nimmt, und über solche Dinge sie zu fragen;
3. daß die römische Kirche zwar dem Priester verbietet, in der Beichte Unzucht zu treiben, und verlangt, daß die Beichtkinder einen derart unzüchtigen Priester anzeigen, daß die Moraltheologien Liguoris, Gurys und anderer dagegen den Priestern Auswege eröffnen, durch die das Gebot der Kirche umgangen werden kann, so daß sie straflos bleiben;
4. daß die auf Moraltheologien eingerichtete Beichtpraxis eine tiefe Entsittlichung des weiblichen Geschlechts und des Klerus zur Folge hat[14].

Liest man die Fragen, die der Beichtvater gehalten ist, an seine Beichtkinder zu stellen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die dauernde Beschäftigung mit diesen intimen sexuellen Fragen, die der, wohlverstanden *ehelose*, Priester an seine Beichtkinder zu stellen verpflichtet ist, ihn mit logischer Folgerichtigkeit zur Unzucht verleiten muß. Die erhitzte Phantasie sprengt eben das Ventil. Auf 348 vollen Seiten (Bd. VI, S. 149 bis 499 der Ausgabe von 1879 bis 1881) wird das sexuelle Leben bis in die kleinsten Einzelheiten abgehandelt. Der Beichtiger muß Fragen stellen über die Lage beim Akt, über die Perversitäten beim Liebesverkehr, über die Zahl und die Zeit, also wie oft und wann der Verkehr stattgefunden hat usw. Liguori sowohl wie den anderen Moraltheologen ist die Ehe nicht die innigste Lebensgemeinschaft, sondern lediglich ein Institut zur Ausübung des Beischlafs. Graßmann sagt Seite 33 sehr treffend, seine ganze Moraltheologie sei nichts weiter als „die in ein System gebrachte Unzucht". Liguori versteht es überdies sehr gut, den Geistlichen das Zölibat leichter ertragen zu lassen, indem er Richtlinien gibt, auf welche Weise sie mit Frauen Unzucht treiben können, ohne

[14] Robert Graßmann, Auszüge aus der Moraltheologie des Heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori usw., Stettin 1903, S. 6.

eine Anzeige befürchten zu müssen. Aber der hintergangene Ehegatte könnte mißtrauisch werden und unbequeme Fragen stellen. In diesem Fall darf die Ehefrau durch Eid ihre Unschuld bekräftigen. Denn gestände sie, so gäbe es Zerwürfnisse in der Familie. Fürwahr ein hochsittlicher Standpunkt! Man darf aber nicht vergessen, daß der Priester nicht nur Ehefrauen die Beichte abnimmt, auch eben dem Kindesalter entwachsene Mädchen unterliegen der gleichen Fragepflicht nach den intimsten erotischen Vorgängen, und alle Details sollen durch spezialisierte Fragen herausgelockt werden.

Auf die anderen sittenwidrigen Lehren Liguoris, zum Beispiel, daß er unter Umständen die Lüge, den Meineid und den Totschlag für erlaubt erklärt, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Das Gesagte genügt bereits, um zu beweisen, daß wir es bei den jesuitischen Moraltheologien mit den sittenlosesten und verwerflichsten Büchern der Weltliteratur zu tun haben[15].

Die jesuitische Moral fand selbst in der katholischen Kirche nicht ungeteilten Beifall. Sergardi, ein hochangesehener Theologe unter Papst Alexander VIII., gesteht in einem Briefe aus dem Jahre 1687, wie er, der selbst eine unreine Jugend hinter sich habe, beim Lesen des Sanchez (des damaligen berühmtesten jesuitischen Kasuisten) oft errötet sei und mehr Schlechtigkeit aus seinen Büchern eingesogen habe, als er von den schamlosesten Buhlerinnen habe lernen können. Im Vergleich zu ihm seien Nasos (Ovids) ars amatoria, Horaz und Tibull zur Erziehung von Jungfrauen geeignet. Desgleichen hätten Bossius, Leander, Bonacina, Formosinus, Pontius, Diana und die übrigen Moraltheologen mehr Leser verderbt als Amaryllis oder Adonis. Ebenso ständen Sapphos Liebeslieder weit hinter jenen Autoren zurück. Schon Sergardi beklagt es dann weiter, wie sich gerade diese Abschnitte in der Moraltheologie in den Vordergrund drängen und wie derartige Lehrer auf die Schüler einwirken.

Aber diese vereinzelte Stimmen weniger Einsichtsvoller drangen nicht durch. Liguoris „Moral“ gilt auch heute noch. Einen Nachfolger fand er besonders in Joh. Peter Gury[16], der von 1801 bis 1866 lebte. Sein Hauptwerk ist das 1850 zuerst erschienene, seitdem in vielen Auflagen verbreitete „Compendium theologiae moralis“[17], dem 1864 die Casus conscientiae[18] folgten. In seiner Sittenlehre erneuert Gury im Anschluß an Liguori die altjesuitische Kasuistik und den Probabilismus[19].

---

[15] Seine Theologia moralis gab Harringer 1881 in 2. Auflage zu Regensburg in 8 Bänden heraus; vgl. a. Hayn IV, 212/3.

[16] Vgl. A. Keller, Die Moraltheologie des Jesuiten P. Gury, Aarau 1869, 2. A.

[17] Deutsch v. Wesselack, Regensburg 1868.

[18] 8. A., Freiburg i. Br. 1891.

[19] Vgl. Döllinger und Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten in der röm.-kath. Kirche usw., Nördlingen 1889.

Mit dieser kurzen Aufzählung sei das wenig appetitliche Gebiet der „Moraltheologie" verlassen. Ich glaube, gezeigt zu haben, daß sie mit vollem Recht einen Platz in der Geschichte der erotischen Literatur beanspruchen darf.

14. KAPITEL

Erbauungsliteratur und Kirchenlieder

Im Vergleich zu diesen bewußt oder unbewußt in sinnlichen Vorstellungen schwelgenden Kasuisten jesuitischer Prägung mutet die religiöse Erbauungsliteratur noch keusch und natürlich an. Daß auch sie das Eingehen auf intime geschlechtliche Details nicht verschmäht, kann nicht wundernehmen. Derbheit ist ihr zuweilen eigen, von dem Vorwurf der Laszivität kann man sie nicht unbedingt freisprechen. Zur Illustrierung sei eine Probe aus dem „Dreieckicht Spiegel" des Geiler von Kaisersberg gegeben:

Das XI. Kapitel. Von dem 6. Gebot. Du sollst nicht unkeusch Werk vollbringen noch unkeusch leben. Durch dies Gebot wird verboten, bei Poen der Todsünde alle Gesellschaft oder fleischliche Vermischung von Mann und Frau außerhalb des Gesetzes der Ehe. Anders irren sie gegen den Glauben. Es wird auch durch dieses Gebot verboten allen Menschen, sie seien in der Ehe oder ledig, alle unkeusche Anrührung der Geburtsglieder, in der nicht die natürliche Ordnung gehalten wird, so die Natur eingesetzt hat oder die Natur lehrt. Oder wenn nicht recht zusammen gefügt werden die Glieder, von Natur geordnet zur Pflanzung der Frucht" usw.[1]

Einen sichtbaren Wandel schuf hierin zweifellos die Reformation, nicht aber aus sittlichen Erwägungen heraus, sondern durch dogmatische Gründe bewogen. Da die Ohrenbeichte verworfen ward, so entfiel damit auch das detaillierte Eingehen auf jede einzelne Vergehung und demzufolge auch jede geschriebene Anleitung, von jeder Sünde genau zu sprechen und ihr nachzuforschen. Die von dem Protestantismus beeinflußte Erbauungsliteratur hielt sich von Spitzfindigkeiten fern, aber leider nicht allzu lange. War die Sprache der Reformatoren und ihrer unmittelbaren Nachfolger urwüchsig, derb und zuweilen unflätig, stets aber gesund, so gewann die Erbauungsliteratur, kaum hundert Jahre später, durch das Ausmerzen jeder sinnfälligen erotischen Beziehung sehr wenig, denn durch das Süßliche und Schmachtende des Ausdrucks der literarischen Produkte, die aus den Schäferspielen ihre Gesinnung und ihren sprachlichen Charakter entlehnten, wirkten sie eher verlockend als abschreckend. Auch der Pietismus mit seiner falsch verstandenen Verinnerlichung und das stete Vermengen der irdischen mit der himmlischen Liebe war dazu angetan, die Gläubigen in ein sehr bedenkliches erotisches Fahrwasser zu locken. In dem „Geheimnis der göttlichen Sophia" von G. Arnold heißt der dreißigste Spruch des zweiten Buches:

[1] Geffcken, Der Bilderkatechismus, XV. Jahrh., 1855, I, Sp. 43, Beil.

Mein Lieb, mein Schatz, mein Bräut'gam, ich lege mich in deinen Schoß,
Ich dräng mich in dein Herz hinein, du wirst mich nimmer von dir los,
Ich will von dir geschwängert sein, gieb mir das süße Pfand der Ehe,
Daraus ich weiß, daß du mit mir und ich mit dir vermählet stehe.
Was hilft mir süßer Worte Schmuck, was hilft mir ein gemachtes Bild,
Wenn nicht dein Wesen selber mir den ganzen Tempelleib erfüllt?

Wie ausgiebig die Geistlichen dieses willkommene Thema abhandelten, wie beschlagen sie in allen Schlichen und Finessen der „sittenlosen" Weltkinder waren und wie vortrefflich sie selbst in der pornographischen Literatur zu Hause waren, zeigt sich besonders in dem 1724 erschienenen Buche „Das Welt-Kind oder Ein Entwurf Von dem Leben eines Gottlosen etc. durch M. Paul Christian Hilschern, Past. in Alt-Dresden", das Rudeck[2] auszugsweise bringt und das ich hier wegen seiner sinnfälligen Derbheit ebenfalls zitieren möchte:

„... Man heißet solches insgemein Zoten reißen, Tschumper-Lieder singen, unschambare Worte vorbringen, ingleichen mit der Säu-Glocke läuten, garstige Dinge hersagen usw. Solche und dergleichen Sachen nun, da man z. E. die Glieder, welche Gott zur Zeugung, Geburt und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts geordnet, ingleichen die Gemeinschaft Mannes und Weibes mit unflätigen, garstigen, unzüchtigen und wider Ehrbarkeit lauffenden Redens-Arten ausdrücket, davon häßliche Sprichwörter macht und verliebte Bullen-Lieder verfertiget, dieselbigen singet und andern mittheilet, sahe das Welt-Kind als was indifferentes an, davon man nun zwar bey ernsthaften Leuten schweigen könte, wenn aber sonsten eine Compagnie beysammen wäre, die da lustig seyn wolte, hätte man sich auch eben kein Gewissen zu machen, daß man ein Zötchen mit unter mengte.

Da kan man nun leichte dencken, welch ein Unflath das Welt-Kind aus dieser gefasseten Einbildung müsse gewesen seyn. Sein Hertz war wie ein Cloac, und ein recht Teufels-Nest, darinne sonderlich vier böse Geister ihr Wesen hatten: Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Unzucht. Wenn es eine Weibs-Person ansahe, so begehrt er ihrer, und beging in seinen Gedanken die Sünde, welche es im Wercke selber würde gethan haben, wenn es nicht durch gewisse Umstände daran gehindert worden. Es kauffte sich auch die schändlichsten Bilder, und hatte sogar eines dergleichen auf seiner Tobacks-Dose, daß, wenn es den Staub daraus in seine Nase druckte, zugleich auch seine Augen etwas sehen möchten, dadurch das Hertze zur Unzucht gereizet würde. Es nahm sogar an gewissen Speisen und Gestalten des Holtzes eine Gelegenheit, sich allerley garstige Sachen vorzustellen, und selbige damit zu vergleichen. Selbst in der Kirche, und was noch mehr, bey dem heiligen Abendmahl, oder, wenn es vor dem Tauff-Steine Gevatter stunde, fielen ihm allerley unzüchtige Dinge ein, indem es sich von Jugend an auf solche Unfläterey

[2] In seiner „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit", Jena 1897, S. 276 bis 278.

gelegt hatte... Und, daß ich nicht viel Wesens davon mache: Es wünschte sich, daß, weil es doch einmal sterben müste, es sich nur zu Tode huren möchte. O des Schand-Bubens! Und was soll ich von seinen Reden sagen? Man spricht: Wes das Hertze voll ist, des gehet der Mund über. Das traff hier wohl recht ein. Denn wenn es nur das Maul aufthat, so lieff eine Zote mit unter. Auch wenn erbare Leute etwas redeten, so da weder übel klang, noch auch an sich selber was übels war, so machte es darüber eine Auslegung, welche auf Unzucht hinaus lieffe. Und man darff nicht dencken, daß es dabey auch nur die geringste Behutsamkeit gebraucht. Denn seine Unfläterey war so groß, daß es dabei seine eigenen Kinder ärgerte. Es redete in ihrer Gegenwart gantz ungescheut von solchen Dingen, die sie nicht einmal hätten wissen sollen, wenn sie auch schon Ehe-Leute gewesen wären, und lachte drüber, wenn sich dieselben seiner garstigen Reden schämten... Es hatte ein gantzes Buch, das voller Bullen-Lieder stunde, und solche Sachen in sich hielt, welche auch in der Aloysia Sigea, im Amadis, Petronio, Libris aphrodiseos und Elephantidos nicht ärger anzutreffen seyn möchten. Es tantzte niemals, daß es dabey außer den argen Gedancken nicht auch unchristliche Schertze geredet" usw. usw.

Schon den Herrnhutern hatte man den Vorwurf gemacht, daß sie ähnlich wie die Katholiken sich eine zu weitgehende Aufsicht über das eheliche Leben anmaßten. Solche Ungeheuerlichkeiten mußten natürlich Unwillen erregen und den Spott herausfordern. Ebenso konnten viele der Herrnhutschen Lieder nur zum Spott reizen. Ein Dichterling dieser Sekte verstieg sich sogar zu der naturalistischen Schilderung in bezug auf Christus als Seelenbräutigam:

Und was er im Kabinett
Oder in dem Ehebett
Will mit seinem Bräutel machen,
Das sind gar geheime Sachen.

Diese Verse enthalten die gleichen Gedanken wie die gröberen Zitate:

Was ist nun mehr? Mit einem lieben Kinde
Einmal zu Bette gehn? Es ist doch keine Sünde!
Jakob diente sieben Jahr
Um eine Handvoll Jungfernhaar.

Solche Lieder, nach der Melodie der frechsten Gassenhauer gesungen, sollten zur Erbauung dienen. Ein unbefangener Beobachter sieht darin nur den ärgsten Zynismus, der zum Beispiel auch aus nachstehender Strophe spricht:

Er Mann und ich bin Frau,
Schon wirklich ein Erkennen
(nach der Bibel: Er erkannte sie!)
Herr, Jesu, welch ein Brennen!
Welch eine Brunst und Glut!

Zerrädert und zermantschet,
Zergliedert und zerpantschet,
Die Fingerspitzelein
Sind voll Verliebtheitspein[3].

Ein gesundes Gefühl sträubt sich gegen diese heuchlerisch verhüllte Sinnlichkeit, die besser scheinen möchte als sie ist. Auch die Kirchengesangbücher der protestantischen Kirche befleißigen sich eines Tones, der aus lüsternen Vorstellungen seine Nahrung zieht. Aus dem „Verbesserten Porstischen Gesangbuch, hrsg. u. warm empfohlen vom Kgl. Konsistorio der Provinz Brandenburg, Berlin 1864" und aus dem „Alten Dresdener Gesangbuch" (1881, Sorau bei Pittus) lasse ich einige bezeichnende Proben folgen. In dem erstgenannten finden sich folgende schöne Stellen:

Nicht von des Mannes Kraft und Lieb / ach nein,
bloß durch des Geistes Trieb
Empfängt die keusche Jungfrau hier / es wohnt
ein göttlich Heil in ihr.
O Wunder, das kein Mensch versteht,
Daß eine Jungfrau schwanger geht,
Der Leib wird schwer durch Gottes Kraft,
Doch unversehrt der Jungfrauschaft. (Nr. 935.)

Auch der Gedanke an die Hingabe an Jesu ist derart mit sinnlichen Vorstellungen verknüpft, daß für wahre Religiosität kaum noch Raum bleibt. Das Fleisch wird in materiellster Gestalt bis in die Ewigkeit hinein gepflegt, von geistiger Auffassung spüren wir herzlich wenig, wenn der Gläubige in Nr. 10, Vers 4, seiner Sehnsucht Ausdruck geben soll:

Komm, mein Liebster, laß mich schauen,
Wie du bist so wohlgestalt,
Schöner als die schönsten Frauen,
Allzeit lieblich, nimmer alt,
Komm, du Aufenthalt der Siechen,
Komm, du lichter Gnadenschein,
Komm, du süßes Blümelein,
Laß mich deinen Balsam riechen,
Du, mein Leben, komm heran,
Daß ich dich genießen kann.

Bei einer derartigen zwangsweisen Einimpfung erotischer Empfindungen, wodurch der sonst trägen Phantasie erst die rechte Nahrung zugeführt wird, um sie

[3] L. Geiger, Berlin 1688 bis 1840, I, 1893, S. 364; vgl. auch Hayn III, 158 bis 164.

auf Bahnen zu lenken, die mit der Religion auch schon gar nichts zu tun haben, kann von einer Anbetung Gottes „im Geiste und in der Wahrheit" kein Raum sein. Götzendienst mit dem Gotte Phallus wird hier getrieben unter einer harmloseren Bezeichnung.

15. KAPITEL
Die fliegenden Blätter

Als Urahne unserer heutigen Zeitungen können die fliegenden Blätter angesehen werden. „Sie konnten rasch fertiggestellt und sonach dem sensationsgierigen Bedürfnisse der großen Masse in kürzester Zeit gerecht werden. Sie behandelten einen einzelnen oder doch nur eine geringe Anzahl von Stoffen oder auch eine Summe fertiger Handlungen, und zwar nicht in langspurigen Fortsetzungen, sondern in einer die Auffassungskraft und das Gedächtnis nicht belastenden Kürze. Zu dem Text fanden sich meistens ein Bild oder eine Reihe ergänzender Bilder, welche ihm erst die richtige Würze verliehen und auch dem Nichtlesekundigen die Möglichkeit gewährten, der Erzählung mit eigenen Augen zu folgen. Der Preis endlich von wenigen Pfennigen war gegenüber dem der Bücher ein unbeträchtlicher und gestattete auch dem gering Bemittelten die Anschaffung[1]." Vor allem diese Billigkeit, dann auch die leichte Herstellbarkeit und geringes Gewicht verschafften ihnen eine ähnliche Bedeutung in der Nachrichtenübermittlung, in der Auftischung von interessanten Neuigkeiten und im Kampfe der Geister, wie sie heute den Zeitungen zukommt. Das gierige Verlangen nach Schauermären, nach lüsternderben Zoten konnte durch das Einblatt besser befriedigt werden als durch dickleibige Wälzer, zu deren Lektüre dem Mann aus dem Volke im allgemeinen die Zeit fehlte. Hier sprang das Einblatt in die Lücke. Von seiner Bedeutung erhalten wir einen Begriff, wenn wir die vielen in den staatlichen und privaten Sammlungen zerstreuten Drucke einer Musterung unterziehen. Die meisten von ihnen stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, der eigentlichen Blütezeit des Flugblattes. Der Inhalt ist mannigfacher Art: Moritaten, politische Zeitschriften, sonderbare Begebenheiten, wie Erdbeben, Kometen und andere, Hochzeitskarmina und Lieder. Nur selten werden Drucker und Verleger, fast nie wird der Verfasser genannt. Auch Erscheinungsort und Jahr ist selten ersichtlich, denn die Strenge der Justiz und die Furcht vor der Rache der Angegriffenen duldete kein Spiel mit offenen Karten. Von der Ausgelassenheit und mitunter Zügellosigkeit vermögen wir uns heute nur schwer noch einen Begriff zu machen. Vieles und oft das Markanteste fiel der Vernichtung anheim, denn die Sammelleidenschaft war damals noch nicht so ausgebildet wie heute. Für den Tag geschrieben, der Tagesmeinung

[1] W. Heß, Himmels- u. Naturerscheinungen in Einblattdrucken, Leipzig 1911, S. 34.

oder der Augenblicksstimmung Ausdruck gebend, verschwinden sie verhältnismäßig schnell von der Bildfläche.

Nachstehend kann ich lediglich eine kurze Übersicht über das weite Gebiet des fliegenden Blattes geben, soweit es die erotische Seite betrifft.

Die Liebeslieder des Volkes sind mit am zahlreichsten vertreten, von der innigsten Minnepoesie angefangen bis zum zotigsten Gassenhauer. Lieder wie „Es fleugt ein kleynes waldtvögelein der lieben zum Fenster ein — Schürtz dich, Gredlein, schürtz dich — Feins Lieb, ich muß dich meyden, ist all der Klaffer schuldt," scheinen weit verbreitet gewesen und viel gesungen worden zu sein. Die Ehe wird gegenüber dem sittenlosen Lebenswandel rühmlich hervorgehoben: „Ein lied vom Ehestand, Ob ein jungen Gesellen ein weyb sey zunemen, Wie die Weiber jre Männer halten sollen, damit sie lang schön bleiben." Doch werden daneben auch die Leiden des Ehestandes nicht übersehen. Der männliche wie der weibliche Partner kommen in gleicher Weise schlecht weg: Eine junge fraw klagt über ihres Mannes Impotenz[2], Ein hübsch Lied von fünff Frawen, wy sie einander clagen vber jre man[3], Das bös Weib[4], Ein hüpsch news Liedt, wie man den bösen Weibern vnd Meyden die Klappersucht vertreibet[5]. Die Klage über die „Pulerey" in derbhumoristischer Behandlung kehrt stets wieder, wobei es keinen Unterschied macht, ob eine Dorfdirne oder die Königin wegen ihres unzüchtigen Lebenswandels an den Pranger gestellt wird[6]. Natürlich bot auch der Klerus der Satire unerschöpflichen Stoff, und auch die Teufelsbuhlschaft wird von „Augenzeugen" berichtet: „Eine grausame, erschreckliche und wunderbarliche Geschichte oder Zeitung, welche wahrhaftig geschehen ist in diesem 1559 Jahr zu Platten, zwo Meil Weges von Joachimsthal, allda hat ein Schmid ein Tochter, die ist vom bösen Feind, dem Teufel, eingenommen und besessen worden usw." Mit Vorliebe wählte man auch Situationen aus der Bibel, gleichgültig, ob mit oder ohne Moral: Ein hüpsch new Lie von der Frauen Susanne, vom weltlichen Joseph usw.[7].

Daß sich bei persönlichen Invektiven die Angegriffenen manchmal kräftig zur Wehr setzten und nach dem Polizeiknüttel riefen, kann nicht überraschen, und auch an Moralfexen fehlte es nicht, denen die Ungebundenheit dieser Elaborate manchmal ein Dorn im Auge war. „Meist waren es, da der Polizeistock mehr oder weniger versagte, Prediger der beiden Richtungen, welche das deutsche Volk auf die bestehende Gefahr aufmerksam machten und sie von ihm abzuhalten oder abzulenken versuchten. Aber eben das Volk, welches die tiefernsten Vorbehalte eines Abraham a Santa Clara, Andreas Musculus usw. über die allgemeine Sittenlosig-

[2] Hayn VIII, 191.
[3] Hayn VIII, 195.
[4] Hayn VIII, 194.
[5] Hayn VIII, 197.
[6] Hayn VIII, 193 ff.
[7] Vgl. auch Scheible, Das Schaltjahr. 4. Bd., 438.

keit mißachtete, war natürlich erst recht nicht dazu angetan, den Worten des nächstbesten Dieners der Religion über den Unrat der fliegenden Blätter eine Bedeutung... beizulegen[8]. Erst allmählich verlor das Volk den Geschmack daran, da aber streifte das Einblatt seinen selbstsüchtigen Charakter ab und flüchtete in den Volkskalender, der wegen seines alljährlichen Erscheinens nicht die gleiche Wirkung auszulösen vermochte wie die fliegenden Blätter.

16. KAPITEL
Hochzeitskarmina

Das 17. Jahrhundert hatte noch nicht unter der beklagenswerten Teuerung für Druck und Papier zu leiden wie wir unglücklichen Zeitgenossen. Jeder Dichterling sah sich in der Lage, von seinen Geistesprodukten der staunenden Mitwelt Kenntnis zu geben. Davon geben die unzähligen Hochzeitskarmina Zeugnis, die uns noch heute erhalten sind[1]. Die Preußische Staatsbibliothek bewahrt eine ganze Anzahl davon. Literarischen Wert besitzt keins von ihnen, aber für die Kulturgeschichte bedeuten sie eine unerschöpfliche Fundgrube. Die Titel sind der Zeitsitte gemäß überaus weitschweifig, stets mit dem Namen der ehr- und tugendsamen Braut und des würdigen Bräutigams. Nur wenige Seiten umfaßt der Inhalt. Entweder bringt nur ein Freund des Hauses die „dichterische Gabe“ dar, oder mehrere vereinigen sich, um eine Hochzeitszeitung zusammenzustellen. Das meiste ist deutsch, aber mancher Hochgelahrte sucht sein Latein oder Griechisch an den Mann oder an die Frau zu bringen. Selbst Hebräisch findet sich vertreten. Plattdeutsch nimmt sich besonders gut aus. Venus und Kupido werden herbeizitiert, zuweilen auch der ganze Olymp in Bewegung gesetzt. Gutgemeinte Lebensregeln bilden den Hauptinhalt, die Ehegatten sollen sich der Frömmigkeit befleißigen, die Braut soll der Tugend nicht vergessen. Viele enthalten Ratschläge zur Bewahrung des Eheglücks und zur Erzielung von Nachkommenschaft. Ich gebe nachstehend einige Proben: Vor allem:

Adieu, O zarte Jungfrawschafft.

(Einblattdruck, Preußische Staatsbibliothek Yf 6805.)

Als gestern Venus sich mit Weine wohl bewirth
In diesem Hause sich sie gantz vnd gar verirrt
In eine Kammer kam' vnd da so sanffte schlieffe
Biß daß Cupido jr ich weiß warumb nit rieffe.
Als sie die Braut im Bett vnd Breutigam gesehn /
Verwundert sie sich sehr: was muß doch da vorgehn?

[8] Heß, S. 35.
[1] Vgl. Hayn III, 289 bis 309; IV, 106 ff.

Sich bey jhr Eyffer- neid damals bald hat gemänget /
Der in der Liebe sich als in ein Zunder fänget.
Jedoch als sie bedacht, daß diß der Liebe Preiß
Die Gürtel sie alsbald an jhrem Leib abreiß /
Vnd weists dem Breutigam wie er es solte machen /
Der schon erfahren waren (!) in solchen Kinder-sachen:
Drumb fieng sie an vnd sagt / doch nur mit halbem Mund /
Ach / Jungfraw Braut, jtzt gehts! ach in der halben Stund /
Seyd jr selbst ohn euch selbsten / jr spannew heut ein Weib
Wie? wo? was wird geschehen um ewren zarten Leib.
Ihr in Gedanken noch Jungfraw seht dieser Schmauß
Beweist, daß es nun ist mit der Jungfrawschafft auß /
Ihr Dahmn wolt jrs leiden / sie wil noch Jungfraw seyn /
Vnd läßt in jhrem Schoße den Breutgam schlaffen ein.
Ihr gestern-Jungfraw hört / wie war es in der Nacht /
Da jhr wacht / Amor lacht / das zarte Hymen kracht /
Gewiß die Venus selbst / damal war so verliebet
Was Mars bey jhr gemacht / sie hat es auch geübet /
Cupido auch sich schwang in seiner Psyche schoß
Vnd erstlich alle Pfeil umb sich herumb ließ loß /
Wie fieng zu schreißen an die Jungfrawschafft / sich sehnet
Nach sich / vnd doch nit recht / auß lust sich nur bethränet /
Ihr nimmer Jungfraw / jhr / jhr nunmehr-Jungefraw /
Heut habt jhr ha gewacht / was fiel doch für ein Thaw?
Ich denck der Liebesthaw wird euch so fruchtbar machen
Wenn der Mond neunmal voll / jhr werden dreye lachen
Nun liebt / lebt / ringt / gewinnt / spielt auß vnd ein offt lacht /
Wenn das Spiel ist gespielt / erwiesen Liebesmacht /
So wird man sagen denn zu der die da wird siegen /
Es ist geschehen / kaufft / kaufft / Mutter / kaufft die Wiegen.
Ob aber vnterhielt euch fürstlich Jung(E)fraw Braut /
Herr Bräutigam die Nacht / Es doch nur vns vertraut /
Es sol verschwiegen seyn / als wie da Venus lage
Bey Mars / es Phoebus wis' am hellen liechten Tage.
Ach hört doch / hört / wie sich die Jungfrawschafft beklaget /
Vmb daß sie diese Todt nicht lange schon gewaget /
Doch diese Nacht wol weiß / wenn sie es könte sagen /
Was sich bey jhrem Streit vnd Sterben zugetragen /
Ich / schrye die Jungfrawschafft / bin nun des Lebens loß /
Ja wer gab mir doch / Ach! den bitter-süßen Stoß?

Jr Dahmen folgt meim Rath / last euch ja balde weiben /
Vnmüglich ists daß jr diß Jahr könt Jungfrawn bleiben.

Die Jungfrawschafft.

Seltsam genug mutet es an, daß in solchen Hochzeitsgedichten, die doch zum Preise der geschlossenen Ehe gesungen wurden, nicht allzu selten die Frauen, insbesondere die verheirateten, in ziemlich blasphemischer Weise geschmäht werden. In „Die untersuchte Jungfer-Haube. Bey der Schubart- und Barwasserischen Braut-Suppe" (Yz 1761, Nr. 30) heißt es von ihnen:

Heilge sind sie / wenn sie beten,
Engel / wenn sie Pflaster treten.
Teufel / wenn sie sind zu Haus.
Eulen / wenn sie sehn heraus.
Elstern / wenn sie stehn in Thoren /
Da sie doch gar nichts verlohren.
Ziegen / wenn sie nicht allein
In den schönen Gärten seyn.
Und / wenn sie ins Bette kriechen /
Pflegt es niemahls gut zu riechen.

Glümpel Weiberholds Jüngstbeschriebenes warhafftiges Weiber-Lob usw. 1657 (Yz 1761) hebt besonders die Jungfrau zugunsten der verheirateten Frau hervor:

Die Jungfer Brust steht wie reiffende Trauben /
ein Weibchen muß ihre nauff stützen und schrauben /
Die Jungfern seynd knarplich / kernfleischig von Haut
bey Weibern da schlafft es wie welckendes Kraut /
Die Jungfergen tragen im Hertzen noch Feuer /
bey Weibern wird solches je länger je theuer / usw.

Ebenso sind erotische Hochzeitsrätsel (um 1600) üblich, die in scherzhafter, aber oft ziemlich plumper Weise auf eindeutige Lösungen hindeuten, zum Beispiel „Grabschrifft Eines Dings / wers wissen will / der mags errathen."

HJer liget: Fragst du / was? ich kan es dir nit sagen.
Man hat hieher zu Grab / ich weiß nit was / getragen.
Es hatte weder Leib noch Seele / da es war:
War etwas und doch nichts, hat sich selbst manches Jahr
gesehnt nach seinem Tod; ist worden abgebrochen /
wie eine Blum im Feld; doch nein, es war erstochen
allhier auf seinem Grab. Ja / höret Wunderding,
nach seinem Tod es selbst sein Grab zu seyn anfieng.
Und / das noch mehr: Als es den Geist hatt aufgegeben /

da fieng bald etwas an in diesem Grab zu leben:
Das / wenn das Jahr herüm / wird selber aufferstehn /
und lebendig hervor aus seiner Höle gehn.
Man sagt / es hab am Pfal sich lassen gar verbrennen.
Die Asche wieder lebt: Man könd es Fönix nennen.
Man sagts? Ich weiß es nicht. Diß weiß ich / daß es starb /
Und mitten in dem Tod ein Leben doch erwarb.

In der Preußischen Staatsbibliothek sind noch andere köstliche Proben aufbewahrt.

17. KAPITEL

Reformationsliteratur

Der gewaltige, durch die Reformation hervorgerufene Kampf hatte die Leidenschaften in diesen streitsüchtigen Menschen entfesselt, die sich austoben mußten. In erster Linie wurde der Papst und die Geistlichkeit in Pasquillen, Spottliedern und Schmähschriften in ihrer sittlichen Entartung, Unzucht, Geldgier, Unmäßigkeit und Dummheit dem Volke zur Schau gestellt. Auf sie entlud sich in solchen Schriften alles, was sich in Jahrhunderten an Haß und Erbitterung zusammengedrängt hatte. Die Geistlichkeit und die Anhänger aus ihrem Lager setzten sich natürlich mit allen Mitteln zur Wehr und vergalten Gleiches mit Gleichem. Ungezählte Spott- und Schmähgedichte sind uns erhalten, deren pöbelhafte Unmanier, Gemeinheit und Obszönität alles Maß übersteigt. Kein Reichstag vergeht auch, der nicht ein strenges Verbot gegen die „libri famosi, die Schand- oder Schmähschriften, schmähliche Bücher, Schrifften, Gemählde und Gemächte" bringt[1]. Luther selbst, der sein und seiner Genossen geistliche Lieder den „Buhlliedern und fleischlichen Gesängen" entgegenstellt, hatte in seiner derben Manier den Auftakt gegeben. In seiner Schrift: Wider Hans Wurst[2] gibt er Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel den Rat: „Du solltest nicht eher ein Buch schreiben, du hättest denn ein Fortz von einer alten Sau gehöret, da solltest du dein Maul gegen aufsperren und sagen: Dank habe, du schöne Nachtigall, da höre ich einen Text, der ist für mich."

Wohl mit die schärfste Waffe gegen den verlotterten Klerus bilden die vernichtenden Keulenschläge, die in den *Epistolae virorum obscurorum* auf die Häupter der in Unwissenheit und Laster versunkenen Mönche und Geistlichen niederschmetterten. Sie erschienen in drei Büchern, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen

[1] Vgl. die Reichspreßverordnungen bei Kapp, Gesch. d. deutschen Buchhandels, Leipzig 1885, S. 775 bis 785.
[2] Kürschners Nationalliteratur, Bd. 15, S. 201.

Orten und unter verschiedenen Titeln: das erste Buch 1515, angeblich zu Venedig bei Minutius (im Gegensatz zu Manutius, dem bekannten Buchhändler), wahrscheinlich aber zu Hagenau bei W. Angst; das zweite bei Fröben in Basel 1517. Das dritte Buch ist wohl ein späterer Zusatz und reicht an Witz, Originalität und Treffsicherheit an die beiden ersten Teile nicht heran[3]. Die Vorgeschichte des Buches ist folgende: „Ein getaufter Jude, Johannes Pfefferkorn, suchte aus Rache gegen seine früheren Glaubensgenossen, die ihm seinen Abfall vom Glauben übel vermerkten, vom Kaiser Maximilian I. ein Mandat zur Vernichtung aller jüdischen Bücher mit Ausnahme der Bibel zu erwirken. Johannes Reuchlin, vom Kaiser um ein Gutachten angegangen, sprach sich maßvoll, aber entschieden gegen das Verlangen des abtrünnigen Juden aus. Pfefferkorn und die mit ihm verbündeten Dominikaner, deren ganz besonderen Schutz er genoß, spien nun Gift und Galle gegen den Gelehrten, der sich vermaß, ihre aus Profitgier und Pogromstimmung heraus gefaßten Pläne zu durchkreuzen. Sie wußten ihren Schützling zu bestimmen, ein Pamphlet gegen Reuchlin herauszugeben, und dies, ‚Handspiegel' betitelt, erschien 1511 im Druck. Es enthielt die gröbsten Angriffe gegen Reuchlins Lehren und bezichtigte ihn der schwersten Irrtümer. Der gekränkte Gelehrte entschloß sich endlich zur Herausgabe einer Gegenschrift, des ‚Augenspiegels', worin er die Angriffe in durchaus würdevoller Weise zurückwies. Aber die Kölner Theologen und Dominikaner ließen nicht locker, und obwohl Reuchlin an Papst Leo X. appellierte, der eine Untersuchung der Angelegenheit anordnete, wußten jene doch die Entscheidung über Jahr und Tag hinzuziehen und das Verbot des ‚Augenspiegels' durch die zu ihrer Gefolgschaft zählenden theologischen Fakultäten der Universitäten zu erwirken. Reuchlin sah ein, daß er gegen die Menge seiner Widersacher nichts ausrichtete, und schwieg. Da aber erstanden ihm unerwartet Helfer von Freundesseite. Es erschienen die Epistolae virorum obscurorum, welche wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel auf die nichtsahnenden Römlinge niederschmetterten. Sie sind angeblich von Anhängern des alten Systems an einen gewissen Magister Ortuin Gratius, Professor an der scholastischen Philosophie in Köln, einen der Hauptgegner Reuchlins, gerichtet und enthüllen in miserablem Küchenlatein die ganze Unwissenheit und Verderbtheit der Verfasser. Entsprechend der Form ist auch der Inhalt der Briefe." Die Schreiber unterhalten sich vorzugsweise über Essen und Trinken, namentlich über solche Genüsse, wie sie ihrer groben Sinnlichkeit beim Umgange mit dem anderen Geschlecht zuteil wurden. Nicht minder als die Üppigkeit der geistlichen Herren wird ihr Hochmutsdünkel gegeißelt. Bei alledem ist und bleibt jedoch der Kampf zwischen Reuchlin und den Humanisten auf der einen und den Scholastikern und Pfaffen auf der

[3] Die neueste Ausgabe stammt von E. Böcking, Leipzig 1869, in 2 Bänden, Gr.-8°, mit ausführlichem Kommentar und vollständiger Literatur; eine deutsche Übersetzung gab heraus Dr. Wilhelm Binder, Briefe von Dunkelmännern, Gera, o. J., etwa 1900.

andern Seite immer der Hauptgegenstand dieser brieflichen Korrespondenz[4]. Das Lächerlichste bei der ganzen Sache aber war, daß ein Teil der Mönche die fingierte Korrespondenz als echt und im Interesse der Mönche geschehen ansah, bis sie durch das Wutgeschrei der Verständigeren unter ihnen eines Besseren belehrt wurden und nun in das Rachegeheul mit einstimmten[5].

Über die Urheberschaft ist man sich lange im unklaren geblieben. Jetzt neigt man zu der Überzeugung, daß Ulrich von Hutten, Franz von Sickingen und deren Freunde sie verfaßt haben. Reuchlin und Erasmus von Rotterdam scheinen unbeteiligt zu sein und haben die Autorschaft auch entschieden in Abrede gestellt.

Im folgenden sei eine Probe aus den „Epistolae virorum obscurorum" wiedergegeben, um den Ton, der in den Briefen herrscht, etwas zu veranschaulichen:

„Ich habe vernommen, was mich eben nicht so sehr schmerzte, daß Ihr die Magd des Buchdruckers Quendel (mit Ehren zu melden) gespickt und ihr ein Kind gemacht habt, und da es wahr sei, habe er ihr den Abschied gegeben und wolle sie nicht mehr im Hause leiden. Sie habe jetzt eine eigene Wohnung und stelle alte Röcke wieder neu her. Ich bitte euch bei der großen Liebe, die wir immer einer zu dem andern hatten, schreibet mir doch, ob es sich so verhält, oder nicht, denn längst hätte ich sie schon gerne hergenommen, doch wollte ich es nicht tun, aus Furcht, sie wäre noch eine keusche Jungfrau. Wenn es aber wirklich so ist, daß ihr es getan habt, dann wollen wir, wenn ihr nichts dagegen habt, auf gemeinschaftliche Rechnung spicken, ich heute und ihr morgen, weil das Würdigere den Vorrang hat, ich Doktor und ihr Magister. Doch sage ich das ohne Geringschätzung. Und so wollen wir denn das im Geheimen für uns bewahren und sie samt dem Kinde auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten. Ich weiß, sie wird damit zufrieden sein, und auch das weiß ich, daß ich, wenn ich sie schon lange gespickt, dieses Leiden nicht hätte. Indessen hoffe ich, wenn ich nun daran gehe, meine Nieren zu reinigen, daß ich wieder gesund werde. Und hiermit lebet wohl[6]."

Auch die Streitfrage, ob ein Jude nach der Taufe das Präputium wiedererlange, wird erörtert. Die einen sagen „Nein". Einige behaupten, „aus den Beweisgründen jener Theologen lasse sich kein regelrechter Schluß ziehen, sonst würde ... folgen, daß jene Christen, welche wegen ihrer Ausschweifung einen Teil von ihrem Gliede verloren haben, wie dies oft bei weltlichen und geistlichen Personen der Fall ist, beim jüngsten Gericht auch für Juden gehalten würden. Allein dies zu behaupten ist ketzerisch, und unsere Magister, als Inquisitoren der ketzerischen Verkehrtheit, geben es keineswegs zu, weil sie selbst an jenem Teile mangelhaft sind. Allein dies kommt bei ihnen nicht von den Huren her, sondern wann sie sich in den Bädern nicht gehörig in acht nehmen. Daher bitte ich Ew. Herrlichkeit

[4] Binder, S. XI.
[5] Vgl. D. F. Strauß, Ulrich v. Hutten. Leipzig 1858, 1. Teil, S. 245 bis 247.
[6] Binder, S. 102.

untertänig und ehrerbietigst, Ihr wollet durch Entscheidung die Wahrheit der Sache feststellen und die Frau des Johannes Pfefferkorn fragen, mit der Ihr ja gut steht, und sie wird keinen Anstand nehmen, vor euch alles, was ihr wollet, zu sagen, wegen des freundschaftlichen Umgangs, den ihr mit ihrem Manne pfleget. Ich höre auch, ihr seid ihr Beichtvater, deshalb könnet ihr sie zwingen unter der Strafe des heiligen Gehorsams. Saget nur: ‚Meine Frau, ihr braucht euch nicht zu scheuen, ich weiß, daß ihr eine ehrenwerte Person seid, wie es nur eine in Köln gibt. Ich verlange nichts Unanständiges von euch. Aber teilet mir die Wahrheit der Sache offen mit: Hat eurer Ehegatte eine Vorhaut oder nicht? saget es keck heraus, ohne Scheu, bei der Liebe Gottes, was schweiget ihr?' Jedoch will ich euch nicht belehren, ihr wisset besser, wie ihr euch mit den Weibern verhalten sollt, als ich."

Dieser Druck erzeugte natürlich Gegendruck, und so ging man denn auch den Reformatoren selbst zu Leibe, besonders Luther. Die Schmähungen, die gegen ihn gerichtet wurden, beschäftigten sich hauptsächlich mit seiner Ehe. Schon 1528 hatten zwei Leipziger Magister, Thomas von der Heiden (Miricianus) und Johann Hasenberg, gedruckte Schmähschriften in Prosa und Versen veröffentlicht, die der letztere durch eigene Boten Luther ins Haus sandte[7]. Das stärkste Pamphlet dieser Zeit ist die von Lemnius Lucii Pisaei Juvenalis *Monachopornomachia.* Datum ex Achaia Olympiade nona[8]. Das Drama ist ein Gemisch unzüchtiger Gespräche. Im ersten Akt treten der Reihe nach auf: Die Liebesgötter, der Türhüter Luthers, Luther selbst, Venus und am Schluß ein Chor babylonischer und zyprischer Freudenmädchen, die den Reformator in einem wüsten Festgesang feiern. Im zweiten Akt erscheint der Gott der unerlaubten Ehen, dann Käthe und Dr. Jonas. Den Schluß macht ein sehr mutwilliger Hochzeitsgesang der Nonne Käthe. Im dritten Akt treten Jutta, Spalatins Frau, Elsa, die Frau des Jonas, ein Liebhaber, eine Magd usw. auf, und ein Chor höchst unzüchtiger babylonischer Freudenmädchen beschließt das Ganze. Die Gespräche, welche die Reformatoren über ihre Frauen und umgekehrt die Frauen über ihre Männer und ihr eheliches Leben führen, sind grundgemein. Auch im folgenden Jahrhundert flaut die antilutherische Literatur nicht ab. Käthe wird als Bordelldirne dargestellt, wie zum Beispiel aus „Naenia Luthero-Bornea aeternum resonans, das ist ewig wiederschallendes Klag-Geschrey und Trauerecho des fünfften Affengelisten Martini Luderi und Catherina von Born seines weiland gewesenen Kebsweibes" 1714 hervorgeht. Ein Zeitgenosse urteilt darüber: „Der ganze Vortrag besteht aus vielen ungereimten teutschen Reimen, und einem ertzgroben Comödianten-Auffzug." Von

[7] Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dram. Literatur d. 16. Jahrh., Halle 1886, S. 189; vgl. a. a. O. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, Hannover 1856.

[8] Neu herausgegeben S. Lemnius Monomachopornomachia, Mönchshurenkrieg usw. von Dr. G. Vorberg, München 1910.

Catharina heißt es, sie sei eine „verloffene Closter-Stuten“, Luther ist „der verhurte Fleischbengel[9]“. Aus diesen kurzen Andeutungen kann man sich ein Bild von dem herrschenden Ton machen.

18. KAPITEL

Studenten, Studentenlyrik und Volkslied

Die Scholarenpoesie zeigt schon ganz die Frische, den Jubel, den Übermut, den Sinn im Unsinn und die Freude an handgreiflicher Derbheit in rebus naturalibus, wie sie noch heute ein Bestandteil der echten deutschen Studentenkneipe bildet. Die Scholaren des zwölften Jahrhunderts sind in ihren Liedern von einer Zartheit und gleichzeitig von einer Urwüchsigkeit, wie sie kaum jemals wieder in dieser sonderbaren Mischung in der Weltpoesie anzutreffen sein dürfte. Sie lebten wüst, aber sie sagten es frei heraus. Ihre Fröhlichkeit, ihr unbesorgtes Leben in den Tag hinein sichert ihnen auch das Wohlgefallen der Mädchen:

Exit diluculo
Rustica puella.
Veni mecum ludere.
Clerus scit diligere
Virginem plus milite.

oder

Nun hab ich lern declinirn Puella, die da thut verführn,
Rüfft und winckt mit den äugelein,
Das mag der vocativus sein.
Kompt man denn zu ihnen zum Spiel,
Was aug sieht, die Hand haben will,
Das ist casus ablativus.
Macht das bey mir ist kein Nummus.
Sind sie willig mit ihrem Leib,
Das man das Spiel (Aus und Ein) treib,
Und geben einem Venus Haar,
Welche ich nenne Dativum zwar,
So folgt ein Genitivus drauß,
Bringen einem ein Kind zu hauß.
Da muß einer thun schwere buß,
Folgt drauff ein Accusativus.
Klagen bald an zu Halß und Bauch.

[9] Vgl. Hayn I, 414 bis 416.

Und nennen einen Vater auch,
Das ist der Nominativus.

Charakteristisch ist diesen Liedern auch die häufige Mischung von lateinischen und deutschen Versen, zum Beispiel:

Er greif mir an den wizen lip,
non absque timore,
Er sprach: ich mache dich ein wip,
dulcis es cum ore,
Er warf mir up daz hemdelein
corpore detecta,
Er rante mir in daz burgelin
cuspide erecta.
Er nam den chocher unde den bogen,
bene venabatur
Der selbe hete mich betrogen
ludus compleatur [1].

Ihrer Offenherzigkeit widerstrebte auch der grelle, in tausend Angelegenheiten zutage tretende Widerspruch zwischen der Heiligkeit, welche die Diener der Kirche für sich in Anspruch nahmen, und der Unheiligkeit ihres Handelns. An diesen scheinheiligen Konkurrenten hörten die pauperes scholares nicht auf, Rache zu nehmen [2]. Die Hälfte aller Vagantenlieder gehört der erotischen Poesie an. Bald sind sie zart, schmelzend und schmachten voller Sehnsucht die Geliebte an, bald verherrlichen und besingen sie den Liebesgenuß in drastischer Weise. Die Derbheit ist ungewollt, ungesucht und entspricht ganz dem gesunden Naturell der fahrenden Scholaren, dem der physische Genuß der Liebe die größte Wonne gewährt. Neben dieser erbaulichen Seite findet sich aber auch die Verherrlichung der mannmännlichen Liebe als Konsequenz der von dem Kleriker geforderten Keuschheit [3].

Hier sei noch auf die *studentische Mischpoesie* eingegangen. Sie nahm ihren Ursprung in den Kreisen der Vaganten, denen das Lateinische ebenso geläufig war wie ihre Muttersprache. Für unsere heutige Auffassung hat diese Vermengung zweier Sprachen etwas Geschmackloses. Diesen fahrenden Klerikern war sie gewiß natürlich. Gingen diese Poesien anfangs über die der Liebeslyrik gesteckten Grenzen

[1] J. A. Schmeller, Carmina burana, Bibl. d. Lit. Vereins in Stuttgart, 16. Bd., 1847.

[2] Vgl. Georg Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten, Stuttgart 1888, I, S. 153.

[3] Ausgaben: Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder, Görlitz 1870; M. Hertz, Spielmannsbuch, Stuttgart 1886; ferner Holm Süßmilch, Die lateinische Vagantenpoesie des 12. u. 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung, Phil. Leipz. Diss. 1917, wo sich eine erschöpfende Quellenzusammenstellung findet; K. Mischke gab in einem als Manuskript gedruckten Nachtrag zu den „Carmina burana“ (Berlin, Letto 1893) die wegen ihrer Anstößigkeit unterdrückten Gedichte heraus.

nicht hinaus, so artete mit der zunehmenden Schwelgerei und Liederlichkeit diese poetische Form zu einem lüsterne Begierden befriedigenden Genußmittel aus. Stellen aus der Vulgata, den Psalmen und den Breviergebeten werden zur Befriedigung der erotischen Laune in diese Lieder mit hineinverwebt und zu unzüchtigen Vorstellungen in Beziehung gesetzt, wie zum Beispiel in dem Liede vom „Bruder Conrad“.

1. Deus in auditorium meum intende!
   sprach ein hupsches nunnelein, das was behende,
   venite et venite!
   es ist bruder Conrat, sie sprach: silete!

2. Miserere mei deus zu aller zit!
   wer ist der an minem bette lit?
   venite, exultemus!
   liebe swester, stemus et oremus!

3. Inclinate capita vestra!
   es geschah in der fasten. flectamus genua!
   do sprach bruder Conrat: levate!
   wir wollen rügen, sie sprach: non cessate!

4. Do sungen si die metten bis man die prime hubet an,
   Er las ihr quicunque vult bis man die tercie began.
   Er las ihr den de profundis,
   liebe swester, habe dir das cum iocundis!

5. Domine probasti me! wie gefall ich dir?
   An cognovisti me in sieben stunden zwir.
   do sprach sich die schöne us nöten:
   dilaceratio tua, domine, die wil mich töten.

6. Do sungen sie die messe teribilis
   la re fa ut in excelsis
   bis an das graduale
   liebe swester, habe dir das zu diesem male!

7. Mirabilia testimonia tua, domine,
   lieber bruder Conrat, singe mir der nonen me!
   gressus meos dirige!
   nach dinem willen volo vivere.

8. Sede a dextris meis, bruder Conrat,
   er greif sie da mitten zu dem bette drat,
   lectatus sum in te
   dinem willen semper intelligere.

9. Recordare mei dum steteris!
   ich han dir dicke vil dienst getan in der tenebris,
   In sinspectu tuo bi der trüwe din,
   Ich bit dich daß du gedenkest min!

10. Pater me confiteor, nechtent was ich fro
    mit unserem bruder Conrat, der orden stunt also,
    iuventutem meam
    hat er wol befunden, eum diligam.

11. Misereatur mei, liebes swesterlin,
    Ich enkan nümme gehelfen, das bringet mir große pin,
    parce servo tuo,
    suche ein andern jungen, der dich mach froh [4].

Je mehr das sittenlose Leben überhandnahm, erhoben sich Stimmen von Tugendlehrern, die mit Schmerzen den Verfall der Kirche sahen und zur Umkehr mahnten. Sie gedachten den Feind mit der eigenen Waffe zu schlagen, indem sie den unsittlichen Kleriker nackt und bloß in seinem lüsternen Behagen hinstellten. Allein sie übertrafen dabei zuweilen ihre Vorbilder [5]. Im 17. Jahrhundert kam diese lateinische Mischpoesie außer Übung, und im 18. gehört sie bereits zu den Kuriositäten.

Nach der Volkspoesie der Vaganten, deren Lieder sich großer Beliebtheit erfreuten, hat sich aus den nächsten Jahrhunderten wenig bis in unsere Zeit gerettet, was jedoch nicht gleichbedeutend ist mit Unfruchtbarkeit. Ganz im Gegenteil. Viele dieser Gedichte wurden auch nur in Einblattdrucken verbreitet und fanden keine Aufnahme in Sammlungen. Auch verbot es sich von selbst, durch den Druck stark erotisch gefärbter Gedichte sich Unannehmlichkeiten auszusetzen. Sie vererbten sich von Mund zu Mund, wobei viel verloren, manches verstümmelt oder abgeschwächt wurde [6]. Nur wenige Sammlungen wären zu nennen. Vor allem das „Liederbuch der Clara Hätzlerin [7]", in dem der erotische Ideenkreis, das sexuelle Empfinden und Begehren des ganzen 15. und 16. Jahrhunderts sich widerspiegelt. Die Hätzlerin, eine Augsburger Nonne, schrieb die Sammlung 1470 oder 1471 nieder und fügte wohl aus eigenem 119 zweizeilige epigrammatische Denksprüche hinzu, die größtenteils sehr anstößig sind, was um so mehr befremdet, als eine Nonne die Verfasserin ist. Die Verse:

Mich erfräet ir mündlin rot,
Recht als ain scheyhzhus in großer not

---

[4] Hoffmann v. Fallersleben, In dulci jubilo, Hannover 1854, S. 74 bis 75.
[5] Vgl. derselbe S. 92.
[6] Vgl. Hayn VII, 470 bis 476.
[7] Herausgegeben von Karl Haltaus, Quedlinburg u. Leipzig 1840.

oder

Mein lieb ist in dem arsz schwarz
Das davor hangt, yst zech und harz

reimen sich schlecht zu unserer Vorstellung von der züchtiglichen und ehrbaren Klosterfrau. Auch ihr Register von dem weiblichen Schönheitsideal verrät ein sinnenfrohes Naturell:

Ain haubt von Behmer land,
zway weiße ärmlin von Prafand,
Ain Brust vm Schwaben her,
Von Kernten zway tüttlin, ragend als ain sper,
Ain pauch von Österreich,
Der wär schlecht vnd geleich,
Vnd ain Ars von pollandt,
Auch ein Bayrisch f daran,
Vnd zway fuszlen vm den Rein:
Das möcht ain schöne fraw gesein. (Nr. 7.)

Für das 17. Jahrhundert kommt in der Hauptsache das Studentenliederbuch von *Clodius* in Betracht. Die Handschrift befindet sich in der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin mit der Signatur Ms. germ. 8°, 231 und hat auf der Vorderseite des Titelblattes C:C:N:M:Hymnorum Studiosorum Pars Prima. Denuo collecta a qvodam Philomuso, eoque Anonym (griech.) aut Dysonymo (griech.) Anno 1669 die 29 Novembris Lipsiae Impensis ejusdem. Diese Handschrift enthält 109 Lieder, und zwar neben harmlosen Volks- und Liebesliedern eine ganze Anzahl derb erotischer sowie unflätiger Gedichte, alles mit Singnoten[8].

Im 18. Jahrhundert findet sich, abgesehen von Kindlebens Studentenliedern[9] manche erotische Liedchen, die durch ihren geringen Umfang und Preis sich hauptsächlich an das unbemittelte Volk wenden und dort auch wohl viele Abnehmer fanden. Das beweist die große Zahl der uns erhaltenen Drucke, von denen die Preußische Staatsbibliothek eine ansehnliche Sammlung besitzt, zum Beispiel:

Gantz neu entsprossene Liebes Rosen, Worinnen Viele neue Liebes Arien und angenehme Weltliche Lieder zu finden, welche ohne Aergerniß können gesungen werden. 1747. — Neuvermehrte Lust-Rose, allen lustigen Gemüthern zum Zeitvertreib zusammengetragen. Gedruckt in diesem Jahr (Stand-Nr. Yd 5171). Unter der Standort-Bezeichnung Yd 7901 ff. ist eine ganze stattliche Anzahl derartiger Liedersammlungen vereinigt. Daß viele stark erotisch gewürzte Lieder im Umlauf waren, geht auch aus dem Titel folgender Sammlung hervor, dessen Kompilator

[8] Ausführlich berichtet über diese Sammlung Wilhelm Niessen in der Vierteljahrsschrift für die Musikwissenschaft, 7. Jhrg. 1891, S. 579 bis 658.
[9] Hayn III, 559

besonders auf das Fehlen erotischer Lieder stolz zu sein scheint: Tugendhaffter Jungfrauen und Junggesellen Zeit-Vertreiber, das ist: Neu-vermehrte u. von allen Fantastischen groben unflätigen und ungeschickten Liedern gereinigtes, Weltliches Lieder-Büchlein usw.

Alle diese Kompilationen, so züchtiglich und ehrbarlich sie sich auch geben mögen, gefallen sich in der Ausmalung erotischer Freuden, obwohl dieses Thema nicht den Hauptteil einnimmt. An Qualität werden sie jedoch insgesamt übertroffen durch die *Crailsheimsche* Liedersammlung, die in der Preußischen Staatsbibliothek unter Ms. germ. 4° 722 aufbewahrt wird. Sie enthält 589 Seiten und 7 Blätter Register. Ihren Namen führt sie von Albert Ernst Friedrich von Crailsheim (1727—1794), der sie 1747—1749 zusammenstellte und dann seinem Töchterchen Christiane Wilhelmine (geb. 1761) schenkte, als sie kaum 14 Jahre alt war[10]. Auf der Innenseite des vorderen Deckelblattes hat die muntere Besitzerin eingetragen: ,,Dieses Buch gehört der Freulein / Christiane / Wilhelmine / Caroline / Louisa, Barone de Crailsheim, Anno... zu Rügland / Welches mir mein Bapa / zu einem Bresend gemacht / Also keiner unterstehe sich mir / solches zu nemen.“ Außer drei französischen und vier lateinischen Stücken finden sich nur hochdeutsche Lieder darin. Den Hauptanteil bilden die erotischen Gesänge. Dieses eine Gebiet aber ist nach allen Seiten so gründlich erschöpft, der Göttin Aphrodite, sowohl der Urania wie der Pandemos, ist auf so mannigfache Weise gehuldigt, die Beziehungen der Geschlechter in und außer der Ehe, die geistigen und die sinnlichen, die reinen und zarten wie die schmutzigen und rohen sind so vielseitig besungen, daß man die Handschrift ein erotisches Brevier oder einen Katechismus der Buhlkunst nennen könnte[11]. Befremdend erscheint es uns, daß diese Sammlung von dem Freiherrn seiner kaum mannbaren Tochter zum Geschenk gemacht werden konnte. Freilich hielt diese die Gabe in hohen Ehren und war eine verständnisvolle Leserin, wie ihre eingehenden Randbemerkungen beweisen.

Andere Handschriften aus dieser Zeit (mit Ausnahme der der Frau von Holleben) sind bisher nicht bekanntgeworden. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts kommt eine Handschrift in Betracht, die indessen von geringerer Bedeutung ist: Burschen-Lieder von Ernst Theodor Heinrich Melzer stud. jur. utriusque gesammelt zu Wittenberg MDCCCVIII (Ms. germ. 8° 204). Auch sie bringt manches erotische Lied, wenngleich ihre Stärke in der Beibringung von zeitgenössischen Studentenliedern liegt.

Diese erotischen Volks- und Studentenlieder sind natürlich keine vereinzelten Erscheinungen, nicht auf ein Jahrhundert, auf ein Volk beschränkt. Jeder, der die studentischen Stammbücher eingesehen oder in das heutige Studentenleben Ein-

[10] Artur Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklass. Zeit, Berlin 1899, behandelt diese Handschrift eingehend, wagt es aber, sie nur auszugsweise zu drucken.
[11] Kopp, S. 25.

blick genommen hat, weiß zur Genüge, daß das derb-erotische Lied auch heute noch nicht ausgestorben ist, daß es im Gegenteil blüht und gedeiht[12]. Wer kennt nicht die unzähligen Verse von der „Wirtin an der Lahn"! Sie reizen zur Nachahmung, und jeder neue Improvisator sucht den Herrn Vorredner an Ungeheuerlichkeit der Erfindung zu übertreffen. Hunderte von ihnen sind derart frei, daß sie kaum noch übertroffen werden können. Man durchblättere nur die neunzehn Bände und die sieben Beibände der von Friedrich S. Krauß herausgegebenen „Anthropophytheia", um einen Begriff von dem erotischen Volksliederschatz der Deutschen zu erhalten. 1860 hatte Hoffmann von Fallersleben eine Monographie unter dem Titel „Futilitates Germaniae" herausgegeben, worin nach den damals noch sehr lückenhaften Quellen der weibliche Geschlechtsteil im Lied, Sprichwort und Rätsel des deutschen Bauernvolkes behandelt wurde. Diesen Titel nahmen neuerdings zwei Österreicher, E. K. Blüml und Josef Polsterer, als Aushängeschild für ihre „Futilitates, Beiträge zur volkskundlichen Erotik", in denen sie außer Schwänken und Bauernerzählungen aus Niederösterreich deutsche Volkslieder der letzten Jahrhunderte beibrachten und in Band 3 die erotischen Gedichte aus den bereits besprochenen Liederhandschriften des Studenten Clodius und des Fräuleins Crailsheim veröffentlichten. Polsterer glaubte überdies, in Band 4 noch erotische, von Soldaten gesungene Lieder veröffentlichen zu können, allein er brachte nur einen Auszug aus den vier Jahrgängen der von Saphir in Wien in den Jahren 1830 bis 1836 herausgegebenen „Sauglocken", die in vielen tausenden Exemplaren im Druck oder handschriftlich verbreitet sind. Auch Hans Ostwald hat „Erotische Volkslieder aus Deutschland" (Berlin 1910) gesammelt, die in ihrer Urwüchsigkeit von dem gesunden Triebleben unseres Volkes Zeugnis ablegen[13].

[12] Vgl. Robert u. Richard Keil, Die dtsch. Stammbücher d. 16. bis 19. Jahrhunderts, 1893.
[13] Im übrigen verweise ich nur auf die bekannten Sammlungen von v. Liliencron, v. Erlach und Kerner sowie Hayn VIII, 146 bis 189.

B. NEUZEIT BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT

1. KAPITEL

Die galante Literatur

Unter galanter Literatur versteht man heute jene Art schriftstellerischer Werke, die, ohne eigentlich obszön zu sein, dennoch die Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander in einer dem allgemeinen Moralkodex widerstreitenden Weise zu intim behandeln.

Seine literarische Bedeutung verdankt die Bezeichnung „galant" der zweiten schlesischen Dichterschule. Seit dem Erscheinen der Neukirchschen Sammlung (siehe unten), der Gedichte Hofmannswaldaus und anderer Deutschen, also seit 1695, gibt es fast keine Gedichtsammlung, die nicht eine Rubrik „galante Gedichte" aufweist, und diese Bezeichnung erhielt sich bis in das 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, wo sie dann durch andere Modeworte, wie „moralisch" oder das bei den Anakreontikern beliebte „zärtlich" abgelöst ward[1]. Wenn das Wort zunächst mit „artig" sich übersetzen ließ und ungefähr das bezeichnete, was die Franzosen unter *savoir vivre* verstehen, erhielt es seine anrüchige Bedeutung mit dem Aufkommen der ungezählten Liebesromane, die durchweg erotische Abenteuer behandelten. Was die Lyrik anbelangt, so gehörte zu den wesentlichen Kriterien der galanten Gedichte der bestimmte Stoffkreis, die Tendenz, der epigrammatische Charakter und die witzige Pointe. Sie waren also mehr Kunstprodukt. Von den „verliebten Gedichten" unterschieden sie sich dadurch, daß in diesen mehr das Gefühl, dort mehr die Reflexion zum Durchbruch kam. Die galante Dichtung verdrängte die Schäferdichtung, die sich bis zum Erscheinen der Astrée des d'Urfé (1610) zurückverfolgen läßt. Sie war teilweise auch frauenfeindlich gewesen, während die galante Literatur sich in verehrungsvollen Verbeugungen vor der geliebten Dame erschöpft, doch wohlverstanden vor der gesellschaftlich gleichstehenden, denn die Liebe zu einem Mädchen aus niederem Stande galt als verpönt. Das Schmachten der galanten Dichter setzt aber die Unempfindlichkeit der Frau hinsichtlich der Liebe voraus. Sie wird als stolz, zurückhaltend, spröde, grausam geschildert. Der Liebende ist der Sklave der Geliebten, deren Süßigkeit eingehend gepriesen wird. Nur der Grad der Wirkung der Ausstrahlung der weiblichen Reize auf die Sinne des Mannes war maßgebend für das Parisurteil: Welchem Weibe gebührt der Apfel? Nur vom Standpunkte des Genießers aus wurde die Frau bewertet. Da sich aber eine solche Fülle und Vollständigkeit der Attribute weiblicher Schönheit nicht in einer einzelnen Person vereinigt findet, konstruierte sich die Phantasie des Dichters ein Kompositum aus den zur Zeit begehrtesten Reizen. Es

[1] Frhr. v. Waldberg, Die galante Lyrik, Straßburg 1885, S. 3.

handelt sich in den Gedichten und Romanen der Zeit also fast immer um imaginäre Heldinnen mit Phantasienamen, wie Chloe, Lesbia, Cypria, Phyllis, Röschen usw.

Der sinnliche Reiz der Geliebten wurde besungen in mannigfachen Formen und Umschreibungen. Kein Körperteil kam zu kurz.

Die verständigsten der Dichter natürlich kamen immer wieder auf die Schönheit der Schenkel oder der Lenden zurück.

Die Frauenschenkel sind „die stolzen Säulen, die den Tempel der Liebe tragen", „die Fesseln der Wollust", „die wonnigen Klammern der Glückseligkeit", „Schenkel wie Schnee, wie Atlas so glatt".

Der zu seinem größten Schaden
Einst Dianen sah sich baden,
Diesem wär's vielleicht geglückt,
Röschens Schenkel so zu zeichnen,
Daß sie nicht den Reiz verleugnen,
Womit sie Natur geschmückt!
Schau, den Wonnerausch zu mehren,
Schenkel, die so glatt und zart,
Nicht zu schönern Hemisphären
Anadyomene paart.

Aber selbst bei den Füßen, den Waden und den Schenkeln auch machte die alles ergründende Kunstliebe der Poeten nicht halt. Mit immer neuen klingenden Akkorden priesen sie das Lob der Reize, von denen sie besser geschwiegen hätten. Sie machten auch bei der Schilderung der Schönheit aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Wes das Herz voll war, des ging der Mund über.

Der *Schoß* der Jungfrau und der Frau ist den Dichtern ein Tummelplatz für tausend zärtliche Freuden, also weiß man tausend ergötzliche Dinge darüber zu sagen. Und da er außerdem der Spielplatz des Vergnügens ist, wird man überhaupt nicht mehr fertig mit seiner Glorifikation, man entdeckt immer neue Eigenschaften und ist deshalb so breit als möglich. Wieviel Namen finden sich allein dafür! „Der süße Zauberkreis", „Der Schoß der Lesbia", „Die Amorsnische", „Die Grotte der Venus", „Der Himmelsweg", „Der Muschelwagen der Venus" sind nur einzelne Beispiele. Und man dichtet:

Kein Tempel, kein Elysium
Ist schön wie Chloens Tal,
Und jeder Sinn hält hier berauscht
Ein kleines Bachanal.
Schau das Plätzchen ohne Mängel,
Das mit Reizbarkeit beseelt,
Amor aus dem Schönheitssprengel
Sich zum Ablaßplatz erwählt,

Schau, wie sich der heil'gen Zelle
Pförtchen weitet und verengt
Und dort aus der Wunderquelle
Sich ein Goldfontänchen drängt.

Auch der Venusberg kam nicht zu kurz:

Schäm dich deiner Schönheit nicht,
Nicht des nackten feinen Baues
Deines Körpers, nicht des Taues,

Der Dianens Gärtchen tränkt.
Himmels-Doris, Erden-Hebe,
Der ein seidnes Haargewebe
Vor der Amorsnische hängt,
Schäm dich nicht des duftigen Schmuckes.

Fruchtbar betaut von duft'gen Lebenssäften,
Die übern Rand der Muschel ausgeströmt,
Wuchs um das Grottchen der geteilten Kugeln
Das Graswerk schattenreicher auf.

Auch die Menstruation wird zum Gegenstand eines Poems gemacht. Selten versäumt ein Dichter zu schildern: „Als er X. X. entblößet sah [2].“ Vorbildlich hierfür ist die zweite schlesische Dichterschule.

2. KAPITEL

Die zweite schlesische Dichterschule und ihre Parteigänger

An die Lektüre von Gedichten dieser Dichterschule geht man von vornherein in der Erwartung, frivolen Gedichten, erotischen, geleckten Versen und pornographisch aufgemutzten Szenen zu begegnen. Und diese Erwartung trügt auch nicht. Man findet alles in wünschenswerter Vollständigkeit beisammen, aber den Leser beschleicht eher jedes andere Gefühl als Behagen. Die Natürlichkeiten des Lebens, die Schattenseiten der menschlichen Natur werden mit künstlich gezierter Grandezza in steife Reime gebracht. Witzlos, ledern, ungeheuer langweilig. Bobertag [1] äußert sich treffend: „Weil eine große Menge Menschen vorhanden ist, welche ein hübsches Mädchen lieber in sehr unvollständiger Bekleidung als anständig angezogen sehen, weil es possierlicher ist, einen wohlgekleideten Mann in den Schmutz fallen zu sehen als auf die reinliche Diele eines Zimmers, weil schließlich ein heimliches Gemach einen pikanteren Geruch hat als ein Wohnzimmer, halten diese Herren es

[2] Waldberg, S. 78 ff.; vgl. a. Ed. Fuchs, Sittengeschichte, 2. Ergänzungsband, S. 35 ff.

[1] Deutsche Nationallit., Bd. 36, S. VIII.

für poetisch, von Strumpfbändern oder sonstigem Interieur der weiblichen Toilette, von schmutzigen Rinnsteinen oder von *salva venia* Abtritten zu reden. Das alles sticht von der sonstigen Grandezza oder der geschnörkelten Zierlichkeit, die ihnen von ihrem Stande und ihrem Zeitalter doch als Hauptcharakterzug anhaften, um so unliebsamer ab." Hofmannswaldau (1617—1679) und Lohenstein (1635 bis 1683) sind die Hauptvertreter dieser Art von Poesie. Jener zeichnete sich besonders in Gedichten, dieser in Tragödien und Romanen aus. Jener führte die sentimentale Richtung ins Frivole, dieser die tragische ins Gräßliche. Bei beiden jedoch steht die Erotik im Mittelpunkt ihres Dichtens, bei Lohenstein tritt nur noch die scheußlichste Geschmacklosigkeit hinzu, die sich in das Gewand der Gelehrsamkeit hüllt. Sein unflätigstes Stück ist die „Agrippina" (1665), das die berüchtigte Geschichte von Agrippina, der Mutter Neros, behandelt. Die ärgsten Greuel, Mord, Wollust, Blutschande waren bei diesem Stoff schon von selbst gegeben, aber Lohenstein hat der Behandlung dieser Verbrechen noch seine ganz besondere Liebe gewidmet, so weit sogar, daß er sich nicht scheut, Agrippina auf die Bühne zu bringen, wie sie geradezu unumwunden den eigenen Sohn zu blutschänderischem Verkehr aufstachelt[2].

Im Vergleich zu ihm wirkt *Hofmannswaldau* natürlicher. Er läßt zum Beispiel zwei männerlustige junge Mädchen ihren einsamen Zustand beklagen und spendet ihnen in derbrealistischen Worten Trost. Oder er hält eine „Lobrede an das liebwerteste Frauenzimmer", worin er den Brüsten als den edelsten Teilen weiblicher Schönheit ein begeistertes Loblied singt und mit Hilfe von fünfzig mehr oder minder gewagten Metaphern all ihren schätzenswerten Eigenschaften mit vieler Gründlichkeit gerecht zu werden sucht. Oder er belauscht Chlorinde durchs Schlüsselloch und sieht ihre intimsten Reize, oder er beklagt das unerbittliche monatliche Gesetz, das die schönsten Reize in eine Binde verweist.

Nicht schäme dich, du saubere Melinde,
Daß deine zarte Reinlichkeit
Der feuchte Mond verweist in eine Binde,
Und dir den bunten Einfluß dräut,
Der große Belt hegt Ebb' und Flut,
Was Wunder, wenn's der Mensch, der kleine tut.

Die Rötlichkeit bei deinen bunten Sachen
Halt niemals deinen Schoß versehrt.
Wie Muscheln sich durch Purpur teuer machen,
So macht dein Schneckenblut dich wert.
Wer liebt ein Dintenmeer wohl nicht,
Weil man daraus Korallenzinken bricht?

---

[2] Hayn IV, 235—239.

Nur einmal bringt das ganze Jahr uns Nelken,
Dein Blumenbusch bringt's monatlich.
Dein Rosenstrauch mag nicht verwelken,
Sein Dorn, der hält bei dir nicht stich,
Denn was die sanften Blätter macht,
Das ist ein Tau von der Johannesnacht.

Kannst du gleich nicht die Lenden hurtig rühren,
Lobt man dich doch im Stillestehn,
Der Augen Blau wird leichtlich sich verlieren,
Dann wirst du sein noch eins so schön.
Man sammelt, spricht die ganze Welt,
Viel bess're Frucht, wenn starke Blüte fällt.

Laß mich darum doch keine Fasten halten,
Ein König nimmt den Schrank zwar ein,
Doch muß er fort, wenn sich die Wasser spalten,
Der Geist muß ausgestoßen sein.
Man geht, wie jedermann bekannt,
Durchs rote Meer in das gelobte Land.

Die Tendenz dieser Gedichte, auf dem Horazischen *carpe diem* fußend und der Venus vulgivaga huldigend, geht darauf, die Geliebte auf jede nur mögliche Weise zur Gewährung erotischer Wünsche zu bewegen, denn Sinnengenuß gilt als Inbegriff aller erreichbaren Glückseligkeit. Das Weib erscheint nur als Objekt der sexuellen Wünsche des Mannes.

Als zweite Gruppe kommen in Betracht seine Hochzeitsgedichte. Ein bestimmtes Schema kehrt stets wieder: Venus und Amor bemühen sich, die beiden Liebenden zusammenzubringen. Solche Geschmacklosigkeiten gefielen. Hofmannswaldau sandte eins seiner obszönsten Gedichte der verwitweten Königin Sophie, der Mutter der Gemahlin Friedrichs I., auf Verlangen. Die Empfängerin ließ es für die Herzogin von Orleans (Elisabeth Charlotte) abschreiben, und alles war entzückt über die amoureusen Verse[3].

Hofmannswaldau ist in seinen frivolen und obszönen Gedichten wenig original. Sein Hauptbestreben geht dahin, es um jeden Preis dem Ausland, seinen verehrten Vorbildern Marino, Loredano, Testi, Colletet und anderen gleichzutun. Vieles geht

[3] Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 5. A., I, 431. Bessers Gedicht „Die Schoß der Geliebten" ist ebenso albern, frivol, langweilig bis zur Unerträglichkeit. Nun höre man, was die Kurfürstin Sophie von Hannover an Leibniz, der ihr dieses Gedicht zugesandt hatte, schreibt: „Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées" (Vorrede zu Königs Ausgabe von Bessers Gedichten 1732; vgl. a. Wilh. Haertel, Johann v. Besser als Hofdichter. Heidelb. phil. Diss. 1911).

auch auf die mannigfachen erotischen Blütenlesen jener Zeit (Cabinet satirique, Parnasse satirique und anderes) zurück.

Eine Entschuldigung ist Hofmannswaldau allerdings zuzubilligen. Ein Jahr vor seinem Tode hatte er sich zur Herausgabe seiner poetischen Werke entschlossen, starb aber über dem Druck. Nun übernahm, auf Veranlassung eines spekulativen Verlegers, *Benjamin Neukirch* die Aufgabe, zahlreiche handschriftlich zerstreute Gedichte, insbesondere von Hofmannswaldau, Lohenstein, Besser und anderen, unter dem Titel ,,Herrn von Hofmannswaldau und anderer Deutscher auserlesene und bisher noch ungedruckte Gedichte" herauszugeben. In dieser Sammlung sind viele, und gerade die obszönsten, mit C. H., der Chiffre Hofmannswaldaus, unterzeichnet[4]. Hofmannswaldau hatte sie nicht für die Veröffentlichung bestimmt, und nur durch die Indiskretion Neukirchs gelangten sie zum Druck. Trotzdem ist nicht alles erhalten. Ein Biograph, Erdmann Neumeister, will vierzig erotische Oden handschriftlich in Händen gehabt haben, und ein anderer anonymer Autor klagt, daß gerade die schönsten seiner Poesien von Hofmannswaldaus eigener Hand zerstört worden seien[5]. Wie dem auch sein mag, an der Tatsache, daß Hofmannswaldau obszöne Gedichte geschrieben hat, ändern alle Beschönigungsversuche nichts[6].

In dem Geiste dieser beiden schrieben auch die anderen, wie *Ziegler, Abschatz, Neukirch, Amaranthes (Corvinus), Philander von der Linde, Menantes* usw. Gemeinsam ist allen die Laszivität, die sie ihren Vorbildern abgelauscht haben. Dem Geschmack der Zeit entsprach es eben, auch in der Dichtung möglichst mit Augen zu sehen und mit Händen zu greifen, was man im Leben auskostete, und dieser Geschmacksrichtung wurden die Poeten mit einer Gründlichkeit gerecht, die nichts mehr zu wünschen übrig ließ. Darin offenbart sich eben der Verfall der wahren Poesie, wenn sie alles sagen will und nichts mehr anzudeuten versteht. Wie gründlich ging man auch zu Werke! Besingt der Dichter den Busen der Geliebten, und kein Dichter versäumt es, so feiert der größte Schwulst die lieblichsten Orgien. So nennt Gotthilf Treuers ,,Deutscher Dädalus oder Poetisches Lexikon", Berlin 1675, unter Nr. 181 die Brüste: die liebreichen, weißen, strotzenden, fleischigen, nährenden, milchvollen, lustreizenden Brüste, die Alabasterbrust, die Milchquellen, Milchröhren, die Lilienpracht, der blanken Brüste Schild, die lilienweißen Äpfel, der reinste Marmorstein, die Speisekammern des kleinen Amor usw. Man spricht von der Schönen Schoß, der Venus Grotte, der süßen Liebesmuschel, der kleinen Rosenmuschel, dem gespaltenen Erdreich der Liebe, von Amors Opferstahl, dem stolzen Liebesbronnen, dem nimmermüden Opferpriester.

[4] Möglicherweise steckt unter diesen Initialen Christian Hunold i. e. Menantes verborgen, vgl. Joseph Ettlinger, Chr. H. v. Hofmannswaldau, Halle 1891, S. 118, A. 31.

[5] Ettlinger, S. 27.

[6] Vgl. Hayn III, 323.

Man liebte eben die Ungeniertheiten. Ettlinger sagt (S. 41) ganz richtig: „Fern von dem galanten Treiben des Louvre und der kleinen italienischen Fürstenhöfe fand man wohl eher eine gewisse Freude daran, auch in den eigenen engbürgerlichen Verhältnissen, dem epikureischen Lebensgenusse einen Altar zu bauen, ohne tatsächlich daran zu denken, diese laszive Moral auch praktisch zu betätigen." Mit solchen Freiheiten ging man sogar in den ersten Kreisen mit dem besten Beispiel voran. Die Lieselotte schwelgt förmlich in der Ausmalung des Aktes der Defäkation, und in einigen Briefen findet sich fast in jeder Zeile das Wort chier[7]. Es kann deshalb auch nicht wundernehmen, wenn sogar in die damaligen Anstandslehren die gröbsten Unflätigkeiten verflochten werden[8]. Schon Christian Günther jammert über diese Freude am Gemeinen:

Denn alle, wie man hört, verachten rechte Gaben
Und wollen schlechterdings nur Lustigmacher haben,
Auch Leute, deren Amt und Bart und Stand und Zeit
Des Wohlstands Ernst begehrt, verstellen Gang und Kleid
Und Sitten, Red und Kopf mit abgeschmackten Dingen,
Verscherzen die Vernunft und fangen an zu springen,
Und jauchzen überlaut, wenn irgend eine Schrift
Die ihrer Weichlichkeit gemäße Zote trifft,
Und werden vor Begier fast aus sich selbst getrieben,
Sobald ein grober Kauz ein Quodlibet geschrieben,
O lächerliche Zeit, dein Bild verdient den Brand.

Und ferner:

Ein sündlich-schöner Brief, ein schändlicher Roman,
Ein schlüpfrig Buhlerlied füllt ihnen Schrank und Taschen
Und wenn der Dichter nur fein Zoten reißen kann,
Kommt gleich ein Jahrmarktslohn von Handschuhband und Flaschen.

Und Logau geißelt die herrschende Heuchelei mit folgendem Vierzeiler:

Glissa lieset gern in Büchern,
Arndt, ihr liegt dein Paradies
Stets zur Hand, doch für die Augen
Deine Bibel, Amadis[9].

Dasselbe sagt Philander von Sittewald in seinen „Venusnarren"[10]. Auch Gotthard *Heidegger*[11] schilt über die Herren, welche so wohl beschlagen sind gerade in den

[7] Anthr. X, 368.

[8] Vgl. Hofmann v. Fallerslebens Aufsatz über ein „Komplimentierbüchlein" v. J. 1654 in den Weimarer Jahrb. I, 322 ff.

[9] Ausg. v. Eitner 1872, S. 606.

[10] Scheibles Schaltjahr II, 35.

[11] Mythoscopia Romantica oder Discours, Von den so benannten Romans, das ist Erdichtete Liebeshelden- und Hirtengeschichten usw., Zürich 1698.

Büchern, vor „deren Scurrilitäten und Saupossen sie stets einen Abscheu haben, welche in Gesellschaft und öffentlichen Versammlungen von nichts als der Bibel und Postill schwatzen, und im Kabinett Petronium, Martialem, Aloysiam Sigaeam, den Beverland und andere dergleichen erbauliche Schriften mit dem größten Vergnügen durchlesen", natürlich nur der „purissima latinitas" wegen oder in dem „heyligen Eifer", „die Laster so offenhertzig gestriegelt zu sehn", wie die Ausreden lauten, wenn man sie darüber ertappt.

Bereits *Vavassor* hatte in seiner Schrift „Über die schlüpfrige Literatur"[12] gegen die lüsternen Romane vom Leder gezogen, und in De futilitate poetices Auctore Tan. Fabro, Tanquili filio[13] war mit dankenswerter, aber wenig erfreulicher Vollständigkeit durch Beispiele belegt worden, daß die Poeten „Atheisten und Schweinehunde" seien. Rechnet man die Hälfte aller der ihnen gemachten Vorwürfe und Invektiven der zelotischen Muckerei zugute, so bleibt doch noch genug übrig, um erkennen zu lassen, daß die Freude am Grobsinnlichen damals nicht geringer war als heute.

Im Anschluß an die zweite schlesische Dichterschule sei noch der zu ihr in striktem Gegensatz stehende Johann Christian *Günther* (1695—1729) genannt. Goethe mit seinem diktatorischen, splitterrichterlichen Ausspruch: „Er wußte sich nicht zu zähmen und so verrann ihm sein Leben wie sein Dichten," hat das Urteil über Günther ungünstig beeinflußt. Die neuere Forschung hat aber ergeben, daß ihm die geringste Schuld an seinem unglücklichen Leben beizumessen ist, daß vielmehr die Ungunst der Verhältnisse verhängnisvoll in sein Leben eingriff. Ein eigentlich erotischer Dichter ist Günther nicht. Als Schüler soll er die komischen Szenen seines Theodorius mit Zoten gewürzt haben, was allerdings nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Rektor, der das Stück aufführen ließ, nahm daran keinen Anstoß[14]. Zwei Gedichte macht man ihm zum Vorwurf, zunächst die sechste Strophe aus: „Geduld, Gelassenheit," die lautet:

> Was wird mir nun davor? ein Leben voller Noth;
> O daß doch nicht mein Zeug aus Raben-Fleisch entsprossen!
> O daß doch dort kein Fluch des Vaters Lust verbot!
> O wär' doch seine Kraft auf kaltes Tuch gefloßen!
> O daß doch nicht das Ey, in dem mein Bildniß hing,
> Durch Faulung oder Brand der Mutter Schooß entging,
> Bevor mein armer Geist dies Angst-Haus eingenommen.
> Jtzt läg ich in der Ruh bey denen, die nichts sind,
> Jtzt dürft' ich ärmster Mensch und größtes Elends-Kind
> Nicht stets bey jeder Noth vor größrer Furcht umkommen.

[12] De ludicra dictione, Paris 1669. S. 145.

[13] Amstelodami 1697, cap. IX, p. 32 ff.

[14] L. Fulda in Kürschners Nationallit., 39. Bd., S. XXXIV.

Die Stelle ist allerdings kraß, aber nur ein Mucker könnte behaupten, daß Günther es hier auf Erregung der Sinnlichkeit abgesehen habe. Man muß auch des Dichters Lebensumstände gebührend berücksichtigen. Das zweite Gedicht findet sich in „Sammlung von Johann Christian Günthers aus Schlesien, Theils noch nie gedruckten, theils schon herausgegebenen Deutschen und Lateinischen Gedichten. Franckfurth und Leipzig 1724". S. 351:

Als er Ihretwegen Einen schweren Traum hatte.

Laß mich schlafen, liebste Seele!
Willst du nicht zufrieden sein,
Daß ich mich am Tage quäle,
Und mein Herz viel tausend Pein
Deinetwegen muß ertragen?
Soll mich noch ein Schatten-Spiel
Mit verliebten Träumen plagen?
Engels-Kind! das ist zu viel.

Können doch verhaßte Sklaven,
Wenn das Schiff vor Ancker liegt,
Bey der Nacht geruhig schlaffen,
Ich allein schlaff unvergnügt;
Auch die Nacht kann mich nicht schützen,
Denn mein Hertz erfährt dabey,
Daß es muß erbärmlich schwitzen:
Tag und Nacht ist einerley.

Wenn der überhäuffte Kummer
Meinen schwachen Glieder-Rest
Ja zuletzt in einen Schlummer
Auf das Bette sincken läßt,
Schlaff ich doch auf Jacobs Steinen,
Denn es wird mir bey der Nacht
Gleich was in dem Traum erscheinen,
Das sich Engeln ähnlich macht.

Ich darff zwar in Himmel steigen,
Welcher deine Schoß umschleußt,
Weil dein gütiges Bezeigen
Mir im Traum die Leiter weist,
Und genieße Zucker-Leben,
Das mir deine karge Hand

Nimmermehr wird wachend geben:
Denn du bist von Diamant.

Amor läßt mich träumend siegen,
Und ich seh der Palmen-Saat
Auf der weißen Wahl-Statt liegen,
Die mein Arm erfochten hat:
Und bey meinem süßen Schlaffen,
Wenn sich Mast und Seegel regt,
Läufft mein Schiff in deinen Hafen,
Den die Venus angelegt.

Ich beschiff bey Sturm und Blitzen
Deine neu-erfundne Welt,
Wenn die Wellen um mich spritzen,
Und der Schaum ins B . . . fällt,
Länd' ich, eh ich michs versehe,
Bey den Zucker-Insuln an,
So daß ich sie in der Nähe
Halb entzückt besteigen kan.

Wenn ich mich in Träumen paare,
Find' ich keinen Widerstand,
Den ich oft bei Tag' erfahre
Denn im Schlaff darff meine Hand
Nach den Purpur-Muscheln greiffen,
Die dein Ufer ausgesät,
Ja ich darff noch weiter streiffen,
Weil mir alles offen steht.

Aber, ach! wenn ich erwachet,
Sincket mir mein steiffer Muth:
Ob ich gleich im Schlaff gelachet,
Und es mir noch sanffte thut:
Läßt mich doch der Glaube lesen,
Der mir in die Hände kömmt,
Daß mich nur ein schäumicht Wesen
Bey den Träumen überschwemmt.

Meine Glieder sind zerschlagen,
Und der ausgebrochne Schweiß

Stehet, daß ichs kaum mag sagen,
Auf dem Leibe Tropffen-weiß:
Ich kan kaum die Lenden rühren,
Denn die Geister sind dahin,
Noch mich aus den Federn führen,
Weil ich matt und müde bin.

Drum so stelle, liebste Seele!
Künfftig hin dein Martern ein,
Da ich mich am Tage quäle,
Laß die Nächte meine seyn.
Sich am bloßen Schatten laben,
Ist ein Eiß, das bald zerbricht,
Was ich nicht kan wachend haben,
Mag ich auch im Schlaffe nicht.

Dieses Gedicht ist allerdings etwas frei, es findet sich auch nur in den Sammlungen von 1723 und 1724[15] und wurde später unterdrückt. Ich meine aber, wenn Günther sich nichts weiter vorzuwerfen hat als diese kleine Entgleisung, so darf ihm Walhalla nicht verschlossen sein.

3. KAPITEL
Der erotische Roman im 18. Jahrhundert

Er ist ein Ausläufer der heroisch-galanten Romanströmung. Das romantische Gewand der Vorläufer wird abgestreift, an dessen Stelle tritt das Greifbare, Reale, die lebende Gegenwart. Aus der großen Zahl der den erotischen Roman pflegenden Schriftsteller dieser Epoche seien fünf Namen herausgegriffen, weil sie typisch sind für ihre Zeit: *Happel, Bohse, Rost, Hunold* und *Celander.*

Es war die Zeit der Gregander, Isander, Talander, Mirander, Philander, Picander, Osander, Sarcander, Palander, Celander, Musander, der Meletaon, Menantes, Melissus usw., wie man sieht, angenommener Namen, die in beliebter Modeäfferei eines vom Publikum Begünstigten variiert wurden.

August *Bohse,* genannt Talander (1661—1730)[1], hat als Vielschreiber eine Unzahl solcher Romane fabriziert. Sein „Liebescabinett der Damen" (1685) eröffnete den Reigen des erotischen Romans in Deutschland. Auch sein 1710 erschienener Roman „Amor am Hofe" ist nichts weiter als eine Sammlung von Hofgeschichten in galanter Manier. Er sowohl wie der 1724 erschienene „Liebesirrgarten" weisen

[15] Hayn II, 699.

[1] Vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. III, S. 84, und Hayn VII, 513—524.

diesen erotisch-galanten Charakter auf, worin an unerträglicher Lüsternheit Bedeutendes geleistet wird. Dabei ist Talander noch der natürlichste von allen. In seinem Stil ist er wenig von Marinos Schwulst angesteckt. Nur wenn er die Reize einer Schönen beschreibt, verläßt er diese Einfachheit und verfällt in den zeitgenössischen Fehler. Das gleiche gilt für die Kußszenen. Will er jedoch die Freuden der Hochzeitsnacht beschreiben, dann hat er jene umschreibende, halb aufdeckende, halb verhüllende Ausdrucksweise, eine Art frivoler Grazie, wie wir sie später bei Wieland finden, zum Beispiel: „Er brach diejenigen Rosen in dem anmuthigsten Garten / welche Amor selbst mit seiner zarten Hand zu brechen glücklich geachtet hätte / und er erndtete selbige Nacht so angenehme Liebesfrüchte / daß deren Reichthum er nicht vor alle Schätze der Welt vertauschet"[2]. Für die realen Genüsse stehen ihm allerdings deutlichere Worte zur Verfügung. Dennoch gehört Talander noch zu den Zahmen. Welche Tendenz damals herrschte, kann man daraus ersehen, daß er als Moralist auftreten kann. So sagt er in der Vorrede zu den „Verliebten Verwirrungen": „Was aber die Schand-Bücher seynd, die voller garstigen Zoten und abgeschmackter Fratzen stecken, diese seynd unter Romanen gar nicht zu rechnen, und denen wird auch das Wort allhier keineswegs gesprochen." „Natürlich" (!) wollten die Dichter nur das Laster geißeln, wenn sie in ihren Schilderungen etwas freier wurden.

Auch Leonhard *Rost* (1688—1727)[3], der unter dem Pseudonym Meletaon schreibt, folgt Bohses Bahnen. Er betont gleichfalls in seinem „Schauplatz der galanten und gelahrten Welt" (Nürnberg 1711), daß er die Jugend vor dem Laster bewahren wolle und deshalb alle diese Unflätereien schreibe. Neben seinen heroischgalanten Romanen verfaßte er lediglich das Galante behandelnde Werke. Allein die Titel seiner Romane „Eines Nordischen Hofes Liebes- und Heldengeschichte", „Helden- und Liebesgeschichten dieser Zeit" und „Curieuse Liebesbegebenheiten" versprechen mehr, als der Inhalt wahr macht. Auch er fühlt sich verpflichtet, gegen die Unsittlichkeit der anderen vom Leder zu ziehen und Reue darüber zu bekunden, daß er sich gleichfalls habe hinreißen lassen, in denselben Fehler zu verfallen. Dies hindert aber nicht, daß seine Romane heute ungenießbar geworden sind. In seiner Lyrik, der er in gleichem Maße seine Liebe zuwendet, finden wir wie überall den blöden Schäfer, der sein Glück nicht zu nutzen versteht. Werbung um die spröde Schäferin, ihr anfängliches Widerstreben und ihre endliche Besiegung durch die Macht Amors, die Schäferin, vor dem Küssen gewarnt, überzeugt sich, daß sie daran nicht stirbt, der Tölpel, der das Zeisignest sucht und ein ganz anderes bei seiner Geliebten findet usw.

Christian Friedrich *Hunold* (1681—1721)[4]. Als „Menantes" war er einer der

[2] Ernst Schubert, Augustus Bohse genannt Talander, Breslau 1911.

[3] Allg. Deutsche Biogr. XXIX, 275; Hayn VII, 87 u. IV, 472—475.

[4] Allg. Deutsche Biographie XIII, 419 ff.; Vogel, Chr. Fr. Hunold, Leipziger Diss. v. 1900; Hayn IV, 498—504.

fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Das galante Moment überwiegt in seinen Romanen. 1700 erschien „Die verliebte und galante Welt", worin wirklich geschehene Liebeleien in leichtem Kostüm dargestellt werden. Ebenso werden in dem 1704 aufgelegten Werk „Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte usw." in verstellten, leicht zu entziffernden Namen galante Geschichten von bekannten hohen Persönlichkeiten aufgetischt. Den Höhepunkt der Erotik erreicht Menantes in seinem „Satyrischen Roman", in dem der persönlichste Klatsch breitesten Raum einnimmt. Dieser „Satyrische Roman" (Hamburg 1705) kann als satirisches Sittengemälde sehr wohl Beachtung finden. Aber gleich die ersten Seiten verraten dem Leser, welchen Augenschmaus er zu erwarten hat. Tyrsates und Selander, die beiden Haupthelden, kaum daß sie sich kennen gelernt haben, erhalten Gelegenheit, die Keuschheit einer „honnetten Dame" gegen einen „gewissenlosen Kavalier" zu beschützen. Da sich aber zeigt, daß eben dieser Kavalier der Genasführte war, wird er als Dritter in den Bund aufgenommen. Die drei wandern nun in die Stadt, wo sie das Fräulein Causabona kennen lernen, die durch ihre Sprödigkeit allgemeines Aufsehen erregte. Nach kurzer Zeit gewinnen die drei aber die Überzeugung, daß die keusche Dame einem scheußlichen Laster fröne, worauf es denn „unter ihnen ganz andere Glossen setzte" als am vorigen Tage. Jeder erzählt nun ein Liebesabenteuer oder die Geschichte von einem geprellten Ehemann, der sich aber bei der Entdeckung von der Untreue seines Weibes sich einer schönen Milde befleißigte. Die drei Freunde kommen nun nach Leipzig in die Gesellschaft junger Damen und Studenten, deren Unterhaltung sehr amüsant geschildert wird. Galante Sprichwörter werden in ziemlicher Vollständigkeit aufgetischt, die man in die Unterhaltung einstreut, wo man nur kann. „Man spielte (endlich) des Schuchs, wo man sich wie bekannt, neben einander auf die Erde setzet, und den Schuch durch die Beine endlich an einen Ort verstecket." Die übrigen Ereignisse sind dann mehr als zweideutig. Nach verschiedenen Liebesabenteuern führt Tyrsates seinen Freund Selander in die Oper, wo man „die zum Vergnügen der Zuschauer entblöszete Schönheit" und „Die zu beliebter Nachahmung entweyhete Keuschheit" spielte. Über den Inhalt erfahren wir leider nichts. Es folgen nun wieder einige pikante Szenen. Einige „distinguirte Damen" unterhalten sich über den verschiedenen „Gousto" in der Liebe. Nach Vorführung weiterer lustiger und schlüpfriger Szenen schließt der Roman ganz unvermutet und ziemlich unbefriedigend.

Hat man sich durch diesen Roman durchgearbeitet, so kennt man auch seine übrigen, ohne sie gelesen zu haben. Dieselben Situationen, dieselbe Ideenlosigkeit, das gleiche Gezierte und Geschraubte, dieselbe unverblümte Lüsternheit und offen zutage tretende Erotik. Sein ganzes Denken dreht sich um die „Liebe". Man vergleiche nur die Titel seiner Romane: Liebeskabinett der Damen, Die Eifersucht der Verliebten, Der getreuen Bellimira wohlbelohnte Liebesprobe, Die versiegte

Liebe im Kloster durch den Beständigen T., Amor am Hofe, Der Liebesirrgarten usw. Sie reden eine deutliche Sprache.

Selbstverständlich ist auch Menantes, der von seinen zeitgenössischen Kollegen den größten Erfolg hatte, um eine Verteidigung seiner lasziven Poesie nicht verlegen. Die „edle Bemühung müßiger Stunden“ zum Beispiel strotzt geradezu von Obszönitäten, die mit wenig Witz und viel Behagen vorgetragen werden. Die Sujets sind so ziemlich die gleichen wie bei Hofmannswaldau: Lobgedichte zum Preise der Schönen, Hymnen auf ihr Hymen, ihren Busen, Schoß usw., Belauschung der schlafenden Schönen, ihre Eroberung trotz ihres Sträubens und was dergleichen galante Spielereien noch mehr sind. Auch einige erotische Rätsel bringt Menantes, von denen ich zur Probe eines folgen lasse:

> Wer glücklich raten kann, der tu es sonder Lachen,
> In Hamburg wird man es fast alle Tage machen.
> Es ist ein rundes Loch, mit Haaren wohl versehen,
> Danach der Appetit den Männern pflegt zu stehen,
> Des Leibes bester Teil pflegt sich mit ihm zu paaren,
> Und fast ein jeder wünscht, mit Freuden rein zu fahren,
> Das eng zusammenhält und hübsche Wärme gibt,
> In diesem Loch ist man bei Jungfern sehr beliebt.
>
> (Die Perücke.)

Auch Johann Gottfried *Schnabel* (1692—1752) gehört hierher mit seiner „Insel Felsenburg“ und dem „im Irrgarten der Liebe umhertaumelnden Kavalier“[5]. Wie seine Vorgänger folgt er häufig einem starken Hang, erotische Szenen im Stil der Zeit und der galanten Welt breit auszumalen, in der „Insel Felsenburg“ weniger, dafür um so mehr im „Irrgarten“, dessen vollständiger schwülstiger Titel hier wiedergegeben sei (vgl. S. 183).

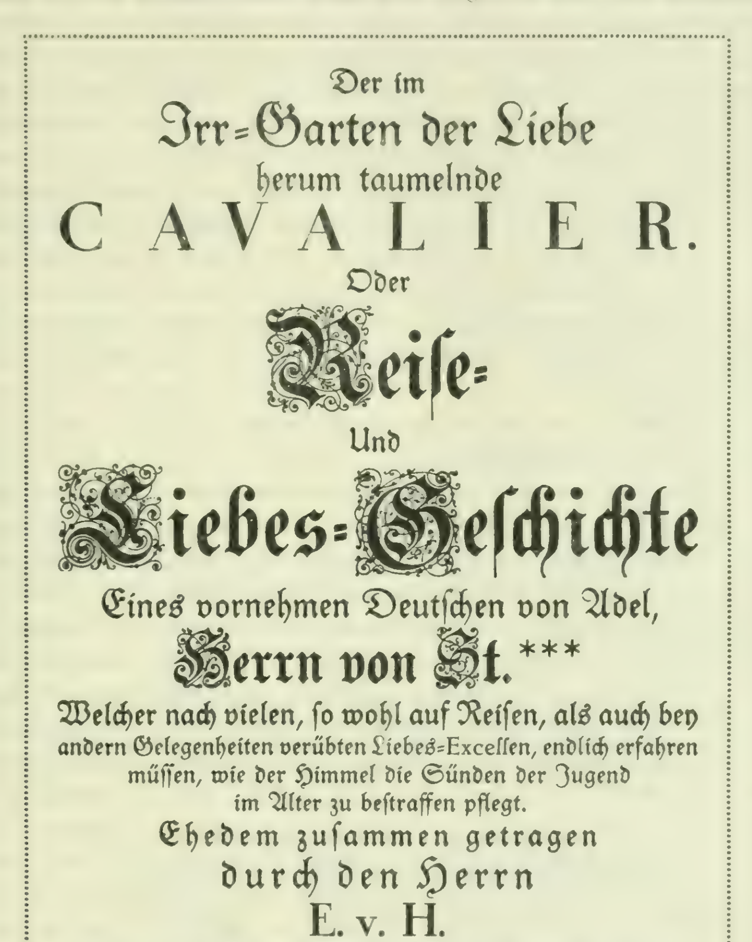
Der Grundgedanke des Romans wird in dem Titel bereits deutlich gekennzeichnet. Es fehlt nicht an „pikanten“ Szenen und Ausdrücken, ferner an den wesentlich zum erotischen Roman gehörenden schwülstigen Liedern und Gedichten. Auch die kraß hervortretende Moral ist ein Erbstück des erotischen Romans und dient schon im Schelmenroman dazu, allzu starke Pikanterien vor den Frommen abzuschwächen. Im übrigen ist dies für den Roman charakteristisch: Der Ton der Tugend wechselt mit dem des Lasters, die leichtsinnigsten Pikanterien mit erbaulichen Moralien. Bußlieder werden von Venusliedern abgelöst, eine schmutzige Szene von den tiefsten Reuequalen[6]. Aber in einer Kritik des Neudrucks heißt es ganz richtig: „Seine Plumpheit im Ausdruck und der Mangel an Form, besonders in der Schilderung derberotischer Szenen, fällt nur uns auf, aber nicht, wenn man ihn aus seiner Zeit heraus betrachtet.“ Sein Roman gab das Vorbild

---

[5] Vgl. Becker, Die Romane Joh. Gottfr. Schnabels, Bonner Diss. 1911.

[6] Becker, a. a. O., S. 88.

ab für eine ganze Reihe schwächerer Romane, die ihrem Vorbild entweder im Inhalt oder im Titel nacheiferten, wie „Das im Irrgarten der Venus herumtaumelnde


Der im
Irr=Garten der Liebe
herum taumelnde
CAVALIER.
Oder
Reise=
Und
Liebes=Geschichte
Eines vornehmen Deutschen von Adel,
Herrn von St.***
Welcher nach vielen, so wohl auf Reisen, als auch bey andern Gelegenheiten verübten Liebes=Excessen, endlich erfahren müssen, wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestraffen pflegt.
Ehedem zusammen getragen
durch den Herrn
E. v. H.
Nunmehro aber allen Wollüstigen zum Beyspiel und wohlmeinender Warnung in behörige Ordnung gebracht, und zum Drucke befördert
Von einem ungenannten.

Frauenzimmer", „Der in den letzten Zügen liegende Cupido", „Der durch die Gewalt der Liebe zu seiner Printzessin Emma beglückseligte Secretarius Eginhard", „Der auf einem ledernen Gaul weit und breit herumreisende Hasenfuß" usw.

Eine Abart dieses höfisch-galanten oder schlechthin galanten Romans ist der

erotische *Studentenroman*. Schon Christophorus Stymmelius (1525 geboren) hatte in der 1544 erschienenen Komödie „Studentes, Comoedia de vita studiorum" das unsäglich platte, rohe und unsaubere Studentenleben seiner Zeit geschildert[7]. Sarcanders (i. e. Rost) „Amor auf Universitäten" (1710) bietet unter vielen anstößigen Liebesaventüren von Studenten wenig speziell Akademisches. Rost sah sich gezwungen, in seiner „Abgenöthigten Entschuldigung" wegen des erotischen Inhalts gegen die ihm zugeschriebene Verfasserschaft des Romans zu protestieren. Und doch war dieser noch nicht der schlimmste. In dem aus abgeschmackten Spukgeschichten und elenden Frivolitäten an die „Insel Felsenburg" erinnernden dreibändigen Wälzer „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schoße Plesse vor einigen Jahren zugetragen hat" (1748) finden sich die krassesten Studentengeschichten, Prügeleien, scheußliche Hurereien, Keilereien mit Dirnen, Szenen aus dem galanten Leipziger Löffelleben von erstaunlicher Unsauberkeit[8].

Von der gleichen Unsauberkeit strotzt *E. G. Happels* (1648—1690) „Akademischer Roman" (Ulm 1690).

In der Vorrede gibt er eine Kostprobe, ein kurzes Resümee von dem Inhalt des Ganzen. „Wie es auf denselben (den Universitäten) herzugehen pflege, das ist in gegenwärtigem Roman zur Genüge beschrieben. Günstiger Leser, du wirst allerhand Exempla in diesem Academischen Roman finden, und glaube ich, es sey nichts ausgelassen, was einiger Maßen darzu mag erfordert werden. Cavina zeiget an seiner Person ein fleißiges Musenkind, Cerebacchius einen Debouchanten im Fressen und Sauffen, Venereus einen Courtisan, und Klingenfeld einen Balger, usw." Welche Kost geboten wird, davon eine kurze Probe. Klingenfeld ist in einem Walde eingeschlafen. Nun heißt es: „Es gallopirete Jemand auf einem schweren Pferd daher, wodurch die Erde erschütterte, dasz sie unter ihm bebete, wannenhero sich seine eingeschlummerten Sinne wieder ermunterten und seine Augen erschlossen. Damahl hielte der unvermuthliche Reuter still, stieg vom Pferd ab, band es an einen Zweigen, lösete die Hosen, und verrichtete das Werck der Natur. Klingenfeld sahe dem Handel ein wenig zu, gedachte aber bald bei sich also: ‚Dieser Mensch ist so unverschämt, daß er sich mir beinahe vor die Nase setzet, dannenhero thue ich ja nicht Unrecht, wenn ich mich nach einem tauglichen Mittel umsehe, um diesem unleydlichen Gestanck mich fordersamst zu entziehen.' Als er dieses bei sich resolviret, stund er auf, und schlich in sanften Tritten nach dem Rosz, lösete es behende, und, nachdem er sich darauf geschwungen, rieff er Jenem, dem es gehörete, zu und sprach: ‚Mein Freund, es ist billig, dasz ich mich behende aus dem Gestanck, womit du diese Gegend anjetzo erfüllet hast,

[7] Übers. v. F. J. Meyer, Studentica, Leipzig 1857.

[8] Erich Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus d. 16. u. 17. Jhrh. Leipzig 1880, S. 35.

erhebe, folge mir nur bald nach, und so du mich antriffst, wil ich dir alsdann dein Rosz unweigerlich wieder zustellen.'"

Weitere Abenteuer und Diskurse werden bunt durcheinandergemischt. Hurenliebe wird umständlich mit ihren bösen Früchten beschrieben, des Vincentius Fabricius Gedicht von der Magd, die durch Unzucht von der Pest geheilt worden sei, mitgeteilt. Venereus vertreibt natürlich, was man sich leicht vorstellen kann, die Krankheit, und nach der mitgeteilten Probe kann man mit leichter Mühe auf die oft geschmacklose Unanständigkeit dieses traurigen akademischen Bürgers schließen. Eine ausführliche Hochzeit beschließt den Roman, der nur ein Konglomerat von lose zusammengefügten Szenen darstellt[9].

Vorbildlich aber wirkte *Celander*, der 1709 seinen Roman „Der verliebte Studente" herausgab[10]. Wer sich unter „Celander" verbirgt, ist auch heute noch nicht unbestritten sicher. Nach der allgemeinen Ansicht soll sich dahinter ein gewisser J. G. Gressel verstecken. Fedor v. Zobeltitz[11] will als Verfasser einen Theologen Woltereck, der von 1686 bis 1735 lebte, ansehen. Wie dem auch sei, fest steht, daß Celander in seinem an pikanten Versen und lüsternen Episoden reichen Roman den Geschmack seiner Zeit am besten getroffen hat und im traurigen Sinne vorbildlich wirkte. Das Gemälde, das der Verfasser uns hier aus dem damaligen Studentenleben entwirft, ist nicht gerade schmeichelhaft. Nach ihm erscheint der Student als Raufbold, der, anstatt die Vorlesungen zu frequentieren, sich auf Kneipen mit niedrigem Gesindel herumtreibt, stets nach galanten Abenteuern sucht und seine Gunst gegen bare Münze verkauft. Unflätereien, Gemeinheiten und Obszönitäten bilden bei Celander wie bei allen ähnlichen Studentenromanen seiner Zeit die beste Würze[12]. Die eingestreuten Gedichte schwelgen in schwüler Sinnlichkeit. Das gleiche gilt von seinen „Verliebten Gedichten". Wenn er dichtet:

> Doch soll es deine Scham bei Tage mir versagen,
> So gönne mir die Lust bei schattenreicher Nacht,
> Ich will mein Paradies auch nicht im Finstern fehlen,
> Der angenehme Weg ist mir nicht unbekannt,
> Indessen sollt ich nicht die rechte Straße wählen,
> So sei die Führerin, ich folge deiner Hand,

so streift diese Versifikation bereits das Gebiet der Pornographie, in dem Celander auch sonst sehr gut zu Hause ist[13]. In diesem für die breite Öffentlichkeit be-

[9] Vgl. Hayn III, 79—85.

[10] Neudruck 1907 von A. Semerau herausgegeben, später auch in der Dionysos-Bücherei veröffentlicht.

[11] Zeitschrift für Bücherfreunde 1897/98, 1. Halbband, S. 168.

[12] Gervinus, Gesch. d. poet. Nationallit. der Deutschen II², Leipzig 1842, S. 354.

[13] Hayn I, 584—587 u. VII, 65—67.

stimmten Werke muß ich es mir leider versagen, die bezeichnendsten als charakteristische Proben beizubringen. Nur zwei Beispiele des lüsternen Genres seien hier angeführt:

An die Nacht.

Komm schwartze Nacht / du stille Finsterniß /
Umhülle mich mit deinem braunen Schatten /
Du blaßer Mond, zeig mir dein güldnes Vließ /
Laß ungestört mich mit Sorellen gatten.
Ihr Sternen zündt die hellen Fackeln an /
Daß ich den Port der Wollust finden kann.

Mein Geist verlangt den Haven bald zu sehn /
Den Alabaster und Corallen zieren;
Die Enge / wo nur kan ein Schifflein gehn /
Soll ihn ins Land der süßten Lüste führen /
Der Pharos soll die weiße Brust ihm seyn /
So fähret er vergnügt zum Haven ein.

Wie winckt mein Licht nicht albereits von fern /
Und rufft mir zu / im Seegeln fort zu eilen /
Ja! nun wohlan! ich folge diesem Stern /
Der Tag will auch nicht länger mehr verweilen /
Die Sonne sucht im Meere ihre Ruh /
Und ich / ich eile nach Sorelen zu.

Ich fühle schon die Liljen weiche Hand /
Ich seh die Brust mit Wollust-Rosen spielen /
Und ferner fort das angenehme Land /
Das meine Brunst ist willig abzukühlen.
Das / was mein Schiff nun eingeladen hat /
Das bleibet dir Sorelle vor die That.

Die Brust.

Was ist die schöne Brust / was liegt daselbst verhüllet?
Ein lieblich Schnee-Gebürg mit Heelens Gluth erfüllet /
Ein Schatz / den Amors Gunst am allerersten zeigt /
Wenn ein verliebter Sinn sich zu der Liebsten neigt.
Ein Aethna / welcher stets mit heißen Flammen spielet.
Ob man von außen gleich nur Eyß und Kälte fühlet.
Ein Eingang / welcher führt in das Gelobte-Land /
Wo man die Geister kühlt von ihres Liebes-Brand.

Auch Amaranthes „Das Carneval der Liebe“ (1712), Melissus „Die galante und liebenswürdige Selinde“ (1718), Sylvano „Das verwöhnte Muttersöhngen“

und andere bewegen sich im studentischen Milieu, desgleichen Paul Bellos „Ein Burschengemälde... Ein Pendant zu den Galanterien von Berlin“[14].

Im gleichen Fahrwasser steuerten die zahllosen *Robinsonaden* [15]. Jedes Land, jedes Ländchen, jede bedeutende Stadt hat nun seinen Robinson, der auf eine einsame Insel verschlagen wird, dort mehrere Jahre zubringt, befreit wird und „allerhand artige Liebesbegebenheiten“ erlebt. Dieser kurz skizzierte Inhalt bildet den Grundstock jeder Robinsonade. Die Erotik nimmt in allen diesen Romanen einen breiten Raum ein. Das gleiche gilt von den Abenteurergeschichten der „Aventuriers“, die sich mit dem Inhalt der Robinsonaden, abgesehen von dem Verschlagensein auf eine einsame Insel, im wesentlichen decken. Auch hier gibt es einen deutschen, württembergischen, russischen, Leipziger, Dresdner usw. Aventurier. Grobe Anstößigkeiten finden sich in Masse[16].

Mit Reise- und Liebesabenteuern ließ sich also das Publikum geduldig füttern und schluckte auch die unverdaulichste Kost. An zweiter Stelle rangierten die unzähligen *Klatschgeschichten* aus der Umgebung von Fürsten und anderer gekrönter Häupter. Breit ausgesponnene Pikanterien, mit einer zopfigen Gelehrsamkeit oder gravitätischen Scherzhaftigkeit vorgetragen, fanden willige Leser. Ich erwähne nur als bedeutendstes, groß angelegtes Werk die „Gespräche in dem Reiche derer Todten von Dav. Fassmann in 240 Teilen, 1718—39“. Sie bilden eine wichtige Fundgrube zur Chronique scandaleuse. In der vierten Entrevue findet sich der Disput der beiden Königinnen Elisabeta von England und Christine von Schweden, „ob eine Mannsperson die Liebeswerke als eine Arbeit oder eine Lust anzusehen hätte“, die neunte Entrevue behandelt sehr weitschweifig die Frage, ob es besser wäre, mehr als eine Frau zu haben, die siebenundzwanzigste Entrevue läßt sich in sehr pikanter Weise über das Thema aus: „Das Vergnügen, ein Mädgen in dem Braut-Bette zu umarmen muß ohnstreitig größer sein, als wenn es eine Wittwe ist“, im zweiundfünfzigsten Gespräch wird disputiert „über die verschiedenen curieusen Opiniones, so von der Jungfferschaft gesaget worden“.

Viele merkwürdige Begebenheiten der Weltgeschichte, sofern sie nur pikant sind, werden darin abgehandelt, in der weitschweifigen Manier, wie sie jener Zeit eigen, und zwar regelmäßig in Gesprächsform zweier Titelhelden oder -heldinnen. Die Schilderung der sittlichen Zustände ist oft sehr anschaulich, freilich heute nicht mehr recht genießbar. Wie groß mußte das Lesebedürfnis dieser Zeit sein, wenn Verleger mit dieser langen Reihe von Bänden auf Absatz rechnen konnten und anscheinend auch auf ihre Rechnung kamen[17].

[14] 1785, nicht von Friedel; vgl. Hayn I, 223.

[15] Vgl. Kippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg, Hannover 1892, und Hayn VI, 488—502.

[16] Hayn I, 150—156.

[17] Vgl. Hayn II, 602—614.

Wie es nicht anders zu erwarten ist bei diesen Dichtern, deren Erotik nur geistige Tagelöhnerarbeit, kein Schöpfen aus dem Brunnen des Gefühls bedeutet, und die ängstlich darauf bedacht waren, zu versichern, daß die Poesie für sie nur ein „Zeitvertreib müßiger Stunden" sei, plagten die ehrbaren Philister, nachdem sie zu Amt und Würden gekommen waren, Gewissensbisse und Reuequalen. Menantes versteigt sich jetzt zu dem Ausspruch: „Alle Liebe muß keusch sein und keusch ausgedrückt werden. Meine Fehler bekenne ich und bitte solche herzlich ab[18]." Auch Meleaton (Rost) bekennt[19], daß er in seinen Schriften vielfach wider die Tugend und Ehrbarkeit gesündigt habe. Salomon von Birken, der berühmte Pegnitzhirte, entschuldigt seine freieren Gedichte:

Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet,
In uns flammt keine Brunst, obschon die Blätter brennen,
Von liebender Begier. Es ist ein bloßes nennen.

Anhangsweise mag hier die Erwähnung eines Pamphlets Platz finden, das so recht bezeichnend dafür ist, wie in jedem Zeitalter neben verkünstelter Unnatur auch die urgesunde Natur nicht ausgestorben ist, mag auch in Derbheit das Äußerste geleistet werden. In seiner „Schlampampe"-Komödie hat der berühmte Verfasser des Schelmuffsky, Christian *Reuter*, der Frau Anna Rosine Müller in Leipzig, mit der er in Streit geraten war, kein gerade duftiges Denkmal gesetzt und recht kräftig mit der Sauglocke geläutet. Ein Exemplar dieser amüsanten Schrift findet sich in der Leipziger Bibliothek und ist wohl das einzig erhaltene. Der Titel lautet:

Letztes Denk- und Ehrenmahl / Der weyland gewesenen ehrlichen Frau Schlampampe / in einer Bedächtnueß-Sermone aufgerichtet von Herrn Gergen / uf Special-Befehl der Seelig Verstorbenen gedruckt im Jahr 1697.

Franz Blei hat das merkwürdige Stück in seiner Zeitschrift „Die Opale" Leipzig 1907, Seite 113 bis 128, zu neuem Leben erweckt. Um einen Begriff von der drastischen Schreibweise des übermütigen Verfassers zu geben, lasse ich einige Proben hier folgen:

Im Bette ließ sie nicht nach, die liebseelige Umarmung durch freundliche Liebes-Discurse aus der l'Ecole des Filles, Aloysia Sigaea, Tableaux des amours und anderen köstlichen Schriften der curiösen Welt zu versüßen. Mit ihrem herren Sohne Schelmuffsky brachte sie manches mahl die halbe Nacht zu und discutierte mit ihm vom Klebe-Bier und Fruchtbarkeit der Indianischen Weiber. Ihrem Däfftle und Jungfer Töchtern lag sie unauffhörlich mit ihren nützlichen Lebensregeln in den Ohren, und wenn sie ihre hohe Weisheit und offtermals recht Pythagorische

[18] Vorrede zu seinen „Akademischen Nebenstunden", 1713.

[19] In der Vorrede zu den „Curiosen Liebesbegebenheiten".

abgefaste nachdenckliche Moralia nicht gleich fasen kunten, ließ sich ihr beredter Mund mit einem unzehlbaren Gefolge von Donner, Hagel, Sacramenten und andern schönen Haußflüchen hören. Kam sie auf den Marckt, so stunde sie mitten unter dem Hauffen ihrer liederlichen Zuhörern und erzehlete, wieviel sie vorige Nacht Flöhe in Däfftle seinem Hembde gefunden, wie sie Herrn Schelmuffsky bey der jungen Magd im Bette erwischt und daß sie den Jungfer Töchtern das Bett-Tuch abermahl an den Ofen hängen müssen, weil sie solches mit ihrem jungferlich Oster-Thau etwas zu sehr angefeuchtet. Bald gab sie der Frau Nachbarin den Rath, wie sie ihrem Manne durch eine gute Krafft-Suppe wieder in den Sattel helfen solle, bald wußte sie ein gutes Mittel zu erzelen, wodurch der harte Leib der großen Magd wieder zu eröffnen oder wie der gefährliche Geschwulst der Wassersüchtigen Jungfern künstlich zu vertreiben. Ja wie die Ente den gantzen Tag nichts als Dreck, Dreck schreyet, so hatte auch Frau Schlampampe nichts als Dreck das ist garstige Zoten, Saufratzen und unsaubere Röckeleyen in dem Munde.

Wir werden nicht gar zu Unrecht handeln, so wir sagen: bey unserer Frau Schlampampe kommen alle Tugenden zusammen, zum wenigsten war es eine dreckichte Nahrung, daß sie offtermals mit stinckendem Fleisch, abgestandenen Fischen, altbacken Krebsen und an dem Pipse verreckten Hühnern ihre Gäste accomodirte.

Dreckicht war es, daß sie am Tage aus demjenigen Topffe kochte, worinn ihr Däfftle des Nachts über das druckende Blasen-Wasser abgezappfet. Dreckicht war es, daß sie die Teller offt mit ihrem Hembde abwischte und wann kein Wasser bey der Hand war darauf spye.

Dreckicht war es, daß Sie unter währender Zubereitung ihrer Speisen öffters unter ihrem Pelze fuhr und ein Mandel guter starcker Flöhe auffischte, welche Sie hernach auf dem Hackebrette schlachtete und massacrirete.

Dreckichte war es, daß Sie meinete, die Brühen könten nicht kräftig genug werden, wenn Sie nicht etliche Tropffen von ihrer triefenden und rotzigten Laugen-Sacke in die Pfanne fallen ließ usw.

4. KAPITEL

Der Unterhaltungsroman des 18. Jahrhunderts

Wer annehmen wollte, daß die Klassiker zu ihrer Zeit die hauptsächlichste geistige Nahrung gewesen sind, würde sich arg auf dem Holzwege befinden. Die Verhältnisse lagen genau so wie heute. Das fadeste und seichteste Geschwätz wurde am meisten bevorzugt, und man kann nur staunen über die Genügsamkeit des damaligen Lesepublikums. Fade zum Erbrechen sind die meisten, dazu auf Lösch-

papier miserabel gedruckt. Schauer-, Schund- und Räuberromane erfreuten sich der größten Beliebtheit.

Als Vulpius 1798 seinen Rinaldo Rinaldini schrieb, fand er bereits Vorbilder vor. Er in seinem vielgelesenen Schmarren, und die meisten seiner Nachtreter hielten sich noch frei von der Ausmalung erotischer Szenen. Später aber scheute man auch davor nicht zurück und schlachtete dabei die französischen Erotiker nach besten Kräften aus. Aus Sade, Retif, Dulaurens, Crebillon, Fromaget und anderen lassen sich Nachweise bei den Räuberromanfabrikanten finden, wie zum Beispiel bei Barthels, Fischer-Althing, Bruckbräu, Albrecht, Friedel usw. Wie flott das Geschäft in dieser Branche gegangen sein muß, läßt sich aus der Unzahl der noch heute erhaltenen Schund- und Schauergeschichten ersehen, und mancher Verleger sudelte ein solches Machwerk selbst zusammen, um an Autorenhonorar zu sparen. Freilich mußten die Titel schon derart anreißerisch wirken, daß der zu werbende Leser die absonderlichsten Enthüllungen in dem Buche erwarten zu müssen glauben durfte. Es ist spaßhaft zu sehen, wie die Schmierenfabrikanten ihrer Phantasie die Zügel schießen ließen. Da gab es: Lauretta Pisana, Leben einer italienischen Buhlerin (von Albrecht) — Die Meuchelmörderin und die Beichte ihrer Sünden (von Arnold) — Die dreifache Friederike, glückliche Schauspielerin und unglückliches Mädchen durch Glaube, Hoffnung und Liebe (von Fouqué) — Henriette von Detten . . genannt Jettchen Schöntahl, die schönste und merkwürdigste Buhlerin ihrer Zeit usw. usw.

In den Namen Rinaldo Rinaldini hatten sich die Schriftsteller ganz verliebt. Da gab es einen Himlo Himlini, der Räuberhauptmann von Spanien, Roland Rolandini, der furchtbare Land- und Seeräuberfürst von Italien, Sallo Sallini, der furchtbare Räuberhauptmann von Italien. Ein Räuber, der sich außerhalb der Gesetze stellte, hielt sich auch in erotischer Beziehung nicht an die herkömmlichen Regeln, sondern suchte sich das Leckerste an Bettgenossin, wo er es findet. Das ist logisch. „Götz von Berlichingen" und „Die Räuber" von Schiller hatten die unzähligen Ritter-, Räuber- und Geisterromane ins Leben gerufen. Die ganze Anschauung und Darstellung ging aber ins Rohe, Grobe und Gemeine. Goedeke[1] sagt darüber sehr humoristisch, aber sehr treffend: „Reckenhafte Helden, die so mit Muskel- und Manneskraft ausgestattet wurden, wie es das geduldige Papier und der vielvermögende Glaube der Kutscher und Soldaten nur irgend zuließ, glücklicher in der Liebe als der keckste Musketier oder liederlichste Bediente, im Trinken so tüchtig und unablässig wie der renommierteste Bursch... daneben minnige Fräulein, zart wie die zarteste Schneidermamsell, leidende Nonnen ohne Vergleich, Weiber wie die Dragoner und boshaft wie die Hölle, Räuber edler als der edelste Gymnasiast, wenn er sich fühlt, Räubermädchen, die Büchse und Dolch führen und den ermüdeten Freund auf ihrem Schoß ausschlafen lassen, Pfaffen voll teuf-

[1] V, 1893, S. 500.

lischer Sinnlichkeit und abgefeimter Ränke, schauerliche Burgverließe und Totengrüfte, Geister, die grausenhaft aus sechs Fuß dicken Steinwänden hervorschweben, Hieb und Stich widerstehen und vor dem entsetzten Blick in das Nichts der Phantasie verschwinden. Das alles mit Blut, Fluch und Mord, Entführung und Notzucht, Blutschande und jedem Greuel gemengt; eine Welt der idealen Roheit, das wahre Land der Poesie für die Verfasser wie für ihre Leser, die einen der anderen würdig. In dieser Gattung bewegten sich Spieß, Cramer, Vulpius, Bornschein, Arnold und ihre Nachfolger. Fast schlimmer noch waren die aus einem Wollusttaumel in den andern stürzenden Romane Albrechts, Julius von Vossens, Launs und Fischer-Althings, die teils aus der Richtung Heinses und seines Meisters Wieland hervorgingen, teils in Kotzebues Spuren traten oder von den Franzosen unmittelbar absahen, wie man das Tier im Menschen kitzelt."

Wilhelm *Heinse* (1746—1803) bietet den besten Beweis dafür, daß eine Auflehnung gegen herrschende Moralanschauungen, mag sie auch noch so berechtigt sein, nur von sittlich gefestigten Charakteren schadlos geschehen kann, daß ihre Gedanken aber, wenn sie von Männern mit laxer Auffassung aufgenommen und verbreitet werden, bei Urteilsunfähigen mehr Schaden als Nutzen stiften. Heinse trat für die Emanzipation des Fleisches ein. „Liebe gestattet keine Moral. Wer über seiner Leidenschaftsbefriedigung stirbt, ist selig!" bekennt er[2]. Goedeke[3] sagt von ihm ganz richtig: „Heinses Talent ist unverkennbar, aber ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rausch ohne Gemüt ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der Tat dringen . . . Sein höchstes Ziel war in jüngeren Jahren, etwas zu schreiben wie Crebillon oder Hamilton, als Mann wollte er der deutsche Lucian werden." Sein Ziel hat er indessen nicht erreicht. Das Verzeichnis seiner erotischen Schriften umfaßt bei Hayn vier volle Seiten[4]. Was noch von ihm gelesen wird, ist: Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Eine Italiänische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. Lemgo, im Verlag der Meyerschen Buchhandlung 1787, 2 Bände[5]; ferner: Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt, 2 Bände. Rom (Schwabach) 1773[6]; Die Kirschen, Berlin 1773[7]. Er fertigte sein Gedicht nach Dorat: Les Cérises et la double méprise, contes en vers. La Haye, Paris 1768. Dieser aber hat selbst zwei Vorgänger bzw. Vorbilder, nämlich Beroalde de Verville (Moyen de parvenir) und Grécourt[8]. Das Sujet hat weite Verbreitung gefunden durch die bekannte Illustration des damaligen Modemalers

[2] Walter Brecht, Heinse und der ästhetische Immoralismus, Berlin 1911, S. 3.
[3] 3. Auflage, Buch VI, § 230, S. 879.
[4] III, 126—130.
[5] Zur Literatur vgl. außerdem Goedeke, S. 887.
[6] Vgl. Grisebach, Katalog eines Bibliophilen, 1. Auflage, Nr. 1194.
[7] Halberstadt bei J. H. Groß; vgl. Goedeke, S. 883.
[8] Oeuvres, Paris 1747. I, 178 ff. (vgl. auch Sulzer-Gebing in Ztschr. für vergl. Literaturgeschichte, N. F., 11. Bd., 1897, S. 351—354). Ein prachtvoller Neudruck erschien übrigens 1919 als Teil des von A. R. Meyer bei Fritz Gurlitt in Berlin herausgegebenen „Venuswagens", Bd. 8.

J. H. Ramberg. Ein Landmädchen bringt dem Gutsherrn einen Korb Kirschen. Seine angeheiterten Gäste schnalzen vor Vergnügen bei dem Anblick des frischen Naturkindes. Der Gutsherr befiehlt dem Mädchen, sich auszukleiden, läßt die Kirschen auf ein Tuch ausschütten, und das Mädchen muß sie nackt einsammeln. Jeder von den Gästen sagt, dieser Genuß sei ihm soundso viel wert. Der Gutsherr nimmt sie beim Wort, und jeder muß die genannte Summe zahlen. Die Sammlung erhält das Mädchen.

Die lüsterne Schilderung der enthüllten weiblichen Reize ist für Heinse die Hauptsache. Aber in erotischer Hinsicht, in der Verherrlichung des freien Sinnengenusses, blieb Heinse nur ein Stümper. Seine Schriften sind auch nur für einen geistig fortgeschrittenen Leserkreis berechnet. Seine Nachtreter und Nachbeter verstanden es besser, in die breiten Massen zu dringen, da sie dem Geschmacke des Lesepöbels sich willig anbequemten, jede Entfaltung von Geist ängstlich vermieden und lediglich auf die niederen Instinkte ihrer geliebten Leser spekulierten. Die Hauptvertreter des platten Unterhaltungsromans seien nachstehend kurz skizziert.

Da wäre zunächst zu nennen der Konsistorialrat August Gottlieb *Meißner* (1753 bis 1807)[9]. Er gleicht Wieland in der Aufklärung und der Leichtfertigkeit, in seiner Auffassung, ohne jedoch seinen Geist zu haben. Seine lüsternen „Skizzen" und „Alcibiades" verschafften ihm ein großes Lesepublikum, das er auch durch seine weitere ausgedehnte Produktion an sich zu fesseln verstand.

Der berüchtigste Vielschreiber dieser Zeit ist aber Karl Gottlob *Cramer* (1758 bis 1817)[10]. Sein „Erasmus Schleicher", „Hasper a Spada" und unzählige andere seichte Romane wurden von seinem Leihbibliothekspublikum nicht gelesen, sondern geradezu verschlungen. Bei ihm verbindet sich das Gräßliche mit dem Abgeschmackten, was für unser Gefühl oft ungemein komisch wirkt. Trotz seiner offen zur Schau getragenen Biederherzigkeit verleugnet sich bei ihm nicht die Freude an der Erregung des sinnlichen Kitzels, der er durch Schilderung äußerst schlüpfriger Situationen Ausdruck gibt. Weibliche Tugend ist bei ihm nur ein relativer Begriff. Daneben donnert er gegen das verrottete Leben an den deutschen Höfen, gegen Kabinettsjustiz und Beamtendünkel, woraus sich wohl auch zu einem großen Teil seine ungeheure Popularität erklären läßt, denn Appell[11] sagt ganz richtig: „Mancher arme Teufel erlabte seine gepreßte Untertanenseele an solchen stark aufgetragenen Gemälden der vornehmen Bosheit und ihrer wohlverdienten Niederlage."

Mit Cramer zusammen nennt man gewöhnlich Christian Heinrich *Spieß* (1755 bis 1799)[12]. Trotzdem ist er nicht so polternd und unanständig wie dieser. Er spielt sich am liebsten als Tugendlehrer auf. Der zweiten „echten" Ausgabe seines

[9] Goedeke, 3. Auflage, Buch VI, § 224, Nr. 61.
[10] Goedeke, a. a. O. V, S. 509, Nr. 10.
[11] Die Ritter-, Räuber- und Schundromantik, S. 29.
[12] Goedeke, a. a. O., Nr. 9.

„Petermännchens" läßt er eine Vorrede vorangehen, in der er sagt: In diesem Buche habe er absichtlich die Folgen einer zügellosen Wollust geschildert, weil die Wollust das Lieblingslaster seines Zeitalters wäre, auch lasse er Geister und Teufel darin auftreten, weil Erfahrung ihn belehre, daß dergleichen etwas Anziehendes für die menschliche Einbildungskraft habe, und weil er gern gelesen sein wolle, um nützen und bessern zu können. Demzufolge ist der Held seiner Erzählung, Ritter Rudolf von Westerburg, ein großer Halunke. Er verführt sechs unschuldige Mädchen, lebt mit seiner Tochter unwissentlich in blutschänderischer Ehe und ermordet nicht weniger als 70 Menschen. Dafür wird er auch vom Teufel geholt. Wenn man bedenkt, daß Spieß in der kurzen Spanne von 1785 bis 1799 19 Romane in 43 Bänden zusammenschmierte, so kann man ungefähr seinen verderblichen Einfluß abschätzen.

Julius von *Voß* (1768—1832)[13]. Die Zahl seiner Schriften beläuft sich auf 160 Bände. Auch er huldigt dem Zeitgeschmack und schrieb seichte, lüsterne Romane, die durch den Titel bereits auf den Inhalt schließen lassen, zum Beispiel Edwin Pleasure, oder die zwölf entzückenden Brautnächte. Eine Geschichte, wie es noch keine gab, — Die Flitterwochen. Roman mit Prolog und Epilog, — Geständnisse eines unvermählt gebliebenen Frauenzimmers, zur Warnung für junge Mädchen, — Julchens Reise von Liebstädt nach Frauenburg, Klagenfurt und Grimma, oder die Stationen der Ehe, — Die schöne Marketenderin aus Weimar, Das Weib von sechs Männern und dennoch Jungfer, nebst ihren kritischen Ansichten der Feldzüge von 1806—07. Außerdem wird ihm eine sehr skandalöse Hofgeschichte zugeschrieben: Der Friedenskongreß zu Lagade im Königreich Balnibari zwischen den Völkern von Liliput, Brobdingnak, usw. Das Werk ist eine sehr freie Satire auf die Zustände in Preußen und speziell in Berlin zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms III., das ganze politische, wirtschaftliche und soziale Leben der Revolutionszeit, die gelockerten Sitten, speziell der Höfe, beleuchtend, stark erotische Szenen und Verse einschließend[14].

Friedrich Christian *Laukhard,* geboren 1758 in Rheinhessen, schwamm lustig mit im liederlichen Treiben der damaligen Studentenwelt zu Gießen und Halle, zuerst Magister und Privatdozent, dann nach einem abenteuerlichen Leben zuletzt Pfarrvikar zu Kreuznach, wo er 1822 starb. Um seine Verhältnisse etwas zu bessern, verlegte er sich auf die Schriftstellerei und sudelte schlecht und recht marktgängige Ware im Ungeiste von Cramer, Spieß und Konsorten zusammen. Goedeke[15] führt 20 verschiedene Schriften von ihm an, von denen nur noch eine Leben besitzt, weil es für die Zeitgeschichte wichtig ist: Fr. Laukhards Magister der Philosophie.. Leben und Schicksale von ihm selbst beschrieben, zur Warnung für Eltern

[13] Goedeke V, § 279, Nr. 100.
[14] Hayn II, 445.
[15] V, § 279, S. 524/25.

und studierende Jünglinge. Halle und Leipzig, 1791—1802. Mit seltener Offenheit werden hier besonders die skandalösen Zustände auf den deutschen Universitäten geschildert.

Der berüchtigtste Erotiker aus diesem Kreise ist aber neben Friedel, von dem ich an anderer Stelle berichte, Christ. Aug. *Fischer* (Ch. Althing, 1771—1829). Unter seinem richtigen Namen veröffentlichte er platte und seichte Romane, die sich entweder, wenn sie eigenem Boden entsprossen waren, im Stil von Cramer und Konsorten hielten, oder Entlehnungen aus fremden Stoffen darstellten. Es gelang ihm nicht, seine Freude am Lüsternen und Obszönen zu verbergen. Selbst dort, wo er offen mit seinem Namen hervortritt, führt er den Leser immer weiter auf den Stufen der Wollust, bemüht sich, dadurch immer größere Spannung zu erzielen, um dann, wenn die liebe Unschuld fallen oder eine Messalina ihr Ziel erreichen soll, durch eine unvorhergesehene Störung den Knalleffekt vereiteln und den vor dem Fall Bewahrten moralische Betrachtungen anstellen zu lassen. Wir finden diese Neigung ganz besonders in „Dosenstücke"[16]: Zwei für einen, die tolle Nacht (Der Graf schlüpft aus dem Ehebett zur Dienerin, und der Diener aus Versehen zur Frau Gräfin. In der schönsten Situation kommt der Mann der Dienerin dazu, der Graf verbirgt sich unterm Bett usw.). Solche sinnlichen oder lüsternen Romane gab er unter dem Namen Althing oder die ganz starken unter dem Pseudonym Pruzum heraus, leugnete sie aber klugerweise ab. Zu nennen wären: Der Hahn mit den neun Hühnern, Cöln, P. Hammer (Leipzig, Gräff, 1800) — Hannchens Hin- und Herzüge, nebst der Geschichte einer Hochzeitsnacht, Dresden (Gerlach; enthält: Hannchens Abenteuer, Eduards Hin- und Herzüge, Naphan und Wehrmann) — Acht Probenächte nebst einer Vorfeyer und Hochzeitsnacht. Ein Seitenstück zum Hahn mit neun Hühnern. Liebstädt (Hildburghausen, Hanisch) 1802 — Der Geliebte von Eilftausend Mädchen — Gustchen oder eben so muß es kommen, um Jungfer zu bleiben, Stambul und Avignon (Kühn in Posen) 1805 — Sechs Dienstnächte einer jungen Dame. St. Martino (Frankfurt bei Simon) etwa 1800[17]. Seine Bücher waren so beliebt, daß man ihm andere, in seiner Manier verfaßte Romane unterschob. Andere wiederum segelten unter seiner gewinnbringenden Flagge, zum Beispiel Abentheuer vor meiner Hochzeit. Ein komischer Roman nach Althing, Berlin und Leipzig, 1801, in vier Bänden.

Mit Fischer-Althing steht, was die Zügellosigkeit anbelangt, Friedrich Wilhelm *Bruckbräu* auf einer Stufe. Auch er verlegt sich lediglich auf die Abfassung von schlüpfrigen Büchern, die er, merkwürdig genug, mit vollem Namen edierte, trotzdem er in seinen Ausdrücken meistens derart zotig ist, daß man ihn unbedenklich unter die Pornographen einreihen kann. Freilich hütet er sich, die Dinge beim

[16] 1800, die er bereits mit seinem Pseudonym zeichnet.

[17] Die Aufzählung aller seiner Schriften nimmt bei Hayn I die Seiten 57—62 und 268—271 in Anspruch (vgl. auch Stern-Szana, S. 200—202).

rechten Namen zu nennen, er bevorzugt mehr die Umschreibung, die jedoch keinen Zweifel über den wahren Sinn aufkommen läßt, und die Anspielungen sind so eindeutig, daß auch der harmloseste Leser die gewollte Bedeutung erfassen muß. Bei Bruckbräu reiht sich Liebesszene (im Sinne von Beischlafsakt) an Liebesszene, und alles dreht sich um den geschlechtlichen Genuß. Kein höher gestecktes Ziel, keine Spannung findet sich in seinen Romanen, nur knüppeldicke Erotik. Und derselbe Bruckbräu, der Obszönitäten in reichlicher Menge mit schmatzendem Behagen vorträgt, bringt es fertig, zwei „mit großem Beifall aufgenommene christliche Gebet- und Andachtbücher" zu schreiben, wie er selbst wohlgefällig in der Vorrede zu seinem historisch-erotischen Roman „Der Papst im Unterrocke" (Stuttgart, Brodhag 1832) berichtet. Ich will den Inhalt dieses Romans, da er für Bruckbräu am bezeichnendsten, heute aber sehr selten geworden ist, hier kurz wiedergeben. Er behandelt die Sage von der Päpstin Johanna.

Egbert und Uda, ersterer Mönch in Karls des Großen Reich, haben ein Mädchen, Johanna mit Namen, die im Aussehen einem Knaben gleicht. Der Vater inauguriert dem ehrgeizigen Kinde seine Pläne und bestimmt es, in Männerkleidern die geistliche Karriere einzuschlagen. Johanna entflieht nun, kaum flügge geworden, mit ihrem jugendlichen Lehrer Adalbert aus dem Elternhause, um ihre Pläne besser verfolgen zu können. Beide gelangen in das Kloster des Rabbanus Maurus, und Johanna, ein Wunder an Gelehrsamkeit, setzt alle Insassen des Klosters deswegen in Erstaunen. Aber nicht nur diese. Neben dem Mönchskloster liegt das Nonnenkloster. Die Äbtissin, in Liebe zu Johanna, dem vermeintlichen Jüngling entbrannt, läßt ihn als Beichtvater zu sich kommen, dem sie über Schmerzen in den Weichen klagt. „Gisella entblößte die schmerzhafte Stelle so, daß der vermeintliche Pater alle Theile übersehen und vergleichend bemessen konnte, ob nicht irgend einer derselben durch eine krankhafte Farbe oder Erhöhung den Sitz des Übels verkünde. Sie lenkte seine Hand überall hin, wo sie nach ihrer Äußerung, den wechselnden Schmerz spüre. Dabei schaute sie ihn mit ihren großen schwarzen Augen forschend an, welchen Eindruck diese ärztliche Untersuchung auf sein eigenes Blut mache. Kalt wie Eis blieb Johanna; Pater Adalbert hätte sich gewiß anders benommen und anders benehmen können, als Pater Johannes. — Nun bitte ich meine freundlichen Leser, das Buch ein wenig bei Seite zu legen, und sich an Johannas Stelle zu denken. Was hätten Sie gethan. Geholfen, ohne Zweifel, ich müßte mich sonst nur sehr in meiner guten Meinung von Ihrer Menschenliebe täuschen. Wie aber bekanntlich die Heilkunde allerlei Mittel und Wege hat, zu helfen, so half auch Johanna, so gut sie helfen konnte, und ließ Überschläge bereiten. Vielleicht hätten auch Sie, verehrliche Leser, bei einiger Kenntniß von gewöhnlichen Hausmitteln, Überschläge verordnet, ob aber von denselben Kräutern, wie Johanna, möchte ich bezweifeln, weil die Heilmethoden unserer Zeit ungleich einfacher und natürlicher sind."

Johanna bleibt ungerührt, und Gisella, die Äbtissin, erzählt nun ihre Geschichte, wie sie mit Basile, dem Leibpagen Karls des Großen, in intime Beziehungen getreten und dann von ihrem Vater an den Kaiser verkuppelt worden sei. Zur Belohnung wäre sie auf ihren Wunsch zur Äbtissin dieses Klosters bestellt worden, und Basile habe sie mit sich genommen. Diesen hätte sie jedoch in fremden Jagdrevieren wildernd ertappt, und beide Schuldigen seien eingemauert worden. Auf die Fürbitte Johannas werden beide befreit, und sie verliebt sich nun in Basile. Es folgt jetzt eine detaillierte Beschreibung der Orgien von Mönchen und Nonnen, bei der Johanna ihre Jungfernschaft an Adalbert verliert und schließlich sich Basile zu ihrem Geliebten erwählt. Als die Sache brenzlich wird, begeben sich die beiden Liebenden an den Hof des Königs von England. Die Königin ist Nymphomane, und Basile wird ihr Geliebter. Da die unbeständige Königin ihn und Johanna durch Gift beseitigen will, fliehen beide nach Rom, wo Johanna den sodomitischen Gelüsten des Papstes dient und Kardinal wird. Nach seinem Tode wird sie zum Papst gewählt. Da sie aber mit einem gefangenen Seeräuber zu ausgiebig der Liebe Freude gekostet hat, wird sie schwanger und entbindet bei einer Prozession. Im Augenblick der höchsten Gefahr wird sie von ihrem Seeräuber befreit und entführt.

Diese kurze Schilderung vermag natürlich den Inhalt des an erotischen Abenteuern und obszönen Situationen reichen Romans nicht im entferntesten zu erschöpfen. Bruckbräu läßt sich keine Gelegenheit entgehen, Zoten einzuflechten, wo dies nur möglich ist. Dazwischen finden sich ganze Kapitel über den Zölibat, die Priesterehe usw. Seine anderen Schriften weisen bereits durch die Wahl des Titels auf den pikanten Inhalt hin: Die Verschwörung in München. Eine Galerie der interessantesten Liebschaften galanter Herren und lüsterner Damen — Geheime Liebschaften von Pariser Hofdamen — Der Leibpage von Marie Antoinette — Mitteilungen aus den Memoiren einer deutschen Sängerin — Rosas Gardinenseufzer usw.

Bruckbräu fand einen Nachahmer in dem Verfasser des Erotikums: „Die Verschwörung von Berlin. Nächtliche Eroberungen in der preußischen Residenzstadt von Carlo *Dandini*. Ein Freskogemälde als Seitenstück zu der Verschwörung in München von Bruckbräu. Rom, gedruckt in diesem Jahr“ (etwa 1850). Im Vorwort heißt es: „Vier Freunde waren oft beieinander, und gewöhnlich drehte sich die Unterhaltung um interessante Abenteuer, welche sie im Felde der Liebe gehabt. Ein Buch, welches Aufsehen gemacht, ‚Die Verschwörung in München‘ von Bruckbräu, ward ihnen bekannt und erregte in ihnen den Gedanken an ein ähnliches Thun und Treiben, doch nicht Liebesavantüren auszuspüren, um sie dann zur Publicität zu bringen, sondern selbst welche aufzusuchen und sie sich dann untereinander, doch mit Verschweigung der Namen, mitzutheilen, war ihr Zweck.“ Sie nannten diese Verbindung „Die Verschwörung von Berlin“. Das Buch spielt aber größtenteils in Rußland und nicht, wie der Titel vermuten läßt, in Berlin. Die Erlebnisse werden zwar in unverblümter Weise erzählt, aber mit großem schrift-

stellerischem Geschick und ohne ins plump Obszöne zu verfallen [18]. Eine verhältnismäßig zahme Probe des Stils sei hier wiedergegeben:

„Ad vocem Vogel Rock! rief Kaspar dazwischen — fällt mir eine kostbare Anekdote ein —

Schon wieder kommt er mit seinen Narrenspossen, sagte Ferdinand unwillig, halte dein ungewäschenes Maul und unterbrich die Erzählung nicht unaufhörlich.

Du thust dir selbst schaden, antwortete Kaspar; siehe, du bist jetzt in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, sehr stimuliert, fuhr Wilhelm fort, so ginge alles in eins hin, — jetzt komme ich mit meiner Erzählung dazwischen, Alles begibt sich zur Ruhe, dann beginnt der wackere Freund wieder von Neuem und alle deine Gefühle erwachen wieder, und dieses Erheben der Todten, dieses Auferstehungsfest ist gerade das Allerschönste an der ganzen Sache — du verlörst die Freude, wenn jener dort im blauen Frack nicht unterbrochen worden wäre.

Drück nur ab, sprach Wilhelm geduldig, es drückt dir sonst das Herz ab.

Du bist eine mitleidige Seele, möge dir, was du jetzt an mir thust, dereinst an den Höllenstrafen abgerechnet werden, sagte Kaspar und begann seine Anekdote.

Ein Bauernbursche, der schon wußte, wo Barthel Most holt, lag während der Heuernte mit einem runden hübschen Mädchen im Gras und trieb seine Späße mit ihr. Sie ließ sich zwar belecken und betasten, allein wollte dem braven Burschen durchaus nichts weiter zugestehen.

Indem sie so daliegt auf dem Rücken, fällt ihr Blick auf einen mächtigen Habicht, der mit ausgespannten Flügeln im Blau des Himmels schwebt. Sie fragt ihren Liebhaber, was das für ein Vogel ist, — er sieht sich um — ach! ach! schreit er los und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen, ach! das ist der Vogel Rock!

Weshalb schreist du denn so, Hannes?

Ach, weißt du denn das nicht, Marie? das ist ja das abscheuliche Ungeheuer, was den jungen Mädchen und Buben die Augen aushackt? Der ist so stark, daß er einen gleich niederwirft, wenn man nicht recht feststeht, und dann mit seinem Schnabel die Augen herausholt.

Weinend fragte Marie, was sie machen sollte, sie wollte ihr Gesicht doch nicht gerne verlieren.

Weißt du was? fragte Hannes, da gibt es nur ein Mittel — komm da zu dem Heuschober, da will ich dir ein Loch machen, wo du mit dem Kopf und dem halben Leib hineinkriechen kannst; wenn du dann ruhig stehen bleibst und dich nicht umsiehst, der Vogel Rock mag machen, was er will, so kann er dir nicht an die Augen kommen, aber sobald du den Kopf herausstreckst, bist du verloren.

Marie ließ sich den Vorschlag gefallen, und Hannes stellte sich das Mädchen so gut zurecht, wie es irgend möglich war, versichernd, er wolle sich nun neben sie hinlegen.

---

[18] Vgl. Hayn I, 256.

Jetzt rauscht mit mächtigem Flügelschlage der Vogel Rock hernieder, fängt an zu schnurren wie eine Katze, zu klappern wie ein Storch, endlich hebt er der Bauerndirne den Rock auf. — Diese will sich umkehren, aber Hannes ruft ihr zu: Um Himmels willen, rege dich nicht, sonst ist's um deine blauen Guckerl geschehen — schnell verbirgt sie den Kopf noch tiefer in dem duftenden Heu, der Vogel Rock zieht die Hosen herunter und findet den Weg, den er gesucht hat, glücklich.

... Was ihr das erstemal wehe gethan haben mochte, das that ihr dießmal wohl. und sie fängt an zu lachen und brummt aus ihrem Heu hervor: Ja stoße und bohre du mit deinem dicken Schnabel nur immer zu, du kannst lange warten, ehe ich mich umkehre und dir meine Augen zeige.

Dir sei verziehen, sprach Theodor lachend, als Kaspar seine Erzählung beendet." — Die Anekdote charakterisiert, und darum ist sie nicht übel.

Diesem Urteil kann man sich wohl anschließen. Weniger sympathisch berührt es aber, wenn unter dem Deckmantel der Moral allerlei Frivolitäten ans Tageslicht gefördert werden. Ein Beispiel hierfür ist Chr. G. *Salzmann*, der sich die für einen Pädagogen natürliche Aufgabe gewählt hatte, in einem Roman „Carl von Carlsburg oder Über das menschliche Elend" die Folgen der Onanie möglichst kraß zu verarbeiten. Sofort setzte sich J. Th. *Hermes* hin, um in drei Bänden „Für Töchter edler Herkunft[19]" ein weibliches Gegenstück zu liefern. Es ist ein Familienroman der pastoralen Art: sehr lebhaft und detailliert wird allerlei Liederlichkeit dargestellt, um im kritischen letzten Augenblick die vielleicht etwas unruhig gewordenen Sinne des Lesers mit moralischen Begießungen abzukühlen ... Gezeigt soll in dem Roman werden, daß alles Schlimme, was überhaupt passieren kann, davon kommt, daß die Mädchen sich jenem Vergnügen hingeben. das Alleinsein ebenso verlangt wie Phantasie. Das arme Fräulein erlebt infolge des kindlichen Spieles ihrer lebhaften Hände die allerfürchterlichsten Sachen[20]." Hermes ist auch der Verfasser von „Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem Englischen übersetzt (Leipzig 1766), worin das Kammermädchen Herrn Haudson drohet" und Herr Haudson „eine Schnürbrust öffnet". Alle diese Titel suchten durch das Schreiende und Gesuchte auf die Besonderheit des Inhalts hinzuweisen, was auch in den meisten Fällen gelungen sein dürfte. Und daß die Lektüre derartiger seichter Stimulantien nicht nur auf das niedere Volk beschränkt blieb, geht zum Beispiel aus den „Memoiren der Gräfin Lulu Thürheim"[21] hervor, wenn sie schreibt: „Mit 15 Jahren hatte ich bereits sämtliche Romane von August Lafontaine, Christian Spieß und selbst Meißners ‚Skizzen' gelesen, ein so freisinniges und obszönes Buch, daß ich es heute nicht wagen würde, seine Lektüre einzugestehen." Diese seichte Lektüre scheint reißenden Absatz gefunden zu haben,

---

[19] Leipzig 1787.
[20] Franz Blei in „Die Opale", 2. Halbband, Leipzig 1907, S. 48.
[21] Mein Leben, 1788—1819, München 1913, Bd. 1, S. 77.

denn ein Zeitgenosse, Friedrich von *Cölln*[22], berichtet: „Man stürmt in Berlin die Kralowskysche berühmte Leihbibliothek, wenn das Leben einer Giftmischerin, ein Rinaldo Rinaldini oder ähnliche das Publikum interessierende Bücher erschienen sind." Bezeichnend dafür ist folgende Buchhändleranzeige: „Das so sehnlich und längst gewünschte Werk: Raritäten von Berlin und merkwürdige Geschichten einiger Berlinischen Freudenmädchen, Berlin 1792, durchaus voll Interesse für Einheimische und Auswärtige, voll seltener und bisher geheimer Lebensumstände, die an die feinsten Fäden gewebt sind, hat soeben die Presse verlassen, und kostet in Karl Matzdorffs Buchhandlung 20 gr[23]." Gaben sich die Schriftsteller in der Ausmalung erotischer Szenen zu frei, so wurden sie zwar verboten, was das Publikum aber wenig kümmerte, wie ein anderer Zeitgenosse bezeugt: „Die Zahl der so verpönten Bücher war Legion und natürlich las man sie nur um so eifriger. Man begründete sogar im geheimen eigene Lesegesellschaften, in denen nur und ausschließlich verbotene Bücher cursierten[24]." Dabei lautete die amtliche Verordnung: „Bücher und andere Drucksachen, welche entweder durch ihren Inhalt oder dabei befindliche Kupferstiche in irgend einer Beziehung für Religion, Sittlichkeit oder bürgerliche Ordnung anstößig, zweideutig oder schlüpfrig sind... dürfen in keiner Leihbibliothek, Lese-Gesellschaft oder Lese-Cabinet geduldet werden[25]." Das änderte sich auch später nicht. Im Jahre 1844 forderte die badische Regierung eine Summe zur Bestreitung der Aufsicht über Leihbibliotheken, „um Sitten und Geist verderbende Romane, ekelhafte Räuber- und Mordgeschichten, verführerische Schilderungen und unzüchtige Bücher jeder Art daraus zu entfernen". Leider stieß sie auf wenig Gegenliebe, denn der Antrag drang nicht durch[26]. In Berlin war die Drucklegung von anstößigen Schriften verhältnismäßig leicht. Wer der Berliner Zensur ein Schnippchen schlagen wollte, der durfte sein Buch nur ganz unschuldig und gelehrt anfangen, hinterher aber Gemälde aus dem Leben bringen, oder eine unleserliche Hand schreiben, dann erhielt er das Imprimatur gewiß, weil die Zensoren andere wichtige Geschäfte hatten und das Zensieren nebenbei betreiben mußten, also nicht alles durchlesen konnten[27]. Bei allzu freien Stücken hütete man sich natürlich, um die Zensur einzukommen, sondern druckte geheim ohne Namennennung. Die Zahl solcher originalen Elaborate war allerdings nicht groß. Nur die Zotenlieder gediehen zu dieser Zeit, genau wie heute, wenn der Kampf dagegen auch lustig weiterging. In dem „Gene-

[22] Wien und Berlin in Parallele, von F. v. C... n, Amsterdam und Cölln 1808, i. e. Leipzig bei Gräff, S. 109.

[23] Vossische Zeitung Nr. 10 von 1792, zitiert nach Eberhard Buchner, Liebe. Kulturhistorisch interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen, München o. J., S. 214.

[24] Eberty, Jugenderinnerungen eines alten Berliners, Berlin 1878, S. 91.

[25] Fr. Hesse, Die preußische Preßgesetzgebung, ihre Vergangenheit und Zukunft, Berlin 1843, S. 124.

[26] Appell, Die Ritter-, Räuber- und Schundromantik, S. 88.

[27] Fr. v. Cölln, a. a. O., S. 111.

rale wegen des Verkaufs und der Verbreitung anstößiger Volksschriften, Dreßden am 17. März 1803" heißt es: „Nachdem Uns hinterbracht worden, daß mancherley ärgerliche und den guten Sitten zuwiderlaufende, auch besonders dem gemeinen Volke schädlichen Lieder usw. in den hiesigen Landen im Druck erschienen wären und auf Jahrmärkten zum freyen Verkauf ausgelegt würden; So hat die von Uns deßhalb angeordnete Untersuchung nicht nur die Verbreitung solcher Schriften durch p. sogenante Liederhändler, Büchertrödler und Buchbinder bestätigt, sondern es sind auch die nachverzeichneten... Volkslieder Anno 1802 confisciret worden." Dabei schüttete man dann natürlich das Kind mit dem Bade aus und konfiszierte neben wirklich obszönen Liedern, wie: Ich bin ein junges Weibchen, hab' einen alten Mann — andere sehr harmlose, wie: Ach, du lieber Augustin, Ein freies Leben usw.

Neben den vorstehend besprochenen Romanen und Liedern gab es selbstverständlich noch andere, für jeden Geschmack berechnete Unterhaltungslektüre, die selten in einer Literaturgeschichte erwähnt wird. Vor allem wären hier zu nennen die unzähligen *Anekdoten* und *Klatschgeschichten*, zum Beispiel: Wörterbuch der Liebe oder Erzählungen aller Liebesgeschichten, Intriguen und Abenteuer, welche vom Stammvater Adam mit seiner Eva an bis auf unsere Zeiten sich zugetragen haben — Der chinesische Kundschafter oder Geheimer Abgeordneter des Hofes zu Peking, um den jetzigen Zustand von Europa zu untersuchen — Das nach der Moral beschriebene Galante Leipzig, in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E... (Ehrenhausen) und seines Hofmeisters[28].

Dann kämen in Betracht die zahllosen erotischen *Anstandsbücher*, Abhandlungen über die Liebeskunst, von denen ich nur nenne: Manso, Die Kunst zu lieben. Der Verfasser mußte sich deswegen den Spott der Weimarer Xeniendichter gefallen lassen, die ihn in sechs Xenien arg mitnahmen. Ferner: Vergnügte Nebenstunden oder Müßige und Zerstreuete Gedancken Von dem mächtigen Reich der Liebe, darinnen auch eine Anleitung ertheilet wird, wie man sich in diesem Reiche als ein getreuer Mit-Burger glücklich und geschickt aufführen soll. — Geheimes Kunstkabinet der Liebe oder Vorschriften, unfruchtbare Weiber fruchtbar, unvermögende Männer vermögend zu machen, wie auch schöne und gesunde Kinder zu zeugen, nebst Anleitung vom Verhalten schwangerer Frauenzimmer, mit den dazu gehörigen Rezepten[29]. Dieses Buch, auf Venettes Schrift fußend, hält, was der Titel verspricht, die Schilderung ist mehr als intim.

Auch die Vorliebe, über eigentümliche erotische Sonderverhältnisse gelehrte Untersuchungen anzustellen, wobei mitunter mehr als ein Zötlein mit einfließt, ist dem 18. Jahrhundert eigen. Ich nenne: Origines, oder von der Verschneidung. Ein Versuch zur Ehrenrettung einiger gering geachteter Verschnittenen — Die Kunst,

[28] Hayn IV, 113

[29] Breslauer Stadtbibliothek 8 u D 1158

Mädchen zu bilden, und von der Ursache des Vergnügens — Erörterung der Frage, ob einem ledigen Gesellen zu raten sey, einer Wittwen Tochter zu ehelichen.

Ehe ich nun den Abschnitt beschließe, sei noch auf zwei der kräftigsten Erotika dieser Zeit verwiesen, die bei Erscheinen viel Aufsehen erregten. Das eine ist: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freyherrn von Knigge. Vis unita fortior 1790." Es ist entstanden auf Grund der Händel, die der bekannte Arzt mit der Aufklärungspartei hatte, und der Verfasser ist kein anderer als *Kotzebue*. Die Satire ist in Form eines Schauspiels gebracht, dessen Personen bekannte Schriftsteller, wie Lichtenberg, Nicolai, Kästner, Campe u. a. sind. Bahrdt ist als Hurenwirt auf einem Weinberge bei Halle dargestellt. Die Reden sind so unflätig als möglich. Lichtenberg sagt zum Beispiel:

„Ich fange an, mich zu langweilen und habe an nichts mehr Freude als an jener angenehmen und nützlichen physikalischen Erfindung des Kinderzeugens... Vor vielen Jahren schon hielt ich mir ein Mädchen von 11 Jahren, welche Blumensträuße feil trug. Sie wohnte in der Caßpühlen und wir brachten wechselseitig Götternächte miteinander zu. Ich kleidete sie mit britischer Freigebigkeit, unterhielt auch Papa und Mama. Die Sache wurde aber endlich so notorisch, daß in der Schola puellarum meine Amasia ein Gespött der übrigen wurde und der Herr Schulmeister sogar de fornicatione emittenda herrliche Ermahnungen ergehen ließ. Seit der Zeit sind die Auflauerer und Spürhunde überall hinter mir drein gewesen. Ich muß meine Professorwürde retten, damit ich nicht einmal bei einer Molly Seagrim ertappt werde. Deshalb nehme ich meine Zuflucht zu ihnen, werter Herr Doctor! Ich weiß, daß sie eine Pflanzschule von gutherzigen Mädchen errichtet haben, die auch mit schlaffen Beuteln vorlieb nehmen, wenn es nur keine Geldbeutel sind." Der zweite Akt beginnt mit ganz unflätigen Szenen. Lichtenberg liest im Graben liegend einer Nymphe Experimentalphysik. Kästner verfolgt mit herabhängenden Hosen eine Phryne. Biester macht Gedicken griechische Liebe begreiflich. Ebeling taumelt umher und fällt Campen, der gerade seiner Tochter väterliche Ratschläge erteilt, auf den entblößten Hintern. Ein Prediger liegt im Grase, mit der Beseitigung eines gewissen Vorhangs beschäftigt. Klockenbring studiert Bordellpolizei. Nicolai hält eine Vorlesung über die Freuden der Liebe, wobei er die Blattläuse beklagt, welche sie entbehren müßten, und die Schaltiere beneidet, welche sie doppelt genössen. Trapp und Brie sind im Dunkel eines Tannengebüsches beschäftigt. Leuchsenrings Entzückung strömt bei einem Judenmädchen über. Mauvillon hockt unter den Kleidern einer Besiegten „und atmete Wohlgerüche". Bahrdt aber beobachtet alles mit Faunengrinsen und berechnet den Vorteil, den ihm diese Orgien bringen. So geht es in dieser Tonart fort[30].

Diese Unfläterei übersteigt alles Maß und ist ein trauriges Zeichen für den

30 Vgl. Ebeling, Gesch. d. kom. Literatur I. 434—441.

Tiefstand, den der literarische Kampf im 18. Jahrhundert annahm. C. F. Bahrdt, der Angegriffene, antwortete sofort mit: Zimmermanns Auferstehung von den Todten. Ein Lustspiel vom Verfasser im strengsten Inkognito. Ein Gegenstück zu dem Schauspiel: Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn[31]. Es steht an Derbheit dem Original in nichts nach.

Hier haben wir es trotz aller Schmutzigkeit mit einem Werke zu tun, das einen ernsten literarischen Zweck verfolgt, den Kampf zweier Weltanschauungen, bei dem der Verfasser freilich Bahnen wandelt, auf denen wir ihm nicht zu folgen vermögen. Das andere Werk, dem ich noch einige Worte widmen will, kann diese Entschuldigung nicht für sich in Anspruch nehmen, es will nichts weiter, als die Wollust malen, allerdings so reizend als möglich. Es heißt: Priaps Normalschule, die Folge guter Kinderzucht, ein kleiner Roman, in gefühlvollen und zärtlichen Briefen, Berlin 1789. Der Verfasser war ein gewisser Karl Timlich, Meister in verschiedenen Künsten, Kupferstecher, Fechtlehrer, Schriftsteller. Er schrieb allerlei didaktische Werke, historische Abhandlungen, Traktätchen über die Fechtkunst und über die Jagd. 1789 läßt er im geheimen „Priaps Normalschule" erscheinen, das mit zu den besten Werken der erotischen Weltliteratur gehört. In 25 Briefen läßt der Verfasser Wilhelm und Heinrich einerseits, Ernestine und Fiekchen anderseits ihre Liebesabenteuer bis zu dem für Fiekchen gar nicht erbaulichen Ende ihrer Liebeslaufbahn erzählen. Das Werk gewinnt dadurch noch seine besondere Bedeutung, weil es uns in schonungslosem Realismus ein unvergleichliches Sittenbild bietet. Derb sind zwar die Ausdrücke, aber nie widerlich oder unflätig, und ein bezaubernder Humor strahlt mit vergoldendem Lichte über dem Ganzen. Allein die Zeitgenossen wußten Timlichs Verdienste wenig zu würdigen. Der Verfasser erhielt fünf Monate Gefängnis, das Erotikon wurde mit Ausnahme von fünf nicht erreichbaren Exemplaren eingestampft. Nach einem dieser der Vernichtung entgangenen Exemplare wurde 1912 in Leipzig ein Neudruck veranstaltet[32].

5. KAPITEL

Unsere Klassiker

Die Anakreontiker kann man als eine verwässerte Auflage der zweiten schlesischen Schule betrachten. Hier wie dort das Bestreben, in dem Leser ja den Eindruck zu erwecken, daß die Wein- und Liebeslieder nicht den eigenen sinnlichen Begierden entsprungen, sondern nur als Zeitvertreib „müßiger Stunden" aufzufassen seien. Es hätte dieser ängstlichen reservatio auch gar nicht bedurft, denn den sanften Heinerichen von Impotentia Gnaden traute kein einsichtiger Leser Debauchen in vino et in Venere zu. „Sie singen Wein und trinken Wasser"

[31] Vgl. Goedeke V, 276, 19, und IV, 330, 89.

[32] In 400 Ex. vgl. Hayn VI, 296.

charakterisiert sie Goethe treffend. Die Phyllis und Chloris, Lisinde und Melusinde sind fade, bleichsüchtige Geschöpfe, denen man ein feuriges Gefühl auch dann nicht glauben würde, wenn der „Dichter" (sit venia verbo!) ein sinnliches Gefühl ihnen zuschreiben wollte. Alle diese galanten Damen, die möglicherweise auf einem der anderen Planeten Lebensfähigkeit besitzen mögen, beileibe nicht auf der Mutter Erde, die uns allein interessiert, bringen den Phlegmatiker zum Gähnen, den Choleriker zum Rasen, und es läge kein Grund vor, sie in ihrer wohlverdienten Vergessenheit zu stören, wenn nicht unsere Klassiker zuweilen, wenigstens in ihrer frühesten Jugend, dem Einfluß dieser bezopften Mummelgreise sich hingegeben hätten.

Noch der gute alte Papa *Wieland*, dessen Sittenreinheit doch außer allem Zweifel steht, dichtet in dieser Manier. „Ach, diese Chloris, wie ist sie schön!" Er führt uns mit gefälligem Dienern und geschwätzigen Erklärungen bis in den Vorhof des Allerheiligsten, der erotischen Glückseligkeit, aber dann, um mit Wilhelm Busch zu reden: „Schwapp, man zieht den Vorhang zu!" Der freundliche Leser, geduldig bis hierher geführt, erhält einen kleinen Nasenstüber ob seiner unziemlichen Neugier, und die Erzählung plätschert wieder weiter in dem seichten Fahrwasser des bestrickenden Unterhaltungstones. Wieland schildert uns tausendmal die weiblichen Reize und ihre Wirkung auf den Mann, wie es auch die Bildermacher jener Zeit so gern taten. Er läßt tausendmal einen Adonis und eine Venus sich aneinander entzünden und tausendmal ein Halstuch sich verschieben, damit ein schöner Busen sichtbar wird. Er stellt immer wieder dar, wie Mann und Weib unbewußt nach Wollust verlangen, wie sie gegen die Natur ankämpfen, schließlich aber doch dem mächtigen kleinen Gott unterliegen. Wielands Romane wurden daher auch in den besten Gesellschaftskreisen sehr geschätzt und eifrig gelesen.

Ob folgendes kleine Gedicht, das man Wieland zuschreibt, wirklich von ihm stammt, lasse ich dahingestellt:

Das Gärtlein still vom Busch umhegt,
Das jeden Monat Rosen trägt,
Das gern den Gärtner in sich schließt,
Der es betaut, der es begießt,
Es lebe hoch!

Der Bergmann, stark und wohlgenährt,
Der ohne Licht zur Grube fährt,
Der immer wirkt und immer schafft,
Bis er erlahmt, bis er erschlafft,
Er lebe hoch!

Hierher gehört auch *Scheffner* mit seinen „Gedichten im Geschmacke des Grécourt"[1]. Diese Ausgabe enthält nur 35 Nummern, die vierte 55 Nummern. Die

[1] Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Compagnie, 1771, i. e. Königsberg bei Kanter.

sechste und Ausgabe letzter Hand führt den Titel: Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe von Freyherrn Fr. W. v. d. G. in 4 Bändchen, wovon das erste die „Gedichte im Geschmacke Grécourts“, das vierte „Die Küsse des Johannes Secundus“ umfaßt. Der „Anhang“ enthält zwei wichtige, auf den Inhalt bezügliche Briefe Wielands. Scheffner hat sich zu diesen Gedichten nie bekannt. In seiner Selbstbiographie[2] erwähnt er Seite 93 nur an einer Stelle die „Natürlichkeiten“: „Viele haben mich für den Verfasser dieser versificierten Ejaculationen gehalten: um meine Denkungsart über solche Meursiussche Elegantiae nicht zu verleugnen, bezieh ich mich auf das 1801 im Druck erschienene Etwas über Gedichte nach dem Leben.“ Scheffner geht hier um die Beantwortung der Frage herum. Daß er aber der alleinige Verfasser gewesen, ist, abgesehen von den inneren Gründen, durch ein absolut sicheres Zeugnis bewiesen. Etwa im Jahre 1795 nämlich fanden E. T. A. Hoffmann und sein Freund Theodor Hippel in einem von Scheffner geliehenen Buche ein Originalmanuskriptblatt aus den Gedichten im Geschmacke des Grécourt, welches von Scheffners Hand geschrieben und mit Korrekturen von derselben Hand versehen war[3].

Scheffner macht für seine Stoffe Anleihen in der Weltliteratur. Boccaccio, Rabelais, Grécourt und manche andere werden geplündert. Der Dichter besingt Röschens Röschen, den geheimen Spielplatz der Liebe, in unverhüllter, ganz lüsterner Sinnlichkeit, er gibt Winke zur Entjungferung, singt ein Loblied auf die Zwillingshügel und ähnliches. Eine Probe zur Illustration:

O könnt' ich doch den kostbarn Rausch beschreiben,
Den ich zu deinen Füßen oft gefühlt,
Wenn jeder neidsche Vorhang aufgezogen
Und jeder Sinn entzückt befriedigt ward.

Ha, welche Schätze blendten dann die Sinne!
Der seidnen lock'gen Haare Wohlgeruch,
Der Milchsaft in der Muschel feinsten Falten,
Mit Rosen unter Lilien gemischt.

Wie zärtlich küßt ich nicht die schöne Rose,
Mein Herz sog Wollust für das Herz aus ihr,
Wie freut ich mich, wenn alles nach dem Kelche
Der balsamüberthauten Blätter roch!

---

[2] Mein Leben, wie ich, Johann Georg Scheffner, es selbst beschrieben. Leipzig, gedruckt bei J. G. Neubert im Jahr 1816 und ausgegeben 1823.

[3] Grisebach, Weltliteraturkatalog, 1. Auflage, Nr. 1179, und Hoffmanns Briefwechsel, herausgegeben von Hans v. Müller, Berlin 1912, 1. Bd., S. 23; Sembritzki führt im „Euphorion“, Bd. 16 (1909), S. 716—732, den Nachweis, daß Scheffner der Verfasser ist.

Wie dahlt' ich nicht mit nachbarlichen Hügeln,
Von Venus Hand mit Atlas überkleidt,
Die tausend buhlerischer Mädchen Busen
An Farb und Form und Glätte übergehn!

Der Busenknospen Schattenbild, ein Purpurfleckchen,
Sog ich zum neuen Schmuck einst jedem auf,
Ihr Anblick schwängerte den Geist mit Wollust,
Und ihr Berühren strömte Feu'r ins Blut.

Fruchtbar bethaut von duft'gen Lebenssäften,
Die übern Rand der Muschel rieselten,
Wuchs um das Grottchen der getheilten Kugeln
Das Graswerk schattenreicher auf.

An diese wollustreichen Edenshügel
Gelehnt erwart ich dich, geliebter Schlaf usw.

Und wenn ich dann von dir gestärkt erwache,
Dann küß ich erst, mein Lieblingsnischchen, dich,
Und wage dann mit neuer Kraft gerüstet,
Den Wettlauf um den Preis im Mädchenschoß.

Auch *Bürger* gibt sich in seinen bekannten Gedichten ziemlich frei und natürlich, unbeschwert von sittlichen Bedenken. Schiller tadelte ihn deshalb in Nr. 13 und 14 der Jenaischen Allg. Liter. Ztg. vom 15. und 17. Januar 1791. Bürgers Sinnlichkeit scheint ihm einen gemeinen Zug zu tragen. Diese Verallgemeinerung ist nicht am Platze. Schiller, dem nach seinen Brausejahren in seinem idealen Gedankenfluge der sinnfällige Ausdruck der Freude an den Genüssen des Lebens nicht recht zusagen mochte, übersieht ganz die Natürlichkeit und Anmut von Bürgers tiefempfundener Lyrik, die durch abstrakte Gedankenblässe nicht angekränkelt sind. Seine urkräftige Sinnlichkeit findet in den meisten seiner Produkte überzeugenden Ausdruck, besonders in seinen Gedichten „An Molly". Man lese nur die amüsante Anekdote „Veit Ehrenwort!" Allein Bürger kann auch noch anders[3a]. Manche direkt obszönen Verse von ihm sind bekannt. So übersetzte er folgenden Zweizeiler und schickte ihn an Lichtenberg:

[3a] Man beachte den derben Umgangston, der anscheinend zwischen ihm und seinem Verleger Dietrich üblich gewesen zu sein scheint. In einer von der Gesellschaft der Münchener Bibliophilen für ihre Mitglieder im Jahre 1910 veranstalteten Publikation von Bürgers Briefwechsel findet sich folgender bezeichnender Brief vom 13. September 1777: „Aber du alter Sündenbock, war es dir nicht genug, meine Unschuld zu liederlicher Lebensart zu verführen? Willst du nun gar meine Frau auch beschlafen? Wart! Wart! Was du an meiner Frau ausübst, das soll von mir an deiner Frau und deinen Töchtern gedoppelt und dreyfach vergolten werden . . . Sind wir nicht ein heilloses Volk unter einander? Welch ein verfluchtes Sodomitisches u. Gomorrisches Leben. An allem ist der liederliche Dietrich schuld . . ."

„Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
Nulla futura tua est, nulla futura tua est.

1.

Wenn außer Wohlgestalt, vollkommen wie die deine,
Dein Herz nicht eine rührt, so rührt dein Herz nicht eine.

2.

Wenn außer einer Braut, der deine Reize fehlen,
Du keine wählen darfst, so darfst du keine wählen.

3.

Wenn außer der, die dir an Schönheit gleicht auf Erden,
Dein keine werden kann, so kann dir keine werden.

4.

Wenn außerm Ideal der höchsten Wollustregeln,
Du keine v..... kannst, so kannst du keine v.....

Doch fürs erste ist es wohl an diesen genug, das erste und das letzte sind wohl die besten"[4]. Allein diese Verse bilden noch nicht die Krone seiner erotischen Leistungsfähigkeit im dichterischen Gewande. Es existiert ein Machwerk, das an grauenerregender Gemeinheit des Ausdrucks nicht mehr übertroffen werden kann. Ich meine die: Phantasien in drei priapischen Oden dargestellt und im Wettstreit verfertiget von B., V. und St. Letzterer erhielt die Dichterkrone. Berlin. In allen guten Buchhandlungen Gr.-8°, 16 S. o. J. (etwa 1800). Es ist wohl das unflätigste Stück, das in deutscher Sprache erschienen ist. Joh. Heinrich Voß, Gottfried August Bürger und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg sollen die Verfasser sein. Die Ode des letzteren erhielt den Preis. Bürger beginnt den Reigen mit einem Preislied:

An die Feinde des Priaps.

Es knallet alles, was lebet,
Was in den Lüften schwebet,
Es knallt die ganze Welt,
Ein Mädchen von zwölf Jahren
Mit zwanzig Stoppelhaaren
Der Fuchsschwanz schon gefällt.

So geht es elf Strophen lang. Alle Götter und Göttinnen geben sich dem physischen Liebesgenuß hin. So unverblümt auch die Sprache dieser Ode ist, so wird

[4] Veröffentlicht in „Die Opale", herausgegeben von Fr. Blei, Leipzig, J. Zeitler, 1907, 1. Halbjahrsband, S. 205.

sie doch noch von der folgenden übertroffen, die Voß zum Verfasser hat, von der ich aber beim besten Willen keine Probe bringen kann.

Die Quintessenz der ganzen acht Strophen ist: Der Geschlechtsgenuß ist das höchste Glück. Das besagt kurz und bündig der Schluß:

Wird mir mentula mea erecta gelassen,
So sterb ich mit Zufriedenheit.

Das Scheußlichste ist die dritte Ode, die Stolberg: „Wahl meiner künftigen Gattin und ihrer Eigenschaften" betitelt. Er beginnt:

Nicht weiß wie Milch und Blut, gepudert und frisihrt,
Und mit dem reichsten Schmuck von Frankreich ausgeziert,
Nein, ruprigt, ledergelb und schmierig wie ein Schwein
Soll die, die ich mir einst zur Gattin wähle, sein.

Alle Häßlichkeiten der Welt und alle venerischen Krankheiten, Ungeziefer und alle Untugenden soll sie haben. In dieser Tonart geht es 17 Strophen lang[5].

Die Oden kursierten bereits 1788 in Abschriften und fanden sich in Bürgers Nachlaß. Es besteht deshalb kein Zweifel an der Autorschaft der drei Dichter. Forscht man dem Grunde nach, der bestimmend war für die Verfertigung dieses ungeheuerlichen Opus, so ist man wirklich in Verlegenheit, eine plausible Erklärung zu finden. Daß die dargestellten Wünsche ernst gemeint sind, kann man füglich bezweifeln. Vielleicht geht man nicht fehl mit der Annahme, daß diese schreiende Profanierung des Geschlechtlichen in bewußter Reaktion gegen den seichten von Milch und Honig triefenden Stil der Anakreontiker entstanden ist, als Protest gegen das Tändelnde und Verherrlichende der platonischen Liebe in den Schäfergedichten. Das wäre gewiß eine Erklärung, wenn auch noch lange keine Entschuldigung.

Wir besitzen ein anderes Pamphlet gegen die Anakreontiker und die Schweizer, das ungleich wirksamer ist, trotzdem es nicht in diesen zotigen Ton verfällt. Ein Anhänger Gottscheds, Freiherr von *Schönaich*, unternahm es, die sonderbaren neuen Wortbildungen und den Schwulst der Sprache, von dem die Schriften Gleims, Hallers, Klopstocks sowie die der Schweizer Bodmer und Breitinger voll sind, ins Lächerliche zu ziehen, und zwar in seinem Buch: Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch 1754. Der Witz ist oft schal, zuweilen ziemlich frei. Einige Beispiele mögen besser als viele Worte erläutern, welcher Mittel man sich im Kampfe gegen den Gegner bediente.

Besämen. Die Mägdchen vor der Sündfluth haben gar andere Sachen als unsere zu thun gehabt. Sie haben die Tulpen besämet und geschwängert.

[5] Vgl. G. A. Bürgers Werke, herausgegeben von E. Grisebach. 5. Auflage. Berlin 1894, S. 497 ff.; ein Exemplar findet sich unter den „Secreta" der Preußischen Staatsbibliothek. Ein Nachdruck erschien 1924.

Damals waren sie gleich im Werk, die befruchteten Sämchen abzubrechen, hernach mit dem Mehl weißfarbener Tulpen Feuerroten verwittweten Ritz besämend zu schwängern. — Itzund hat sich die Sache gewaltig geändert, und die Mägdchen lassen sich lieber ihre Ritzen besämen und schwängern.

Himmelbett. Wir erstaunen, wenn wir die Gelehrsamkeit bewundern, die der Herr Magister Naumann aus der Ecole des Filles [6] gezogen. Hätte es doch dem unsterblichen Mann gefallen, die Erfindung seines Himmelbetts uns in einem Kupferstich mitzuteilen! — Das Himmelbett befand sich Mitten zwischen zwo Wänden — Inwendig stälerne Federn machten, daß die sich drauf legten, Sich hoben, schaukelten, wiegten. Dahin führte Tirza den König. Was sie da werden gemacht haben, denke der Leser hinzu. Wenn sie sich nun aber so wiegten, sollten die beiden Verliebten Majestäten sich nicht mit den Köpfen gestoßen haben? Zum wenigsten mußte ihnen der Teufel diese eheliche Lust, wie dort beim Milton mißgönnen.

Hochzeitsgebräuche. Wir haben schon oben die geschickte Besämung verwittweter Ritze mit gebührendem Weihrauch bestreut. Die Schönheit des folgenden Ausdruckes aber reißt uns vollends dahin. Wer könnte sonst als Rath Bodmer, der zweyhundertmännische Rath, der den Hochzeiten der Nesseln und Nelken beywohnet, uns die Gebräuche verraten, die von den fühllosen Pflanzen beobachtet werden? Die Fräulein Töchter Noahs wußten zwar viel von der Zeugung der Menschen, Dennoch wußten sie nichts vom Leben der fühllosen Pflanzen, Ihrer geheimen Zeugung und ihren Hochzeitsgebräuchen. Die Blumen haben freilich ihre Geburtsglieder, und ihre hochzeitlichen Sitten. Und was für hochzeitliches bekommen wir nicht im folgenden hochzeitlichen Verse zu denken!

> Lobet den Gott, den Retter, von welchem die Milde des Segens
> Auf die hochzeitliche Nacht und Empfängnisstunde herabfleußt.

Ob wir gleich einen näheren Ort wissen, von dem der Segen fleußt, so lernen wir doch hieraus, daß, so oft ein Mann Kinder machet, er eine hochzeitliche Nacht hat. Wenn er nun aber einen Fehlschuß thut: wie heißt denn die Nacht? eine unhochzeitliche Nacht.

Naß. Was ist doch folgendes für ein Naß?

> Er netzt dich, wirst du zun Vätern begraben
> Mit Menschen unweinbaren Naß;

das heißt auf deutsch: er wird auf dein Grab pissen, denn wahrhaftig, dieses Naß ist den Menschen unweinbar, aber nicht unpißbar.

Auch *Lessing* zollte der Moderichtung seinen Tribut, wenngleich er nicht in das Weichliche, Wolkenartige seiner Vorgänger verfällt, sondern ernster, männlicher gestaltet. Er verschmäht es nicht, dem erotischen Schwank seine liebevolle Be-

[6] Ein bekanntes französisches Erotikon

handlung angedeihen zu lassen. Ich verweise nur auf „Hans Steffen", den „Eremiten", „Das Geheimnis", „Die Teilung", deren erotischer Kern ziemlich unverhüllt zutage tritt.

Das erste sei hier angeführt:

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
Konnt er vor Näschigkeit die Dämmerung erwarten)
In seines Edelmannes Garten
Und plünderte den besten Apfelbaum.
Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesglut die Dämmerung erwarten
Und schlichen sich in eben diesen Garten
Von ungefähr an eben diesen Apfelbaum.
Hans Steffen, der im Winkel oben saß
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill vor Wartung böser Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß
Und immer sachte weiter aß.
Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!" rief Hanne, „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was!?
O schäme dich! — Hier ist es naß!"
„Naß oder nicht, was schadet das?
Es ist ja reines Gras."
Wie dies Gespräche weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie standen wieder auf, und Hanne seufzte tief:
„So schöner Herr! Heißt das bloß küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittre — Wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?"
„Ich?" sprach Johann. „Die Zeit mag's lehren,
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,
Der über uns wird's schon ernähren,
Dem über uns vertrau!"
Dem über uns! Das hörte Steffen,
Was, dacht er, will das Pack mich äffen?

Der über ihnen? Ei, wie schlau!
„Nein!" schrie er, „laßt euch andre Hoffnung laben!
Der über euch ist nicht so toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren soll,
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!"
Wer hier erschrak und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Apfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's getan!

Blumauer kennt man als Verfasser mancher freier, ja sehr freier Gedichte, die handschriftlich zirkulierten. Einige von ihnen wurden später zusammengestellt in „Probeblätter aus A. Blumauers sämtlichen Werken". Mit Nachlaß, Biographie, Porträt und 16 Bildern (Wien, Moritz Stern). In seine offiziellen Werke nahm Blumauer die ziemlich anrüchige „Ode an den Leibstuhl" auf, die hier folgen mag:

Du kleiner Sitz, von dessen eignem Namen
Man mit Respekt nur spricht,
Den täglich doch die ekelste der Damen
Besieht, befühlt und riecht.

Du bist der größte aller Opferherde,
Auf deinem Altar nur
Zollt täglich der galantre Theil der Erde
Sein Opfer der Natur.

Du bist der Götze, der selbst Majestäten
Ihr Hinterhaupt entblößt,
Der Freund, vor dem sogar sich ohn Erröthen
Die Nonne sehen läßt.

Erhaben setzt, wie auf den Sitz der Götter,
Der Weise sich auf dich,
Sieht stolz herab, und läßt das Donnerwetter
Laut krachen unter sich.

Du bist das wahre Ebenbild der Thronen
Auf diesem Erdrevier;
Denn immer sitzt von vielen Millionen
Ein einziger auf dir.

Du bist's allein, den Prunk und Etikette
Selbst mehr als Thronen ziert,
Denn sag, bey welchem Thron wird so zur Wette,
Als wie bey dir, hofirt?

Worin jedoch aus allen Sorgestühlen
Kein einziger dir gleicht,
Ist dies: auf Thronen sitzt man sich oft Schwühlen,
Auf dir sitzt man sich leicht.

Du beutst als Freund den Menschen hier auf Erden
Gefällig deinen Schoß,
Und machest von den drückendsten Beschwerden
Der Menschlichkeit sie los.

Zu dir wallfahrten groß und kleine Geister,
Wenn sie die Milzsucht quält,
Du nimmst von ihnen weg den Seelenkleister,
Der sie umnebelt hält.

Man sieht dich täglich viele Wunder wirken,
Du bist der Ort, wohin
(So wie nach Mekka die bedrängten Türken)
Die armen Kranken ziehn.

Du bist der Heimthumstuhl, an dem der Kranke
Nie fruchtlos Opfer zollt,
Weil er dafür gewiß mit regem Danke
Sich die Genesung holt.

Du bist der Chef, für den auf seinem Stuhle
So mancher Hintre schwitzt,
Der Gott, für den so manche Federspuhle
Des Autors ab sich nützt.

Der Richterstuhl, wo über die Gehirne
Man streng Gerichte hält,
Der Schlund, worein, gebrandmarkt an der Stirne,
So manches Wischlein fällt.

Drum, daß du mich dereinst nicht auch als Richter
Verschlingst mit Haut und Haar,
So bring ich dir, du Erbfeind aller Dichter,
Dies Lied zum Opfer dar.

Goethe selbst kennt man als Erotiker. Er sowohl wie Schopenhauer und Beethoven bedienten sich im Gespräch mit Vorliebe recht derber Ausdrücke. Schopenhauer sagte bei einer solchen Gelegenheit in bezug auf Goethe: Es hat vieles Platz nebeneinander im Menschen[7]. Von Beethoven berichtet Castelli in seinen „Memoiren“[8]: „Der große Beethoven konnte mich sehr wohl leiden, so oft er mich sah, fragte er mich immer: Was gibt's denn wieder für kolossale Dummheiten? Ich erzählte ihm immer neue Bonmots und Anekdoten, und er lachte immer um so herzlicher, je derber diese waren.“

Der Ton am Weimarer Hof scheint nicht auf so idealer Grundlage sich gehalten zu haben, wie man nach der Schilderung im „Tasso“ vermuten könnte, wovon Wilhelm Bode in seinen Goethebüchern mehr als ein sprechendes Zeugnis liefert. Auch das geistliche Gewand bot kein Hindernis für die freie Auffassung des Geschlechtlichen. Als Herder in Italien weilte, riet Karoline selbst ihrem Gemahl, ihr körperlich untreu zu werden: „Goethe scherzte letzthin, es würde dir nicht eher wohl werden in Rom, bis du nicht liebtest. Gebe das Schicksal dir gute Stunden für manches lange Leiden, nur sei klug und vorsichtig, lieber Engel. Über den Alpen bist du wieder ganz mein.“ Herder machte von Karolinens Erlaubnis keinen Gebrauch, aber nicht eigentlich aus ehelichem Pflichtgefühl. „Ich habe dir schon geschrieben, in welcher jungfräulichen Enthaltsamkeit ich lebe und wahrscheinlich immer leben werde, denn das andere Ding ist der Mühe nicht wert, oder es hat zu viel Gefahren für Seele und Körper . . . Ich fühle es, Buhlerinnen schicken sich nicht mehr für meine Jahre.“

Man weiß von Goethes Erkrankung, ist sich aber noch immer im unklaren, worin diese Krankheit eigentlich bestand. Neuerdings neigt man der Ansicht zu, daß Goethe Syphilis hatte. So behaupten Erich Schmidt[9] und Freund[10]. Bestritten wird die Ansicht von Wilh. Bode[11]. Seine Furcht vor geschlechtlichen Erkrankungen äußert er an verschiedenen Stellen. In einer Elegie, die er vom Druck aussonderte, sagt er, auf die alten Römer Bezug nehmend:

Ihr zerstöret nicht mehr mit feurigem Atem und Geifer
Herde, Wiesen und Wald, goldene Saaten nicht mehr.

[7] Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, herausgegeben von E. Grisebach, Berlin 1898, S. 28 und 30.
[8] A. a. O. II, S. 88.
[9] Goethe-Jahrbuch I, 377. Ztschr. f. Dtsch. Altertum u. d. Lit. XXV, 234.
[10] Münchener Mediz. Wochenschrift 1898, Nr. 14.
[11] Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken, Berlin 1916, S. 167.

Doch welch ein feindlicher Gott hat uns im Zorne die neue
Ungeheure Geburt giftigen Schlammes gesandt?
Überall schleicht er sich ein und in den lieblichsten Gärtchen
Lauert tückisch der Wurm, packt den Genießenden an.
Sei mir, hesperischer Drache, gegrüßt. Du, du zeigtest dich mutig.
Du verteidigtest kühn goldener Äpfel Besitz!
Aber dieser verteidiget nichts — und wo er sich findet,
Sind die Gärten, die Frucht keiner Verteidigung wert.
Heimlich krümmet er sich im Busche, besudelt die Quellen,
Geifert, wandelt in Gift Amors belebenden Tau —
O wie glücklich warst du, Lukrez, du konntest der Liebe
Ganz entsagen und dich jeglichem Körper vertraun,
Selig warst du, Properz! —
Und wenn Cynthia dich aus jenen Umarmungen schreckte,
Untreu fand sie dich zwar, aber sie fand dich gesund.
Jetzt, wer hütet sich nicht, langweilige Treue zu brechen!
Wen die Liebe nicht hält, hält die Besorglichkeit auf.
O der goldenen Zeit, da Jupiter noch vom Olympos
Sich zu Semele bald, bald zu Kalliste begab!

Und in einer anderen Elegie:

Eins nur fleh ich im stillen, an euch, ihr Grazien, wend ich
Dieses heiße Gebet tief aus dem Busen herauf!
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Übel von mir! Reichet mir Amor die Hand,
O so gebet mir stets, sobald ich dem Schelmen vertraue,
Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß.

Seine „Venetianischen Epigramme" und „Römischen Elegien" sind ja hinreichend bekannt. Sie zollen an mehr als einer Stelle der physischen Liebe ein Preislied, das an Deutlichkeit hinter Martials Offenherzigkeit nicht zurückbleibt[11a]. Goethe beschreibt auch sein Abenteuer mit zwei Dirnen in Venedig in ziemlich anschaulicher Weise, das Bode[12] ausführlich und ungekürzt wiedergibt. In Privatdrucken sind manche erotische Epigramme Goethes veröffentlicht, zum Beispiel Verheimlichte Epigramme Goethes von Woldemar Freiherrn von Biedermann (zum 4. Februar 1907 den Mitgliedern des Berliner Bibliophilen-Abends), worin sich folgendes Gedicht findet:

[11a] Vgl. Elegien (Erotica Romana), Rom 1788. Faksimile-Ausgabe der Handschrift von Goethes „Römischen Elegien", m. e. Nachwort u. Erläuterungen von Max Hecker, Leipzig, Insel-Verlag 1925, in 200 Ex.
[12] Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken, Berlin 1916, S. 153—154.

Köstliche Ringe besitz ich, gegrabne fürtreffliche Steine
Hoher Gedanken und Stils fasset ein lauteres Gold,
Teuer bezahlt man die Ringe, geschmückt mit feurigen Steinen,
Blinken hast du sie oft über dem Spieltisch gesehn;
Aber ein Ringelchen kenn' ich, das hat sich anders gewaschen,
Das Hans Carvel einmal traurig im Alter besaß:
Unklug schob er den kleinsten der zehen Finger ins Ringchen,
Nur der Größte gehört würdig, der eilfte hinein.

Grimm hat es bereits in seinem Wörterbuch unter dem Stichwort „Eilfte" herausgegeben.

Außerdem veröffentlichte der Dichter 1810 in Karlsbad „Das Tagebuch", dem wahrscheinlich ein wirkliches Begebnis zugrunde liegt, bei dem seine temporäre physische Impotenz unliebsam offenbar wurde[13]. Goethe behandelt hier, vielleicht anlehnend an Castis Novelle galanti, ein höchst wahrscheinlich eigenes Erlebnis, nämlich, wie schon erwähnt, das für ihn beschämende Ereignis der impotentia coeundi. Zur bejammernswerten Untätigkeit verdammt, liegt der Dichter neben der schlummernden Holden und meditiert, in sehnsüchtiger Erinnerung an die Geliebte:

So immerfort wuchs Neigung und Begierde,
Brautleute wurden wir im frühen Jahre,
Sie selbst, des Maien schönste Blum und Zierde.
Wie wuchs die Kraft zur Lust im jungen Paare!
Und als ich endlich sie zur Kirche führte,
Gesteh ich's nur, vor Priester und Altare,
Vor deinem Jammerbild sogar, o Christe,
Verzeih mir's Gott, da regte sich der Iste.

Und wie wir oft sodann im Raub genossen
Nach Buhlenart des Ehstands heil'ge Rechte,
Von reifer Saat umwogt, vom Rohr umschlossen,
An manchem Unort, wo ich's mich erfrechte,
Wir waren augenblicklich, unverdrossen
Und wiederholt bedient vom braven Knechte!
Verfluchter Knecht, wie unerwecklich liegst du!
Und deinen Herrn um's schönste Glück betrügst du!

Doch Meister Iste hat nun seine Grillen
Und läßt sich nicht befehlen noch verachten,

[13] Über die Autorschaft Goethes und die Entstehung des Gedichtes vergleiche die lesenswerte Einleitung zu Nr. 3 b der „Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten" von Dr. Max Mendheim, Leipzig, Adolf Weigel, 1904.

Auf einmal ist er da, und ganz im Stillen
Erhebt er sich zu allen seinen Prachten:
So steht es nun dem Wanderer ganz zu Willen,
Nicht lechzend mehr am Quell zu übernachten.
Er neigt sich hin, er will die Schläfrin küssen,
Allein er stockt, er fühlt sich weggerissen.

Lediglich der Gedanke an seine ferne Geliebte hindert ihn jetzt, das Abenteuer auszukosten, und Goethe entschuldigt sein Fiasko mit den an sich berechtigten, hier aber sehr lächerlich wirkenden Schlußzeilen:

Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Als weiteres, nicht schlechtestes Stück von Goethes erotischer Produktion sei erwähnt „*Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt*"[14]. Die berechtigte Auflehnung gegen die Bevormundung alter und neuer Freunde kommt hier zum Ausdruck und Durchbruch. Goethe, des beständigen Predigens über seine hehre Dichteraufgabe müde, macht sich über die unbequemen Mahner in derber Weise lustig. „Hochzeit soll Hanswurst halten. Was einen Namen hat, in der Welt, ist geladen und hat zugesagt. Doch die bürgerlichen Kreise mit ihrer brüchigen Sittlichkeit, mit ihrer doppelten Moral, mit ihrer laxen Ethik sind dem jungen Dichter innerlich wie äußerlich zuwider. Diese braven Ehemänner, treuen Gattinnen, keuschen Jüngferlein strotzen in Wahrheit von Geilheit, Lüsternheit, Perversität, und sie geben ihre wahren Gedanken, die bei dem Vermählungsschmause nur um die sexuellen Vorgänge der Brautnacht kreisen, durch die Namen kund, die Goethe ihnen beilegt... Die Freunde in Frankfurt und Darmstadt beteiligten sich gerne an der Jagd nach solchen namentlichen Personifikationen und bereichern mit Eifer die Verzeichnisse." Einige zahmen Beispiele solcher Namen seien genannt: Quirinus Schweinigel, Blackschießer, Doktor Bohnefurz, Neckärschchen, Lochkönig, Stinkwitz, Spritzbüchse, Nonnenfürzchen, Piephahn usw. Das kleine Werkchen ist nicht apokryph, sondern ausdrücklich von Goethe anerkannt[15].

Und daß Goethe auch mit seinen literarischen Gegnern nicht glimpflich umging, beweist seine derbe Nicolai beigebrachte Abfuhr: Nicolai auf Werthers Grab:

Ein junger Mensch, ich weiß nicht wie,
Starb einst an Hypochondrie
Und ward auch so begraben.

---

[14] Neu herausgegeben von Professor Dr. Wolfgang Stammler, Hannover, Paul Steegemann, 1921, 320 Exemplare.
[15] Dichtung und Wahrheit, Teil IV, Buch 18, Weimar, September 1831; vgl. auch Stammler, a. a. O., S. 11 ff.

Da kam ein großer Geist herbei,
Der hatte seinen Stänkrig frei,
Wie ihn so Leute haben.
Er setzt gemächlich sich aufs Grab
Und legt sein reinlich Häuflein ab,
Beschauet freundlich seinen Dreck,
Geht wohler atmend wieder weg
Und spricht zu sich bedächtiglich:
„Der gute Mann, wie hat sich der verdorben,
Hätt' er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben."

Sogar der „Faust" bietet manche Ausbeute. In seinen Paralipomenen zum „Faust"[16] sagt

Satan (rechts gewendet):
Euch gibt es zwei Dinge,
So herrlich und groß,
Das glänzende Gold
Und der weibliche Schoß.
Das eine verschaffet,
Das andre verschlingt,
Drum glücklich, wer beide
Zusammen erringt.

(Links gewendet): Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz,
Das köstliche Gold
Und ein glänzender —
Drum wißt euch, ihr Weiber,
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold
Noch die — zu schätzen.

Mephistopheles zu dem jungen Mädchen: Was meinst du . . .
Mädchen: Ach nein! Der Herr dort spricht so gar kurios
Von Gold und —, von Gold und Schoß,
Und alles freut sich, wie es scheint,
Doch das verstehn wohl nur die Großen?
Mephisto: Mein liebes Kind, nur nicht geweint,
Denn willst du wissen, was der Teufel meint,

[16] Propyläen-Ausgabe, 17. Bd., S. 452—453.

So greife nur dem Nachbar in die — (Hosen).
Satan (gradaus): Ihr Mädchen, ihr stehet
Hier grad in der Mitten,
Ich sehe, ihr kommt alle auf Besen geritten,
Seid reinlich bei Tage und säuisch bei Nacht,
So habt ihr's auf Erden am weitsten gebracht.

Ja, H. Schnurpfeil[17] hat sogar versucht, darzutun, daß die Schwierigkeiten bei der Erklärung des zweiten Teiles vom Faust zum größten Teil wegfallen, wenn man des Dichters deutliches Bestreben, „aus dem einen Punkt alles zu kurieren", nicht übersehen will, und die Belegstellen, die der Verfasser angibt, reden allerdings eine recht überzeugende Sprache.

Wie hat man sich nun Goethes erotische Produktionen zu erklären? Einmal aus dem Vollgefühl seiner kraftstrotzenden Natur, dann aber war er, wie Bode (a. a. O.) sagt, gegen das Publikum oft recht bitter gestimmt, und deshalb war es ihm zuweilen ganz recht, wenn er Ärgernis erregte. Außerdem, wenn der Pendel zu sehr nach rechts schwingt, dann erfordert das Gesetz der Ausgleichung, daß es auch ebenso weit nach links zurückschlägt. Nach der „Iphigenie" und dem „Tasso" die freien Gedichte. Das ist ganz in der Ordnung. Der wichtigste Grund ist aber doch immer, daß Goethe eben an dieser Art Poesie Gefallen fand, und Bodes grämliches Räsonieren ändert daran nicht das mindeste.

Selbst *Schiller,* den man doch allgemein als Dichter des „Idealen" schätzt, verschmähte es in seiner Jugend nicht, seiner erotischen Laune die Zügel locker zu lassen. Nur wenigen dürfte sein „Venuswagen" bekannt sein (den Alfred Richard Meyer mit Lithographien von Louis Corinth im Verlage von Fritz Gurlitt in Berlin 1920 in einer Luxuspublikation[18] neu herausgab). Das Gedicht erschien zuerst 1781 bei J. B. Metzler in Stuttgart. Der erste Nachdruck findet sich 1812 in den von Phil. Jos. Rehfueß herausgegebenen „Süddeutschen Miscellen für Leben, Literatur und Kunst". 1860 wurde es von Eduard Fischhaber zu Stuttgart noch einmal abgedruckt. In den Gesamtausgaben würde man vergeblich danach suchen, denn Schiller selbst unterdrückte es. Der Grund für diese strenge Selbstkritik ist freilich nicht recht einzusehen, denn das Stück wendet sich in der feurigschwungvollen Art, die Schiller eigen ist, besonders in seinen Jugendgedichten, und ohne in der Wahl des erotischen Ausdrucks irgendwie eine besondere Mäßigung an den Tag zu legen, gegen die gesellschaftliche und kirchliche Heuchelei in geschlechtlichen Dingen. Schiller nimmt in diesem Jugendgedichte die „Metze Venus" aufs Korn, die selbst den besten Charakter verderbe und den Menschen zum Tiere mache. Deshalb fordert er:

[17] Das Erotische im zweiten Teile des Goetheschen Faust, 2. Akt, 1—3, Oranienburg 1913.
[18] Vgl. Hayn VIII, 85—86.

Jünglinge, o schwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldenen Ziffern ein!
Fliehet vor der rosigsten Charybde
Und ihr werdet Helden sein.

Tugend stirbet in der Frynen Schoose,
Mit der Keuschheit fliegt der Geist davon,
Wie der Balsam an geknikter Rose,
Wie aus rissnen Saiten Silberton.

Venusfinger bricht des Geistes Stärke,
Spielet gottlos, rükt und rükt
An des Herzens feinem Räderwerke,
Bis der Seiger des Gewissens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung sprühte,
Eitel ringt das göttlichste Genie,
Martert sich an schlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus todten Trümmern nie.

Manchen Greisen an der Krüke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Afermes schwankend,
Nekte sie mit tödtlich süßem Gruß.

Quälte noch die abgestumpften Nerfen
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühn erborgte Stralen;
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln pralen
Mit des Herzens lezlichem Tribut.

Neu verjüngt beginnt er aufzuwarmen,
All sein Wesen zukt in Einem Sinn,
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin ...

Großen literarischen Wert hat dieses wohl 1781 gleichzeitig mit der Phantasie an „Laura" entstandene Gedicht nicht, es ist nur als literarisches Kuriosum zu werten.

Daß Schiller der Erotik ihr Recht zuerkennt und durchaus nicht muckerisch gesinnt war, geht aus seinem Gedicht „Männerwürde" hervor, in dem er das Hochgefühl des Männlichkeitsbewußtseins in unübertrefflicher Weise zum Ausdruck bringt:

Schmach dem kombabischen Geschlecht!
Die Elenden, sie haben
Verscherzt ihr hohes Männerrecht,
Des Himmels beste Gaben.
Und schlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbisse von Buben
Zu Menschenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben.
Wie Wein, von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.
Und fliehen jedes Weibsgesicht
Und zittern, es zu sehen,
Und dürfen sie und können nicht,
Da möchten sie vergehen.
Drum fliehn sie jeden Ehrenmann,
Sein Glück wird sie betrüben,
Wer keinen Menschen machen kann,
Der kann auch keinen lieben.

In seinen späteren Gedichten ist freilich nicht mehr viel von dieser erfrischenden Natürlichkeit zu spüren. Im Gegenteil, sein erhabenes Pathos übersteigt alle Grenzen und reizte direkt zum Spott, zur Travestie. Non plus ultra oder Phantasien auf der Venus Geige, Rom und Paris (gegen 1850), enthält schon solche Travestien von Fridolins Gang nach dem Eisenhammer, Ritter Toggenburg, die Schöpfung der Weiber, die an Zotigkeit das Äußerste leisten. Auch durch geschicktes Aneinanderreihen aus passenden Zitaten wird eine erotische Schilderung erst geschaffen. Ein Beispiel für viele:

Sie war nicht in dem Tal geboren,
Ihm gab der Lieder süßen Klang Apoll,
Errötend folgt er ihren Spuren,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommen Schauern ein.
Da tönt es leis' von seinen Lippen,
Ist nur der Sarazen es wert?

Wollust ward auch dem Wurm gegeben.
Hier vollend ich's, die Gelegenheit ist günstig.
Und an den Rippen pocht des Mannes Herz,
Schon will die freche Hand das Heiligtum berühren,
Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Da zuckt es heiß und schwül durch sein Gebein.
Ich will sie schauen, schauen,
Er ruft's und hat den Schleier aufgedeckt,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Die den Menschen zum Menschen gesellt — usw. usw.

Auf logische Verbindung wird bei derlei Erzeugnissen nicht allzu großer Wert gelegt, aber darauf kommt es den Winkeldichtern auch gar nicht an. Die Hauptsache bleibt die Wirkung des erotischen Eindrucks.

6. KAPITEL

Die galanten Residenzen und ihre Lektüre

Friedrich II. stand und steht noch heute in dem Rufe eines streng sittlichen Monarchen. Er bot in diesem Punkte keine Angriffsflächen, weshalb sich auch die zeitgenössische Satire wenig mit ihm beschäftigte. Freilich zollte auch er der freien Muse seinen Tribut. Da er einer der ersten war, denen Voltaire 1740 die ersten Gesänge seiner „Pucelle" mitteilte, schrieb er dazu eine Nachahmung „Le Palladion, poème grave en six chants", wozu Schmidt 22 Kupferstiche und Vignetten zeichnete. Sie erschien in den „Oeuvres du philosophe de Sanssouci" in Großquart 1750 in drei Bänden. Preuß charakterisiert das Poem als „ein durchaus mutwilliges und schlüpfriges Werk[1]" und die Kupferstiche als „ganz in dem satirischen und schlüpfrigen Charakter des Gedichtes ausgeführt". Friedrich, der das Werk nur für wenige Freunde bestimmt hatte, zog es später zurück und verbrannte es[2].

Anders steht es mit seinem Nachfolger *Friedrich Wilhelm II.*, der durch sein lockeres Privatleben auch die weniger Prüden vor den Kopf stieß. Die Mätressenwirtschaft am Hofe war wirklich dazu angetan, den Spott herauszufordern. Freilich ließ er seinen Gefühlen nicht so freien Lauf wie andere gekrönte Häupter. Des Kurfürsten August von Sachsen Kinder zum Beispiel waren nicht zu zählen, jedenfalls waren es über 300, aber auch dem Herzog Eugen von Württemberg schrieb

[1] Preuß, Friedrich der Große als Schriftsteller, Berlin 1837, S. 135 und 140.

[2] Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg 1914, S. 142; vgl. ferner das giftige Pamphlet Lexikon aller Anstößigkeyten und Prahlereyen, welche in denen zu Berlin in 15 Bänden erschienenen sogenannten Schriften Friedrichs des Zweyten vorkommen. Leipzigermesse 1790, in der von Schönfeldschen Handlung. 7 Bl. 239 S. 8°.

man 120 uneheliche Kinder zu. Friedrich Wilhelm kannte keine anderen Vergnügungen als Wohlleben und erotische Genüsse. Das Verhältnis mit der Lichtenau wäre noch angegangen, daneben aber gingen einher die Ehe zur linken Hand mit der Gräfin Voß und nach deren Tode mit der Gräfin Dönhoff, nicht gerechnet die ungezählten Liaisons, die den König nur vorübergehend fesselten. Derartige sittenlose Zustände konnten nicht anders als vergiftend auf das Volk wirken, das dem gegebenen Beispiel an höherer Stelle nach bestem Können folgte. Die Satire nahm sich des dankbaren Stoffes an und beutete ihn nach allen Regeln der Kunst aus. Vehse[3] berichtet über das Treiben in Berlin nach einem zeitgenössischen Schriftsteller: „Es gibt hier eine Menge von Leuten aus dem Militär-, Zivil- und Handlungsstande, die ein wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen ... Die Weiber sind so verdorben, daß selbst vornehme adlige Damen ... sich zu Kupplerinnen herabwürdigen. Mancher Zirkel von ausschweifenden Weibern vom Stande vereinigt sich auch wohl und mietet ein möbliertes Quartier in Kompagnie, wohin sie ihre Liebhaber bestellen und ohne Zwang Bacchanale und Orgien feiern, die selbst dem Regenten von Frankreich unbekannt und neu gewesen wären ... Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Mädchen zu sitzen, sich hier Galane zu verschaffen und mit ihnen zu Hause zu gehen ... Mancher reiche Jüngling eilt Vergnügens wegen hierher, so daß eine Sammlung vieler Provinzialisten sich hier befindet, die sich nur zu leicht in die Geheimnisse der Berliner Freuden einweihen lassen, darin teils untergehen, teils das Gift nach Hause mitnehmen und es hier ihren Umgebungen einimpfen ... Der Offizierstand, der schon früher ganz dem Müßiggang hingegeben, den Wissenschaften entfremdet war, hat es am weitesten von allen in der Genußfertigkeit gebracht. Sie traten alles mit Füßen, diese privilegierten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde ... Ihre Weiber sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen und vertauschen und sich wechselweise verführen. Kein ehrlicher Bürgersmann ... kein solider Zivilist kann ein Weib mehr bekommen, was jene Schmeißfliegen nicht schon verunreinigt hätten oder, wenn sie unschuldig in den Ehestand treten, nicht zu beflecken versuchten." Auch mit der Stimulantienliteratur war man gut versorgt. Die Gemahlin des Kabinettsministers Graf Haugwitz „war u. a. in der verbotenen erotisch-galanten französischen Literatur mit und ohne Kupfer völlig bewandert und sprach davon ohne allen Rückhalt[4]".

Es erschienen nun Pamphlete über Pamphlete gegen die Gräfin Lichtenau, die Geliebte des Königs, sowie gegen andere Kurtisanen der guten Gesellschaft, gegen die Gräfinnen Dönhoff, Ingenheim und andere. Wegen der strengen Zensur

[3] Preuß. Hofgeschichten, hrsg. v. H. Conrad, München 1913, Bd. 4, S. 195 ff.

[4] Vehse, a. a. O., IV, 201; vgl. a. Ed. Beurmann, Vertraute Briefe über Preußens Hauptstadt, Stuttgart 1841; Friedel, Galanterien von Berlin (Gotha) 1782.

mußten derartige Spottschriften in die dichteste Anonymität sich hüllen. Kein Verfasser, kein Verleger nennt sich auf dem Titelblatt, und kein Druckort kündet die Herkunft. Meist wurden sie aus außerpreußischen Staaten über die Grenze geschmuggelt. Wie beliebt diese Art Literatur war, davon gibt uns E. T. A. Hoffmann eine anschauliche Schilderung. In einem Briefe vom 1. April 1798[5] heißt es: „Der Pöbel erhitzt sich mit dem Witz Fusel, den er aus den elenden schändlichen Broschüren, die über die Gräfin herausgekommen sind, aufsaugt — Der Schneider legt die Nadel aus der Hand, um das Leben der Gräfin Lichtenau zu lesen, und sein Junge bringt ihm statt des Zwirns ihr Bild in neuseeländischer Manier! In jedem Scheerbeutel stecken die Bekenntnisse der Gräfin Lichtenau, und um 11 Uhr fliegen noch unfrisierte Köpfe ungeduldig durchs Fenster, um den längst erwarteten Friseur zu ersehen, der ein neues unsinniges Ding über die Gräfin Liechtenau lesend jetzt um die Ecke schleicht, die er sonst mit geflügelter Eile 3 Stunden früher umsprang." Welcher Art diese Lektüre war, davon nur eine kurze Probe. In den „Geheimen Papieren der Gräfin Lichtenau[6]" heißt es: „Einst klagte der König (Ludwig XV.) seinem Arzt, er fände, daß ihn, ohngeachtet seiner gesunden Konstitution und seines unaufhörlichen Triebes zum schönen Geschlecht, manchmal das Vermögen, selbst beim wollüstigen Anblick der Pompadour und bei allen ihren Künsten, sein Liebeswerkzeug standhaft zu erhalten, verlasse, und daß dieser kleine Rebell so schlaff und schlapp das Haupt hängen ließe, als wäre er nie au fait gewesen. ‚Sire,' antwortete Azaro, ‚wollen Eure Majestät mir erlauben, zweihundert mannbaren schönen Mädchen Ihres Königreichs, die noch nie ein Mann berührt hat, die Wolle zu scheren und Ihnen daraus einen Polster zu bereiten, den Sie während Ihrer Kämpfe dem widerspenstigen Werkzeug unterlegen, so soll es Ihnen nie ermangeln zu können, wenn Sie nur wollen." Der König lächelte und meinte, es würde nur an der Schwierigkeit liegen, so viele mannbare Jungfrauen aufzufinden, die sich mutwillig ihrer holden Haarkrone berauben lassen. ‚Ich brauche nur einen Sack voll Geld,' erwiderte Azaro, ‚für das übrige lassen Majestät nur mich sorgen!' Wie gesagt, so geschehen. Das Kissen wurde zubereitet, und der König hat von dieser Zeit nie wieder Unvermögen bei der Bearbeitung der Pompadour gefühlt... Sowie ich nach Berlin komme, lasse ich das Sofa für meinen Amadis zubereiten, es soll zu Charlottenburg in meinem Schlosse stehen und ‚Diwan der Pompadour' heißen." Amüsant und grotesk zugleich.

Wieder andere Satiren nahmen die skandalösen Zustände der bürgerlichen Kreise aufs Korn, das Treiben in den öffentlichen Häusern, die besonders in Berlin wie nie zuvor florierten. Die Polizei, von der man behauptete (und wohl mit Recht),

[5] Hoffmann und Hippel etc. Zusammengestellt von Hans von Müller, Berlin 1912, S. 160.
[6] Zit. nach Arthur Schurig, Das galante Preußen gegen Ende des XVIII. Jahrh. Berlin 1910, S. 66.

daß sie im Dienste der reichen Bordellbesitzer stand, drückte beide Augen zu. Arthur Schurig (a. a. O.) stellt einige der bedeutendsten zusammen. Wenn man diesen Schriften prüder Moralfexe glauben darf, muß es zu jener Zeit arg hergegangen sein. In „Hebe[7]" heißt es Seite 35—36: „Cytherens Göttin wird hier beynahe allgemein verehrt. Ihr fehlt es nicht an öffentlichen Tempeln, wo Priester und Priesterinnen Tag und Nacht mit dem Opfermat beschäftigt sind. Auch der Hausgottesdienst, den man dem Amor leistet, wird treulich beobachtet, ohne dadurch den ehelichen Frieden zu stöhren. Da wird mancher Edelmann von einem wohlgebildeten Bedienten erschaffen, und mancher gutaussehende Bediente hat seine Existenz einem häßlichen Edelmanne zu verdanken."

„Das verkehrte Berlin" bänkelsängert im Abraham-a-Santa-Clara-Ton:

O Jammerzeit! O verderbtes Berlin!
Du Luxusstadt, du zweites Wien,
Du Sodomsort, du neues Gomorrha,
Der jüngste Tag ist schrecklich da.
Ist das ein Leben unter Christen,
Mit solchen Ränken, solchen Listen?
Statt sich zu vertiefen in euerer Seele
Lauft ihr hinaus in die Ballsäle usw.

Jeder, der einigermaßen die Feder führen konnte, fühlte sich berufen, über das sittenlose Treiben von Preußens Hauptstadt sein Urteil der Mit- und Nachwelt zu überliefern. „Der Beobachter an der Spree", „Die Beobachtungen an der Spree und Havel", „Briefe aus Berlin" usw. bringen reiches Material[8].

Auch Elise Schuwitz (gest. 1789), Berlins bekannteste Bordellhalterin, bot Stoff zu Satiren und den laszivsten Elaboraten. Besonders bei ihrem Tode sproßten die Pamphlete wie Pilze aus der Erde: Leben der Madame Schuwitz; Nachricht von einer lustigen Revolte in Berlin gegen die Bordelle der Madame Schuwitz; Etaphium, den unsterblichen Verdiensten der Madame Schuwitz errichtet; Standrede am Grabe der Madame Schuwitz[9].

... unter dem Schutz der Polizey
Sind alle Venustempel frey,
Als Oberpriesterin der Göttin von Cythere
Hat Madame Schuwitz die Ehre[10] usw.

[7] Ein Pendant zum Ganymed, hrsg. v. Aug. Friedr. Cranz, Germanien (Berlin, Hamburg) 1792.
[8] Eine Zusammenstellung findet man bei Hayn-Gotendorf, 3. A., Bd. 1 unter „Berlin"; vgl. noch (Baron de Dupin), La Prusse galante en voyage d'un jeune homme à Berlin, Trad. de l'allemand, Paris o. J. (1800).
[9] Vgl. Hayn-Gotendorf, a. a. O., S. 315—316.
[10] Hayn-Gotendorf, I, S. 244.

Die Bordelle hatten so wenig Anstößiges, daß Leute, die über dem Pöbel standen, öfters Lustpartien in die vornehmeren von ihnen machten, nicht um auszuschweifen, sondern „um eine Bouteille Wein oder einen Cafe in Gesellschaft mutwilliger Mädchen zu trinken. Die Sache hat hier nichts Anstößiges, und ich habe junge Herren sogar in Gesellschaft von Damen von ihren Expeditionen in diesen Häusern ohne alle Scheu sprechen hören[11]." Auch die Stellenvermittlungsbureaus leisteten Kupplerdienste. Frauen von Stande bewerben sich ohne alle Zurückhaltung um junge Leute, wenn sie nur leistungsfähig und in physischer Hinsicht kräftig zu sein scheinen. Bei diesen Sittenverhältnissen überrascht die Tatsache nicht, daß noch zu Ende des 18. Jahrhunderts ein bekannter Arzt ein Publikum an einer deutschen Universität las, das im Lektionskatalog angekündigt war und lautete: De variis concubitus modis[12].

Wohl in Anlehnung an „Das galante Sachsen"[13] erschienen nun fast von jeder größeren Stadt „Galanterien". Am bekanntesten sind die von Johann Friedel[14]. Seine „Briefe über die Galanterien von Berlin, auf der Reise zusammengestellt von einem österreichischen Offizier 1782" (387 Seiten) erregten bei ihrem Erscheinen ungeheures Aufsehen. Es sind moralisierende Sittenschilderungen ohne freie Ausdrücke. Jedes Mädchen und jede Frau hat ihren Liebhaber. Die Offiziere werden für ihr Liebeshandwerk bezahlt. Hat der gnädige Herr die Kammerjungfer geschwängert, so wird sie einem jungen Manne gleichzeitig mit einer fetten Stelle angehängt. Vergnügt sich der Mann, so nicht minder die Frau. Dann Notizen über Berliner Nymphen, Kuppler, Onanie, Sodomie, Homosexualität usw. mit alten Rechtsquellen belegt, Anleihen bei Boccaccio usw.

1783 folgten die berüchtigten „Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin", später umgearbeitet und unter verschiedenen Titeln, wie „Galanterien Wiens", „Anekdoten und Bemerkungen über Wien" neu herausgegeben. Schonungslos wird die Genußsucht und Sittenlosigkeit der Wiener dem Spotte preisgegeben, trotzdem Friedel selbst kein Tugendspiegel war.

Die „Briefe über die Galanterien von Frankfurt am Mayn" können nicht (wie Hayn sagt) von Friedel sein, denn der Stil ist ein ganz anderer. Bei den Berliner „Briefen" herrscht ein moralisierender Ton, hier ein frivoler. Es sind Sittenplaudereien in 26 Briefen über eigene Abenteuer mit Prostituierten und Bürgermädchen. Das Bordelleben wird sehr anschaulich geschildert. Eine Probe möge hier folgen:

„Wir sahen V. . . . . brüderschafft trinken. Brauchst nicht darüber zu lachen. Höre, wie das zugeht. Jeder Bornheimer Nymphe ihr Röckchen ist auf jeder Seite eine

[11] Kaspar Riesbeck a. a. O., II, S. 85 und ferner S. 163–166.

[12] Max Kemmerich, Kultur-Kuriosa, München 1910, 1. Bd. S. 178.

[13] La Saxe galante. A Amsterdam, aux depens de la Compagnie 1734.

[14] 1755–1789, vgl. Allg. Deutsche Biographie, Bd. 48, S. 773.

gute Elle weit aufgeschlizzet. Einer steket seine Hand auf dieser, und der andere auf jener Seite in den Rock, man gibt sich die Hände, legt sie auf der Mädchen Liebeshöhle, und nun trinkt man aufs Wohlthun. Dieß ist etwas alltägliches und in allen Freuden-Tempeln Bornheims üblich."

Erwähnt seien noch kurz „Galanterien von Breslau" (enthält Erlebnisse in Bordellen), „Galanterien von Leipzig" (Hamburg und Altona 1799) „Leipzig im Taumel", „Das nach der Mode beschriebene Galante Leipzig" (von Joh. Ger. Frd. Franz).

Diese Sittenschilderungen mit sehr freiem Unterton wurden eifrig gelesen. Dazu kam noch die Lektüre unzüchtiger Gedichte und sehr freier Erzählungen, wie sie damals in Frankreich Mode waren und bei der Vorliebe für französische Lektüre, die in den höheren Gesellschaftskreisen herrschte, auch in Berlin gepflegt wurden[15].

Auch Friedrich Wilhelm III. gelang es nicht, seine Untertanen zu der gleichen untadeligen Lebensführung zu erziehen, deren er sich für seine Person befleißigte. Selbst in seiner allernächsten Umgebung flocht man der Aphrodite Kränze, die nie verwelkten. Ich nenne nur den Namen: Prinz Louis Ferdinand. Sein Briefwechsel an Pauline Wiesel läßt in der Erotik die Zügel ziemlich schießen. Ludmilla Assing, die seine Briefe veröffentlichte, sagt: „Wo ich hin und wieder etwas ausgelassen habe, ist es nur geschehen, wo der leidenschaftliche Ausdruck alles in der Literatur Sagbare übersteigt[16]." In der erotischen Literatur scheint man in den Hofkreisen ziemlich bewandert zu sein, denn noch 1826 schreibt der „vielgeliebte" Gentz an Pauline einen lehrreichen Brief, in welcher er ihre Begeisterung für Mirabeaus „kalte Libertinagen" ablehnt und sie auf Voltaire, Crébillon und Grécourt verweist, die „das Beste in dieser Gattung" geleistet haben[17]. Auch einer erotischen Gesellschaft mit zwanglosen Zusammenkünften gehörte der Prinz an, was allerdings auf seinen Charakter noch kein schlechtes Licht zu werfen braucht. Berichtet doch auch Castelli in seinen „Memoiren meines Lebens[18]" von einer literarischen Gesellschaft Ludlam, der auch er angehörte, und bemerkt, daß viel Zweideutiges mit unterlief, welches aber durch die Art seiner Auffassung und Darstellung nicht minder geistreich war, es herrschte keine Prüderie. Bei der Auflösung durch die Polizei wurden manche lüsterne Aufsätze zurückgehalten und vertilgt. So wird es ähnlich auch bei den erotischen Zusammenkünften im Berliner Kreise gewesen sein. Männern mit gefestigtem Charakter schaden derartige Extravaganzen sehr wenig, falls sie nur sonst moralisch intakt sind.

Zu dieser Zeit (1799) entstand auch Friedrich *Schlegels* lüsterner Roman

---

[15] Geiger, Berlin 1788–1840. Bd. I, S. 657–660.

[16] Rud. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jhrh. 6. Aufl., 1891. Bd. I, S. 369.

[17] Gottschall, a. a. O., S. 375.

[18] München 1913, Bd. II, S. 51 und 59.

„Lucinde", dem allerdings nicht die Bedeutung zukommt, die man ihm beilegte. Nicht der lüsterne Reiz soll geweckt, nur der Katechismus einer neuen Sittlichkeit für die Auserwählten soll aufgestellt werden. Vereinigung des Sinnlichen und Geistigen wird erstrebt. Der Hofprediger Schleiermacher suchte gleichzeitig in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" dem Werke eine gute Seite abzugewinnen [19]. Selbstverständlich fanden sich auch bald Nachahmer, die die günstige Konjunktur ausnutzten, zum Beispiel: Drey Briefe an ein humanes Freudenmädchen über die Lucinde von Schlegel. Frankfurt und Leipzig 1800 — und Lindor, Seitenstück zur Lucinde von Schlegel. Mainz und Hamburg bei Gottfried Vollmer 1801. Schlegel sowie Schleiermacher fanden es später geraten, ihre Autorschaft zu verleugnen [20].

7. KAPITEL
Wien seit Maria Theresia

Bei dem die Zensur behandelnden Abschnitt sahen wir bereits, wie rigoros die Kaiserin gegen alles vorging, was irgendwie gegen die guten Sitten gerichtet schien. Ein Jesuit durfte sich nur hinter eine Kammerfrau der Herrscherin stecken, um ihr einige rot angestrichene Stellen aus dem Buche eines Schriftstellers vorzuweisen, die, aus dem Zusammenhang gerissen, vielleicht etwas pikant wirken mochten, und er konnte die absolute Gewißheit mit nach Hause nehmen, daß das mißliebige Werk binnen kurzem auf der Liste der verfemten Bücher erscheinen würde. Nach diesem markanten Zuge könnte man also den Eindruck gewinnen, daß Wien eine sittliche Musterstadt unter Maria Theresias Regime war. Stand es wirklich so? Was man von zeitgenössischen Schriftstellern liest, läßt freilich an dieser Tatsache einige Zweifel aufkommen. Die Lady Montague sagt in ihren Reisebriefen [1], daß sie in Wien keine Frau kenne, die die Treue wahre. Es sei gang und gäbe, daß jede Frau von Stande ihr festes Verhältnis habe mit einem Liebhaber, der seinerseits wieder vom Gatten anerkannt werde. „Eine Frau besorgt sich einen Verehrer, sowie sie verheiratet ist, wie einen Teil ihrer Ausstattung. Sobald sie ihn ergattert, wird eine Abfindungssumme für die Dame festgesetzt, die ihr für den Fall zusteht, daß der Galan ihr untreu wird. Dieser kostspielige Punkt scheint mir die Hauptursache der Beständigkeit zu sein ... Ihre Gewandtheit

[19] Ausgaben: Lucinde. Ein Roman von Friedrich Schlegel. Erster Teil. Zweiter Teil. Berlin. Bei Heinrich Frölich 1799; Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde. Lübeck u. Leipzig, bei Friedrich Bohn 1800; Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde zur richtigen Würdigung derselben von J. H. Vermehren. Jena, bei Wolfgang Stahl, 1800; vgl. Hayn VII, 175, Goedeke VI, 21, 20. Eine der schönsten neuen Ausgaben ist die 1920 mit (7) erotischen Radierungen von Martin E. Philipp in 200 Exemplaren vom Verlag G. K. in Potsdam herausgegebene.

[20] Leopold Hirschberg, Erinnerungen eines Bibliophilen. Berlin-Wilmersdorf o. J., etwa 1917, S. 64.

[1] 1716—1718. Deutsch von Max Bauer. Berlin und Leipzig (o. J.) 1917. S. 30.

wäre in Frage gestellt, wenn sie in den Verdacht kämen, Mätressen für nichts zu sein."

Das größte Interesse konzentrierte sich auf die Offiziere. Intensive Begeisterung hatte schmelzende Hingabe seitens der Frauen zur Folge. Ein junger „Held", der mit dem Theresienkreuz zurückkam, war unwiderstehlich, und die „Vaterlandsliebe" belohnte mehr als einen dieser Kühnen[2]. Baden bedeutete damals das gleiche wie Bajae für das alte Rom, die Sittenverderbnis machte sich breit, doch die Heiterkeit war keineswegs die Genossin ihrer Vergnügungen. Es gab allerdings in Wien auch Frauen von großem Verdienste und tugendhafte Männer. Doch genossen weder die einen noch die andern deshalb größere Achtung, im Gegenteil, sie bedurften anderer Vorzüge, um geschätzt zu werden. Die öffentlichen Lustbarkeiten entsprachen dem Geschmacke dieses Publikums. Die schon zitierte Lady Montague (S. 24) berichtet von einem Lustspiel „Amphytrion" im Theater am Kärntner Tor unter Josef Anton Stranitzky, das von den gröbsten Zoten wimmelte. Zum Schluß ließen zwei Schauspieler auf offener Bühne die Hosen unbefangen niederfallen, was vom Publikum ganz selbstverständlich hingenommen wurde. Stranitzkys Hauptwerk „Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi" starrt von Fäkal- und Sexualwitzen[3]. Castelli berichtet in seinen „Memoiren"[4] von einer Schauspielerin Vigano, die in Kleidern tanzte, deren Durchsichtigkeit den ganzen Körper abzeichnete. Der Umgangston auch in der besten Gesellschaft war nicht der feinste. Die Gräfin Lulu Thürheim erzählt davon[5] eine bezeichnende Anekdote: „Der Herbersteinische Pfleger gab uns ein prunkvolles Diner mit 20 Gedecken, das über zwei Stunden dauerte. Die Herzlichkeit der Gastgeber hätte uns diese Genüsse noch erträglich gemacht, wenn nur die schwerfälligen und anstößigen Späße eines Pfarrers aus der Nachbarschaft uns nicht Langeweile und Ekel verursacht hätten. Unsere alten Damen fanden weniger Anstoß an der Ungeschliffenheit dieses Geistlichen als wir. In ihrer Jugend hatten sie wohl oft diese gewöhnlichen Leute gesehen, deren Aufgabe es war, die Messe zu lesen und bei Tisch ihre Herren und deren Gäste durch ihre Schnurren zu unterhalten. Mein Vater erzählte mir öfters, daß in seiner Jugend der Kapuziner so ziemlich die Rolle des ehemaligen Hofnarren eingenommen habe. Beim Fürsten Schwarzenberg habe er gesehen, wie sich im Momente, als der Kapuziner das Tischgebet beendete, ein Bächlein unterhalb seines Stuhles ergoß. Solchergestalt waren die Scherze des 18. Jahrhunderts in Österreich." Auch Kaspar Risbeck[6] bestätigt, daß platter Scherz und Spott fast das einzige war, womit sich die Gäste bei der Tafel unterhielten. „Die, welche den ersten Rang unter dem Mittelstand behaupten, haben gemeiniglich einen Mön-

[2] Gräfin Lulu Thürheim, Mein Leben, 1788—1819, München 1913, 1. Bd., S. 132.
[3] Floegel-Bauer, Gesch. d. Grotesk-Komischen, München 1913, Bd. I, S. 320.
[4] München 1913, Bd. I, S. 230.
[5] A. a. O., 2. Bd., S. 25.
[6] A. a. O., I, 205.

chen und öfters auch einen Komödianten an der Tafel, deren sehr verschiedener Witz die ganze Gesellschaft belustigt." Der Witz besteht im allgemeinen aus handgreiflichen Zweideutigkeiten.

Das Luxusbedürfnis der hohen Gesellschaftsklassen nahm Formen an, die zuweilen ans Groteske grenzen. Sogar die „geheimen Gemächer" waren bei einigen mit Silbergeräten, Toiletten, einer *kleinen Bibliothek angemessenen Inhalts*, Springwasser und Wohlgerüche atmenden Blasebälgen versehen [7]. Überhaupt wies manche Bibliothek einer vornehmen Dame Werke auf, insbesondere die „Thérèse philosophe" und „L'académie des Dames" [8], bei deren Anblick die Kaiserin, die doch so eifrig in prüder Sittlichkeit machte, vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen wäre. Die von ihr eingerichtete Keuschheitskommission steht noch heute in üblem Angedenken. Casanova, gewiß ein klassischer Zeuge, sagt darüber: „In Wien war alles Schöne. Viel Geld und viel Luxus. Aber infolge der Frömmelei der Kaiserin war es außerordentlich schwer, sich Cytherens Freuden zu verschaffen, besonders für Fremde. Eine Legion erbärmlicher Spitzel, die man mit dem schönen Namen Keuschheitskommission schmückte, waren die unerbittlichen Verfolger aller Mädchen. Die Herrscherin besaß in bezug auf die illegitime Liebe nicht die erhabene Tugend der Duldsamkeit. Fromm bis zur Bigotterie, glaubte sie sich ein großes Verdienst vor Gott zu erwerben, indem sie den natürlichsten Trieb beider Geschlechter bis auf das kleinlichste verfolgte [9]." Die „Galanterien Wiens, auf einer Reise gesammelt, und in Briefen geschildert von einem Berliner", 2 Bände 1784, bieten weiter reiches Material.

Zu allerunterst rangierten die Prostituierten, denen man den euphemistischen Namen „Nymphen" gab, und da sie vorzugsweise auf dem „Graben" zu flanieren pflegten, waren die „Grabennymphen" bekannte Persönlichkeiten. Der bekannte Schartekenverleger Wucherer kam deshalb wohl einem tiefgefühlten Bedürfnis entgegen, als er „Taschenbücher für Grabennymphen" edierte. Hayn [10] zitiert drei aus verschiedenen Jahren (1780, 1781, 1787), von denen eines Josef Richter, dem berühmten Verfasser der Eipeldauerbriefe, sein Dasein verdankt. Höchstwahrscheinlich erschien jedes Jahr ein solches Taschenbuch. Das von 1787 enthält eine Zueignungsschrift des Verlegers an die Nymphen, Nützliche Maximen für die Grabennymphen auf jeden Monat, Von den Eigenschaften der G., Eine kleine Physiognomie für die G., Von den bequemsten Wohnungen der G., Klugheitsregeln für die G., Verzeichnis der vorzüglichsten Kirchtäge mit nöthigen Anmerkungen zum Besten der G., Münztabelle und warum sie für die G. notwendig, Verzeichnis der Gasthäuser, wo etwas für die G. zu thun ist.

[7] Lulu Thürheim, a. a. O., II, S. 165, A. 1.

[8] Friedel, Das galante Wien, Wien, auf Kosten des Verfassers, o. J., S. 71.

[9] Erinnerungen, Volksausgabe bei Georg Müller, II, 211.

[10] VIII, 449.

Aber leider, unter den prangenden Blättern der schönen Sumpfblumen lauerte eine Gefahr, die Gefahr der Ansteckung. Ein Lied „Der jüngste Tag der Grabennymphen“ zu Wien 1790 schildert sehr anschaulich die Klage eines solchen infizierten Pechvogels:

Jüngst ging ich an den Graben,
Da rief mich eine an:
Freund! wollen Sie was haben?
Sie sind ein hübscher Mann —
Wie es noch ferner ginge,
Stell sich der Leser vor...
Ich folgte ihrer Schlinge
Bis an das Paullerthor. —
Ja, in die Naglergassen;
Was weiter ist geschehn —
Doch dieses kurze Spassen
Kam mir sehr theuer zu stehn.
Ich schwieg zu meiner Schande,
Doch, Freunde, daß ihr's wißt,
Flieht diese lose Bande!
Mein Körper ist verwüst,
Sie haben mich betrogen,
Den Beutel ausgeleert,
Mir Seuchen zugezogen
Und meine Ruh gestört [11].

Eine hervorragende Rolle unter den der Liebe dienenden Mädchen nahmen die *Stubenmädchen* ein. Pezzl in seiner „Skizze von Wien“ 1787 sagt bei dem Abschnitt „Die Stubenmädchen [12]“: „Unter der im Punkte des sechsten Gebots so strengen Regierung der Kaiserin waren die Stubenmädchen ein Artikel von größter Wichtigkeit. Es sind, wie man weiß, lauter honette Mädchen und wohnen in lauter honetten Häusern: Wenn also junge Herren zur Frau von, zur Wittwe von usw. in die Gesellschaft gingen, so konnte doch die Polizey nicht so neugierig sein und nachschleichen, um zu sehen, ob der junge Herr nicht etwa aus Irrthum an die Thüre des Stubenmädchens gekommen sei. Da man hingegen bei minder honetten Mädchen in keinem Zimmer und zu keiner Stunde sicher war... Seitdem aber die Regierung nicht so strenge mehr nachspürt, ist der Werth des Stubenmädchens um vieles gefallen, und, wenige Ausnahmen abgerechnet, sind

[11] Hayn VIII, 449/450.
[12] Vgl. Hayn VIII, 504.

sie jetzt wieder in dem Zirkel, wohin sie gehören[13]." Im Jahre 1781 erschien von Rautenstrauch eine Broschüre „Über die Stubenmädchen in Wien" anonym, worin der Verfasser in moralisinsaurer Weise die Reize, die von diesen niedlichen kleinen Dingerchen ausgehen, etwas näher beleuchtet. Er wirft zwei Fragen auf: 1. Wodurch sind die Stubenmädchen so reizend und so gefährlich geworden? 2. Woher kommt es, daß fast alle diese Mädchen Buhlerinnen sind oder werden? Sie gehen nett und zierlich gekleidet, halten sich von der Unnatur der Mode fern, wodurch die feinen Fräuleins unangenehm hervorstechen. Dirnen nehmen schon die Maske von Stubenmädchen an, aber auch ehrliche Frauen auf Bällen. Rautenstrauch nennt die Stubenmädchen auch Mausefallen der Mediziner, womit er auf sie als Infektionsherde hinweist. Deshalb warnt er auch vor der Verführung der Söhne und Töchter des Hauses durch sie. Trotz allem machten die Mädchen oft ihr Glück und wurden nicht selten „gnädige Frau".

Das Thema wirkte pikant, und es fanden sich sofort Freunde und Gegner von Rautenstrauchs Standpunkt, die in kurzen Broschüren ihre unmaßgeblichen Ansichten niederlegten. Gugitz[14] führt fünfzehn Stücke pro und contra an mit kurzer Inhaltsangabe. Daß sich Schriften mit den Stubenmädchen als sozialer Erscheinung abgaben, ist nur begreiflich, so zum Beispiel „Über die Wirtschafterinnen in Wien bei den ledigen Herren" oder „Zaum der Dienstbothen. Ein Versuch zur Steuerung der von Tag zu Tage überhandnehmenden Ausschweifungen des Gesindes" usw. Ziemlich alle Zweige der Literatur beschäftigen sich mit ihnen, auch das Theater, zum Beispiel „Das listige Stubenmädchen oder der Betrug von hinten" oder „Das Fräulein als Stubenmädel[15]".

Welche Rolle diese Stubenmädchen gespielt haben müssen, geht außerdem daraus hervor, daß anscheinend ein Bedürfnis für „Taschenbücher für Kammerjungfern" vorhanden war. Hayn[16] zitiert drei aus verschiedenen Jahren.

Im allgemeinen war die Lektüre des Durchschnittspublikums sehr fade. „Boufonerien machen hier ganz allein ihr Glück, und auch der bessere Teil des lesenden Publikums schränkt sich auf Schauspiel, Romanzen, Feenmärchen und dergleichen ein[17]." Friedrich v. Cölln[18] ist allerdings der Meinung, daß Wien nicht so verdorben sei wie Berlin, obgleich dort zwei Theater, das Leopold- und das Josefstädter Theater, dem Pöbel und den Dirnen reserviert sei. Hier herrschte auch der Hanswurst.

Auch an erotischer Kunst scheint Wien nicht arm gewesen zu sein. Der schon

[13] Zit. nach Gugitz in Zeitschrift f. Bücherfreunde, 1902, S. 143.

[14] Die Wiener Stubenmädchenliteratur von 1781 in Zeitschrift für Bücherfreunde, 1902, S. 137 bis 150.

[15] Vgl. Gugitz, a. a. O., S. 149, und Hayn, VIII, 507—511.

[16] VIII, 512.

[17] Eisenbeck, a. a. O., I, 291.

[18] Wien und Berlin in Parallele 1808, S. 97.

mehrfach erwähnte Kaspar Risbeck[19] berichtet von den öffentlichen Galerien: „Die anstößigen Gemälde sind mit Vorhängen von grünem Taffet bedeckt, die aber jedermann nach Belieben aufziehen kann. Es sind einige darunter, bey deren Anblick der hl. Franz v. Assisi sich gewiß in Dornen wälzen würde. Es sind keine einzelnen, nackte Figuren, sondern Gruppen, die man im Leben nirgends als hinter Bettgardinen findet. In der Gesellschaft, worinn ich die Galerie sah, waren verschiedene Damen und Fräulein. Die Herren zogen ohne alles Bedenken die Vorhänge auf... Einige von unseren Frauenzimmern sahen auch die geheimsten Spiele der schönen Göttin mit starren Augen an, und die andern hatten zwar die Fächer vors Gesicht, aber die Fächer hatten große Öffnungen, und sie konnten sich nicht überwinden, das Gesicht ganz wegzuwenden."

Diesen Geschmack zu befriedigen, scheint demnach ein gewinnbringendes Geschäft gewesen zu sein. Wie unverfroren diese Händler manchmal waren, zeigt folgende Zeitungsnotiz:

Wien, den 29. Oktober 1785.

Ein gewisser Abt beschäftigte sich seit mehreren Jahren mit dem Verkauf kleiner Gemälde, welche meistens Schilderungen der Wollust in skandalösen Stellungen vorstellen. Als einer von seinen Käufern ihn nicht bezahlen wollte, drohete er, bei dem Kaiser zu klagen, und erkühnete sich auch wirklich, dieses zu thun. Der Monarch fragte ihn, wie lange er seinem Gläubiger schon borgete? Mit der Antwort, daß es schon einige Jahre sey, überreichte er einige dergleichen Gemälde Sr. Majestät. Der Kaiser fragte nach dem Preiß, und hörte von dem Abt, daß er gewöhnlich das Stück für einen Gulden verkaufe, worauf der Monarch für die vorgezeigten 16 Stücke 4 Dukaten bezahlte, und ihm versprach, wegen seiner Anklage das weitere zu veranlassen. Der Abt hatte sich kaum entfernt, als schon ein allerhöchstes Handschreiben sammt diesen Gemälden, an das Konsistorium geschickt wurde, welches zur Untersuchung dieser ärgerlichen Gemälde und zur Verhaftnehmung des Geistlichen den Auftrag erhielt, mit dem Beisatz, daß das Konsistorium sich wegen der Bestrafung dieses so viel Ärgerniß bei dem Publiko verursachenden Pfaffen ehemöglichst zu äußern hätte[20].

In der Folgezeit hat sich das sittliche Niveau der Wiener nicht gehoben. Genußfreudigkeit und Leichtsinn ist dem Wiener sein Charme. Für die Mitte des vorigen Jahrhunderts bietet Groß-Hoffinger sehr beachtenswerte Schilderungen[21]. Es ist noch der gleiche Hang zur Geschlechtlichkeit, zur Ausschweifung, der durch die miserablen politischen Verhältnisse begünstigt wird. Und nicht nur in den höheren Ständen findet sich diese laxe Moral dieser Sitten, die schon keine mehr sind.

[19] A. a. O., I, S. 284.

[20] Vossische Zeitung, Berlin 1785, Nr. 136; vgl. Hermann Gnau, Die Zensur unter Joseph II., Leipzig, Singer 1910.

[21] Vgl. Das galante Wien, Sittengemälde, 2 Bde., Leipzig 1848; Wien, wie es ist, 4 Bdchen., Leipzig 1847.

auch das niedere Volk läßt seiner Sinnenlust die Zügel schießen. An inniger Gefühlsseligkeit fand es wenig Gefallen. Groß-Hoffinger[22] gibt uns eine anschauliche, wohl auf eigener Erfahrung beruhende Schilderung einer Straßenszene, die uns über den typischen Wiener Geschmack jener Zeit treffend informiert:

Ein Harfenist sitzt am Prater, das Publikum um ihn herum.

Schusterbub: Na, wird's bald angehn?

Harfenist: Gleich, gnädiger Herr (Gelächter).

Gesell: Aber was Lustigs.

Soldat: Was von die Mädeln — und von — Sie wissen schon.

Harfenist: Sollen gleich bedient werden, ich hab heute ein ganz neues Liedel mit die neuesten Sauglocken.

Berliner Handwerker: Na, läuten Sie man zu, jroßer Harfeniste!

Polizeidiener: Was hat der Herr für ein Lied — zeig Er her.

Harfenist (zeigt ihm ein Blatt Papier): Da, Herr Gisperl.

Polizeidiener: Na, 's ist gut (geht ab).

Harfenist singt: — — — (Zensurstriche des Verfassers).

Allgemeiner Enthusiasmus.

Berliner (lacht): Das sind ja ganz barbarische Sauereien! Hören Sie man, Harfeniste, wie heißt denn der Dichter, der Schweinigel?

Harfenist: No — sein S' so gut — sprechen Sie despektierlich von dem berühmtesten Dichter des Vorstadttheaters. Das Lied hat mich fünf Gulden kost.

Schusterbub: Weiter, weiter!

Harfenist singt: — — — (Damnatur, als sittengefährlich und gegen allen Anstand).

Alle (Weiber, Kinder, Mädchen): Bravo, bravo, bravo!

Schusterbub: Außa, außa! (Klatscht in die Hände.) Da capo — fora — fora!

Berliner: Ja, da capo — jroßer Schweinehund von einem Lokaldichter, ich bezeige dich meine Ehrfurcht.

Hayn[23] bringt die Titel einiger weiterer, heute sehr selten gewordener Lieder, die anscheinend am Anfang des 19. Jahrhunderts verbreitet waren.

---

[22] Wien, wie es ist, 1. Bd., S. 40—41.
[23] VIII 470.

C. DAS 19. JAHRHUNDERT

1. KAPITEL

Allgemeines

Wirft man einen Blick auf die in diesem Jahrhundert im Druck erschienenen Erotika, so muß man zugeben, daß in dieser Zeitspanne die Elaborate an einer auffallenden Ideenarmut kranken. An Quantität nahm die Produktion zu, an Qualität ab. In der Hauptsache ward der Lesehunger des auf pikante Lektüre eingestellten Lesepublikums durch Übersetzungen oder Bearbeitungen fremdsprachlicher Erotika früherer Jahrhunderte genährt, die man mit wahrem Heißhunger verschlang. Drei Zeitgenossen mögen dies durch ihre Zeugnisse belegen. R. E. Prutz [1] ereifert sich:

Nicht wahr? ihr sitzt doch auch wohl gern im Opernhaus, ich wette,
Und schärft die stumpfe Sinnlichkeit am neusten Ballette?
Es dünket euch ganz magnifique, wenn hoch die Röcke fliegen
Und wollustatmend, rückgelehnt, die Leiberchen sich wiegen?
Ihr jauchzt doch auch und applaudiert mit fieberheißen Händen
Dem ausgestopften Hinterteil und den trikotnen Lenden?
Ihr spannt doch auch die Pferde aus und seid in Lust zerflossen,
Wenn ihr die Reste seht von dem, was Gentz einst ganz genossen?
Und dann Marquise von Belleisle, Vicomte von Latorières —
„Herr Bruder, ha, das ist ein Stück! Seht nur das Weib, auf Ehre!
Was ihr die Hose niedlich steht! und was der Frack ihr puppert!"
So schwört ihr laut, indes nach Luft vor Gier die Nase schnuppert.
Auch lest ihr doch (die Hand aufs Herz) nachmittags auf dem Sofa,
Ihr lest doch auch den Crébillon, Faublas und Casanova?
Mitsamt den neuromatischen Ehbruchsdiebstahlsnovellen,
Und aus dem Pückler (ist's nicht so?) die quergedruckten Stellen?
Nicht wahr? das ist noch amüsant? da sammelt man Histörchen?
Die wispern sich so allerliebst der Gnädigen ins Öhrchen?
Das treibt dem Kind, das heut zuerst in die Soiree gegangen,
Das dumme jüngferliche Blut so niedlich in die Wangen?
Zwar heimlich kämpft es mit der Scham, es weint beinah im stillen:
Und doch zum Lächeln zwingt es sich, bloß um des Anstands willen,
Damit ihr ja nicht denken sollt, als wären wir vom Lande,
Und unsre Bildung wäre nicht d'accord mit unsrem Strande,
Was tut es, ob der Teufel auch des Kindes Unschuld hole?
Zum Löwen der Sozietät erhebt sich der Frivole!

[1] Die politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich und Winterthur 1845, S. 115—116.

Und Wilhelm Meinhold (1797—1851) berichtet in seiner „Sidonie v. Borck, Die Klosterhexe[2]" von Wien: „Die obszönen Bücher, Kupferstiche usw. werden hier von Juden verkauft, ja einer der berüchtigtsten dieser Schandbuben soll für die Erlaubnis dieses Vertriebes sich der Polizei als einen Spion hergegeben haben. Also Juden im Norden und Juden im Süden von Deutschland die hauptsächlichsten Verführer unserer Jugend." Und Groß-Hoffinger[3] bezeichnet als unerläßlich für jeden Kavalier die Lektüre von „Das galante Sachsen" (von Pöllnitz), Die Werke des Chevalier Grécourt, Claurens Romane und — damit auch der Ernst nicht fehle — Girardin über syphilitische Krankheiten, denn

Man legt uns in den Arm
Ein Mägdlein liebewarm,
Da wird drauflosgeküßt,
Der Liebe Lust gebüßt,
Doch morgen schon, o weh,
Verschreibt der Arzt uns Tee
Denn Amors gift'ger Pfeil
Ließ unsre Haut nicht heil,
O welche Lust — und Pein,
Ein Kavalier zu sein.

Die originalen, nicht originellen Schöpfungen dieser Zeit lassen den Schwung, der besonders die Erzeugnisse des 18. Jahrhunderts vorteilhaft auszeichnet, vermissen. Eine Ausnahme machen die beiden berühmtesten erotischen antisemitischen Romane „Behemoth. Der Roman über alle Romane. Oder Leben, Thaten und Meynungen des irrenden Ritters Orthodox" 1800, und „Leviathan oder Rabbinen und Juden. Mehr als komischer Roman und doch Wahrheit. Voll der kurzweiligsten Erzählungen und doch Ernst. Jerusalem, im Jahr nach der kleinen Zeitrechnung 561, der christlichen 1801, der republikanischen 9." — Die Titelüberschriften geben über den Inhalt erschöpfend Auskunft, und der Text hält durchaus, was die Titel versprechen. Aus „Behemoth" zitiere ich die folgenden: „Ein gestörter Coitus verschafft die ewige Priesterwürde. Öffentlicher Beyschlaf eines Fürsten und einer Prinzessin, Zadok und Abimelech in der Garderobe von Salomos Maitresse — Da es in Israel nichts zu tun gibt, so geht Orthodox nach Jerusalem, wo er an die Spitze der Huren- und Religionskommission gestellt wird." — Leviathan ist noch zynischer. Ich zitiere: Die Sure: Abrahams Vorhaut. Jebedai (Kapitel über den männlichen Geschlechtsteil). Der Sündenfall. Praktische Regeln, auf dem Abtritt zu beobachten, wenn man seine Frau beschläft oder in

[2] Leipzig 1848, 3. Bd., S. 210.
[3] Wien, wie es ist. 3. Heft, Leipzig 1847, S. [illegible]

seinem Hause allein ist. Unterschied zwischen einem beschnittenen Juden und einem Ismaeliten, Das heimliche Gemach des Rabbi Jahoscha. —

Sucht man die unübersehbare Flut der Schriften dieser Zeit in je ein besonderes Bett zu leiten, so erhalten wir folgendes Ergebnis:

2. KAPITEL
Die gewöhnliche Unterhaltungsliteratur

Eine ganz besondere Freude bezeigte man am *Klatsch*. Der Hof und seine Kreise, von denen die misera plebs ja durch eine unübersteigbare Mauer getrennt war, reizte die Neugier, und die Nachrichten, die aus dieser Region ins Volk gelangten, wurden eifrig verschlungen. Um so willkommener fanden die Elaborate Aufnahme beim Lesepublikum, wenn es sich um wahre oder erdichtete Mitteilungen aus der sexuellen Sphäre handelte. Gleichgültig war es, ob die einheimischen Fürsten oder ein fremder Herrscher zur Zielscheibe des oft sehr plumpen Spottes genommen wurde. Nur pikant mußte der Inhalt sein. So finden wir vertreten: „Napoleon I. und seine Liebschaften", „Liebesabenteuer der Könige von Frankreich". Aus dem Rahmen fallen Eduard Vehses vier Dutzend Bände von Hofgeschichten. Obwohl auch hier pikante Details in Menge zu finden sind, wie es bei einer offenherzigen Schilderung wenig erfreulicher Zustände nicht anders sein kann, so stehen sie doch nicht um ihrer selbst willen da, sondern dienen nur zur Illustrierung der historischen Ausführungen. Vehse steckt sich aber kein weites Ziel, er beschränkt sich auf Kleinmalerei, auf mosaikartige Zusammenstellung der von den Fachhistorikern hochmütig übersehenen Details. Aber gerade dadurch sind seine Sammlungen für uns von größtem Wert. Zu nennen wäre insbesondere: Geschichte des preußischen Hofes und Adels und der preußischen Diplomatie[1] sowie Geschichte der kleineren deutschen Höfe[2]. Ebenso wertvoll ist V. Müller, „Die Hohenzollern-Könige in der Kulturgeschichte. Nach den Quellen dargestellt." (Frankfurt a. M. 1866.) Es ist die rücksichtsloseste Verunglimpfung, die den Hohenzollern je zuteil wurde. Das sittengeschichtlich recht wertvolle Werk erregte bei seinem Erscheinen einen derartigen Unwillen, daß sofort nach dem Einzug der Preußen in Frankfurt die gesamte Auflage konfisziert und vernichtet wurde. Es ist eine der schlimmsten Skandalgeschichten, geschrieben mit Erschöpfung eines reichen Quellenmaterials, dessen Zitierung allein neun Seiten in Anspruch nimmt[3].

Nur auf Klatsch aufgebaute Sotadika sind die Schriften, die sich mit Kaiserin Eugenie oder Leopold II. von Belgien beschäftigen, zum Beispiel „Liebestollheit

[1] 6 Bde. in Kl.-8°, Hamburg, Hoffmann & Campe, 1851, von welchem Werke Georg Müller in München einen vierbändigen Neudruck „Hofgeschichten" veranstaltet hat.

[2] 14 Bände, ebd. 1856—60.

[3] Hayn, VIII, 536.

einer Kaiserin, aus den hinterlassenen Papieren des Geheimsekretärs eines verflossenen Empereurs", „Die Liebschaften des Königs von Belgien". Solche einzelne Persönlichkeiten, die im Mittelpunkt des Interesses standen, nahm man gern aufs Korn und zerrte die Geheimnisse des Alkovens ans Licht, mochte es sich nun um das Königsliebchen Lola Montez oder die Tänzerin Senjora Pepita oder ein sonstiges exotisches Kuriosum handeln.

Ferner bot das *Klosterleben* auch weiterhin dankbaren Stoff, um den erotischen Kitzel zu befriedigen. Unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit eröffnete man den Kampf gegen die Schwächen der Geistlichkeit, der Kirche und der Klöster, zum Beispiel „Zum Himmel schreiende Geschichte der heiligen Päpste oder Hauptzüge aus dem schändlichen Leben und Treiben derjenigen, die sich frevelhafter Weise Statthalter Gottes auf Erden nennen" (von Amann); „Klostergreuel"; „Der entlarvte Kapuziner"; „Pfaffenwesen, Mönchsskandale"; „Jesuitenliebschaften oder die Väter der Gesellschaft Jesu in gutem Humor". Der Verfasser dieses letzteren Werks sagt: „Die Schleier, womit diese ehrwürdigen Väter bis jetzt ihr Tun und Treiben zu bedecken wußten, zum Heile der Völker etwas zu lüften, war die Absicht des Verfassers." Geschildert wird Verführung durch den Beichtstuhl, Ehebruch, Abtreibung usw.

Auch die *sexuelle Aufklärung* nahm einen ziemlich breiten Raum ein. An erster Stelle stehen: Gynäkologie oder das Geschlechtsleben in seinem ganzen Umfang, enth. Zeichen und Wert der verletzten und unverletzten Jungfrauschaft usw.[4], und Eros oder Wörterbuch über die Physiologie usw.[5]. Pikanterien sind auch hier, doch kann man sie im allgemeinen als belehrende Werke gelten lassen. Die meisten anderen dagegen spekulieren lediglich auf die Sinnlichkeit der Leser, zum Beispiel: Amors Paradies oder von dem Einflusse der verschiedenen Temperamente auf das Geschäft der Liebe und das Glück der Ehe. Von der Jungfrauschaft und männlichen Zeugungskraft und vom Genusse der Liebe für Mann und Weib[6]. Die Schrift enthält detaillierte Angaben über Jungfernschaft, eingehende Abhandlung über die Verschiedenheit der männlichen Glieder, die Arten des Beischlafs, Wollüstlinge, zum Beispiel Tiberius. Das Buch ist sehr frei. Das gleiche gilt von „Die Schule der Liebe oder aufrichtige Gespräche zweier Mädchen über die wichtigsten Gegenstände. Rom und Paris, gedruckt auf Kosten guter Freunde". Am Beginn steht ein Einladungsbrief an die Mädchen: „Schöne und wißbegierige Damen. Sie erhalten hier die Schule Ihrer Weisheit und die Sammlung der Hauptsätze, die Sie wissen müssen, um Ihre Männer, wenn Sie welche haben, zufrieden zu stellen, und was Sie unfehlbar wissen müssen, um bei den Männern, wenn bei Ihnen die Zeit der Blüte vorüber, die Liebe zu erhalten; und es gibt Ihnen die

[4] Hayn, Bibl. gynaec. 44.
[5] Hayn, II. 177
[6] Frankfurt am Main, am Schlusse: Mit Erlaubniß Obrigkeitlicher Censur.

Mittel an die Hand, jederzeit sich Ihrer Jugend zu erfreuen. Es ist unklug von Ihren Müttern, Ihnen das vorzuenthalten, was Sie eines Tages doch wissen müssen. Wir sind der Ansicht, daß es weit vernünftiger wäre, Sie mit allem vertraut zu machen, damit Sie selbst das Gute wählen könnten" usw.

In die unmittelbare Gegenwart gehört bereits: Das goldene Buch der Liebe, oder die Renaissance im Geschlechtsleben. Ein Eros-Kodex für beide Geschlechter von Dr. L. van der Weck-Erlen [7], das aber des Zusammenhanges wegen hier seine Stelle finden mag. Ein von Satyriasis Besessener versucht darin, seine in Praxis natürlich völlig undurchführbaren erotischen Phantasien in ein System zu bringen [8].

Zahlreich sind die Schriften, die sich mit dem *Verhältnis der Geschlechter* zueinander sowie der *Liebestechnik* befassen. Sie treten nicht mit dem Anspruch auf, wissenschaftlich beachtenswertes Material zu bringen, denn sie wenden sich an die große Masse und verfolgen den Zweck, mit listigem Augenzwinkern auf die Reize des Geschlechtslebens hinzuweisen. Die meisten erschienen anonym oder mit fingierten Erscheinungsorten, was bereits einen Rückschluß auf den Inhalt zuläßt. Einige Titel mögen erwähnt werden: Almanach für Verlobte zur Beförderung von ehelichem Glücke — Die Kunst zu gefallen oder guter Rat an Frauen über die Mittel, ihre Reize zu heben — Die Kunst, die Männer zu erobern und sie zu fesseln — Die Freuden der Liebe — Beweis, daß die Frauen sinnlicher und üppiger sind als die Männer.

Der übrige Lesestoff auf erotischem Gebiete macht einen tristen Eindruck. Alle diese Elaborate, mit ganz wenigen Ausnahmen, lassen jede Spur von Geschmack und künstlerischer Auffassung vermissen, gleichgültig, ob es sich um ein Werk vom Anfang, von der Mitte oder dem Ende des Jahrhunderts handelt. Am gemeinsten und zahlreichsten sind die Erotika um die Mitte des Jahrhunderts, zur Zeit des selbstherrlichen Absolutismus. In „Galante Abenteuer des herrlichen Kriegsheeres [9]" heißt es in der Vorrede sehr bezeichnend: „Herrscht doch in Deutschland neben der Cholera noch eine andere Pest, wir meinen die Pest der politischen Reaction — welche sich einschleicht in die Gesellschaft wie ins Familienleben, und überall, den Geist niederdrückend, ihre Opfer heimsucht durch Trauer, Trübsal und Verdummung. Welcher lebenslustige Deutsche möchte nicht gern dieser Pest entliehfen, und wo anders fände er ein freundliches Asyl vor ihrer Verfolgung als auf dem freien Gebiete der Liebe, über welches die unerquickliche Politik unserer Tage keine Macht hat? Wer also mit uns in dieses Asyl flüchten will, dem bieten wir durch unsere ‚Galanten Abenteuer' eine heitere Unterhaltung, verwahren uns aber dabei zugleich feierlich gegen die Annahme, als ob wir die nachstehenden Erzählungen geschrieben hätten, um zur Sinneslust damit auf-

[7] Wien, S. W. Stern. 1909.
[8] Hayn. VIII. 329—330.
[9] Hamburg 1851, in der Volksbuchhandlung von St. Pauli.

zureizen und ein moralisches Gift durch dieselben zu verbreiten.“ Wie dieses „Gebiet der Liebe“ aussieht, in das uns der Verfasser führt, davon eine Probe. In einer dieser Geschichten hat ein Krebs sich in die geheimsten Teile einer badenden Dame festgebissen. Ein Offizier kommt der Ohnmächtigen zu Hilfe. Drei Seiten lang verweilt der Verfasser bei dieser pikanten Situation. „Den keuschen, unverhüllten Schoos der Gräfin hatte sich ein ungeheurer Seekrebs zum Sitz erkoren und der unverschämte Sohn des Meeres blähete sich in plumper Dreistigkeit auf diesem Göttersitze Amors wie ein verzogener Mops auf einem Sammetkissen, ja er hatte sogar die Frechheit gehabt, sich mit seinen scharfen Scheren in die zarte Lilienhaut und deren dunkle seidenartige Umhüllung zu verwickeln und einzukneifen, als ob er gerade dieses geheime Fleckchen am allerpassendsten für sich zu einem bequemen Neste gefunden hätte.“

Mit solcher Art lüsterner Erotik wird das Lesepublikum gefüttert. Sehr beliebt ist es auch, besonders am Ausgang des Jahrhunderts, einen, der viel zu erzählen weiß, seine Geheimnisse ausplaudern zu lassen, zum Beispiel: Erlebnisse eines Hotelkellners, Aus den Erinnerungen eines Frauenarztes. Solche Persönlichkeiten besitzen doch eine ausgedehnte Erfahrung, und ihre Enthüllungen werden höchstens übertroffen durch die Bekenntnisse Neuvermählter. Darum erscheinen: Die Brautnacht, Brief einer jungen Frau an ihre Freundin — Die Brautnacht der Comtessin Melanie mit dem Grafen X. Auch eine Maus oder das Sofa oder nur ein Floh wissen viel vom Liebesleben zu berichten. Deshalb werden, so gut es eben gehen will, die „Aufzeichnungen einer Maus aus zwei Häusern“, „Idas Tagebücher oder Stoßseufzer eines Sofas“ oder kurzweg „Chaiselongue-Geschichten“ zusammengeschmiert.

Am besten wissen natürlich die Vertreterinnen der käuflichen Liebe von der physischen Liebe zu berichten. Deshalb muß ein Bericht über deren Treiben doch hochwillkommen sein. Also erscheint mit variierten Titeln „Das Leben und Treiben der Lorettenwelt“, „Der Jungfrauentribut des modernen Babylons“, „Bertha, der schönen Holsteinerin, Liebeslust und Leid. Zur Warnung für alle frühreifen Mädchen, die schon in ihren Schuljahren von Liebe träumen und für junge Männer schwärmen“[10].

Boccaccio mit seinem Meisterwerk muß oft als Schutzpatron für diese unsauberen Gesellen herhalten, zum Beispiel „Das moderne Decameron oder wahre Geschichten aus dem Leben der heutigen feinen und groben Welt“ — „Der neue Decameron. Pikante Abenteuer einer mondscheinumflossenen Sommernacht“ usw.

Vielfach vertritt Amor Patenstelle, zum Beispiel Amor im Harem, Erbauliche Geschichten den großen Kindern erzählt — Amor auf dem Lande — Amor und Hymen. Ein Geheimbuch für Neuvermählte und Verlobte — Amors Plaudereien — Aus Amors Tagebuch, Bibliothek für Lebemänner.

Im allgemeinen gibt der Titel bereits erschöpfende Auskunft über den poeti-

[10] Vgl. Weller, Lex. pseudon. I. 238/9

schen Inhalt, zum Beispiel Die Geilheit des Weibes. Erlebnisse einer Frau, von ihr selbst erzählt — Frische Austern und pikanter Sardellensalat für Lüsterne und Feinschmecker — Heikle Geschichten — Bibliothek für Lebemänner — Bilderbuch für fidele Herren — Julchens Schwachheiten oder Bekenntnisse eines leichtfertigen Mädchens — Album für Verehrer der Göttin Paphos zum praktischen Unterricht für größere Kinder usw. usw.

Auf der untersten Stufe dieser wüsten Stimulantien stehen die Kolportagegeschichten, die in bandwurmartigen Fortsetzungen ein Gemisch von Mord, Totschlag, Raub, Notzucht, Verführung und vor allem Spannung enthalten [11]. Es wäre ein aussichtsloses und unfruchtbares Beginnen, den Inhalt auch nur eines dieser Machwerke wiederzugeben. Ich begnüge mich deshalb nur mit der Zitierung einiger Titel: Gertrud, das Opfer des Mädchenhändlers, Cartouche, der tollkühnste Räuberhauptmann aller Zeiten, Der blinde Heidelmeier oder seltsame Geschichten eines Einäugigen, Julia, die schöne Dulderin usw.

Wir sind damit auf der tiefsten Stufe des Ungeschmacks angelangt. Weiter geht es nimmer. Wir fliehen schaudernd und wenden uns wieder zu Regionen, wo der Leser etwas freier atmen kann. Am Anfange des Abschnitts wurde bereits bemerkt, daß dieses Jahrhundert arm ist an originellen Erotikern. Ich greife im folgenden (3. Kapitel) einige von diesen Schriftstellern heraus, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben.

3. KAPITEL

Die künstlerische Behandlung des Erotischen

Der Anfang des 19. Jahrhunderts war die Zeit „in Schlafrock und Pantoffeln". Die kleinen Verwicklungen des Philisterlebens, niedliche Ausschnitte aus dem Familienkreise, amüsante Zweideutigkeiten machten den Inhalt der zeitgenössischen Erzählungen aus. Ein Gustav *Schilling* (1776—1839), der auch das Sotadikum „Denkwürdigkeiten des Herrn von H." geschrieben haben soll, und Friedrich *Laun* (Friedrich Schulze, 1770—1850) lieferten das Lesefutter für die Leser des Vorderhauses wie des Hinterhauses. Am besten aber traf den Zeitgeschmack der Hofrat *Clauren* (Karl Heun, 1771—1839), der seine Leser begeisterte, bis seine Autorität durch Hauffs Satire ins Wanken kam. Letzterer läßt sich in seiner „Controverspredigt über H. Clauren" in recht treffender Weise über den Zeitgeschmack aus. „Armseliges Männervolk, daß du keinen höheren geistigen Genuß kennst, als die körperlichen Reize eines Weibes gedruckt zu lesen, zu lesen von einem Marmorbusen, von hüpfenden Schneehügeln, von schönen Hüften, von weißen Knien, von wohlgeformten Waden und von dergleichen Schönheiten einer

[11] Vgl. Dr. Ernst Schultze, Die Schundliteratur, ihr Wesen, ihre Folgen, ihre Bekämpfung. 2. A. Halle 1911.

Venus vulgivaga. Armseliges Geschlecht der Weiber, die ihr aus Clauren Bildung schöpfen wollet, errötet ihr nicht vor Unmut, wenn ihr leset, daß man nur eurem Körper huldigt, daß man die Reize bewundert, die ihr in der raschen Bewegung eines Walzers entfaltet, daß der Wind, der mit euren Gewändern spielt, das lüsterne Auge eures Geliebten mehr entzückt als die heilige Flamme reiner Liebe, die in eurem Auge glüht, als die Götterfunken des Witzes, der Laune, welche die Liebe eurem Geiste entlockt? Verlorene Wesen, wenn es euch nicht kränkt, euer Geschlecht so tief, so tief erniedrigt zu sehen, geputzte Puppen, die ihr euren Sinn schon mit den Kinderschuhen zertreten habt, leset immer von anderen geputzten Puppen, bepflanzet immer eure Phantasie mit jenen Vergißmeinnichtblümchen, die am Sumpfe wachsen, ihr verdienet keine andere als sinnliche Liebe, die mit den Flitterwochen dahin ist."

Als Beleg für Claurens Erzählungsweise bringt dann Hauff eine kleine Inhaltsprobe:

„Eine junge Dame kommt eines Tages auf Claurens Zimmer. Sie klagt ihm nach einigen Vorreden, daß sie zwar seit vierzehn Tagen und glücklich verheiratet, aber durch einen kleinen Ehebruch von einer Krankheit angesteckt worden sei, die ihr Mann nicht ahnen dürfe. H. Clauren erzählt uns, daß er der engelschönen Dame gesagt, sie sei nicht zu heilen, wenn sie ihm nicht den Grad der Krankheit et cetera zeige. Die Dame entschließt sich zu dieser Prozedur... Er ladet uns zu der Prozedur selbst ein, er rückt den Sessel ans Fenster, er setzt die Dame in Positur, er beschreibt uns von der Zehenspitze aufwärts seine Beobachtungen."

Hauff geht aber zu weit. Gewiß, Clauren ist frivol, aber nicht liederlich, und das Natürliche wird bei ihm bald zu einem heiteren, bald zu einem sentimentalen Spiel. „Er versteht es, seine Heldinnen so rührend und naiv zu zeichnen, daß man unwillkürlich Lust verspürt, sie in die Wangen zu kneifen," wie Gottschall[1] treffend sagt[2].

Der nächste, den wir aus der Zahl der zeitgenössischen Schriftsteller herausgreifen, ist *Gutzkow*. Er mag mit seiner „Wally, die Zweiflerin"[3] den Anfang machen, nicht etwa, als ob deren Behandlung des Erotischen irgendwie zu sehr gegen das Schema und Sittlichkeitsgefühl verstößt[4]. Ihre Bedeutung wird im Gegenteil viel zu hoch eingeschätzt. Schlegels „Lucinde" und Byron mit seiner seelischen Zerrissenheit haben bei der Geburt der „Wally" Pate gestanden. Nun trat das Frivole als Doktrin auf. Schon Friedrich Schlegel hatte in seiner „Lucinde" die zweideutige Rede verteidigt:

„Sie: Können die Menschen nicht miteinander reden, ohne danach zu fragen,

[1] Die deutsche Nationalliteratur im 19. Jhrh., 6. A., 4. Bd., Berlin 1892, S. 260.
[2] Vgl. a. Hayn. I, 614/5
[3] Mannheim 1835
[4] Vgl. Hayn II 71/3

ob sie Männer oder Frauen sind? — Er: Das dürfte sehr ernsthaft ausfallen. Aufs höchste möchte es einen interessanten Klub geben. Du verstehst, was ich meine. Es wäre schon viel, wenn man da frei und witzig reden dürfte, und weder zu wild noch zu steif wäre. Das Feinste und Beste würde immer fehlen, was überall, wo sich ein bißchen gute Gesellschaft zeigt, Geist und Seele davon ist. Und das ist der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, der ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabsinkt. Aus diesem Grunde nehme ich auch die Zweideutigkeiten in Schutz. — Tust du das im Scherz oder zum Spaß? — Nein, nein, ich tue es im vollen Ernst... Oh, es ist wahr, meine Freundin, der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schändlichen und leidigen Hange aus allen Kräften und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu sind die Zweideutigkeiten auch gut, nur sind sie so selten zweideutig, und wenn sie es nicht sind und nur einen Sinn zulassen, das ist eben nicht unsittlich, aber zudringlich und platt. Leichtfertige Gespräche müssen geistig zierlich und bescheiden sein, soviel als möglich aber ruchlos genug. — Das ist gut, aber was sollen sie gerade in Gesellschaft? — Sie sollen das Gespräch frisch erhalten, wie das Salz an den Speisen. Es frägt sich gar nicht, warum man sie sagen soll. Denn lassen kann und darf man's doch nicht. Es wäre ja grob, mit einem reizenden Mädchen so zu reden, als ob sie ein geschlechtsloses Amphibion wäre. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, immer auf das anzuspielen, was sie ist und sein wird, und so unzart, steif und schuldig, wie die Gesellschaft einmal besteht, ist es wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein."

Gutzkow illustrierte diese Frivolität nur durch neue Situationen. Diese seine noch ziemlich gemäßigte erotische Freiheit hätte ihm jedoch wenig geschadet. Aber er vermaß sich, gegen die Theologen, als die geheiligten Hüter der Sitte, vom Leder zu ziehen, und diese Tollkühnheit büßte er außer mit dreimonatiger Haft mit einem Verbot seiner „Wally". Ein Verbot war aber zu allen Zeiten die beste Reklame für ein Werk. Man stürzte sich auf das Buch, das nun reißenden Absatz fand. Ein staatlich besoldeter Schnüffler berichtet darüber: „Leider wird das Gift einer ‚Wally' von unserer fast in der Wurzel verbildeten Jugend, was die Obszönität anbetrifft, auch von der begehrlichen weiblichen Jugend begierig eingesogen. Denn welche Tendenzen können verdorbenen moralischen Grundsätzen mehr frönen als diejenigen, welche Atheismus, gepaart mit Laszivität, aussprechen[5]?" Ferner: „Gutzkows ‚Wally' ist total hier vergriffen, denn es waren die Buchhändler nicht imstande, die im Geheimen von Privaten begehrten Exemplare für den zwei- und dreifachen Preis — sie kostet 3 Gulden — zu liefern. Leihweise geht dieser Roman von Hand zu Hand, und selbst achtzigjährige Greise sind lüstern geworden, ihn zu lesen. Übrigens bestand die ganze Auflage nur aus 800 Exemplaren[6]."

[5] Karl Glossy, Literarische Geheimberichte aus dem Vormärz. Wien 1913, S. 43.
[6] A. a. O., S. 47, vgl. a. S. 57.

Heine wirkt in seinen Gedichten, die erotische Themata behandeln, weniger anstößig als zynisch, obwohl er selbst von sich sagt: „Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest von konfiscierlichen Büchern!" Sein „Wintermärchen" enthält nicht gerade zarte Anspielungen. Wie sehr man aber an den harmlosesten Auslassungen Anstoß nahm, sieht man, daß die harmlosesten Gedichte nicht passieren konnten. Wenn seine „Citronia":

Das weinend kleine Ding,
Das harmlos einen Fehl beging,
Das Röcklein wurde aufgehoben
Nach hinten, und die kleinen Globen,
Die dort sich wölben, rührend schön,
Manchmal wie Rosen anzusehn,
Manchmal wie Lilgen, wie die gelben
Violen manchmal, ach! dieselben
Sie werden von der alten Frau
Geschlagen, bis sie braun und blau,

von den Herausgebern Strodtmann 1869 und Engel 1884 als „anstößig" (!) unterdrückt wurden, so kann es nicht wundernehmen, daß sogar Iffland im Verdachte der Päderastie stand, trotzdem er höchst moralische Stücke schrieb[7].

Dagegen kann Christian Dietrich *Grabbe* (1801—1836) an erotischem Zynismus schwerlich übertroffen werden. Einige Szenen aus „Herzog Theodor von Gothland" (1827) mögen dies beweisen:

Berdoa. Schon gut, zu etwas anderem. Wie geht
Es deinem hübschen Nachtgeschirr?
Irnak. Nachtgeschirr?
Berdoa. Nun, ich meine das wohlgebaute
Breithüftige Christenmädchen, welches du
Vergangnes Jahr im Schwedenkrieg
Erbeutet hast.
Irnak. Ihr meint das blonde Milchen?
Berdoa. Ja, ja, Emilie Scherwenz!
Irnak. Da habt ihr recht, die ist ein Nachttopf!
Sie sitzt in meinem Zelte, wenn ihr pissen wollt,
So steht sie euch zu Diensten.
Berdoa. Was treibt sie denn?

[7] Reichardt, Vertraute Briefe, geschr. a. e. Reise nach Wien usw., hrsg. v. Gugitz. München 1918, I 349, wo auch die Aktenstücke publiziert sind.

Irnak. Sie melkt die Männer!
Berdoa. Sie war damals recht üppig schön,
Ist sie es noch?
Irnak. Wo sie vorbeigeht, springen
Die Hosenknöpfe los.
Berdoa. Wenn sie nur fett ist.
Irnak. Ihr solltet ihren weißen blühenden Nacken,
Auch ihren vollen Hintern, auf dem sie doch so häufig liegen muß,
Und ihre vollen Arme sehn, auch ihr —
Berdoa. Hat sie eine tüchtige — —?
Irnak. Hat sie. Man kann —
Die Stiefel ausziehn.
Berdoa: So befiehl der Dirn,
Daß sie sich kostbar schmücke, ich bezahle alles:
Durchsichtiger Flor umschatte ihre Brüste —
Ein seidenes Gewand von feinstem Stoff
Umschließe ihren Leib so enge, daß
Man jeden Atemzug bemerken kann,
Und eine Silberspange, welche beim
Geringsten Druck des Fingers auffliegt
Und es verräterisch öffnet, halte es
Fürerst zusammen — — So erwartet sie
Die Nacht, dann wird der junge Gothland zu
Ihr kommen und sie fragen, ob
Sie bei der schwed'schen Königstochter Selma
In Dienst gestanden; sie bejaht es, spricht
Mit Überschwenglichkeit von der
Prinzessin, schwärmt empfindsam
Von Frühlingsblum' und Abendstern,
Von goldner Zeit und sel'gen Stunden;
Die Liebe sei des Lebens höchstes Gut,
Ein Tor nur sage, daß
Die Liebe irdisch oder sinnlich sei;
Behüte Gott! Die Liebe sei vielmehr
Unsterblich, ewig, heilig, geistig! — Hier
Wird sich der Bube nicht mehr halten können,
Entzückt, begeistert, weinend wird
Er in die Arm' ihr fallen, ihr beistimmen,
Mit himmlisch und mit göttlich um
Sich werfen wie mit Straßendreck,

Venus Urania sie heißen
Und ihr voll Wollust in die Brüste beißen,
Sie aber lehrt ihn dann,
Was in natura eigentlich die Liebe ist usw.

Ferner:

Gustav. Was machen wir heut nacht?
Berdoa: In meinem Zelt ist großer Schmaus;
Ich lade euch dazu; an Mädchen und an Wein
Soll es nicht fehlen.
Gustav. Milchen ist doch auch dabei?
Berdoa. Ei, das versteht sich. Auch
Adelaide ist geladen.
Gustav. Fy, das schmutz'ge Mensch?
Berdoa. Laß das nur sein, sie hat 'nen hübschen Steiß!
Wie prachtvoll wölbt er sich!
Gustav. Fürwahr, da hast
Du recht. Ihr Steiß ist delikat, ist göttlich.
Berdoa. Sollt' er nicht auch unsterblich sein?
Gustav. Wie?
Berdoa. Nichts. — Seit Milchen hast du wohl
Die schöne Selma ganz und gar vergessen?
Gustav. Du bist ein dummer Kerl. Wie kannst du nur
So sinnlos schwatzen? Selma ich vergessen;
Bloß weil ich Selma liebe, bloß
Daß meine Qual um sie um etwas doch
Sich lindre, gehe ich zu deinem Milchen;
O selig, überselig wär' ich, hörte ich
Nur rauschen ihres Kleides Saum!
Berdoa. Du! Mit Selma unter einer Decke,
Im bloßen Hemde du und sie,
Und dann der süß Errötenden
Mit wollustvollem Zögern leise, leise
Das Hemde aufzuheben!
Gustav. Ach, der Wonne!
Berdoa. Ha, das versetzte ihm den Atem. Jetzt
Will ich ihn Sprünge machen lassen.
— Eu'r Vater ist doch hart. Wißt ihr,
Daß eure Mutter —
Gustav. O Gott, ich weiß! O meine gute Mutter,
Jetzt, gerade jetzt vielleicht verjammert sie

Im Schnee.
Berdoa. Adelaidens Steiß...
Gustav. Er ist wirklich einzig.
Er ist der Steiß der Steiße.

Karl *v. Holteis* (1798—1888) Muse ist auch nicht gerade immer keusch und zimperlich, aber ohne Frivolität, denn „sie sucht zwar die sittlichen Dissonanzen auf, ruht aber doch mit Behagen auf einem volltönenden sittlichen Akkorde aus“ [8]. Nur den wenigsten wird bekannt sein, daß er auch das „Don-Juan“-Problem in sehr freier Weise bearbeitet hat: „Don Juan. Dram. Phatasie in sieben Akten, von einem deutschen Theaterdichter. Paris 1834, Bei Pierre Marteau (Leipzig, O. Wigand)“. In der Einleitung sagt Holtei zur Erklärung und Entschuldigung: „Mein Ziel war, den Irrtum einer großartigen Persönlichkeit, die hochbegabt, dennoch in Wollust untergeht, konsequent durchzuführen. Der Verfasser verschweigt seinen Namen nur, weil er besorgen müsse, daß seine in ganz anderer Sphäre sich bewegenden bisherigen poetischen Versuche dem Werke von vornherein einen falschen Platz in der öffentlichen Meinung anweisen dürften.“ Der Poesie dürfe es nicht verboten sein, auch diese Nachtseite in ihrer Nacktheit zu schildern [9]. Das Werk gehört heute zu den Seltenheiten des Büchermarktes.

Viel Staub wirbelte seinerzeit die Behauptung von Gustav Gugitz auf, daß ein bisher wenig beachtetes Erotikum „Schwester Monika“ von keinem Geringeren als E. T. A. *Hoffmann* stammen soll. Der genaue Titel dieser fraglichen Schrift lautet: „Schwester Monika erzählt und erfährt (Motto), Eine erotisch-physisch-psychisch-philantropisch-philantropinische Urkunde des säkularisierten Klosters X in S. Erste Abteilung. Kos und Loretto 1815“, 384 S. [10]. Gugitz führt sehr viele beachtenswerte Gründe an, um seine Behauptung, daß das Werk von E. T. A. Hoffmann herrührt, zu stützen. Es soll bei Kühn in Posen erschienen sein, wo Hoffmann beim Gericht Dienst tat. Was für und gegen unseren Dichter spricht, ist mit großem Scharfsinn und Fleiß zusammengetragen und klingt sehr bestrickend. Eine Stütze findet die Behauptung von Gugitz noch durch den Bericht Hippels, wonach Hoffmann nach seiner Rückkehr aus Posen skurille Lustigkeit und „Wohlgefallen am Obszönen“ gezeigt habe [11]. Beweiskräftig ist dieser Hang aber keineswegs für noch gegen Hoffmanns Autorschaft. Aber der Roman selbst legt genügend Zeugnis dafür ab, daß Hoffmann an seinem Zustandekommen nicht beteiligt sein kann. Trotz aller Abwege, auf denen er seine Phantasie sich sonst austummeln

[8] Gottschall, Nationallit. IV, 848.

[9] Vgl. Goedeke, III, 650; Hayn, III, 470; Blätter f. lit. Unterhaltung 1834, S. 739 ff., und K. Engel, Die Don-Juan-Sage auf der Bühne, Dresden und Leipzig 1887.

[10] Einen wortgetreuen Neudruck gab Gustav Gugitz 1910 in 800 Ex. bei Dr. Rudolf Ludwig in Wien heraus.

[11] Hans von Müller in „Deutsche Rundschau“, Bd. 137, S. 259.

läßt, zeigen seine Romane eine Geschlossenheit, die „Schwester Monika" nicht aufzuweisen hat. Hoffmann ist nie platt, schwülstig oder verstiegen in seinem Stil, bei „Schwester Monika" würde man vergebens nach einem Gedanken suchen, der Beachtung verdiente. Typische Eigentümlichkeiten des Stils von Hoffmann lassen sich in dem Sotadikum nicht nachweisen, und was Gugitz und Margis[12] dafür ausgeben, sind Zufälligkeiten, die sich auch bei anderen zeitgenössischen Schriftstellern finden. Gugitz sucht seine Beweisführung schmackhaft zu machen, indem er dem Werk eine tiefere Bedeutung aufoktroyieren will. Er sagt: „Die ‚Schwester Monika' ist eine Romantikerin des Geschlechtslebens durch und durch, von tausend Stimmungen wird sie geleitet und von allen zerrissen und gequält. Sie sucht den Geist, das Jenseits der Liebe und muß sich unter tausend Schmerzen daran erinnern lassen — nicht umsonst spielt die Flagellation diese große Rolle —, daß sie ganz an das Körperliche gebannt ist, die Welt als Wille kommt allein zur Geltung. Die Welt als Vorstellung wird der Monika energisch benommen, und damit sie ihre Körperlichkeit fühlt, muß sie durch Schmerzen zur Erkenntnis gelangen ... Die vollkommene Befreiung von jeder Konvention, von Sittlichkeitsbegriffen, die nur in Vorstellungen a priori begründet liegen, finden in der ‚Schwester Monika' Ausdruck ... Es ist der Kampf des unschuldigen, gewissenlosen Heidentums, der Welt als Wille, mit dem schuldbewußten, gewissenhaften Christentum, der Welt als Vorstellung, der Gegensatz von Kos und Loretto." Ein unbefangener Leser wird in dem Sotadikum eher die geistigen Ejakulationen eines traurigen Gewächses finden, das zur Aufstachelung seiner Libido flagellantistischer Praktiken bedarf. Hoffmanns Autorschaft ist auch mit Recht von Autoritäten wie Hans von Müller und Karl Georg Maaßen[13], M. Meyer[14] und Johann Cerny[15] mit triftigen Gründen bestritten worden[16].

Dagegen erregte ein anderes flagellantistisch-erotisches Werk mit Recht mehr Aufsehen bei Erscheinen als die gänzlich bedeutungslose „Schwester Monika". Ich meine: „Lenchen im Zuchthause. Von W. *Reinhard*"[17]. In der Einleitung berichtet der Verfasser über seine Tendenz: „Aus Reminiscenzen, Tradition, Lectüre und der vielfältigen, und doch nicht befriedigenden Verhandlung über Pönitentiarsysteme der neuen Welt hat mich die Idee ergriffen, festgehalten und nicht mehr entlassen, bis das vollbracht war, was ich hier anbiete. Aber fast unaufhörlich litt ich unter meinem Stoffe, denn stets frug ich mich: Wer wird solches Zeug wohl lesen? Eines insonderheit macht mir bange. Viele Dinge sind, ungeachtet

[12] Ein anonymes pornographisches Werk von E. T. A. Hoffmann in „Zeitschrift für Bücherfreunde", 1916 S. 89 und 91 ff.

[13] Ztschr. f. Bücherfr., 1911, S. 92—95.

[14] Euphorion, 16 Bd., 4 Heft.

[15] Sonntagsbeilage der Königsb.-Hartungschen Ztg. v. 15. 5. 1911, Nr. 223.

[16] Vgl. auch Hayn V, 140.

[17] Karlsruhe. In Kommission bei A. Bielefeld 1840, in 8°, IV und 451 S.

nicht davon gesprochen wird, und zuweilen muß man, um nützlich zu seyn, gerade solche zarte Saiten berühren. Ich meine den Flagellantismus, der selbst das edle Lenchen verführen wollte, und welcher hauptsächlich die Schuld trägt, daß der Castigationsscenen, die sehr oft auch selbst bis zur Verurtheilung des Buches verletzen, so viele und alle in ihren Einzelheiten ausgemalt geworden sind." Als Probe bringe ich eine Flagellationsszene aus Seite 310/311:

„Meine Schlafkameradin mußte hinzutreten. Ich saß still und betete. Der Director las das Urtheil vor. Sie wurde gefaßt, übergelegt und ausgestreckt, befestigt, der Rock hinaufgezogen, die Glieder erschienen aufs deutlichste und in ganz reiner Gestaltung, wie aus der Hand des Formgießers unter den bläulichen Hosen, die man sogleich so stramm anzog, daß sie wirklich zu einer ‚zweiten Haut' wurden. Oh, das ist schön, daß es auf Hosen geht! Da sieht man die Konturen recht und das Leben des Fleisches. Man darf nur von Zeit zu Zeit wieder recht anziehen, daß der Einschnitt sich tief einsenkt und die zwei Globen scharf gesondert werden. Man kann sich so für den Verlust der Ruthe ziemlich trösten. Und so dünn und leicht das Zeug! Das arme Mädchen! Das nette, hübsch geformete, sehr wohl ausgeprägte, bereits zitternde Hinterchen, mit den fest zusammengedrängten kugelrunden Bäckchen, wird schwer darunter leiden; aber Andern wird es Vergnügen machen, und dieses Schicksal hat es sich selbst zugezogen. Es schadet ihm nichts, daß wir zusehen, und je öffentlicher, desto mehr Abschreckung. Strafe muß sein!"

Dieses fein flagellantistische Erotikon sticht angenehm ab von der Masse der minderwertigen Ware, die heute dutzendweise auf den Markt geworfen wird.

Entzückende Erotik bietet uns um die Wende des Jahrhunderts Arno *Holz* mit seiner „Flördeliese"[18]. Ich kann es mir nicht versagen, das reizende Poem auszugsweise zu bringen:

Unter Blumen auf der Wiese,
Ei, wie schlägt ihr Herz den Takt,
Unter Blumen auf der Wiese,
Liegt die schöne Flördeliese,
Auf der Wiese,
Splitternackt.

Über den Bachrand zwischen den Weiden
Hängen die abgestreiften Seiden
Und, wie ein Veilchen, aus ihrem Haar
Blickt hier ein blaues Pantöffelchen gar.

Scheint die Sonne, weht der Wind,
Lauter Dummheit träumt das Kind:

[18] Privatdruck bei A. R. Meyer, Wilmersdorf-Berlin 1921.

Gott, wo ist er nur geblieben,
Gummibusen Nummer sieben?
Seh ich wirklich? Seh ich recht?
Alles echt!
Diese Schultern zart und rund,
Liebt der Prinz von Trapezunt.
Diese Arme, weiß und fein,
Sind gedreht aus Elfenbein.

Merkt er drunter die beiden Mäuschen,
Gleich ist der Schlingel wie aus dem Häuschen;
Stuppst mich, packt mich, kriegt mich her,
Als ob ich aus lauter Gußeisen wär.

Darf mich wirklich kaum noch recken,
Muß die Kleinchen ganz verstecken,
Wenn ich abends vorm Spiegel steh,
Oder meine Haare zum Knoten dreh.
Willst du wohl? Wirst? Nicht so dicht ran!
Und ich wehr mich, so gut ich kann.
Na, wird's bald? nicht doch, ich beiß sonst zu!
Siehst du, du oller Ruppsack du?
Doch das Entzückendste für mein Schätzchen
Ist dieses Kätzchen!
Ach, mein ganzes Herz geht auf,
Scheint die liebe Sonne drauf.
— — — — — —
Ach, er ist ein so herziger Bengel!
Ich bin sein Pläsierfisch, ich bin sein Engel.
Ich bin sein Goldkäferchen, sein grüner Schuh,
Sein kleines Täubchen Turlutu.
Über meine Brust kein Äderchen rennt,
Das er nicht hundertmal, tausendmal kennt.
Das kleinste Härchen auf meinem Leib
Ist ihm der himmlischste Zeitvertreib!

Gestern hat er wie verrückt
Mir einen Kuß aufs Knie gedrückt;
Warf sich dann über mich zwischen die Kissen,
Himmel, Hilfe, und hat mich gebissen!

Stöhnend wand ich mich — o du Mann —
Durch mein Blut ein Feuer rann.
Über diese runden, runden Dinger
Zitterten selig seine Finger.
Über diesen weißen, weißen Samt
Haben deine stammelnden Lippen geflammt.
Ich war so erschreckt, ich war so froh,
Seine langen, blonden Schnurrbarthaare kitzelten so.
Jubelnd spürt' ich seine Zunge,
Junge!

Nein, was doch so ein Tollkopf nicht alles macht!
Herr Gott, hab ich dann gelacht!

Ob ich ihm böse war? Hm, ja Kuchen.
So ein Mädel kann er suchen.
So ein Mädel, so wie mich,
So ein Mädel find't er nicht.

Wiegt mich erst in den Armen wer,
Kennt mein Herz kein Erbarmen mehr.
Um den Zitternden, um den Bangen
Ringelt es selig seine Schlangen,
Ringt ihn sich, zwingt ihn sich in den Schoß,
Zittert und zuckt und läßt ihn nicht mehr los,
Und nicht eher bin ich besiegt,
Als bis er tot und auf mir liegt.
Dort der Himmel, hier das Moos,
Ach, ich wollt', ich hätt' ihn bloß! —
Scheint die Sonne, weht der Wind,
Lauter Dummheit träumt das Kind.
Drückt die Augen zu, kichert: „Wenn er das wüßte!"
Und bewirft sich mit Schlüsselblumen die Brüste.

Ohne Hemd und ohne Strümpfe,
Ei, wie schlägt mein Herz den Takt,
Ohne Hemd und ohne Strümpfe,
Bin ich nicht die schönste Nymphe,
Ohne Strümpfe,
Splitternackt?

Daß Erotik sich sehr wohl mit Humor verträgt und daß das Bedenklichste gesagt werden kann, ohne nur mit einem Wort den äußern Anstand zu verletzen, davon lieferte Arthur *Fitger* den deutlichsten Beweis, als er „Noch eine Hexe“ (Ein Apothekermärchen) schrieb. Eduard Fuchs hat es bereits im dritten Ergänzungsband seiner „Sittengeschichte“ abgedruckt. Da aber dieser Band nicht jedermann zugänglich ist, will ich hier kurz den Inhalt bringen:

Der Bürgermeister eines Städtchens fühlt nicht mehr die Kraft in sich, Amors Bogen straff zu spannen und macht das Nestelknüpfen der Witwe Schlappmeier dafür verantwortlich. Die verdrießliche Gattin fordert darob die Verbrennung der Hexe, und richtig verurteilt auch der hohe und weise Rat die alte Vettel zum Feuertode. Ergrimmt schleudert nun die Alte den Bannfluch über das Städtchen, der trauernde Spargel soll von nun an das Wappen der Stadt sein. Die Verwünschung erfüllt sich in schreckenerregender Weise, und selbst der kräftigste Kanonier nahm Reißaus, „tät er von fern ein Köchin nur ahnen!“ Um aus diesem schrecklichen Bann der Hexe zu kommen, entschließt sich der Hohe Rat zu Verhandlungen. Die triefäugige Hexe verlangt aber, zuvor noch eine Liebesnacht feiern zu können. Die ganze Stadt spendet daraufhin mehr als eine Million für den Wagemutigen, der diese Bedingung zu erfüllen imstande ist. Viele bewerben sich darum, aber alle wenden sich voller Entsetzen, als sie der Hexe nur ansichtig werden. Endlich gelingt es der pharmazeutischen Geschicklichkeit des Dr. Stief, Kräftigungspillen herzustellen, die ihn befähigen, die Hexe derart zufriedenzustellen, daß sie um Gnade fleht und den Bann löst.

Diese kurze Inhaltsangabe erschöpft nicht im entferntesten den Reiz und den grandiosen Humor des Originals, das ein Meisterstück voll sprühender Laune ist und einen Neudruck wohl wert wäre.

Blättert man die Zeitschriften und Gedichtsammlungen unserer zeitgenössischen Lyriker durch, so stößt der Leser hier und da auf erotische Skizzen oder Gedichte, in denen die Grenze des Sagbaren oft gestreift wird, die aber, vom künstlerischen Ernste getragen, nie in plumpe Sinnlichkeit versinken, wie folgende beiden Stücke beweisen mögen, die ich auf gut Glück herausgreife:

Ganz evahaft.

Seitdem ist irgend etwas Gemeinsames zwischen uns. Eben weil wir zusammen geträumt haben. Sie kam mir jetzt vor wie meine eigene Frau, eine Frau, die das Lächeln gelernt hat, weil sie weiß.

Ich merkte auch gleich, daß sie heute etwas warm sei. Ich merkte es an ihrem Blick, der kecken Rede und den eigenwilligen Bewegungen ihrer Fußspitzen, die unruhig-nervös auf und ab wippten, den leichten Drehungen ihrer Hüften. Sie hat etwas Zigeunerhaft-Schlangenweiches in ihren Hüften. Wie gesagt, eine Frau, die weiß.

Sie bot mir, ganz evahaft, Obst — Birnen, edle Trauben, Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche, Pflaumen, Äpfel barg die Silberschale. Neckisch legte sie mir ein Kirschenpaar um die Ohren, nachdem ihre Hände zierlich Pfirsiche geteilt.

Wieder sah sie mir zigeunerhaft-weich aus.

Ich nahm eines der Kirschenpaare, legte sie um meinen ausgestreckten Zeigefinger und bat: „Bedienen Sie sich nicht, Toinette?"

Sie sah auf dieses eigenartige Symbol, zupfte mit den Fingerspitzen an den herunterhängenden Kirschen und sagte: „Der Ast, an dem sie hängen, ist gut. Sie könnten nur noch etwas voller sein. Behalten Sie's, lieber Freund — für später."

Sie selbst aber suchte sich eine der schönen, leuchtenden Pflaumenfrüchte heraus, öffnete sie und entfernte den Kern.

„Nein," rief ich aus, „nehmen Sie meine Kirschen und schenken Sie mir dafür die entkernte Frucht." Ich warf ihr die Kirschen zu, sie steckte sie lächelnd an ihren Busen. „Mögen sie dort gut gedeihen!"

„Ja, was an mir liegt, lieber Freund! Doch, was wollen Sie mit diesem Dinge da," sagte sie, geringschätzig auf die geöffnete Frucht deutend.

„Ich will Ihnen zeigen, was man damit tun kann," erwiderte ich überzeugend, ergriff die Frucht und fuhr mit der Zungenspitze säuberlich und hingegeben die Innenseite ab: jene Spalte, in der der Kern gesessen hatte.

In Toinettens Auge kam ein Licht. Ganz seltsam. Es lag Bewunderung, Hingabe und Hoffnung darin. Und ich wette, wir träumen diese Nacht wieder[19].

Die schlafende Erna.

Auf einer Ottomane aus Mohär
Liegt sie in Seidenröckchen, eine Truhe
Voll Nacktheit, und ich denke voll Unruhe
An dein Geheimstes, schönes Sekretär.

Die Frauen tuen Wundervolles in die Seide,
Am Knie beginnt es. Ich will es auspellen,
Wenn Küsse summen nach hautsüßen Stellen
Im Bett, daß wir nicht schlafen können beide.

Du großes Mädchen, die noch kleinen Brüste
Schmücken dich mir. Auf den geheimen Schmuck
Hast du die linke weiße Hand gelegt;

Ich dachte: Soll die eine, die sie trägt,
Die schwarze Blume welken von dem Druck?
Und nahm die Hand weg, die ich leise küßte[20].

---

19 Aus der Filmzeitschrift „Terra", 1921, 2. Heft.
20 Paul Boldt, Junge Pferde, junge Pferde! Bei Kurt Wolff, Leipzig.

Bekannt sind auch die freien Gedichte von Marie-Madeleine, Dolorosa, von Rudolf Eichacker und viele andere. Es wäre indessen verfehlt, von diesen nicht allzu häufigen Ausnahmen zu schließen, daß die zeitgenössische Lyrik in dionysischen Dithyramben sich ausrast. Das Gegenteil ist der Fall. Schwindsüchtige Prüderie ist stärker vertreten als kraftstrotzende Erotik.

Als bestes erotisches Werk der jüngsten Vergangenheit sei noch erwähnt: Arthur Schnitzler, Reigen. Zehn Dialoge. Szenen aus dem Liebesleben. Winter 1896 bis 1897[21]. Es sind zehn kleine Komödien des Geschlechtstriebes, in deren Höhepunkten der Dichter stets zu schweigen und die Interpunktion zu reden beginnt. Dirne und Soldat, Soldat und Stubenmädchen, Stubenmädchen und der junge Herr, der junge Herr und die junge Frau, die junge Frau und der Ehegatte, der Ehegatte und das süße Mädel, das süße Mädel und der Dichter, der Dichter und die Schauspielerin, die Schauspielerin und der Graf bilden einen Reigen, der sich mit der Vereinigung des Grafen und der Dirne schließt. Die Höhepunkte des geschlechtlichen Genusses verraten nur die Ahs und Ohs. Trotz dieser scheinbaren Ungebundenheit geht ein Zug von Melancholie durch die Dialoge. Die Grundtendenz ist, zu zeigen, daß jeder sexuelle Genuß stets einen schalen Rest auf dem Grunde des Bechers zurückläßt, wenn die sexuelle Vereinigung ohne das die Seelen verbindende Gefühl geschieht. Die Lektüre wirkt deshalb eher ernüchternd als aufreizend.

Am 23. Dezember 1920 kam es sogar zu einer Aufführung im „Kleinen Schauspielhaus" zu Berlin unter der Direktion von Gertrud Eysoldt und Maximilian Sladek. In einem Zivilprozeß, der daraufhin von dem Eigentümer des „Kleinen Schauspielhauses" gegen die genannte Direktion anhängig gemacht wurde, erging ein Urteil, das als Musterbeispiel objektivster Stellungnahme und tiefstem Verständnis festgehalten zu werden verdient. Aus den Entscheidungsgründen sei folgendes angeführt: „Das Buch bietet eine Fülle von Geist und von Feinheit. Kühne, knappe Sätze zergliedern alle Tiefen der geistigen Verfassung und des Empfindungslebens. Teils derb, selbst roh, glatt und gemein, teils zart und empfindsam, teils launisch, neckisch, keck, prickelnd, lüstern, ausgelassen und verführerisch in der Ausmalung erfährt der immer sich gleichbleibende Gegenstand zehn untereinander verschiedene Abwandlungen.

Dieser Gegenstand ist die im Mittelpunkt jedes Zwiegesprächs stehende körperliche Vereinigung. Weiterhin befindet sich im vierten, fünften, achten, neunten, zehnten Bild der weibliche Teil im Bett. Im zweiten, dritten, sechsten Bild ist ein mehr oder weniger erhebliches Sträuben des weiblichen Teiles zu überwinden. Im ersten, achten, neunten Bild dagegen drängt der weibliche Teil, und zwar im neunten Bilde mit ungemein heftiger Leidenschaftlichkeit. Im vierten Bilde wird nach der ersten Vereinigung das Ausbleiben der Geschlechtslust des Mannes aus-

[21] 94 Bl. 8°. Hayn VII, 199.

giebig erörtert. Dem ehelichen Geschlechtsverkehr des fünften Bildes geht der Ehebruch des vierten Bildes anscheinend nur um wenige Stunden voraus. Dazu wird im fünften Bilde der Ehebruch an sich ausführlich besprochen.' Das Gericht kommt dann zu folgendem Schluß: „Die körperliche Vereinigung sollte stets lediglich der natürliche Ausfluß innigster seelischer Gemeinschaft sein. Ein Verfall dieser Auffassung hat leider in weitesten Schichten Platz gegriffen. Diesen Kreisen wird durch diese Aufführung die ganze Jämmerlichkeit des in ihrer Mitte mehr und mehr einreißenden sittlichen Tiefstandes nachdrücklichst vorgeführt. Es wird gezeigt, wie durch einen unedlen und unvollkommenen Genuß des Augenblicks gedankenlos und würdelos zu Boden getreten wird, was der Menschheit das Heiligste sein sollte... Diese Entwürdigung des Geschlechtsverkehrs zur Alltäglichkeit, zur Laune, zum Leichtsinn, zum Abenteuer, dies Fehlen jeder großen, tiefen, sittlich begründeten echten, edlen Leidenschaft wirken erschütternd, weil sie auf richtiger Beobachtung beruhen..."

Schnitzler selbst trug ursprünglich Bedenken, das Stück der Öffentlichkeit zu übergeben. 1897 wurden die Szenen als Manuskript in ganz kleiner Auflage gedruckt. In der Vorrede schreibt der Verfasser: „Ein Erscheinen der nachfolgenden Szenen ist vorläufig ausgeschlossen... Da jedoch Dummheit und böser Wille immer in der Nähe sind, füge ich den ausdrücklichen Wunsch bei, daß meine Freunde, denen ich dieses Manuskript gelegentlich übergeben werde, es als bescheidenes, ihnen persönlich zugedachtes Geschenk des Verfassers aufnehmen mögen." Der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde es erst im Jahre 1903. (Vgl. Hayn VII, 199, Wolfgang Heine, Der Kampf um den Reigen, Berlin 1922.)

Schnitzler fand einen Nachahmer in Hans Hoya, der in Chaîne anglaise (Budapest, Fr. Sachs 1910) sechs Dialoge zwischen einem Studenten und dem Backfisch, der Dirne, der Wirtin, der Akteuse, der gnädigen Frau und der filia hospitalis bringt, nur daß hier die ernste Grundtendenz fehlt und dem Verfasser lediglich an der Ausmalung erotischer Szenen gelegen ist.

Hiermit mag die Aufzählung beschlossen sein. Die pornographische Literatur soll im folgenden Abschnitt ihren Platz finden.

4. KAPITEL

Die Pornographie im 19. Jahrhundert

Den anmutigen Reiz, der die stark erotisch gefärbten Produkte des Rokokozeitalters auszeichnet, lassen die Schriften des 19. Jahrhunderts vermissen. Die nackte Zote herrscht hier unbeschränkt, meist ohne jede Spur von Geist oder Geschmack. Noch tiefer als die französische steht die deutsche obszöne Literatur. Mit beispielloser Frechheit gestehen auch die Fabrikanten derartiger Elaborate den

Zweck, den sie mit der Herausgabe verfolgen, offen ein, nämlich sexuellen Kitzel zu erregen und dadurch guten Absatz zu erzielen. Sie verschmähen es, sich ein heuchlerisches Mäntelchen umzuhängen und irgendeinen „wissenschaftlichen" Zweck damit zu verfolgen, zur Aufklärung beizutragen, soziale Schäden zu geißeln oder sonstwie zu prunken. Es wäre auch vergebene Liebesmühe, denn kein Urteilsfähiger würde auf diesen Schwindel hereinfallen. Die Gemeinheit soll regieren, und sie triumphiert auch. Um die Gesinnung zu kennzeichnen, greife ich aus der Fülle des mir vorliegenden Materials einen „Katalog erotischer Bücher und Seltenheiten" in deutscher Sprache von 1893 heraus. In der Vorbemerkung heißt es: „Die in diesem Kataloge verzeichneten Artikel sind wirklich erotisch und nicht mit anderen unter ähnlichem Titel (oft sogar unter demselben Titel) kursierenden zu verwechseln, die zwar als hochpikant bezeichnet werden, fast ausnahmslos aber ganz harmloser Natur sind. Der Versand erfolgt nach allen Ländern des Weltpostvereins porto- und zollfrei in diskreter und fester Verpackung, auch an postlagernde, fingierte oder Chiffre-Adressen ... Diskretion wird aufs strengste gewahrt und jeder Brief nach Erledigung vernichtet, auf Wunsch auch retourniert. ... Angabe der Nummer genügt. Jeder Bestellung ist der Betrag beizufügen. Wir machen besonders darauf aufmerksam, daß alle in diesem Kataloge angeführten Bücher unser eigener Verlag sind. Es ist allgemein anerkannt, daß (!) unsere Ausgaben die besten aller existierenden sind. Der Verlag wird fortwährend durch neue Erscheinungen vermehrt, und haben wir außer unseren Verlagswerken noch ein bedeutendes antiquarisches Lager erotischer älterer und neuerer Werke, wodurch wir in den Stand gesetzt sind, alle anderwärts offerierten derartigen Bücher billiger zu liefern als die Konkurrenz. In diesem Kataloge sind alle Preise bedeutend herabgesetzt worden."

Diese Vorbesprechung ist gewiß vielversprechend, und in der Tat, die Erwartungen werden nicht getäuscht. Welchem Lebejüngling hüpfte nicht das Herz höher, wenn er folgende Schriften angepriesen findet: 100 saftige und seltene Mikoschanekdoten, Meine verlorene Jungfernschaft, Ratschläge eines Nimmerschlappen oder die Kunst, die Vergnügungen der Wollust zu vervielfältigen, Liebeskämpfe im Brautgemach oder der Sieg des Wüstlings über die weibliche Schamhaftigkeit, Vorn und hinten oder weibliche Passionen, Am Meeresstrand, Priapische Novellen, Die geile Anna, Bordellpassionen, Erlebnisse eines Wollustspenders usw. usw. Die Preise sind sehr billig, 1 Mk., 2 Mk., allerhöchstens 10 Mk., also zur Massenverbreitung geeignet. Allein die leidige Konkurrenz scheint den Vertrieb stark zu behindern, denn die Preise sind ja „stark herabgesetzt". Sollten die Titel noch nicht genügen, dann wird der Leser des Katalogs durch anreißerische Anmerkungen oder durch ausführliche Inhaltsangaben auf die ihn erwartenden Genüsse hingewiesen.

Neben diesen auf der niedersten Stufe der Erotik stehenden Elaboraten rangieren

die Erotika, die sich ein literarisches Mäntelchen umgehängt haben, hinter dem sich nur notdürftig der spekulative Geschäftssinn eines findigen Verlegers verbirgt. Augenzwinkernd wird auf die zu erwartenden Genüsse hingewiesen: „Nur für Herren!", „Pikanterie ersten Ranges!", und in richtiger Selbsterkenntnis charakterisiert sich der Verfasser einer solchen Schmutzschrift: „Die Welt ist rund und kunterbunt, der Mensch bleibt ewig ein Schweinehund!" Der Verfasser macht diese Behauptung an sich wahr, denn er parodiert die idealsten Gedichte Schillers, zum Beispiel Ritter Toggenburg, Fridolin, Die Schöpfung des Weibes, letzte Szene aus Kabale und Liebe. Der Leser solcher ekelhaften Sudeleien muß einen guten Magen haben, wenn ihn nicht der Brechreiz ankommen soll. Das gleiche gilt für „Je länger, je lieber. Pikante Blumenlese für Verehrer der Göttin Venus". Der Inhalt (nur Gedichte) besteht in der Hauptsache ebenfalls aus Parodien Schillerscher Gedichte, zum Beispiel „Die Sauglocke", worin der Dichterling Schillers „Glocke" zum Anlaß nimmt, um seinen obszönen Witz zu üben. „Der Gang nach dem Eisenhammer" begeistert ihn zu der scheußlichen Travestie „Der Gang nach dem Schweinestall".

Auf etwas höherem Niveau steht „Priaps Pomaden-Büchschen für galante Herren und Freunde erotischer Gedichte"[1]. Trotz des unappetitlichen Titels: „Scheißereien und Arschwische" von G. Butzinger oder dem Schauspieler Beckmann[2] finden sich in dem Sotadikum neben unsagbar gemeinen Stücken manche sehr witzige erotische Poesien. Der Verfasser äußert sich bescheiden:

Alles schweige, jeder neige
Meinen Tönen jetzt sein Ohr,
Lieder auf der Venusgeige
Spiele ich euch jetzo vor.
Aber nicht von röm'schen Helden,
Nichts von den Sophisterein,
Nichts von Herschels neuen Welten
Und von Jean Pauls Tändelein,
Es sind nichts als schlechte Zoten,
Die die Kurzweil sich erfand,
Und mit ganz verworrnen Knoten
Hier in dieses Sträußchen band.

An die Grenze des Sagbaren streifen die urderben Gedichte des ehemaligen Augustinermönches P. Marcelin, eigentlich Nikolaus *Sturm* (1760 bis nach 1820), der, wie Goedeke[3] sagt, „vollkommen befähigt gewesen wäre, die von Goethe

[1] Stern-Szana 203/4; Hayn, VI, 296—297.
[2] Hayn, VII, 143.
[3] III, 1232.

unausgeführt gelassene Hochzeit Hans Wursts mit tollster Laune zu vollenden". Sturm ist ein Nachkomme der alten derben Kanzelredner, die in saftigen Schwänken den Geschmack ihrer Zuhörer zu treffen sich bemühten, um Interesse für ihre moralischen Predigten zu erwecken, nur mit dem Unterschied, daß Sturm die Predigt sich schenkte und die Fazetie pflegt. Seine „Lieder zum Theil in baierischer Mundart" (1819) bekunden so recht die urgesunde Freude des Verfassers an einem kräftigen Spaß, er steht mit beiden Füßen inmitten dieses Lebens und hat nichts von der himmelnden Gottseligkeit seiner Amtsbrüder an sich. Einige Überschriften seiner Gedichte, die eine Vorstellung über den Inhalt seiner jokosen literarischen Produkte zulassen, gebe ich hier wieder: Die Faßnacht, Der lustige Liebhaber, Der Teufel, Die reumütige Beicht, Das Kammerfensterl, Der moralisierende Bauer usw.[4].

In gleichem Geiste gehalten sind auch die Originalgedichte des sogenannten „Saumüllers", der in seinen Kreisen sich dieses Spitznamens wegen seiner Vorliebe für das Unflätige und Derbe erfreute. Vor allem: „Gedichte, Aufsätze und Lieder, im Geiste Marc. Sturms von M... C... Gesammelt von einem seiner Freunde. Stuttgard, 1824"[5].

Es sind ausgelassene derbe Poesien, oft in Knüttelreimen in bayerischer Mundart, auch einige im Ton vorzüglich getroffene Predigten eines Dorfpfarrers, der zu seinen Schäfchen in der ihnen allein verständlichen Weise spricht. Ein urwüchsiger Humor ist allen diesen Erzeugnissen eigen. Da sie, wie der Verfasser angibt, nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, wird auf metrische Vollkommenheit wenig Gewicht gelegt, und auch der urwüchsige Sauherdenton wird dadurch entschuldigt. Termina aus der Sexual- und Analsphäre finden sich reichlich. Zwei verhältnismäßig zahme Stellen will ich zur Illustrierung hier bringen. Welche köstliche Situation berichtet der Verfasser nicht in seinem Lebenslauf:

A Metzgerstochter is in Dorf
A herrlis Madl gwesen,
Die hot sie von Professor halt
Oft lassen überlesen.
Und daß wir allzeit naus hobn gmüßt,
Dös hat uns halt verdrossen,
Und dös hob i mir extra gmerkt,
Daß d' Thür habn allzeit g'schlossen.
Wart, denk i mir, mußt dengast segn,
Was ös zwoa habts zon beichten

[4] Vgl. Hayn, VII, 481.

[5] Verfasser ist Carl Muller, genannt Saumüller, 1796—1873, ein Exemplar dieser Ausgabe in der Preuß. Staatsbibliothek unter Yb 9341.

Wen i in Zimmer mi versteck,
So sieg is ja mit leichten.
Wart Kerl, du wirst garsti di
No hintern Ohrna kratzen,
Komm du mir mehr mit Spaniol,
Mit Fasten oder Tatzen.
Wies wieder kummt, so sieg is glei,
Und schleich mi nei ins Zimmer
Und leg mi unters Kanapee,
Und rühr und muck mi nimma:
Mei Deanerl kommt zerst hinein,
's Profeßerl schleicht nacha,
Schreit auß zu mein Kameradn:
Könnts Rekration itz macha.
Sie setzen sich aufs Kanapee,
Sie sträubt si woll a bißl,
Er aber spricht von Seligkeit
Und von an Himmelsschlüßel:
Und was i itz gar wohl begreif,
So seins halt einig worden.
Er sperrt mit seinem Schlüßelein
Die jungfräuliche Pforten.
Dort aber hab i gar so viel
No freyli nöt verstanden,
Von Rosenketten, Seligkeit,
Und derley süßen Banden.
Mir war von alleweil angst und bang,
Mein Kanapee möcht brechen:
Denn knarzt und kracht hot ja das Ding,
Is gor net zum aussprechen.
Und wie man denn in Angst und Noth,
Von oan oft kummt zum andern:
So muß itz just a gwißi Luft
In Bauch drin uma wandern.
I hob mi wohl hübsch zamazwickt,
Und dengast, tausend, saframich,
Der Kerl fangt on z' Bruma.
I hätt koan Tropfen Blut net gebn,
Wennts mi mit Nadeln g'stocha,
's Profeßerl hots gar wohl g'hört,

Und no viel besser grocha.
Im Hui iß er von Kanapee
Als wie der Blitz herunter,
Und 's Deanerl zu der Thür hinaus
Als wie a Geist verschwunden.
Itz sucht a 's ganze Zimmer aus,
Iß doch a weng daschrocka,
Schaut endli unters Kanapee
Und sieht mi drunten hocka:
„Wart, Galgenschliffel, was machst du
Do unterm Soffa drunten?"
„Wir hobn nur grod Versteckerls gspielt,
Die hobn mi no net gfunden."
Kurios ist, daß ers dösmal just
So gor gnau net hat gnumma,
I bin mit etli Ohrfeign no
Fürs Ganzi durchi kumma:
„Du, Lausjung, laß du nonmal di
Auf solcher That betretten,
Was hast denn du an Schoaß d'rein z'thoan,
Wenn d'Leut rinn mit mir bethen?"
Ja, bethen denk i, 's war mir schon
Mein Seel des rechti bethen,
Was hätts denn no dös Knarzen do
Vom Kanapee vonnöthen? usw.

Noch amüsanter ist „Der Komet im Jahre 1819", mit geistreicher Pointe.

In seinem Taubenkobel hoch
Saß Meister Winterbrand
Als weltberühmter Astrolog,
So wie als Arzt bekannt.
Der blickt empor zum Sternenheer,
Und ach! erschrickt so sehr.

Ein Unglücksbothe, ein Komet,
Zeigt sich geg'n Westen hin,
Der Schwanz jedoch geg'n Baiern steht,
Was führt wohl der im Sinn,
So dachte dieser Wundersmann,
Ein Selbstgespräch begann:

Als Anno 80, spricht er, sich
Hat ein Komet gezeigt,
Da war ganz Baiern fürchterlich
Zur Hungersnoth geneigt.
Der Zwölferlaib drey Batzen galt,
Ich selbst hab'n so bezahlt.
Und Anno 93 war
Der zweyte mir bekannt,
Da wüthete in diesem Jahr
Viehseuch im ganzen Land.
Und selbst, was mich zu Thränen rührt,
Die Hauskatz ist krepiert.

Auch 1800 neune ward
Ein solcher Stern erkannt.
Ein Krieg entstand und drückte hart
Mit Truppen unser Land.
Denn bald darauf bekamen wir
Zwey Baiern ins Quartier.

Und der bedeutet Hungersnoth,
Glaubt mir's auf meine Ehr.
So spricht er, zieht ein Stückchen Brot
Hervor, ihm schmeckts so sehr,
Wollt von der Hungersnoth nix sagn,
Mir iß nur um mein Magn.

Und nimmt von einem Oberarm
Ein hohles Knochenrohr,
Blickt immerhin, daß Gott erbarm,
Hinauf zum Sternenchor.
Geht endlich auf und ab und spricht:
„Der Schwanz gefällt mir nicht!"

Lisettchen hörte ober ihr
Den Monolog des Herrn,
Und schleicht sich leise an die Thür,
War eben nicht mehr fern,
Als der die dunkeln Worte spricht:
„Der Schwanz gefällt mir nicht!"

Entsetzlich, sprach sie, nimmermehr,
Das kann ohnmöglich seyn,
Mein braver tugendhafter Herr!
Der wäre nicht mehr rein,
Und doch sein eigner Mund es spricht:
„Der Schwanz gefällt mir nicht!"

Da muß ich überzeugen mich,
Sonst glaubt ichs nimmermehr.
Sie lenkt die Schritte in die Küch,
Besinnt sich hin und her —,
Und endlich tragt sie gleich darauf
Das Nachtg'schirr ihm hinauf.

Als der das hübsche Mädchen sieht
Beym Mondessilberschein,
So nimmt er sie beym Hals und zieht
Aufs Bettchen sie hinein,
Und drückt sie denn in seine Arm —
Dem Astrolog ward warm —,

Und zögernd wagt er sich hervor
Mit seinem Instrument.
Und drückt dasselbe noch zuvor
Lisettchen in die Händ,
Doch reitzlos wie ein Wintertag
Blieb der in seiner Lag.
Sie streichelt ihn so sanft dabey
Und glaubt nun werd' es geh'n,
Doch der bleibt seiner Form getreu
Und wollt nicht auferstehn,
Da seufzt der Astrolog im Bett:
„Ach wär ich der Komet."

Und Lischen, als sie endlich sah,
Daß zwar ihr Herr noch rein,
Doch zu dem Liebsgeschäfte da
Nicht tauglich müsse seyn,
Steht auf und lächelt, geht und spricht:
Jaja! der Sch.... gefällt mir nicht.

Saumüllers Gedichte bilden trotz ihrer handgreiflichen Deutlichkeit eine wahre Fundgrube für die Sprüche und Sitte, den Brauch und Aberglauben seiner Zeit, eine Oase in der Wüste der Nichtigkeiten, die zeitlich einzureihen ein undankbares Beginnen wäre.

Mancher bekannte Schriftsteller, dessen Namen einigen Klang besitzt, gefiel sich in dem Vorbringen stark gepfefferter Zoten. Ich verweise nur auf Blumauer dessen travestierte Äneis ja genügend bekannt ist. Seine bereits an anderer Stelle abgedruckte „Ode an den Leibstuhl" verbreitet schon entschieden Senkgruben-gerüche. Daneben zirkuliert noch manches erotische Gedicht von ihm, das nicht in seinen Sammlungen aufgenommen ist. Ich zitiere hier im Zusammenhang nur als relativ Zahmstes aus: Erotische oder auserlesene Liebes-Gedichte von Blumauer und anderen der berühmtesten Dichter unserer Zeit, Frankfurt und Leipzig o. J. das „Trostgedicht für die Kleinen".

O du, bei dem Mama Natur,
Als sie dich einst edirte, nur
Ein klein Format genommen,
O hadre darum nicht mit ihr,
Dein Duodezformat wird dir
Gewißlich wohl bekommen.

Die Kleinheit ist nicht stets ein Fluch,
Man findet als ein Taschenbuch
Entree in Damensäcken,
Sie stecken so was willig ein
Und denken sich dabei, was klein
Ist, läßt sich leicht verstecken.

Drum kommen auch, um dort zu seyn,
Die größten Männer, winzig klein
Und en taille douce ad lucem,
In Duodez erschien Voltaire
Und der noch größere Homer
Kroch einst sogar in nucem.

Um so zu seyn wie Diogen,
Brauchst du dich nicht erst umzusehn,
Nach einer Weisheitstonne,
Du kriechst, geführt von der Natur
In einen Damenreifrock nur
Und legst dich an die Sonne.

Zu dem stößt auch der kleine Mann
Viel seltner als der große an,
Kriegt selten blaue Flecken,
Und ist die Thüre noch so klein,
Der kleinste Mann schlüpft leicht hinein,
Der große bleibt oft stecken.

Ein großer Mann vermag zwar mehr,
Allein die Kleinen hat der Herr
Einst selbst in Schutz genommen,
Und hält die fromme Dame sich
An Gottes Wort, so läßt sie sich
Gewiß den Kleinen kommen.

Auch sind in aller Damen Mund
Die kleinen Männchen leicht und kund,
Stets allerliebste Dinger,
Was klein ist, heißt ein artig Ding,
Und Jungfern stecken ihren Ring
Nur an den kleinen Finger.

Drum freu dich, daß du winzig bist,
Denn wiß, ein allzugroßer ist
Viel schlimmer dran hienieden,
Er geht auf weiten Wegen nur,
Dir aber sind von der Natur
Die engeren beschieden.

Während es die im vorhergehenden erwähnten Erotika nur auf eine, höchstens auf zwei Auflagen brachten, bilden die im folgenden kurz zu nennenden drei Romane Standardwerke der erotischen Literatur. Es sind:

1. „Memoiren einer Sängerin." Die älteste Ausgabe in zwei Teilen (240 + 240 Seiten) trug die Verlagsbezeichnung Boston, Reginald Chesterfield, 12° o. J. Der erste Teil erschien um 1868, der zweite 1875. Die Verfasserschaft schreibt man der berühmten Schauspielerin Wilhelmine Schröder-Devrient (1804—1860) zu, die durch ihr reiches Liebesleben ihren Zeitgenossen reichlichen Gesprächsstoff lieferte. Es ist jedoch durch nichts erwiesen, daß sie das Erotikon geschrieben hat, nirgends findet sich ein Hinweis darauf. Die Künstlerin ruhte auch längst im Grabe, als der erste Teil (1868) erschien. Das Manuskript hätte sich doch wenigstens im Nachlaß finden müssen oder, wenn es bei ihren Lebzeiten in andere Hände gekommen wäre, würde der Besitzer wohl kaum gezögert haben, einigen vertrauten Freunden Mitteilung von dem Besitz zu machen. Eine derartige An-

deutung hat sich jedoch bisher nirgendswo entdecken lassen. Mit größter Wahrscheinlichkeit kann man August Prinz, den Inhaber des „Verlagsbureaus in Altona", als Verfasser annehmen, der ja Spezialist in solcher Literatur war. Das Werk selbst ist flott geschrieben und hält sich stets in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit. Hayn[6] urteilt weniger günstig. Er sagt: „Abgesehen von wenigen echt erotischen Schilderungen bringt dieses Hauptunzuchtsmagazin massenhaften Unsinn, Übertreibungen und Lügen." Richtig ist, daß fast alle Perversitäten ad oculos vorgeführt werden. Die Entwicklung geschieht stufenweise. Die Erzählerin wird ungesehen Zeuge eines Liebesaktes ihrer Eltern, verführt ihren Gesangslehrer, bewahrt aber lange ihre Jungfernschaft, wohnt Flagellationsszenen bei, erlebt Orgien mit einer Räuberbande usw. An einer Stelle sucht der Verfasser oder die Verfasserin auch literarisch zu sein, so im zweiten Bande, wo Beweise von der Urheberschaft Mussets an der „Gamiani" beigebracht werden sollen. Trotz erotischer Zügellosigkeit findet sich kein gemeines Wort in dem Roman, was ihm wohl auch seine Beliebtheit verdankt, denn trotz unaufhörlicher gerichtlicher Verfolgungen wurde es vielfach nachgedruckt. Hayn verzeichnet allein zwölf Ausgaben bis 1910. Außerdem sind mir selbst sechs Ausgaben neuerer Zeit bekannt. Am besten ist die der Eros-Gesellschaft in München.

2. „Denkwürdigkeiten des Herrn von H., eines deutschen Edelmannes", zwei Teile. Rom (Berlin, Hamburg) 1787, 8°, 318 Seiten. Verfasser soll Gustav Schilling (1766—1839) sein. Ein junger Offizier erzählt die Geschichte seiner Liebschaften. Vom Vater ererbte er seine erotischen Neigungen. Er selbst verdankt seine Entstehung der intimen Verbindung seines Vaters mit einem Barbiermädchen. Herangewachsen, belauscht er ein Liebesstündchen seines Erzeugers mit einem gefälligen Kinde, kommt in die Stadt, opfert dort die Erstlinge dem Dienstmädchen seiner Wirtin, wird von dieser überrascht und als Liebhaber angenommen. Nun folgt natürlich Liebesszene auf Liebesszene, eingehend, versteht sich, aber ohne daß der Verfasser ins Plumpe und Gemeine verfällt. Er hält sich stets in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit[7]. Die Eros-Gesellschaft brachte eine wundervoll illustrierte Neuausgabe 1920 heraus.

3. „Die reizenden Verkäuferinnen oder Julchen und Jettchens Liebesabenteuer auf der Leipziger Messe", in drei Teilen. Hayn[8] setzt hinzu: „Alle vier Teile sotadischen Inhalts, besonders Teil 3, einen neuen, für sich selbständigen Roman enthaltend, ist sehr pikanten Inhalts und schwer zu erlangen. Einzelne Szenen gegen das Ende des dritten Teiles sind wörtlich aus Heinses Ardinghello. Während die Mehrzahl der neueren deutschen Sotadika von Ungeheuerlichkeiten und Tollheiten förmlich strotzen, hält sich dieses sehr lüsterne Opus im Bereich des Mög-

6 VII, 218—220.
7 Hayn, II, 29/30.
8 VIII, 98/99 und IV, 119.

lichen, leistet aber auch das Möglichste in behäbiger Breite bei Ausmalung der Wollustszenen.“ Über Leipzig und seine Messe ist in dem Roman nichts zu finden. Die lasziven Liebeshändel eines Studenten und eines Kommis mit den beiden Mädchen und der üppigen Frau eines bequemen Hausmeisters bilden den Hauptinhalt. Typisch für den Stil sind die zahlreichen Hyperbeln, zum Beispiel: Das wunderliebliche Kind breitet ihre schneeweißen Arme weit aus, das Antlitz ist von Rabenlocken umnachtet, unschuldige Taubenaugen, Füßchen, Bettchen, Hemdchen usw. Auch moralische Lehren will der Roman geben. Im folgenden eine Probe:

„Es ist unerträglich heiß, flüsterte sie wieder, doch nun erleichtert von dem Gewicht der Decke und sogar von dem lastenden Hemdchen, wird es ihr wohler. Sie liegt jetzt still ausgestreckt da. Die Feuerströme, die ihre Adern durchtoben, werden minder glühend, und wollüstige Bilder der erregten Phantasie umflattern sie nun mit der lieblichsten Färbung und stacheln sie auf zur heißen Sehnsucht.

Die Frühstunden kurz nach dem Erwachen sind der heißblütigen verliebten Jungfrau die gefährlichsten. Verläßt sie nicht sogleich das Lager, so bemächtigen sich ihrer unbekannte Gefühle, so wie ein Drängen zur Stillung ihrer heißen Wünsche, die nicht eher ruhen, als bis das Ziel derselben erreicht ist.

So ging es auch dem holden Julchen. Die erwachte Leidenschaft der ersten Liebe bemeistert sich ihrer mit unwiderstehlicher Gewalt. Ihr jungfräulicher Busen klopft, er hebt und senkt sich und droht auseinander zu springen“ usw.

Wie man sieht, hat das 19. Jahrhundert wenig hervorgebracht, was über den Durchschnitt hinausgeht. Originelle Schöpfungen finden sich erst wieder in der unmittelbaren Gegenwart, als zugleich eine Flutwelle von Neuausgaben und Übersetzungen die Lande überschwemmt.

5. KAPITEL
Literarische Verkappung

Auch in Deutschland sah sich der Herausgeber oder Verleger gezwungen, für seine Elaborate, die die guten Sitten verletzen, eine Deckfirma zu wählen, einerseits um nicht in den Maschen des Strafgesetzbuches sich zu verfangen, anderseits um Interessenten durch mysteriöse oder vielversprechende Titel auf den Inhalt lüstern zu machen. Die Bezeichnungen sind meist ganz willkürlich gewählt und ohne Beziehung auf den Inhalt. Wenn auf dem Titelblatt eines in deutscher Sprache erschienenen Machwerks eine ausländische Herkunftsbezeichnung steht, dann regt sich von selbst die Neugierde, die selten betrogen wird. Beliebt sind ausländische Großstädte, zum Beispiel Amsterdam, Baltimore, Boston, Cincinnati, Chikago, London, Paris, Philadelphia, Rotterdam, Neuyork, Stambul, Petersburg, ohne jeden näheren Zusatz, seltener Jerusalem, Zürich, Venedig, Leipzig, Hamburg; zuweilen findet sich Italien oder Rotterdam. Häufiger werden Doppelbezeichnungen gewählt,

zum Beispiel: Paris und London, Frankfurt und Leipzig, Stambul und Avignon, Amsterdam und Leipzig. Selbstverständlich ist auch die Verlegerbezeichnung fingiert, zum Beispiel: Cincinnati bei George Brown, Boston bei Chiavattuti & Co., Meyer & Schultz, Schulze und Müller, Verlag der Verlagsanstalt, gedruckt auf Kosten guter Freunde, der lustigen Witwe, der jungen Witwe, verlegt beim lustigen Fritz, Haarburg, gedruckt bei A. R. Schloch und Fickdusian, Zürich, Pornographischer Verein, Verlag von Amor und Hymen, gedruckt unter der Presse usw. Besonders beliebt sind die Angaben: Paphos, Cythere, Lesbos, allein oder mit Zusätzen wie Paphos im eisernen Zeitalter der Liebe, Paphos im Jahr der Cythere, in Cythere, im Jahr, da gut zu lieben war, Hymenhain im Jahr der Liebe. In unzähligen Varianten finden sich derartige Orts- oder Verlagsbezeichnungen vertreten, die oft das einzige Originelle an dem ganzen Buche sind.

Bei den meisten läßt sich der Ursprungsort nur vermuten. Hin und wieder aber gelingt es, den Schleier der Anonymität zu lüften, besonders dann, wenn ein Kolporteur gefaßt und die Gerichte auf die Spur des Verlegers gebracht wurden. Seit 1848 begann Stuttgart Deutschland mit den bekanntesten Werken im Neudruck zu überschwemmen, meistens in der Originalsprache. Für die „philosophische Therese", deren Preis bisher 15 bis 20 Taler betragen hatte, wurden nur 1 Taler, 10 Silbergroschen verlangt. Auch die anderen Erotika gingen billig ab, nur die Justine von Sade kostete den respektablen Preis von 30 Talern[1]. Verleger war J. Scheible. In den sechziger Jahren taten sich besonders als Verleger von Eroticis hervor: das Verlagsbureau in Altona (Inhaber August Prinz), meist unter dem Decknamen: Reginald Chesterfield in Boston oder J. J. Wagener, Neustadt, ferner Joachim in Leipzig, Wallishauser in Wien, Gräff in Leipzig und Himburg in Berlin (unter der Deckfirma Pietro Tarone), Fischhaber in Reutlingen, J. Scheible in Stuttgart, Digl in Hamburg, Matzdorff in Berlin. Am Ausgang des Jahrhunderts betätigten sich dann in dieser Gattung C. W. Stern in Wien, Fritz Freund in Wien (Wiener Verlag), Gustav Grimm in Budapest, Union Verlagsgesellschaft sowie Fritz Sachs, beide ebenfalls in Budapest, Willy Schindler in Berlin-Wilmersdorf, die fruchtbringende Verlags- und Editionstätigkeit auf diesem Gebiete entfalteten. C. W. Stern erfand seine „Vereinigung deutscher und österreichischer Bibliophilen", um seine Verlagswerke zu decken, W. Schindler seine „Internationale Vereinigung zum Studium der Sexualwissenschaft". Das Hauptkontingent der minderwertigsten pornographischen Sudeleien lieferte jedoch, so seltsam das auch klingt, Spanien, speziell Barcelona. Hier lag (vor dem Kriege) der Vertrieb in den Händen von Adolphe Ebert, Engels & Co. und A. Rozon, die Deutschland mit ihren Schmutzprodukten überschwemmten. Der Weltkrieg schob ihrer Tätigkeit einen Riegel vor, und heute ist Deutschland, trotz eifrigster Verfolgung seitens der Staatsanwaltschaft, allein in der Lage, den Bedarf an erotischer Literatur zu decken.

[1] J. W. Appell, Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik, Leipzig 1859, S. 87—88.

D. DIE EROTISCHE LITERATUR DER GEGENWART

I. KAPITEL

Die Belletristik

Zu keiner Zeit hat die Erotik in der Literatur derartige Triumphe gefeiert wie in der Gegenwart. Zu zählen sind die literarischen Produkte, deren Angelpunkt nicht die vielgerühmte „Liebe“ ist, oder die von vornherein dieses Thema ausschalten. Die Marlitt und Heimburg seligen Angedenkens leben noch in frischer Erinnerung. Wenn der Hans nur seine Grete kriegte, dann legte der Leser oder die holde Leserin aufatmend das Buch aus der Hand, mit dem geflöteten Seufzer „Ach, wie süß!“ Dem Himmel sei Dank, dienen Marlitt und deren Nachtreterinnen und Nachbeterinnen nur noch Backfischen und solchen, die es dem Geiste nach ihr Leben lang bleiben, zur Erbauung. Heute setzt der ernsthafte Schriftsteller seinen Stolz darein, durch schwierige Probleme des Liebeslebens seine Leser in Spannung zu halten und sich durch originelle Behandlung eine stetig sich vergrößernde Lesergemeinde zu verschaffen. Daß damit der rechte Weg beschritten ist, beweist die hohe Auflagenziffer einzelner Schriftsteller, die den Geschmack des Publikums am besten getroffen haben. Freilich hat diese Bevorzugung sexueller Themata auch ihre bedenkliche Seite. „Schon daß überhaupt die Erotik in ihrem engsten Sinn und Umfang neuerdings so ungeheuerlich, bis zur Niederhaltung aller anderen höheren und geistigen Motive, überwuchert, ist doch ein zum Nachdenken stimmender Zug der Epoche. Die Literatur ist gewiß nicht für junge Mädchen da, und dem künstlerisch gestaltenden Lebensernste kann nicht die prüde und süßliche Schablone der Familienblätter als Ziel gesteckt werden. Aber heißt es nicht, diese Freiheit mißbrauchen, wenn die roheste, krankhafteste und trivialste Erotik plötzlich zum hauptsächlichsten, wenn nicht zum alleinigen Gegenstand dichterischer Behandlung avanciert[1].“ Daß die Untergründe des Trieblebens der Dichtung erschlossen werden, ist begreiflich und zu begrüßen. Aber in pöbelhafter Vergröberung des Empfindens wird meist Geschlechtlichkeit zum Trumpf. Den niederen Instinkten des Publikums wird geschmeichelt, und da die Allgemeinkultur seit Jahren und besonders seit dem „glorreichen Weltkrieg“ in erschreckendem Niedergang begriffen ist, wurde die Erotik bald eine Sache der Berechnung und Konjunktur, so daß Otto Weininger mit Recht von einer „Coituskultur“ sprechen konnte. Das „süße Mädel“ und die Gefallene als Genußobjekt sind zahlreich vertreten, weil der Leser und Zuschauer der Erzählungen und Theaterstücke nur den Genuß im Auge hat, darüber aber die Verführung Schwacher, die Verseuchung

[1] Kurt Walter Goldschmidt, Erlebte Dichtung. Leipzig 1912, S. 213.

ganzer Familien und den Zusammenbruch mancher einst vielversprechenden Existenz aus dem Gesichtskreis verliert oder das Unangenehme nicht sehen will. Ibsen mit seiner „Nora" gab wohl den Anstoß zu einer Revision der alten Ehe- und Liebesbegriffe, und seitdem sind die Geister nicht zur Ruhe gekommen. Eine freiere Auffassung des Geschlechtlichen brach sich Bahn, wenn auch nach harten Kämpfen, und die lange gezüchtete Auffassung, daß in der Verschleierung alles Erotischen das Heil liege, erlitt einen empfindlichen Stoß. Heute schreckt der Schriftsteller vor keinem noch so grausen Stoff zurück, sofern er nur davon sich Wirkung verspricht, und der Leser folgt seinen Gedankengängen mit der lebhaftesten Anteilnahme. Die Abnormitäten des Geschlechtslebens werden mit der gleichen liebevollen Gründlichkeit und Hingebung zum Thema erwählt wie die heutigen Zustände von Berlin WW und die bedauernswerten Folgen einer unvorsichtig genossenen Lust. Es gibt kaum ein Spezialgebiet der Psychopathia sexualis, das nicht in einem Schriftsteller einen Verteidiger oder Ankläger gefunden hätte. Die Behandlungsweise liegt, soweit der öffentliche Buchhandel in Frage kommt, größtenteils in den Grenzen des erlaubten Anstands. Denn allzu leicht würden sich der Verfasser und Verleger einer strafgerichtlichen Verfolgung und Beschlagnahme des fraglichen Werkes aussetzen, falls ein prüdes Schutzmannsgemüt daran Anstoß nähme, wenn schon eine erfolgte und wiederaufgehobene Beschlagnahme erfahrungsgemäß die beste Reklame für ein derartiges Buch bildet. Ein weiterer Grund ist bestimmend für die verhältnismäßige Zahmheit in der Ausdrucksform der erotischen Belletristik. Wir haben leider keine einheitliche Sprache. Für Schrift- und Verkehrssprache gelten verschiedene Maße, und der erfrischende Volkston erfreut sich in dem kalten Schriftdeutsch keiner Heimatberechtigung. Sie sind auch gar zu verschieden, diese feindlichen Brüder: der eine burschikos, ungezwungen, geradezu, macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und aus dem — mit Verlaub zu sagen — Kuhfladen keinen Obstkuchen. Der andere, geschniegelt und gestriegelt, mit Pomaden gesalbt, bevorzugt die feinsten Düfte und Wohlgerüche, um den Nasen der lieben Mitbürger zu schmeicheln. Man ist in der gesitteten Gesellschaft stillschweigend übereingekommen, Dinge, die das Geschlechtsleben in der Sprache auch nur streifen, in einen dichten Schleier zu hüllen und von ihnen, wenn man durchaus nicht darum herum kommt, in euphemistischen Umschreibungen zu sprechen, wohl in dem Bewußtsein, daß das Negligé und Retroussé größere Reizwirkungen auszulösen imstande ist als das Ding in seiner unbedeckten Blöße. Bayle liefert schon in seinem Dictionnaire[2] ergötzliche Proben für das Frankreich vor einigen hundert Jahren. Aber mit kleinen Änderungen sind seine Ausführungen derart aktuell, daß sie ebenso für unsere heutigen Verhältnisse Geltung besitzen. Auch heute noch würde ein Schriftsteller sich zehnmal bedenken, die werte Sitzgelegenheit mit „Hintern" oder gar „Arsch" oder die Zeugungsglieder

[2] Aus dem Alfred Kind den betreffenden Abschnitt verdeutscht hat: Obszönitäten, Berlin 1905.

wie deren Tätigkeit, den Vorgang der Zeugung, mit dem Namen zu bezeichnen, den der Volksmund dafür geschaffen hat. Ganz zu schweigen von einer etwas detaillierten Schilderung des Liebesverkehrs. Die meisten Schriftsteller ordnen sich willen- und widerstandslos den bindenden Gesetzen der Konvention unter, und die etwa Widerstrebenden scheuen den starken Arm des Staatsanwalts. Schildert der Schriftsteller aber eine Liebesszene, dann staunt man über seinen Erfindungsgeist, mit dem er das heikle Thema zu behandeln versteht. Die Ausdrücke dafür duften wie frischgewaschene Unschuld, wie Blütenschnee im Mai. „Sie gab sich ihm hin," „sie überließ ihren keuschen Leib willenlos seinen lüsternen Begierden," „in dieser Stunde machte er sie zum Weibe," „die Flammen der Leidenschaft schlugen lodernd über ihnen zusammen." Kann der Gipfelpunkt der höchsten Wollustempfindung reizender (das heißt reizloser, wenn man das Wort in seiner natürlichen Bedeutung nimmt) geschildert werden?! Gerade derartige diabolische Kunstgriffe, durch die der Leser bis zum verschlossenen Tor des Paradieses geführt wird, um dann mit den übelduftenden Blüten seiner schwülen Phantasie die zuweilen sehr reine Atmosphäre einer Begebenheit zu verpesten, tragen zur Erhitzung der Gefühle und zum Hindrängen ehedem normaler Triebe auf verkehrte Bahnen nicht wenig bei. Nur der liebende und verständnisvolle Leser wird sich derart in seinen Schriftsteller hineinlesen, daß er nur die vom Dichter mit seiner Kunst geebneten Bahnen beschreitet. Aber auf wie viele solcher feinfühlenden Leser darf er zählen? Ihre Zahl dürfte beschränkt sein. Und der Grund? „Das Geschlechtliche ist dem modernen Menschen von heute im allgemeinen eine kleine, vorsichtige Schwäche, die unentrinnbar das Leben bestimmt, die man feige gern negieren möchte, eine schwüle und lüsterne Zote, eine unappetitliche Privatsache, vor der man ungefähr denselben Respekt hat wie vor seiner Notdurft, eine Verlegenheit, die einen schamrot macht, in den besten Fällen ein diskretes Vergnügen, in den schlimmsten Fällen eine unsäglich lächerliche Schweinerei[3]." Die Unbefangenheit in der Beurteilung des Erotischen ist dem Durchschnittsmenschen von heute verloren gegangen.

Aus diesen kurzen Andeutungen ergibt sich schon, daß ein Verschleiern, ein Verhängen des Schlußeffekts in der Liebe oder in dem, was man dafür ansieht, keine erhitzte Phantasie auf rechte Bahnen leiten wird. Dazu ist der Spielraum, der sich der Einbildungskraft durch das grelle Schlaglicht einer erotischen Andeutung auftut, viel zu eng und viel zu hell erleuchtet. Das gleiche gilt, wenn ein derber Ausdruck zwar angedeutet wird, sei es durch den Anfangsbuchstaben des verpönten Wortes oder nur durch Punkte. Wer kennt nicht Götz von Berlichingens klassische Aufforderung! Und nun schlage man sie einmal in Goethes Werken auf!

Schnitzlers „Reigen", der zurzeit durch die zahlreichen Theaterskandale eine Berühmtheit erlangt hat, die ihm weit über sein Verdienst geworden ist, dürfte

[3] Paul Leppin, Das Lächerliche im Erotischen: Das Blaubuch, 1906, S. 154.

nunmehr den meisten Literaturfreunden wohl auch in Buchform vorgelegen haben. Schnitzler schildert hier die Verführung von zehn Pärchen bis zum Liebesakt, der sich eine Darstellung von andeutenden Strichen gefallen lassen muß, und dann das post coitum triste. Höchstens, daß uns der Dichter an den beginnenden Seufzern der Ahs und Ohs in bescheidener Rationierung teilnehmen läßt. „Denkt euch jetzt bitte, was ihr wollt!" sagt der Dichter. „Wir wollen fortfahren!" Also wir denken uns, und die Möglichkeit besteht, daß der Leser, durch das Denken in Hitze geraten — wenn gerade ein geeignetes Objekt bei der Hand ist —, auf die weitere Lektüre ein Viertelstündchen lang verzichtet.

Lynkeus (Joseph Popper), gewiß ein beachtenswerter Schriftsteller der Neuzeit, bringt in seinen „Phantasien eines Realisten" eine Skizze: „Will denn die Zärtlichkeit kein Ende nehmen?", deren kurzer Text sich aus lauter Gedankenstrichen zusammensetzt. Sicher eine geistreiche und freie Satire, die ihresgleichen sucht, die aber die Phantasie, ob bewußt oder unbewußt, unentrinnbar auf das intimste Gebiet der Erotik lenken muß.

Der Literaturkundige wird, ohne daß es weiterer Aufzählung bedürfte, mit leichter Mühe vieles finden, was sich in diese Rubrik einreihen läßt. Freilich ist an Schilderungen gewagter Szenen auch sonst kein Mangel. Wie weit ein Schriftsteller gehen darf, ohne Anstoß zu erregen, sei an einigen wenigen Beispielen nachgewiesen. Ich greife zu diesem Zweck aus der Fülle der Schriften nur Heinrich *Mann* mit seinem Roman „Die Jagd nach Liebe" und Hanns Heinz *Ewers* mit seinem letzten Roman „Vampyre" heraus, auf welchen Roman Hans Reimann eine lustige Parodie schrieb: Ewers, ein Roman von Hill. Unger. Die Auswahl ist völlig willkürlich und ließe sich beliebig ausdehnen.

Wie Claude Bella entjungferte, schildert Mann:

„Bellas Stimme versagte. Er hielt ihre Röcke in der Faust, er fiel mit ihr auf die braune Böschung. Sie ließ es geschehen, hastig atmend. Da stieß sie einen Schmerzensschrei aus... Sie strich ihre Kleider hinunter. ‚Du hast mich blutig gemacht.' Und erschrocken über das, was sie gesagt hatte, ‚mit den Händen, meine ich, o Gott, mit den Händen.' "

„Dabei fühlte sie ihn schon in ihr Fleisch eindringen."

Eine Tribadenszene zwischen zwei Geliebten Claudes:

„Sie ließen nach dem Trinken die Köpfe auf die Schultern fallen, jede auf die der andern, und die Arme herunterhängen, Claude nahm ihnen die Gläser ab. Jede umfaßte die andere, glitt mit ihrer Haut, die erschauerte, über die der anderen, bot den Spitzen der anderen Brust die eigene, die Schenkel fest aufeinander, ohne sich zu biegen, fielen sie seitwärts, auf einen Haufen von Kissen. Claude stand von ferne, rauchte, sah sie heißer zucken und lässiger sich dehnen. Schließlich lagen sie regungslos übereinander."

Eine Stilprobe aus „Vampyre", S. 276:

„Mein Kleid," antwortete sie, „der Maler Runk hat mir's gezeichnet, die Blackland hat's angefertigt, ich soll eine Fürstin darstellen aus Zypern — bin die Geliebte des Kardinals Colonna. Gefällt dir's? Paß mal auf!"

Sie öffnete den Silbergurt, löste dann eine Federspange vorn auf der Brust — da sprangen bis unter die Knie die Haken, alle zugleich. Und das Silberkleid flog auf nach beiden Seiten, wie eine Muschel: völlig nackt lag ihr Leib vor ihm — weder Hemd hatte sie an noch Strümpfe. Sie wand, schnell wie eine Schlange, ihre Arme aus den Ärmeln, warf sie hoch. „Nun bin ich nur in Perlen!" lachte sie. „Küß mich!" Er küßte ihre Hand, schenkte zwei Gläser voll, trank mit ihr. „Sie können sich's leisten, Aimee," rief er, „mit dem Wuchs!"

„Danke!" sagte sie, „aber sag ‚du' heute nacht! Fürstinnen aus Zypern sind's so gewöhnt, und besonders, wenn sie ausgezogen sind. Und Kardinalsliebchen erst recht —"

Sie unterbrach sich, legte den Finger an den Mund. „Sst," machte sie. „Sst! Daneben ist jemand!"

Leises Sprechen hörte man aus dem Nachbarzelt. Sie kroch auf allen Vieren, nahm eine Waffe ab von der Zeltwand, lauerte durch ein kleines Loch, winkte ihn dann heran. „Schau durch," flüsterte sie. „Marion de Foy ist's." Er sah durch das Loch. O ja, das war die, die Farnese spielte, des Papstes Mätresse. Und bei sich hatte sie das blonde zwölfjährige Mädchen, Lukrezia Borgia, das auf ihrem Schoße saß während der Vorstellung. Sie zog dem Kinde Schuhe aus und Strümpfe, gab ihm ein Gläschen süßen Schnapses, fütterte es mit Konfekt. Flüsterte heiß, küßte die Kleine, streifte ihr das Gewand herunter.

Aimee Breitauer drängte ihn weg, lugte kniend durch das Schauloch, atmete schnell, preßte beide Hände auf ihre festen, starken Brüste. Warf sich dann zurück.

„Komm," rief sie.

„Habt ihr überall Gucklöcher in den Zeltwänden?" fragte er.

„Ja," antwortete sie schnell und ungeduldig, „überall. Das war Supra Pierycats Gedanke. Es regt auf, zu sehen, findest du nicht? Komm, küß mich!" Sie streckte Arme und Beine weit aus, schleuderte die silbernen Sandalen von den Füßen. —

Diese kurzen Auszüge mögen genügen. Sie sprechen eine verständliche Sprache. Wollte man daran gehen, eine Sammlung derartiger freier Stellen aus den Werken zeitgenössischer Autoren zusammenzustellen, Boccaccios Decamerone würde an pikantem Reiz und an Frivolität übertroffen werden. Aber eine derartige Kompilation müßte notgedrungen der Beschlagnahme verfallen.

Daß auch die Volkspoesie, das *Märchen*, das herzerfrischende begeisternde Erzeugnis kindhafter Phantasie und Labsal der jugendlichen Seelen, mit Erotik durchtränkt ist, kann nur dem, der das Erzählte unbewußt auf sich wirken läßt, und das ist die Mehrzahl der Leser, überraschend kommen. Der, dem die tieferen

Zusammenhänge im Volksglauben und in der Volksüberlieferung kein verschlossenes Eden bedeuten, sieht in der angeführten Tatsache keineswegs etwas Seltsames. Der Hunger und die Liebe waren von jeher die alles bewegenden Triebkräfte im Leben der einzelnen wie in dem der Völker, und es ist nur eine logische Folge, daß diese Tatsache in der Volksüberlieferung und im Volksglauben zum Ausdruck kommt. Das Märchen, in dem sich die Sehnsucht, der Glaube und die Anschauungen des Volkes in seiner ganzen Natürlichkeit und Unkompliziertheit widerspiegelt, gibt nicht selten auch den Schlüssel zum Verständnis einer Zeitepoche. Das Märchen liebt die Kontraste, geht über die Grenzen des wirklichen Lebens hinaus und malt einen Idealzustand, ein erstrebenswertes Ziel, herausprojektiert aus dem übervollen Herzen des sein Sehnen bloßlegenden Erzählers, und halb unbewußt drängt sublimierte Sinnlichkeit zur Entladung. Es gibt Märchenmotive, die sich einer besonderen Beliebtheit erfreuen und in mannigfacher Variierung stets wiederkehren. Der Held der hier in Betracht kommenden Märchen ist stets arm, jung, verfolgt oder verkannt, er gelangt aber endlich ans Ziel, und dieses Ziel ist in nicht wenigen Fällen die Erringung der Geliebten, oder die weibliche Heldin weiß allen Nachstellungen zu entgehen, alle Ränke zunichte zu machen und erfreut sich schließlich des Glückes der Vereinigung mit ihrem Herzallerliebsten. Es bedarf oft nur der Entfernung des dekorativen Rankenwerks, das um das Motiv gewoben ist, der Bloßlegung des Grundgedankens und der Fortspinnung des Motivs, um zur erotischen Wurzel der einzelnen Märchen zu gelangen. Der in Symbolik eingebettete Kern liegt dann klar zutage. Im Aschenbrödelmärchen zum Beispiel wird das sexuell tüchtige, aber arme, verfolgte junge Mädchen die Frau eines vornehmen Mannes. „Der Prinz sieht ihren Schuh (vulva) und ist über dessen Zierlichkeit und Kleinheit so entzückt, daß er seine Besitzerin ausforschen läßt und heiratet. Aschenbrödel, das „einen kleinen Schuh hat", ist das richtige Gegenstück des jüngsten Bruders, der „ein großes Schwert" besitzt. Im Altertum finden wir das Aschenbrödelmotiv in den Erzählungen über die schöne Rhodopis. Als sie badete, raubte ihr der Adler (das Symboltier der patriarchalischen Sexualität) eine ihrer Sandalen und brachte sie dem Könige nach Memphis. Dieser, entzückt über die Zierlichkeit der Sandalen, läßt nach der Besitzerin forschen, um sie zu heiraten[1]. Das Märchen vom kleinen Däumling und der Zwergnase gehen auf unbewußte erotische Wunschvorstellungen zurück. Der Schluß von der Größe der Nase auf das Membrum virile findet sich in den meisten Volksüberlieferungen. Die Prinzessin, die den kalten Frosch in ihr Bettchen läßt, um ihn zu erwärmen, begehrt sexualsymbolisch die Umarmung des Geliebten.

Uralt sind solche Volksmärchen. Tieck und Brentano gaben schon verfeinerte, kultivierte Kunstmärchen, der erstere mischte in den Volkston die mittelalterlichen Klänge der Andacht, des Geheimnisvollen, der zweite das rein Skurrile, Phan-

[1] A. J. Storfer, Marias jungfräuliche Mutterschaft. Berlin 1914. S. 73, Anm. 1.

tastische dazu. E. T. A. Hoffmann webte das Gespenstische hinein. Das frivolwitzige Märchen fand nur in England durch Swift und in dem Frankreich des 18. Jahrhunderts durch Voltaire, Diderot und Crébillon Pflege, in Deutschland wurde es merkwürdigerweise vernachlässigt. Nur A. von Sternberg versuchte diese schillernde Blume auf deutschen Boden zu verpflanzen. Seine „Braunen Märchen"[2] erschienen 1850 bei Franz Schlodtmann in Bremen[3]. Die Kleinen im Geiste, auch Oskar Blumenthal, ereiferten sich über die graziöse Feinheit dieser, wie Grisebach anerkennt, „charmanten" Märchen. Die Erotik ist graziös und grotesk zugleich. Die „Abenteuer des Pagen Bip" könnten von Swift sein, so zwerchfellerschütternd wirkt das Märchen. Vielleicht hat er auch Pate gestanden, wie Boccaccio beim „Messingleuchter", mittelalterliche Schwankmotive bei anderen und Crébillon beim „Gläsernen Pantoffel". Da erschafft sich eine Bäckerstochter aus Teig einen Mann, vergißt aber das Wichtigste. Was das Wichtigste ist, wird bei dem Märchen von der Prinzessin angedeutet, die nur einen vollkommenen Mann heiraten will. Der Page Bip berichtet von einem Schlunde, der tiefer ist als in Schillers „Taucher", und von einem ganz eigenartigen Erdbeben.

Sternberg steht in diesem Genre vereinzelt da. 1909 kam der berüchtigte Verlag C. W. Stern in Wien auf den Gedanken, 30 der Grimmschen Märchen ins Erotische umzudeuten, „Erotische Märchen"[4].

2. KAPITEL

Schund-, Schauerromane und Kitschliteratur

Freilich sind die Leser, die an einer ernsthaften, logisch aufgebauten Behandlung des Geschlechtslebens sowie am Märchen Gefallen finden und jedes kitschige Werk weit von sich weisen, nicht so dicht gesät, daß nicht auch lediglich auf seichte Unterhaltung der Masse und auf ihren eigenen Geldbeutel bedachte Schriftsteller und Verleger auf ihre Rechnung kämen. Die Spekulation auf die Lüsternheit der Menge wird stets ein einträgliches Geschäft bleiben, und, solange es Käufer gibt, die Pikanterien heißhungerig verschlingen, werden sich auch stets dafür Verfasser und Verleger finden.

Es ist ein weites Feld, das diese Freibeuter der Literatur beackern. Von der „Verwunschenen Prinzessin auf dem Rabenstein" und der „Leiche im Koffer" bis zu „Lottes Spitzenunterhöschen" finden sich tausend Schattierungen und Ab-

[2] In Anlehnung an die Contes brunes a. d. J. 1832 von Charles Rabou, Philarete Chasles und Honoré de Balzac.

[3] XIV u. 356 S. in Kl.-8°. Eine Neuausgabe besorgte Peter Hamecher unverkurzt bei Morawe & Scheffelt, Berlin 1919.

[4] Stück 13 der Privatdrucke der Gesellschaft österr. Bibliophilen in 2 Bdn. m. 27 farbigen Illustrationen u. in 850 Exempl.

stufungen vertreten. Auf der untersten Stufe stehen die Lieferungshefte, die von Kolporteuren an lesewütige, sensationslüsterne Dienstmädchen und Köchinnen vertrieben werden. Der Preis des einzelnen Heftes betrug vor dem Kriege 10 Pfg. Dafür konnte der Leser in den ungezählten wöchentlichen Fortsetzungen in Lüsternheiten und Schilderungen von Mord, Totschlag, Kindsunterschiebungen, Verführungen und sexuellen Orgien schwelgen. Durch den immer mehr fühlbar werdenden Papiermangel während des Krieges und die veränderte Geschmacksrichtung nach dem Kriege ist neuerdings der weiteren Verbreitung ein Riegel vorgeschoben, wenn sie auch nicht gänzlich unterbunden werden kann.

Fast auf der gleichen Stufe stehen die „Intimen Geschichten", „Geheimnisvolle Bibliothek", „Chaiselongue-Geschichten", „Pst", „Was man sich nicht laut erzählt", „Aus dem Leben eines Hotelkellners", oder jene, die sich als Entschleierungen aus dem Geschlechtsleben ausgeben und entweder schon durch den Titel oder die Umschlagzeichnung auf den pikanten Inhalt aufmerksam machen wollen. Meistens kommt der Leser auf seine Rechnung, denn die Frivolität, womit die Geschehnisse als einer schmackhaften Soße eingesalbt sind, liegt schon bedenklich neben der Pornographie gebettet. Demzufolge verfallen auch zahlreiche Elaborate der Beschlagnahme. Auf Lebenswahrheit oder auch nur auf Wahrscheinlichkeit wird weiter kein Wert gelegt, wenn nur die Spannung bis zum Schlusse nicht nachläßt. Zuweilen ist der Titel das einzig Anreizende an dem ganzen Schmöker und der Inhalt so harmlos und langweilig wie möglich. Der Titel von bekannten deutschen Eroticis wird entlehnt, um damit Dumme zu ködern. So gibt es ein einschläferndes Opuskulum, das sich „Abenteuer des Herrn von H.", und eins, das sich „Memoiren einer Sängerin" betitelt, die aber mit den bekannten erotischen Werken des gleichen Titels nicht die geringste Ähnlichkeit aufweisen. Auch eine gewisse Abart der belletristischen Literatur kann man nur als Pornographie bezeichnen, wenngleich der Höhepunkt der Handlung aus Furcht vor dem Staatsanwalt nur mit umschreibenden Worten angedeutet wird. Beschämend für den deutschen Geschmack ist es, daß Margarete Böhmers „Tagebuch einer Verlorenen" trotz seiner zum Brechen reizenden Fadheit mehr als hundert Auflagen erleben konnte. Ihr eiferten die anderen Geschäftelhuber nach, die der Neid nicht schlafen ließ. Felsecks „Tagebuch einer anderen Verlorenen" ist wesentlich krasser. Die meisten dieser Elaborate locken bereits durch aufreizende Titel: „Fräulein Sünde", „Sylvias Liebesleben", „Die rote Wanda", „Der Weg zum Laster", „Schamlose Seelen", „Das Liebesnest am Gänsemarkte", „Der heilige Wollüstling" usw. Sie erschienen als Serien wie „Die galante Bibliothek", „Bücher der Leidenschaft", „Die Bücher der Venus", „Bücher der Aphrodite", ein Beweis dafür, wie groß die Nachfrage sein muß. Aber freilich, solange man mit anständiger Literatur keine, mit schmutziger aber die besten Geschäfte macht, wird stets dafür gesorgt sein, daß die geduldete Pornographie nicht ausstirbt. Die Gefährlichkeit dieser

Erzeugnisse einer schwülen Phantasie kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Durch ihre Lebensunwahrheit, ihre ungesunde Sinnlichkeit, ihre mit erborgtem literarischem Tand und Flitter aufgeputzte Aufmachung wird der jugendliche, führerlose Geschlechtstrieb noch mehr gereizt und zuweilen auf eine Bahn gedrängt, auf die er sich ohne die anstachelnde Lektüre der Schundliteratur nie verirrt hätte. Auch die übergroße Billigkeit dieser auf Massenverbreitung eingestellten Elaborate trägt ihr redliches Teil zur Vergiftung der jugendlichen Psyche bei. Ausmerzung dieser Krankheitsträger einerseits und Verbreitung billiger und guter Unterhaltungsliteratur anderseits müssen die beiden Ziele sein, auf die jede Bewegung, der die Veredelung unserer Kultur am Herzen liegt, hinstreben muß. Es ist eine bekannte Tatsache, daß nicht das Nackte an sich, die dreiste Zote gleichfalls nicht solche gefährlichen Wirkungen auszulösen vermag wie das Halbentschleierte, der augenzwinkernde Hinweis auf das geheimnisvoll Verborgene, das mit allen Finessen auszumalen der eigenen Phantasie in frivoler Berechnung vorbehalten bleibt.

Hierher gehören auch die heute eingegangenen Berliner Wochenschriften „Freie Presse", „Neueste Nachrichten", „Neue Pikanterien", die durch marktschreierische Kapitelüberschriften auf die Lüsternheit der Leser spekulierten und in den ersten Jahren ihres Bestehens im Inseratenteil einen Sammelpunkt für alle diejenigen bedeuteten, die „anders als die andern" waren, ferner die pikanten Witzblätter wie „Satyr", „Sekt", „Das kleine Witzblatt" (die zum Glück jetzt von der Bildfläche verschwunden sind), „Reigen", „Galante Blätter", der „Brummer", „Faun", der „Flirt", „Die Liebe", „Berliner Leben" usw. Der Inhalt ist meist kitschig, fade, und die Witze ersetzen die Pointe durch unverblümte Deutlichkeit und Herausstreichen der geschlechtlichen Note. Waren „Sekt" und „Kleines Witzblatt" infolge ihres außerordentlich billigen Preises für den Massenkonsum bestimmt, so bleiben „Reigen" und ähnliche Produkte lediglich für zahlungsfähige Käufer bestimmt, so daß ihre verderbliche Wirkung nicht so offensichtlich zutage tritt und nicht derart verderbliche Wirkungen zeitigt wie die für das breitere Publikum bestimmten Zotenblättchen.

Auch bekanntere Wochenschriften halten sich von zotigem Kitsch nicht frei. Der „Simplizissimus" und die „Lustigen Blätter" sorgen bzw. sorgten durch ihre Zeichner Reznicek, Th. Th. Heine, Heilemann und Wennerberg dafür. *Reznicek* war der Maler der vornehmen eleganten Welt. Eine gewisse lässige Eleganz lagert über allen seinen Bildern. Sauber, appetitlich, raffiniert und lüstern locken seine Frauen- und Mädchengestalten aus dem Bade, dem Bette oder in duftiger Spitzentoilette. Selbst „das süße Mädel", wenn es hingegossen auf dem Diwan ruht oder als „Gschamige" seine Reize erhöhen will, verleugnet keineswegs den flotten Schwung der Linie. Aber trotz allem, das lüsterne Wissen, der perverse Geschmack der mondänen, übersättigten Lebedame blitzt aus den verführerischen Augen der

Grisette wie der Weltdame uns entgegen. Erotik ist die Grundstimmung, das Morgen- und Abendgebet seiner Weiberchen in all ihrer Eleganz, die nicht immer aus dem realen Leben genommen ist, sondern idealisiert wirkt. Th. Th. *Heine* dagegen bleibt immer auf dem Boden des realen Lebens. Seine pervers-sinnlichen Mädchenköpfe, die mit lüsternen Augen den Beschauer anblicken, sind bekannt genug[1]. Heilemann und Wennerberg sorgen für das Pikante. Wo das Bild nicht ausdrucksfähig genug ist, hilft der Text für die genügende Würdigung der gewollten Absicht. *Wennerberg* läßt durch seine kitschige Manier, mit der er den Griffel handhabt und denselben Frauentypus wie die gleichen Situationen unzählige Male variiert, kalt und wirkt farblos. *Heilemann* dagegen betätigt sich durch seine plastische Darstellung weiblicher Formen bewußt als Erotiker, und auf den Beschauenden wirkt der sinnliche Reiz seiner Frauengestalten als belebendes Stimulans. Die Kunst aller dieser Zeichner hat ihre Berechtigung und nichts gemein mit bloßer Afterkunst, die sich in den anderen Schmierenblättchen und betont erotischen Zeitschriften breit macht. Sie mußte aber des Zusammenhangs wegen hier gestreift werden.

Auch Werke ernst zu nehmender Schriftsteller können als provozierende Erotika wirken, wenn dieser Zweck von vornherein durch die Aufmachung beabsichtigt ist und das ganze Drum und Dran des Vertriebes diese gewollte Wirkung erkennen läßt. Der Dekameron, die Abenteuer des Faublas, Casanovas Memoiren sind für den Kulturhistoriker und zuweilen auch für den Mediziner eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und der Anregung, trotzdem oder vielleicht gerade weil sie an erotischen Zügen so reich sind und das Geschlechtliche mit naiver Offenheit behandeln. Sie sind nicht unzüchtig im Sinne des Gesetzes. Gewollte Obszönität liegt erst dann vor, wenn einzelne krasse Stellen aus dem Zusammenhang gerissen werden lediglich ihres pikanten Inhalts wegen, um sensationslüsterne Käufer und Leser damit zu ködern. Wir verzichten darauf, Namen zu nennen, weil wir nur gegen Mißbräuche, nicht gegen einzelne Personen kämpfen.

Hierher gehören auch die *Skandalblätter*, die das Feld der niederen Erotik beackern. Ich nenne hier nur die „Neuesten Nachrichten", „Der freie Mensch" (jetzt eingegangen), „Der Pranger" (eingegangen), die „Freie Presse", „Die Freundschaft, Wochenschrift für Aufklärung und geistige Hebung der Freundschaft" (homosexuell), „Neue Pikanterien" (erloschen), die in ihrer ersten Nummer unbefangen von Lues und voyeurs berichten, „Der Galgen" (eingegangen). Die meisten dieser Blättchen lassen dem Schmutz liebevolle Pflege angedeihen. Ganz besonders schlimm stand es damit in der Revolutionszeit. Mit der zunehmenden Konsolidierung Deutschlands schritt aber der Staatsanwalt ganz energisch gegen die Auswüchse ein, und den Winkelblättchen wurde ihr unsauberes Handwerk der-

[1] Vgl. die Würdigung durch von zur Westen in Zeitschrift für Bücherfreunde 1899/1900. S. 14.

maßen erschwert, daß sie es entweder vorzogen, ihr Erscheinen einzustellen oder ihren redaktionellen und Inseratenteil so gründlich zu sichten, daß das Interesse für sie bei der speziell dafür eingestellten Leserschar zu versiegen beginnt.

Auch auf manchen Brettern, die angeblich die Welt bedeuten, triumphiert Venus vulgivaga. Die „Schönheitsballette" gehörten eine lange Zeit zum Repertoire jeder Varietébühne, auf der durchsichtig bekleidete Nymphen in „Schönheit" (!!!) tanzten. Einen besonderen Abschnitt in dem 1921 von der Berliner Staatsanwaltschaft gegen die Unsittlichkeit geführten Kampf bilden die Schönheitsballette der Celly de Rheydt und Lola Bach. Die Tänzerinnen traten entweder völlig nackt oder nur in leichten Schleiern auf, bis sie schließlich in einzelnen Darstellungen, als die Entrüstung zu hohe Wellen schlug, sich dazu bequemten, sogenannte Drusen, das sind leichte Tanzhöschen, anzulegen.

Das Celly-de-Rheydt-Ballett führte verschiedene Tänze auf, „Tschardasch", „Vampyr", „Karneval", „Gladiatoren", „Danse de Paraguay" und „Die Nonne", deren Zweck einzig und allein darin gipfelte, durch die Darstellung der weiblichen Nacktheit sinnlichen Kitzel bei den Zuschauern zu erregen. Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst eine öffentliche Vorführung mit angesehen. Man brauchte nicht prüde zu sein, um feststellen zu müssen, daß die Darbietungen mit Kunst wenig zu tun hatten. Das Hüpfen der allerdings sehr formvollendeten Brüste, das Verschieben der Schleier, mit denen die geheimsten Teile verdeckt werden sollten und die doch gerade wegen ihrer Durchsichtigkeit das Auge auf die dunkleren Partien hinlenkten, erregten eine sinnliche Atmosphäre, der sich auch der Gewappnetste nicht entziehen konnte. Bei den Darbietungen, die in voller Öffentlichkeit stattfanden, trug schon der weite Raum dazu bei, die Sinnlichkeit nicht allzu sehr sich entfachen zu lassen, außerdem sorgte man durch abgedämpfte Beleuchtung für die nötige Distanz. Ganz anders aber gestaltete sich das Bild, als das Ballett von den Konzertsälen in die Kabarette abwanderte. Die Intimität des Raumes, die mit Alkohol geschwängerte Atmosphäre und grelle Beleuchtung sorgten hier zur Genüge dafür, daß der Zuschauer auf seine Kosten kam.

In der Verhandlung schilderte Celly de Rheydt, wie sie bereits kurz vor Ausbruch des Krieges ihre Idee der Schönheitstänze in Holland praktisch zur Ausführung gebracht habe. Lediglich das Künstlerische, nicht das Nackte an der Frau sollte zur Darstellung gebracht werden.

Wenn in den darauffolgenden Zeugenvernehmungen ein Teil der Zeugen erklärte, nichts Unsittliches an den Tänzen gefunden zu haben, so kann man ihrem Urteil noch nicht die Objektivität absprechen. In der Hauptsache rekrutierten sich diese Zeugen aus Theaterleuten, Kunstmalern oder Personen, die berufsmäßig an die Nacktheit der Frau so gewöhnt sind, daß das Unbekleidete für sie jeden Reiz verloren hat. Und dann spielt auch, was oben schon angedeutet wurde, der Raum eine große Rolle. So bestätigte ein Facharzt für Geschlechtskrankheiten,

den man gewiß nicht als Mucker ansehen wird, es sei etwas anderes, das Ballett in einem großen Theaterraum, wo der räumliche Abstand zwischen Bühne und Zuschauerraum ein recht erheblicher sei, zu sehen, als in einem intimen Kabarett, in dem ein gewisser Kontakt zwischen Darstellern und Publikum eintrete. Er selbst habe auch nicht an der Nacktheit selbst Anstoß genommen, ihm komme es lediglich darauf an, ob die Tänze in dieser Form mit ernster Kunst identisch seien, und das müsse er bestreiten. Peinlich wirke es auch, wenn der Conférencier einem Publikum in Alkoholstimmung verkünde: „Jetzt kommt erst, weswegen Sie hergekommen sind", oder „Die Damen seien noch nicht ausgezogen!" Wenn solche Worte von den Darstellern unwidersprochen blieben, könne von einer künstlerischen Absicht nicht die Rede sein.

Das Gericht trat diesen Ausführungen vollinhaltlich bei und verurteilte die Tänzerin wie ihren Ehemann zu Geldstrafen[2].

Im gleichen Monat fand die Verhandlung gegen das Lola-Bach-Ballett statt. Die Anklage wurde wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses erhoben, weil es sich um Tänze handelte, die von den weiblichen Darstellerinnen entweder völlig nackt oder in sehr notdürftiger Bekleidung aufgeführt worden seien. Ein Zeuge bekundete, daß die Vorführungen des Celly-Rheydt-Balletts ein Kinderspiel gegen diese Tänze gewesen seien. Da das Gericht von den Zeugenaussagen nicht befriedigt war, erschien es vollzählig in einer eigens für das Gericht veranstalteten Darstellung in der Kleinkunstbühne „Potpourri" in der Bellevuestraße und abends in der öffentlichen Vorstellung, wohl der erste Fall in der Rechtspflege, daß die Fortsetzung eines unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfindenden Prozesses im Rahmen einer öffentlichen Kabarettdarbietung erfolgte. Die Strafen fielen viel strenger aus als in dem Prozeß der Celly de Rheydt. Lola Bach wurde zu einem Monat Gefängnis, der Leiter der Veranstaltung der „Gesellschaft für Kunstfreunde" sogar zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil es sich um unzüchtige Tänze handle, und daß die Unzüchtigkeit auch gewollt gewesen sei. Die Bestrafung scheint aber ihre Wirkung auf die Tänzerin verfehlt zu haben, denn noch monatelang trat sie in Kabaretten weiter mit ihrem Ballett auf, allerdings vorsichtiger.

In einem anderen Nachtlokal produzierte sich das große (an 20 Personen) Ballett des Fräuleins *Offeney*. Eine Tanznummer betitelte sich „Erotik". Die Idee ist die, daß eine weiße Frau von vier Schwarzen überfallen wird. Sie wehrt sich verzweifelt gegen die Angriffe der Neger und stirbt schließlich an der Aufregung. Mit Recht erließ das Polizeipräsidium eine Unterlassungsverfügung, da wegen der Mitwirkung der vier Neger eine Gefährdung der öffentlichen Ruhe zu befürchten stand[3].

Mehr als einmal hob die Polizei solche Darbietungen von Nackttänzen auf.

[2] Berl. Tagebl. vom 15.—21. Januar 1922.
[3] Berl. Tagebl. vom 3. März 1922.

In einem Fall kam sie gerade zur rechten Zeit, um zu sehen, wie eine Kurtisane in Terpsychores Kunst produzierte, während zwei andere in lesbischer Liebe verzückt auf dem Teppich lagen. (Berl. Börsen-Courier vom 10. Dezember 1922.)

Bis in die unmittelbare Gegenwart gibt es noch Spelunken, wo für sündhaft teures Geld schlechter Wein und eine reizlose Nacktheit den Gästen serviert wird. Man braucht nur den Chauffeuren an den Ecken als Fahrziel seinen Wunsch anzugeben, und flugs wird man in irgendeine dunkle Straße befördert, wo noch ein dunklerer Schlepper auf die Gimpel wartet. Angehörige der verschiedensten Gesellschaftsklassen finden sich hier zusammen. So saßen bei einem gestörten Schönheitstanz ein Dreher neben einem Geistlichen, eine angesehene Fabrikbesitzersgattin neben einem Defraudanten. Das größte Kontingent der Besucher stellen die Ausländer. Besonders französische Offiziere bekundeten lebhaftes Interesse für Schönheitstänze[4].

Als bestes Zugmittel dient aber unbestreibar das Unterstreichen der erotischen Note. In demselben „Theater in der Bülowstraße" zu Berlin, in dem die bereits erwähnte Celly de Rheydt ihre Nacktkunst zur Schau stellte, wurden bald darauf wieder „intime Stücke" gegeben. In dem einen Stück „Der blaue Pantoffel" von Franz Blei kommt eine Dame im Spitzenhemd auf die Bühne und rekelt sich erwartungsvoll den ganzen Akt im knarrenden Bett. Im nächsten Stück „Lauf doch nicht immer nackt herum!" von Feydeau geht die Frau eines Abgeordneten ständig im Batistnachthemd einher, wird von einer Biene in den Allerwertesten gestochen, und eben dieser verwundete Körperteil wird nun vier auf der Bühne anwesenden Herren vorgeführt. (September 1921.)

Einige Theater in Berlin, wie die „Folies caprices" in der Linienstraße, fristen ihre Existenz lediglich von der Aufführung der sittlich freiesten und bedenklichsten Possen. Die Titel dieser Stücke erfüllen an Offenheit die kühnsten Erwartungen. Die Lady Montague hatte es in einer nicht besonders prüden Epoche als auffallend gebucht, daß in einer Aufführung die Darsteller auf offener Bühne die Hosen herunterlassen. Dieser bedenkliche Ruhm hat die Librettisten der „Dielenhexe" nicht ruhen lassen. Auch sie bedienen sich dieses ultrarealistischen Zugmittels. Die Deutsche Bühnengenossenschaft setzte den Direktor der „Tribüne" auf die schwarze Warnungsliste, weil er in Wedekinds „Franziska" eine Darstellerin zur Schau stellte, die weiter nichts anhatte als ihr Talent, versteht sich, mit leichten Schleiern drapiert. Die Schuld traf aber die betreffende Schauspielerin selbst, die vor Gericht erklärte, daß ihr der Direktor „Dezenz" ans Herz gelegt hätte. Sie war demnach freiwillig nackt, in verirrter Begeisterung. Sachverständige erklärten, sie hätten keinen Anstoß genommen, da der Dichter hier Nacktheit vorschreibe. Dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da. In den von der Kritik nicht besuchten Vorstellungen sollen die Röckchen nicht schlecht ge-

[4] Berl. Tagebl. Nr. 234 vom 21. Mai 1921.

lüpft werden[5]. Paul Wegener erklärte einmal als Sachverständiger vor Gericht, daß er bei seinem Auftreten in Sudermanns „Raschhoffs" eine erotische Nuance bringe, die seiner Meinung nach im Charakter der Rolle liege. Ein anderer Schauspieler, der ihm nacheiferte, wurde indessen wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt[6].

Schließlich sei noch der *Film* erwähnt, der ja nichts weiter ist als eine anschauliche Erzählung in Bildern. In frischer Erinnerung werden noch die sogenannten „Aufklärungsfilme" sein, die unter der Ägide von Magnus Hirschfeld ins Leben gerufen wurden, um über die Gefahren des Geschlechtslebens Aufschluß zu geben. Allein der an sich gute Gedanke wurde bald in sein Gegenteil verkehrt. Anstatt zu warnen, machten die Filmfabrikanten ein Geschäft daraus, indem sie diese Films mit Pikanterien würzten, so daß man viel eher von „Verführungsfilms" sprechen konnte. Mancher halbwüchsige Bursche und mancher Lebemann besuchte die Kinos, in denen solche Stücke gegeben wurden, lediglich zu dem Zwecke, auf leichte Weise Anknüpfung zu finden, und sie kamen fast stets auf ihre Rechnung. Neben diesen offiziell gestatteten Films wurden aber direkt pornographische Films für eingeweihte Kreise gekurbelt, und nur der Aufmerksamkeit der Polizei ist es zu verdanken, daß mehr als eine dieser Zotenserien der Beschlagnahme verfiel. Die Öffentlichkeit erhielt davon erst Kenntnis, wenn die Zeitungen einen kurzen Bericht brachten[7].

3. KAPITEL
Erotische Privatdrucke

Neben den im Lichte der Öffentlichkeit erscheinenden Werken gehen einher die sogenannten erotischen Privatdrucke. Ein Schauer erfaßt den Bücherfreund ob dieses Wortes, wenn er des scheußlichen Mißbrauchs gedenkt, der mit dieser Bezeichnung getrieben wurde. An sich bedeutet „Privatdruck" nur einen Druck, den ein Privatmann für sich allein herstellen läßt, der also nicht in den Handel kommen soll. Die Exemplare sind zum größten Teil nur zur unentgeltlichen Verteilung an Freunde und Bekannte bestimmt. Die Zahl der Bücherliebhaber, die sich diesen Luxus gestatten können, ist indessen gering. Man versteht heute im allgemeinen darunter ein Werk, das seines Inhalts wegen nicht zur weiteren Verbreitung bestimmt und geeignet ist. Daß manche Drucke von einigen Verlegern aus spekulativen Gründen ohne Rücksicht auf den Inhalt als „Privatdruck" bezeichnet werden, spricht nicht dagegen. In der Regel ist der Inhalt erotischer Natur[1]. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern blühte die Freude an der Erotik, und

[5] Vgl. Fritz Engel, Robert der Teufel im Berl. Tageblatt, Nr. 295 vom 25.6.19.
[6] Berl. Tagebl. Nr. 183 vom 20. April 1921.
[7] z. B. B. T. Nr. 422 v. 8. 9. 20.
[1] Zur Bibliographie vgl. die umfassenden Zusammenstellungen von Dr. O. E. Ebert in „Die Bücherstube", Verlag Horst Stobbe, München. 1. Jahrgang.

die bedeutendsten Künstler und Dichter haben in ihrem Übermut ihrer Laune und ihrem Witz die Zügel schießen lassen, Werke produziert, die sie meist nur dem engeren Freundeskreise zugänglich machten oder auch ganz von der Veröffentlichung oder Verbreitung ausschlossen. Erst aus ihrem Nachlaß kamen sie ans Tageslicht. Oder aber, sofern sie zu anderen Zwecken verfaßt wurden und bei Lebzeiten der Künstler herausgegeben wurden, erhalten sie doch Wert zur Beurteilung einer verflossenen Epoche oder zur Charakterisierung des Künstlers oder Dichters. Derartige Produkte sind im Laufe der Jahre natürlich ungemein selten geworden, so daß einer Neuauflage bzw. Übersetzung die Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß sie auch nur in die Hände derer gelangt, für die sie bestimmt ist, und in einer anständigen Aufmachung. Die Forderungen, die man billigerweise an einen solchen Privatdruck stellen kann und muß, lassen sich dahin zusammenfassen:

1. Der Inhalt muß literarischen Wert besitzen. Er muß entweder die Sittenzustände einer Zeit widerspiegeln, sei es in Andeutungen, sei es ungeschminkt und offen, oder aber er muß einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des betreffenden Schriftstellers bilden. Der Aufbau darf logische Folgerichtigkeit nicht vermissen lassen. Innerliche Verlogenheit ist ebenso abzulehnen wie bei einem Marlittroman. Künstlerischer Ernst darf nicht fehlen. Spekulation auf die sinnlichen Instinkte des Lesers aus Geschäftsrücksichten scheidet demnach aus.

2. Die Ausstattung muß dementsprechend künstlerischen Geschmack erkennen lassen. Das Werk muß in anständigem Gewande erscheinen. Sauberer Druck, gutes, haltbares Hadernpapier, gefälliger Handeinband in geschmackvoller Aufmachung und Fadenheftung sind die unerläßlichen Hauptbedingungen.

3. Das Werk darf in keiner Massenauflage verbreitet werden, damit es nicht zum Spekulationsobjekt gestempelt wird. Um dies zu vermeiden, ist entsprechend den hohen Anforderungen, die man an das Produkt stellen muß, hoher Preis und beschränkte Auflage erforderlich, entweder nur in Höhe der Vorbestellungen oder bis höchstens zu 500 Exemplaren. Um eine Kontrolle zu ermöglichen, empfiehlt sich Numerierung durch die Maschine.

4. Eine Neuauflage des Werkes darf unter keinen Umständen stattfinden, denn andernfalls wird mit einem größeren Publikum gerechnet. Geschäftsrücksichten, die doch gerade hier so weit als möglich ausgeschaltet werden sollen, würden alsdann das entscheidende Wort sprechen, denn es kommt im Grunde genommen auf das gleiche hinaus, ob auf einmal 3000 oder sechsmal je 500 Exemplare einzeln gedruckt werden.

Nicht allzu viele Privatdrucke erfüllen diese Bedingungen. Meistens ist der Inhalt nur dazu angetan, die frühreife Sexualität noch mehr zu erhitzen oder die abgestumpfte Sinnlichkeit von jugendlichen Lebegreisen von neuem anzustacheln. Druck und Ausstattung lassen in gleicher Weise künstlerischen Geschmack und

verlegerische Anständigkeit vermissen. Holzpapier, fehlerhafter Druck und ein geleimter Einband, der schon beim Durchblättern sich in seine einzelnen Bestandteile auflöst, geben zu erkennen, daß ein Schmutzfabrikant mit leichter Mühe seine Taschen füllen möchte. Denn der Preis steht in gar keinem Verhältnis zu dem wirklichen Wert des Schundexemplars, dem oft keinerlei literarischer Gehalt innewohnt. Die Auflagenziffer ist unbegrenzt. Entweder ist sie gar nicht verzeichnet; der Herausgeber sucht sich nur zu salvieren, indem er den nichtssagenden Vermerk voransetzt: „Dies Buch ist ausschließlich zum Gebrauche für Gelehrte und Sammler bestimmt und darf nicht in die Hände Minderjähriger gelangen." Oder aber die Auflagenziffer wird angegeben, etwa in der Form: „Dies Werk erscheint in einer Auflage von . . . Exemplaren. Dieses Buch erhielt die Nummer . . ." Wer sich nun darauf verlassen wollte, daß genau die angegebene Zahl gedruckt worden sei, würde sich einer großen Täuschung hingeben, denn wer übt die Kontrolle aus? In den seltensten Fällen wird ein derartiger Verleger die Unvorsichtigkeit begehen, seinen Namen zu verzeichnen. Meist fungiert als Herausgeber eine „Gesellschaft" oder eine „Vereinigung von Bibliophilen" (beileibe nicht Bücherfreunden). Der Gefahr einer strafgerichtlichen Verfolgung setzt sich ein solcher Verleger nicht ohne zwingenden Grund aus. Aber angenommen, er würde diesen Fehler begehen, welche Bürgschaft bietet dem ernsthaften Käufer der Name und die Versicherungen eines obskuren Winkelverlegers? Wenn jede Nummer auch nur doppelt vertreten ist, so dürfte die Wahrscheinlichkeit, daß einem Käufer ein anderes Werk mit der gleichen Nummer zu Gesicht kommt, 1:1000 sein. Und schließlich braucht ein solcher Verleger nicht zu befürchten, wegen Betruges verfolgt zu werden, denn wie kann dieser nachgewiesen werden? Das Vorhandensein von zwei gleichnumerierten Exemplaren wäre kaum beweiskräftig, denn es ließe sich durch ein Versehen ausreichend entschuldigen. Und welcher Käufer würde riskieren, die Plackereien eines derartigen, so wenig Erfolg versprechenden Prozesses auf sich zu nehmen? — Die plumpe Bereicherungsabsicht des Verlegers wird ihm auch dann keine Unannehmlichkeiten bereiten, wenn das Überschreiten der angegebenen Auflagenziffer offenkundig zutage tritt. So enthält beispielsweise ein Exemplar des von dem ausgezeichneten Schriftsteller Franz Blei herausgegebenen „Amethyst" den Vermerk: Der „Amethyst" ist in 800 Exemplaren gedruckt... Dieses Exemplar trägt die Nummer 865. Wie hoch ist hier eigentlich die Auflageziffer? Geht sie gar in die Tausende? Die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen. (Dabei ist der „Amethyst" eine der besten kuriosen Zeitschriften, die wir in Deutschland besitzen.)

Aber der Verfasser bzw. der Verleger von Pornographicis (oft vereinigen sich beide Funktionen in einer Person) überläßt es in anerkennenswerter Zuvorkommenheit dem Käufer des Werkes selbst, die Nummer seines Exemplars sich zu wählen, er füllt den Vordruck gar nicht aus. In solchen Fällen kann der Leser, ohne noch

an die Lektüre des Buches herangetreten zu sein, schon mit aller Bestimmtheit vorher sagen, daß ihm ein in Obszönitäten schwelgendes Elaborat vorgesetzt wird. Seine Vermutung wird sich in 99 von 100 Fällen bestätigen. Eine Gewißheit hat der Besitzer eines solchen Buches immer und unfehlbar, nämlich die, daß es keinen Anspruch auf Seltenheitswert erheben darf. Für den Verleger ist die Verbreitung ein Geschäft, und zwar ein glänzendes, denn er rechnet auf großen Absatz, und meistens nicht vergeblich. Demgemäß wird es so oft nach- und neugedruckt, wenn die erste Auflage vergriffen ist, solange sich eben Käufer dafür finden. Alle Prospekte, die diese Werke ankündigen, mögen sie nun auf rosarotem oder blauem Karton, auf ernstem altdeutschem Büttenpapier oder gelblichem Japanpapier, mit oder ohne verführerische Probeillustrationen angezeigt werden, alle tragen den warnenden, augenzwinkernden Lockruf: „Streng vertraulich! Subskriptionsauflage nur für Bibliophilen!“ Und will der gerissene Verleger noch ein Übriges tun, so setzt er wohl noch hinzu: „Da die Auflage nur sehr klein ist, empfiehlt sich schnelle Bestellung wegen der starken Nachfrage. Nach Schluß der Subskription wird der Preis für etwa noch vorhandene Exemplare bedeutend erhöht.“ Wenn das nicht zieht, zieht gar nichts mehr. Doch seien wir beruhigt, es zieht immer, denn die Eigenschaft, gegen die Götter selbst vergebens ankämpfen, stirbt nicht aus.

Aber in vielen Fällen stürzt sich der Schmutzfabrikant gar nicht in solche Unkosten, die ihm einen großen Teil seines Verdienstes wieder auffressen. Irgendeine obskure Winkeldruckerei druckt die schon im Aussehen verdächtigen Schmöker, die dann von Hausierern in Nachtlokalen, von kleinen Zigarren- und Papierhandlungen vertrieben werden. Der Preis ist hier nicht allzu hoch und, zusammen mit pornographischen Photographien werden sie halbwüchsigen Burschen mit geheimnisvollem Flüstern als galante „Herrenlektüre“ zum Kauf angeboten. Von Privatdrucken kann man hier nicht mehr reden. Es sind offenkundige Schweinereien, ohne Witz und schriftstellerisches Können hingesudelt. Aber sie haben es verschuldet, wenn das Wort „Privatdruck“ heute derart in Mißkredit geraten ist, daß man es in einer vornehmen Buchhandlung kaum zu erwähnen sich getraut.

In den letzten Inflationsjahren hat ein neuer Zweig im Handel mit erotischer Literatur sich aufgetan: das Buch in Maschinenschrift. Da bei der heutigen Teuerung im Buchdruck eine buchmäßige Herstellung von mindestens 100 Exemplaren doch immerhin erhebliche Kosten verursacht, das Risiko infolge Beschlagnahmegefahr usw. aber immerhin erheblich bleibt, so verfiel man auf den Ausweg, die Produkte einer ausschweifenden Phantasie durch Maschinenschrift dem Leserkreis zugänglich zu machen. Ein Buchbinder findet sich eher als ein Verleger für ein derartiges Manuskript. Da nur wenige Exemplare angefertigt werden, kann stets auf Absatz gerechnet werden, und da der Preis fast stets über 20 Mk. beträgt, verbleibt dem Verfasser solcher Literatur ein ganz hübscher Gewinn.

Aber dem Himmel sei Dank! Es gibt auch heute noch Verleger und Verlage, die

auf solider und oft wissenschaftlicher Basis beruhend, als kulturförderndes Element betrachtet sein wollen und demgemäß sich von den oben erwähnten unsauberen Machenschaften fernhalten. Wenn sie Erotika im Original oder in Übersetzungen bzw. Neuausgaben herausbringen, dann sind es in den meisten Fällen Werke, denen literarischer Wert nicht abgesprochen werden kann. Jeder anständige Verlag wird sich auch klüglich hüten, den anständigen Ruf, den er genießt, leichtsinniger Weise aufs Spiel zu setzen. Ich nenne nur den *Insel-Verlag* und *Julius Zeitler* in Leipzig [1a], *Georg Müller* in München, *Oesterheld & Co.* in Berlin, *Gustav Kiepenheuer* in Potsdam, *Paul Steegemann* in Hannover und — in gehörigem Abstand — *C. W. Stern* in Wien [1a]. Durchweg waren es Übersetzungen, die herauskamen, denn „anscheinend sind auch die Erotikaklassiker endgültig ausgestorben, und wir haben keine künstlerischen Offenbarungen mehr zu erhoffen, deren erotische Probleme zu Erlebnissen ihrer Zeit wurden [2]." Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß einer Notiz des Berliner Tageblattes [3] zufolge, sich im Jahre 1914 ein „schwarzer Klub" aufgetan habe, in dem die „Jungen und Jüngsten" der Literatur nur Verschollenes und Ungedrucktes, das heißt Undruckbares zur Vorlesung brachten, unter anderem ein vergessenes Jugendwerk Frank Wedekinds „Das neue Vaterunser", eine satirische Parodie zweier ebenso verschollener Werke Hans von Gumppenbergs. Daß es sich hier auch um erotische Werke handelte, ist wohl anzunehmen. Eine symptomatische Bedeutung kommt diesen Produkten aber nicht zu, da es immer nur vereinzelte Erscheinungen bleiben werden.

Den Reigen der Privatdrucke eröffnete der *Insel-Verlag* mit der Herausgabe der „Gespräche des göttlichen Aretino" in der mustergültigen Übersetzung von Heinrich Conrad. Alle Voraussetzungen, die man an einen Privatdruck in des Wortes eigenster Bedeutung stellen muß, waren erfüllt. Das Werk erschien in einer Auflage von 850 Exemplaren und gehört heute zu den begehrtesten Seltenheiten des Büchermarktes. Auf den „Aretino" folgten schon in 1200 Exemplaren „Die Gespräche der Aloysia Sigea von Nicolaus Chorier", und auch diese Ausgabe kommt im Handel heute so gut wie gar nicht vor. Durch den glänzenden finanziellen Erfolg verführt, ließ Conrad nun im Selbstverlage „Die Dichtungen und Gespräche des göttlichen Aretino" erscheinen. Die Auflage betrug schon über 3000 Exemplare. Die Spekulation auf die günstige Konjunktur läßt sich nicht verkennen. Druck, Ausstattung und Übersetzung lassen in gleicher Weise viel zu wünschen übrig. Außer den Sonetten und dem „Zoppino", die unbestritten von Aretino herrühren, enthält das Werk noch Lorenzo Venieros „Puttana erranta" und ein höchst mittelmäßiges Erotikum, das „Gespräch zwischen Magdalena und Julia", das man fälschlicherweise Aretino zuschreibt.

[1a] jetzt erloschen.
[2] Bogeng, Erotica in „Die Bücherstube", 1. Jahrgang 1920, S. 108.
[3] Nr. 23 vom 10. 2. 14.

Auch der Verlag *Georg Müller* (München) folgte der Zeitströmung und veröffentlichte als „Perlen älterer romanischer Prosa" in schneller Reihenfolge: Die Novellen des Franco Sacchetti, Bürgers von Florenz, übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke — Die Sprichwortnovellen des Placentiners Antonio Cornazano, deutsch von Albert Wesselski — Die hundert neuen Novellen des Anthoine de la Sale, übersetzt und eingeleitet von Alfred Semerau, in zwei Bänden — die Novellen Girolamo Morlinis, zum ersten Male übersetzt, eingeleitet und erläutert von A. Wesselski — Die ergötzlichen Nächte des Giovan-Francesco Straparola von Caravaggio, übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke, in zwei Bänden — Die Novellen und Gespräche des Agnolo Firenzuola, übersetzt und eingeleitet von A. Wesselski — Das Heptameron oder die Erzählungen der Königin Margareta von Navarra, deutsch von A. Semerau — Giambatista Basile, Das Märchen aller Märchen oder der Pentameron in vier Bänden, deutsch von Hanns Floerke usw., alles nur in einer einmaligen Auflage von 850 Exemplaren. Ferner erschienen aus der französischen Literatur „Die Erzählungen des Jean de Lafontaine" in einer Auswahl (leider!) von Th. Etzel, „Die Abenteuer des Chevalier Faublas von Louvet de Couvray" in vier ganz entzückenden Bänden. Als Herausgeber zeichnet Franz Blei. Karl Walser radierte dazu vier Titelvignetten und zwölf ganze Blätter. Die Auflage betrug hier schon 1500 Exemplare. Auch Diderots Kabinettstück „Die geschwätzigen Kleinode", denen bereits Lessing die Ehre der Übersetzung hatte zuteil werden lassen, erlebten eine Auferstehung. Ganz eigenartig schön ist die Ausgabe von Casanovas Erinnerungen in 15 Bänden, die zum ersten Male angeblich vollständig nach der Edition originale unter Benutzung des Casanovanachlasses in Dux von Heinrich Conrad ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Kommentar versehen wurde. Der Preis, 150 GM., war in Anbetracht des Gebotenen sehr billig. Heute ist die Ausgabe in festen Händen.

Gleichzeitig mit den Privatdrucken aus dem Verlag G. Müller, München (1918) hatte Dr. Willy *Heine* seine „Dokumente zur Sittengeschichte der Menschheit" und „Dokumente zur Geschichte des menschlichen Sexuallebens" erscheinen lassen, unter denen Mirabeaus „Meine Bekehrung", „Das erotische Theater der Rue de la Santé", eine Sammlung sieben sehr witziger, aber auch sittengeschichtlich hochinteressanter Stücke bekannter französischer Dichter der Neuzeit, unter anderen auch von Alphonse Daudet, und endlich „Der Karthäuserpförtner oder die Memoiren des Dom Bougre, genannt Saturnin" hervorragen. Der gleiche Herausgeber verdeutschte auch Theophile Gautiers „Brief an die Präsidentin" in wirklich sinngetreuer Übersetzung.

Ein Kapitel für sich bilden die Erscheinungen aus dem Verlage C. W. *Stern* in Wien, der eine Zeitlang unter seinem Verlag, dem von L. Rosner, dem „Verlag der Spiegel", der fingierten „Vereinigung deutscher und österreichischer Bibliophilen" eine ganze Anzahl guter und schlechter Erotika edierte, sowie des „Wiener Verlages", der unter der Ägide von Friedrich Freund Pornographika über Porno-

graphika in die Welt sandte, sehr gute Geschäfte machte, dann fallierte (mit 700 000 Goldkronen) und sich auf sehr geschickte Weise seinen Verpflichtungen entzog. Als bedeutendste Publikationen des Sternschen Verlages seien zu nennen: Mussets „Gamiani", Retifs de la Bretonne „Anti-Justine", „Die Nichten der Frau Oberst", angeblich von Maupassant, Clelands „Fanny Hill", Cary v. Karwaths „Erotik in der Kunst", „Grand-Carteret", „Die Erotik in der französischen Karikatur", die französische Ausgabe von Eduard Fuchs, „Das erotische Element in der Karikatur", „Meisterwerke der erotischen Kunst Frankreichs" (Monnier und Deveria und sein Kreis), „Das erotische Werk von Felicien Rops und Rowlandson", die zahlreichen Publikationen von Franz von Bayros (Purpurschnecke, Grenouillère usw.), die von Cary v. Karwath besorgte Neuausgabe von Tausend und einer Nacht, die sich aber in keiner Weise mit der vorzüglichen zwölfbändigen Inselausgabe messen kann, die Zeitschrift „Der Amethyst", von Franz Blei herausgegeben, wovon eine Fortsetzung „Die Opale" im Verlage von Julius Zeitler in Leipzig herauskam, und endlich Bernhard Sterns „Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker" (!!!). Den Verlag ereilte endlich sein Schicksal. Mehrere Wagen voll Erotika wurden beschlagnahmt. Auf dem Wege zum Polizeipräsidium verschwand aber die Hälfte davon auf unerklärliche Weise. Stern selbst wurde freigesprochen. Der Staatsanwalt hatte zuvor ein scharfes Plädoyer gehalten und ausgeführt, die Erotika im Buchhandel seien dasselbe wie das Gift in der Drogerie. Stern sei zu verurteilen, damit die Kulturhistoriker der Zukunft Wien nicht für ein Sodom und Gomorrha halten könnten[4]

Die einzelnen Ausgaben sind sehr ungleichartig. Neben manchem Guten findet sich sehr viel Minderwertiges. Cary v. *Karwaths* „Erotik in der Kunst" zum Beispiel hat meines Erachtens überhaupt keine Existenzberechtigung. Wer über dieses prekäre Thema schreiben will, muß von Haus aus etwas anderes mitbringen als eine reichlich gespickte Brieftasche, um die fraglichen Zeichnungen, Radierungen usw. sammeln zu können. Etwas wissenschaftliche Befähigung ist für den, der sich an die Bewältigung eines derartig umfassenden Materials heranwagt, schon erforderlich. Aber statt wissenschaftlicher Bearbeitung findet sich eine wahl- und zwecklose Zusammenstellung von schlecht ausgeführten und ausgewählten Bildern aus den verschiedensten Zeiten kunterbunt in vorbildlicher Wahllosigkeit. Der Text steht in keinerlei Zusammenhang mit den Bildern, berührt das Thema überhaupt nicht und ist nichts weiter als eine kunstwissenschaftliche Abhandlung von geringem Wert, noch dazu auf fremdem Boden (Muther!) gewachsen. Größeren Gehalt hat schon *Grand-Carterets* Erotik in der französischen Karikatur. Text und Bildbeigaben schmiegen sich einander an. Nur vermißt man eine Darstellung der Entwicklung, ein tieferes Eingehen, eine treffende Charakterisierung der einzelnen Epochen und Künstler. Die Darstellung haftet an der Oberfläche, und wahllos

[4] Berl. Tagebl. v. 1. 6. 1911.

findet sich hinter der Wiedergabe einer Zeichnung aus der Renaissance die Reproduktion einer zeitgenössischen Photographie. Für wissenschaftliche Zwecke ist das Werk nicht brauchbar.

Von allen diesen Privatdrucken kann man das gleiche sagen. Seit ungefähr 1906 in Mode gekommen, sind sie Modesache geblieben. Was es an erotischen Werken in der Weltliteratur neu aufzulegen und zu übersetzen gab, wurde ediert. In der Hauptsache sind es Übersetzungen, und die Zahl der neuentstandenen Erotika, soweit sie literarischen Wert besitzen, ist erstaunlich gering geblieben. Ich komme noch darauf zurück. Aus allen Anzeichen ist aber zu ersehen, daß ihre Blütezeit bereits vorüber ist.

1910 veranstaltete der Verlag Oesterheld & Co., Berlin, eine deutsche Übersetzung von Baudelaires erotischen und unterdrückten Gedichten in der Hauptsache aus den „Fleurs du mal" unter dem Titel „Die Vorhölle". Neuerdings hat der Verlag von Paul Steegemann in Hannover in mustergültiger Übersetzung durch Kurt Moreck Verlaines „Femmes" und „Hommes" und Aubrey Beardleys Roman „Venus und Tannhäuser" herausgegeben.

In der jüngsten Gegenwart sind hauptsächlich fünf Sammlungen erwähnenswert, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, erotische Schriften der Weltliteratur durch Neuherausgabe der Vergessenheit zu entreißen. In der Hauptsache geht auch ihr Bestreben dahin, nur längst Bekanntes zu bringen, ein Zeichen dafür, wie wenig produktiv die Gegenwart auf diesem Gebiete ist.

1. *„Die silbernen Bücher der Insel Bimini"*, die angeblich von einer Gesellschaft von Freunden bibliophiler und erotischer Kunst herausgegeben werden. Daß sich hinter dieser Maske ein spekulativer Verleger ganz allein versteckt, erscheint mir nicht zweifelhaft. Es sind erschienen: a) Die Frauenzimmerschule, erotischer Roman in sieben Gesprächen nach Meursius, b) Memoiren des Saturnin, von J. Ch. Gervaise de Latouche, mit 24 Kupfern aus der Zeit; c) Die Weiberherrschaft, die seelischen und körperlichen Erlebnisse des Julius Robinson; d) Der Klub der Halbjungfrauen; e) Der Teufel im Leib, von Nerciat; f) Der Roman eines Schlafzimmers; g) Frank und ich, oder das Mädchen in Pantalons; h) Die lüsternen Schwestern, erotischer Roman von Maurice Guy Vicomte de Varause; i) Eine Meisterin der Liebe von Davernos (?); j) Die tausend Künste der Liebe, nach Pietro Aretino. Alle Ausgaben sind illustriert. Der Preis bewegte sich bei Erscheinen zwischen 100 und 200 Papiermark.

2. Die *Dionysos-Bücherei* des Hyperion-Verlages (Kurt Wolff) in München, jedes Werk vorzüglich ausgestattet und in je tausend numerierten Exemplaren herausgegeben. Es erschienen zwanzig Bände: a) Die Hetärengespräche des Lucian von Samosata; b) Die Lieder der Bilitis, nach dem Französischen des Pierre Louys; c) Die Zauberflöte, eine Sammlung erotischer Novellen, Märchen und Lieder der asiatischen Literatur; d) Schwänke vom Bosporus, eine Sammlung volkstümlicher

Erzählungen und Anekdoten aus Konstantinopel und Kleinasien; e) Celander, Der verliebte Studente; f) Deutsche Schwänke, gesammelt von Leonhard Frischlin; g) Die fünfzehn Freuden der Ehe, von Anthoine de la Sale, nebst: Die sechzehnte Ehefreude; h) Boccaccio, Das Labyrinth der Liebe; i) Retif de la Bretonne, Der Pornograph; j) Themidor, Meine Geschichte und die meiner Geliebten; k) Goethes Tagebuch und Venezianische Epigramme; l) Carlo Gozzi, Venezianische Liebesabenteuer; m) Mirabeau, Erotica biblion; n) Scheffners Gedichte im Geschmack des Grecourt; o) Die Briefschatulle der Madame Gourdan; p) Delicado, Die schöne Andalusierin; q) Brantome, Das Leben der galanten Damen; r) Eros der Sieger (erotische Gedichtsammlung); s) Drei galante Erzählungen des Abbé de Voisenon; t) Des älteren Philostrates erotische Briefe nebst den Hetärengesprächen des Alkiphon.

3. *Der Venuswagen.* Eine Sammluung erotischer Privatdrucke mit Originalgraphik. Herausgeber ist Alfred Richard Meyer. Ab 1919. Stimmung machen für die zu erwartenden Genüsse sollte das Prospektbuch bei Fritz Gurlitt in Berlin (48 S. in 4°), wozu Lovis Corinth acht farbige Bilder in Steindruck beisteuerte[5]. Sämtlche Drucke wurden jedoch beschlagnahmt, unter anderen Lautensacks „Erotische Votivtafeln", wegen der Lithographien von Willi Jäckel, Jonys „Sappho" oder „Die Lesbierinnen" wegen des Inhalts und der Radierungen von Otto Schoff und das Stück aus der Hirschgartenliteratur „Die königliche Orgie" wegen des Inhalts und der Lithographien von Scheurig[6].

4. Die *Eros-Drucke* der „Erosgesellschaft für erotische Literatur und Kunst" in München. Sie kündigte ihre Drucke als eine Folge der besten erotischen Werke der Weltliteratur an, die in einer Reihe von zunächst zwölf Bänden herauskommen sollte, wobei die Ausstattung über jeden Zweifel erhaben sein würde, was auch der Fall ist. Ihre erste Bücherliste zählt auf: G. Schilling, Denkwürdigkeiten des Herrn v. H. — Wilhelmine Schröder-Devrient, Aus den Memoiren einer Sängerin — Josephine Mutzenbacher, Die Geschichte eines Wiener Straßenmädchens — Johannes Meursius (Nicolaus Chorier), Die Geschichte der Aloysia Sigaea — Der Roman eines Schlafzimmers — John Cleland, Die Erlebnisse der Fanny Hill — Alfred de Musset, Gamiani oder zwei Nächte der tollen Liebe — J. Ch. Gervaise de Latouche, Die Memoiren des Paters Saturnin — Andrea de Nerciat, Der Satan im Blut — Derselbe, Der Orden der Aphroditen.

5. *Klassiker der erotischen Literatur*, herausgegeben von Walter Petry, Verlag „Die Schmiede", Berlin. Es sollen solche Werke herausgebracht werden, die einen so hervorragenden Wert besitzen und von solch innerer Lebendigkeit sind, daß die Lektüre noch heute für ein breites Publikum von Interesse ist. Es liegen jetzt (1926) folgende Werke vor: Band 1: Denis Diderot, Die Nonne; Band 2:

[5] Vgl. „Die Bücherstube", München, 1. Jahrgang 1920, S. 71.
[6] B. T. Nr. 213 v. 8. 5. 21.

Petronius, Begebenheiten des Enkolp; Band 3: Pietro Aretino, Italienischer Hurenspiegel. Ferrante Pallavicino, der geplünderte Postreuter; Band 4: Altitalienische Liebesnovellen; Band 5: Crebillon d. J., Tanzai und Neadarne oder der Schaumlöffel.

G. A. E. Bogeng[7] bezeichnet es mit Recht als einen großen Nachteil, daß alle diese Ausgaben Nachdrucke von Nachdrucken sind, da bei keinem wohl die Originalausgabe zu Rate gezogen sein wird.

Aus der nicht allzu schwellenden Fülle moderner Erotika, die halbwegs der Beachtung wert erscheinen, greife ich einige wenige heraus. Die meisten sollen als Stimulantien wirken, sie sind lediglich zur Erregung der Lüsternheit geschrieben, alles ist darauf zugespitzt, und der Verfasser verwendet seinen ganzen Witz auf die möglichst breite Ausmalung des Liebesspiels. Wenn nur möglichst breit aufgetragen, die termini technici mit unverblümtester Deutlichkeit wiedergegeben werden, dann glaubt der Produzent dieser Elaborate die Existenzberechtigung seiner Schrift als „literarisches Kunstwerk" erwiesen zu haben. Wenn nun noch mit buchhändlerischem Tamtam und Augenzwinkern der „eminent kulturhistorische Wert" dieser Pornographika herausgestrichen wird, dann ist der Erfolg gesichert.

Allerdings verraten einige Erscheinungen dieser Genres tatsächlich intensives Streben nach künstlerischer Wirkung, so seltsam das auch klingen mag. Solche Produkte lesen sich fließend, halten sich von Unwahrscheinlichkeiten frei und legen es nicht speziell auf Häufung der geschlechtlichen Situationen an. Daß diese einen breiten Raum in dem Buche einnehmen, ist nach der Tendenz des Werkes selbstverständlich. Doch sind sie nicht Selbstzweck. Der Verfasser führt uns nicht bloß an die Tür des Schlafzimmers, um dann mit maliziösem Lächeln den Vorhang vor unserer Nase fallen zu lassen, sondern läßt uns auch teilnehmen an den Liebesfreuden seiner Pärchen. Seine Geschicklichkeit erweist sich oft darin, daß er auf eine ausgelassene Szene gewissermaßen als Ruhepunkt Schilderungen bringt, die, zwar sinnlich gefärbt, dennoch die Strahlen aus dem Brennpunkt zerstreuen, dadurch aber reizvoll anmuten und den Leser wieder aufnahmefähig machen und vorbereiten für eine weitere intime Schilderung mit psychologischer und physiologischer Gründlichkeit. Daran erkennt man den wirklichen Schriftsteller, der trotz der Gewagtheit des Stoffes, mit der gebotenen Vorsicht genossen, Reize auszulösen vermag, denen auch der gereifte und kritisch abwägende Leser willig sich gefangen gibt.

Im folgenden sei der Inhalt einiger der relativ bedeutendsten wiedergegeben: An erster Stelle bezüglich der Quantität steht der unter dem Pseudonym *Richard Werther* arbeitende Schriftsteller. Seine Romane behandeln meist den Lebensgang einer Kokotte bzw. Skandalprozesse, wo sich zur Ausmalung geschlechtlicher Orgien die beste Gelegenheit bietet. Geist und Witz darf man allerdings von

[7] Die Bücherstube, 1. Jhrg. 1920, S. 110.

seinen Erzeugnissen nicht verlangen, sie enthalten nur schlecht und recht, allerdings mit einer gewissen Routine verarbeitete erotische Motive, und man muß ihm zugestehen, daß er in dieser Hinsicht recht Gutes leistet. Hervorzuheben wären: „Durchtollte Nächte, durchjubelte Tage, der Roman einer Berliner Lebedame" (auch unter dem Titel „Lore" erschienen); „Freudenmädchen, die Geschichte einer Bordelldirne"; „Aus den Erinnerungen eines Detektivs", „Erotische Abenteuer eines Kriminalkommissars" in zwei Bänden; „Die Beichte eines Sünders"; „Die Liebessektierer. Nach den Akten einer französisch-geheimen Gesellschaft" usw. *„Durchtollte Nächte"* usw. ist der Roman eines schönen Weibes, das aus den unteren Schichten stammt. Barfüßig und hungernd verkauft Lore als Sechsjährige in der Friedrichstraße Streichhölzer und wird mit zehn Jahren die Geliebte eines abgelebten Greises. Doch schon ihren ersten Liebhaber betrügt sie mit dem Hausburschen. Sie verläßt das Haus, wird Straßenmädchen, wozu sie geboren ist, steigt empor zum Barmädchen, von da zur Choristin des Metropoltheaters und wird endlich an ein kleines Lustspieltheater gebracht, wo sie zur großen Kokotte sich entwickelt. Die wüsten Orgien werden anschaulich geschildert, auch in das Berliner Nachtleben erhalten wir gute Einblicke. In dem Roman *„Freudenmädchen"* wird der Lebenslauf einer Gefallenen geschildert, die als Tochter eines hohen österreichischen Offiziers die flagellantischen Orgien ihres Vaters mit der Gouvernante und die Ausschweifungen ihrer Mutter mit dem stämmigen Burschen ihres Vaters belauscht, sich von ihm verführen läßt, ein Liebesverhältnis mit einem Offizier anknüpft, ein Kind bekommt, darauf von den Eltern verstoßen wird, zur Prostituierten herabsinkt und schließlich zur Mörderin ihres Verführers wird. Der Grundgedanke aller seiner anderen Werke ist dann immer der gleiche. Ein Lebemann oder eine Lebedame, nach Jahren des Genusses zum Fasten gezwungen, erzählen ihre erotische Lebensgeschichte, aber nicht natürlich, sondern stilgerecht aufgebaut und zugeschnitten, wodurch oft gerade die beabsichtigte Wirkung verlorengeht. Der Titel verrät schon den Inhalt.

Zu dieser Gruppe von Bekenntnisschriften gehört auch *„James Grunert"*. Ein erotischer Roman aus dem heutigen Berlin. Mit sechs Illustrationen in Farbenätzung von Emil Sartori, 1908[8]. Er wurde mehrfach aufgelegt. Der Verfasser erzählt hier angeblich seine Lebensgeschichte bis zu seiner Verheiratung. Die erste Aufklärung über die Beziehung der beiden Geschlechter zueinander und gleichzeitig die Praxis des variierten geschlechtlichen Begehrens empfängt er als zehnjähriger Bengel von einer bildhübschen Baronin, einer intimen Freundin des Hauses. Im cunnilingus und in fellatio sucht die Verführerin Genuß, und der gelehrige Schüler übt diese Praktiken noch aus, als seine erlangte Pubertät ihm noch andere Genüsse gestattet. Seine nächste Neigung auf solider Grundlage richtet sich auf die Krankenpflegerin seiner Mutter. Es gelingt ihm, sie zu verführen. Das

[8] Bei C. W. Stern, fehlt bei Hayn.

Abenteuer dehnt sich über einen längeren Zeitraum aus und wird selbst nach dem Ausscheiden der Geliebten aus dem Dienste nach ihrer Verheiratung mit einem Arzte noch fortgesetzt. Dazwischen liegen kleinere Episoden mit der Portierstochter, die er später als Dirne wieder trifft, mit seiner Schwester Eva, an der er einen mißlungenen Vergewaltigungsversuch unternimmt, und mit dem Stubenmädchen Lucie. Seine nächste Leidenschaft nimmt die Erzieherin seiner Schwester in Anspruch die er auf geschickte Weise dazu bringt, ihn zu verführen. Ihre vielfachen, geheimnisvollen Ausflüge des Nachts wecken seine Eifersucht. Durch geschickte Spekulation auf ihre Sinnlichkeit weiß er ihr das Geständnis zu entlocken, daß sie einem Tribadenklub angehört. Durch Drohungen zwingt er die sich anfangs Sträubende, ihn, der in seinem jugendlichen Aussehen eher einem Mädchen gleicht als einem Mann, in Frauenkleidern dort einzuschmuggeln. Das Treiben der Tribaden wird anschaulich geschildert. Das Verhältnis mit der Erzieherin nimmt jedoch ein rasches Ende, als er sie in einem zärtlichen Tête-à-tête mit seinem Erzeuger belauscht. Damit schließt das erste Buch. In dem zweiten Buche wird nach einigen philosophischen Ausführungen ein Abenteuer mit einer verheirateten Frau der Gesellschaft ausführlich beschrieben. Und nun kommen für den Kulturforscher ganz interessante Ausführungen über die Verdorbenheit der weiblichen Jugend von Berlin W, und auch eine sodomitische Szene mit einem dieser Pflänzchen, das der aggressive Teil ist, bleibt uns nicht erspart. Darauf folgt die Verführungsszene zweier Schwestern vermittelst erotischer Bilder und Zeichnungen. Neben diesen solideren Abenteuern gehen Abstecher in das Reich der Venus vulgivaga einher. Den letzten Teil des Buches nimmt die Beschreibung des intimen Verhältnisses mit seiner Stiefmutter ein. Auch hier wird er wiederum ungesehen Zeuge, wie diese sich einem Anbeter hingeben will. Er verprügelt ihn und fordert für sein Schweigen die Hingabe des Weibes. Sie willigt ein, und eine erotische Szene reiht sich an die andere. Da er es aber mit der Treue nicht genau nimmt, kommt es zu einem Pistolenduell mit dem Bräutigam der Verführten, in dem er schwer verwundet wird. Im Süden sucht er Genesung und erhält bei der Niederschrift seiner Erlebnisse den Besuch seiner Stiefmutter, die ihn von seiner Enthaltsamkeit erlöst und in die Arme der Witwe seines gefallenen Feindes zurückführt.

Das wäre in großen Umrissen der Inhalt des Romans. Der Erzähler versteht sein Handwerk. An der Technik wäre manches auszusetzen, aber seine glutvolle Darstellung wirkt bezaubernd. Er schwelgt in der Beschreibung glühender Liebesstunden, doch trotz der Unverhülltheit des Stoffes beleidigt kein gemeines Wort das empfindsame Auge und Ohr des Lesers, und darum verfolgt man mit Interesse die Schilderungen aus gewissen Kreisen der Lebewelt und der Gesellschaft. Der immerhin literarische Wert rechtfertigte die etwas ausführliche Inhaltsangabe.

Auch die „*Erinnerungen eines Lebemannes*" (angeblich von einem Philipp

Lust)[9] schildern Verfehlungen und sexuelle Orgien, doch immer in der Sprache des feingebildeten Mannes, der auch in höchster Leidenschaft keine unflätigen Worte in den Mund nimmt. Mit Kinderszenen fängt es an. Er belauscht dann Schäferstündchen seines Hauslehrers mit einem Dienstmädchen sowie mit seiner Mama und verwertet seine Erfahrungen mit Mädchen seines Alters. Als junger Mensch vergeht er sich an Minderjährigen, und die unnatürliche Mutter zieht daraus Kapital, sowohl für ihr Portemonnaie wie für ihre Gelüste. Eines Tages aber erwischt er eine geschlechtliche Erkrankung von der einen der Töchter, so daß er einige Zeit zur Enthaltsamkeit gezwungen ist. Nach seiner Genesung fängt er das alte Leben wieder von vorn an, er gründet einen erotischen Klub, kommt aber noch rechtzeitig zur moralischen Besserung. Er heiratet und lebt fortan solide. Der Roman ist gut erzählt, krankt aber an innerlicher Verlogenheit und widert den Leser durch Schilderung ganz verfaulter, morbider Verhältnisse und Gesellschaftszustände an.

„*Venus in Indien*" (übersetzt von Theophil Marquardt, 500 Exemplare) ist auf englischem Boden gewachsen, und das Manuskript soll vor etwa dreißig Jahren einem Lord W. R. auf einer Reise quer durch Indien in die Hände gefallen sein. Nach seiner Rückkehr nach England ließ er den Roman drucken, in nur ganz wenigen Exemplaren, und von dieser Ausgabe soll die Übersetzung veranstaltet worden sein.

Grell flackert der letzte Schein eines blutigen Krieges empor, als Hauptmann Deveureux in Indien anlangt. Er gewinnt bald eine Geliebte in der Person einer Frau eines Unteroffiziers. Ein Skandal endet aber bald das Glück der beiden Liebenden. Der Hauptmann wird nach Cherat versetzt. Dort kommandiert Oberst Selwyn, der drei reizende Töchter hat, Fanny, Annie und Mabel. Fanny, die siebzehnjährige, Mabel, die Dreizehnjährige, und Annie, die im Alter zwischen den beiden steht, sie alle glühen in Sehnsucht nach dem Mann, und es bedarf nur eines geringfügigen Anstoßes, um sie in die Arme des Hauptmanns zu führen. Eifersuchtsszenen, Berichte von Liebesabenteuern, der Brautnacht des Helden, Vergewaltigungsszenen bringen Abwechslung in den Fluß der Erzählung. Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt des Romans. Ein weiteres Eingehen verbietet sich von selbst, aber gerade in dem, was verschwiegen werden muß, liegt sein Reiz. Ich stehe nicht an zu erklären, daß die klassischen Erotika, wie die „Memoiren einer Sängerin" oder die „Erinnerungen des Herrn von H.", matt wirken gegen diese in glühende Farben getauchte Darstellung des ungenannten Verfassers. Alle Schilderungen sind lebenswahr, packend, auf Wirkung berechnet, halten sich aber stets in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit.

Ebenbürtig ist diesem Erotikum „*Josephine Mutzenbacher*, der Roman einer Wiener Dirne"[9a]. Von Altersgenossen noch als Kind verführt, wächst Peppi in

[9] Hayn IV, 307.
[9a] Hayn VIII, 477.

sittlich verkommener Umgebung auf. Die Mutter gibt sich, von der Tochter belauscht, ihrem Schlafburschen hin. Erwachsene Männer vergehen sich an der Unreifen, die indessen vieles Entgegenkommen zeigt. Der Katechet mißbraucht das Mädchen unter dem Vorwande, daß er sie dadurch entsühne, der Katechet, der seinen Spuren folgt, wird auf eine Anzeige hin verhaftet, und auf dem Polizeikommissariat erfährt der erstaunte Vater von den Streichen seines Kindes. Da seine Frau gestorben ist, läßt er sich endlich selbst zur Blutschande hinreißen, und wird dabei einmal von einem Schlafburschen belauscht, dem Peppi die gleiche Gunst gewähren muß. Durch die Geliebte des Schlafburschen wird die Erzählerin der Prostitution in die Arme geführt und erzählt nun ihre typischen Dirnenerlebnisse.

Der Roman ist flott und lebenswahr geschrieben. Während „James Grunert" der vornehmen Gesellschaft den Spiegel vorhält, schildert der Verfasser dieses Erotikums die Mißstände des Schlafburschenwesens, des Zusammenpferchens vieler Bewohner in einem Hause und die daraus entstehende sittliche Verwahrlosung. Das vorzügliche Lokalkolorit weist auf Wien hin. Man wollte die Verfasserschaft Schnitzler oder Salten zuschreiben. Beide stellen aber (nach brieflicher Rückfrage) die Autorschaft mit aller Entschiedenheit und auch mit Recht in Abrede. Die Vermutung ist auch gar nicht ernsthaft zu diskutieren. Abgesehen von der Eigenart des Stils, der jedem der beiden genannten Schriftsteller eigen, ist weder dem einen noch dem andern die Verfasserschaft eines derartig krassen Erotikums zuzutrauen, wogegen auch nicht spricht, daß Schnitzler im „Reigen" ultrarealistische Szenen schrieb. Denn Schnitzler hat nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht, sondern alles, was aus seiner Feder ging, auch auf die Gefahr hin, daß es ihm Nachteil bringen könnte, mit seinem Namen gezeichnet.

„Frank und ich"[10] spielt in England. Auch die Vorliebe für Flagellationsszenen könnte auf einen englischen Verfasser hindeuten. (Auch Hayn verweist auf ein englisches Original.) Doch ist dieser Punkt allein nicht ausschlaggebend, da auch Deutschland viele Liebhaber der Rute aufzuweisen hat. Ich neige der Annahme zu, daß auch dieser Roman in Deutschland entsprungen ist, bis nicht triftigere Beweise mich vom Gegenteil überzeugen. Frank ist ein Mädchen. Der Verfasser gibt an, daß er sie in Knabenkleidern auf der Landstraße obdachlos aufgegriffen und sie als Knaben aufgezogen habe. Gelegentlich einer Züchtigung, habe er ihr wahres Geschlecht entdeckt und sie zu seiner Geliebten gemacht. Nach einigen Jahren des Genusses habe sich Francis, wie sie mit ihrem Mädchennamen hieß, verheiratet, sei aber wieder zu ihm zurückgekehrt, nachdem sie Witwe geworden sei. Flagellationsszenen und Schilderungen von gelegentlichen Seitensprüngen unterbrechen den Gang der Handlung. Der Roman liest sich gut, weil er sich frei hält von Unwahrscheinlichkeiten und den Blutrünstigkeiten der typischen Flagellationsromane, was schon allein gegen den englischen Ursprung spricht.

[10] Hayn II, 160

„Die Fieberschule der Amalgamisten“ von Regina v. Wladiczek ist ausgesprochen sadistisch und versucht eine psychologische Rechtfertigung aller pervers-erotischer Praktiken und Gelüste.

Es seien ferner noch erwähnt:

„Komtesse Marga. Ein erotischer Roman aus der Wiener Gesellschaft.“ „Der Skandal von Graz oder der nackte Ball. Aus den Geheimnissen einer österreichischen Provinzstadt“, „Das Schloß der Tugend“. Von Friedrich Kohlhoff. Eine pervers veranlagte Braut, durch die Zurückhaltung ihres pedantischen Bräutigams, eines Gelehrten, gereizt, sucht und findet in bewußter Auflehnung gegen die Prüderie des Verlobten galante Abenteuer.

In neuester Zeit glaubt ein Schriftsteller, der mit seinem wahren Namen hervortritt, Ferdinand *Rodenstein*, etwas zur Pflege des gemeinen erotischen Romans beitragen zu müssen. „Die rote Sonne“ (Beiträge zur Sittengeschichte unseres modernen Kulturlebens. Nach den Erinnerungen einer Bordelldirne. 1919 in 400 Exemplaren. Verlag „Vereinigung deutscher Bibliophilen“) schildert in zwei Abschnitten die Entwicklung einer geborenen Dirne und dann in Tagebuchform ihre abnormen Praktiken in einem Bordell. Die Sprache ist sehr unflätig. „Das Institut für Schönheitspflege“ ist ein minderwertiges Erotikum. „Lingamfeste“ (Bekenntnisse eines Lesbiers, 500 Ex.) behandeln in schwungvoll gehobener Sprache, die Poesie vortäuschen soll, einzelne Liebesabenteuer des Verfassers, der sich gern als Don Juan aufspielen möchte. Der Cunnilingus spielt, wie schon aus dem Titel hervorgeht, eine große Rolle in dem Buch. — Auch eine Übersetzung von Verlaines „Femmes“ stammt aus seiner Feder. (Pul [sic] Verlaine: Frauen. Vollständig freie deutsche Umdichtung von Ferdinand Rodenstein. Mit vier bisher unveröffentlichten Gedichten aus dem Manuskript. Privatdruck. Intern. Zentralverband d. Bibliophilen. Leipzig 1921. 8°. 64 S.)

Das Phänomen. Eine sonderbare Geschichte von Gustav Müller. Wien 1923 (650 Ex.). Trotz zügelloser Erotik zeigt die Schrift beachtenswerte Originalität. Pumskaja, die ewige Hure, zieht als wandernde Attraktion von Stadt zu Stadt und gelobt, 1000 Dollars demjenigen zu zahlen, der ohne Erguß mit ihr den Liebesakt vollzieht. Auch einige aus Sades Justine entlehnte Züge finden sich darin (zum Beispiel Entmannung beim Congressus).

Prin Reginald *Halvy, Die Stunde der Emma Unterwieser.* Sechs Akte in einer Nacht nebst einem Vorspiel. Wien (300 Ex.). Eine Unschuld vom Lande ist von einer großstädtischen Bordellbesitzerin als Bedienerin engagiert worden. Sie wird nun, durch ihre Neugier getrieben, ungesehen Zeugin von erotischen Szenen zwischen der gnädigen Frau und dem Chauffeur — dem Lebemann, der Nutte und dem Gymnasiasten — der Schauspielerin und dem Nähmädchen — des Comtes und des Tänzers — des Negers und der Filmdiva, bis zuletzt doch „die Stunde der Jungfrau“ schlägt. Wenn das Erotikon auch literarisch nicht hoch steht, so zeigt

es doch wenigstens Originalität, was man von den meisten der neuzeitlichen Erotika nicht behaupten kann.

Als das beste erotische Werk der letzten Jahre, sowohl hinsichtlich des Inhalts wie der typographischen Ausstattung nach, kann unbedenklich bezeichnet werden: „*Die Weisheiten der Aspasia*“ von Fritz *Thurn* (Wien 1923 in 323 Ex.). In der Vorrede fingiert der Verfasser (ein Wiener Rechtsanwalt), daß bei Ausgrabungen in Alexandrien ein Gelehrter, Vacherol, halbvermorschte Pergamente gefunden habe, die einen Lehrplan für die erotischen Künste der Kurtisanen und ferner einen Brief der Hermione, einer Hetäre aus Athen, an Hypathia, ihre Berufsgenossin in Sybaris, enthielten. In unermüdlicher Arbeit habe er sich daran gemacht diese vermodernden Manuskripte zu entziffern und die fehlenden Stellen durch Kombination zu ergänzen. Unbefriedigt von den Ergebnissen, habe er aber seine Arbeit nach langen Bemühungen eingestellt, das rekonstruierte Manuskript sei nach dem Tode Vacherols in die Hände des Verfassers gelangt, dem in erster Linie darum zu tun war, die seltsame Liebesweisheit der Hetären nicht begraben sein zu lassen. „Es ist in Wirklichkeit ja doch nur die buchmäßige Zusammenfassung alter, gewonnener und meist wieder verloren gegangener erotischer Erfahrungen,“ sagt der Herausgeber, der uns also ein Kompendium der Liebeskunst bietet nicht in trocken lehrhafter Darstellung, wie etwa das Kamasutram des Vatsyana oder die andern indischen Lehrbücher der Liebe, sondern in glutvoller Darstellung, lebenswahr und echt, werden wir mit allen Finessen des erotischen Genießens vertraut gemacht. Der physische Liebesgenuß hebt sich hier aus der Tiefe des unabweisbaren Bedürfnisses heraus, das Unedle, Gemeine, das ihm anhaftet, wird abgestreift und der Genuß zum Range einer auch seelisch beglückenden Kunst erhoben.

Alkibiades, vom Feldzug gegen die Lakedämonier zurückgekehrt, eilt, sehnsüchtig nach den weißen Armen der Hetären verlangend, zum Hause der Aspasia. Eine herbe Spartanerin, Myrrhine, noch Jungfrau, ergibt sich ihm, durch die Strenge Aspasias und durch eigenes wollüstiges Verlangen dazu bestimmt. Hermione und die Herrin des Hauses, die spätere Gefährtin des Perikles, sorgen liebevoll für die restlose Befriedigung des lieben Gastes. Alkibiades, liebedurchglüht, hegt keinen innigeren Wunsch, als alle Künste der Hetären auch sich zu eigen zu machen. Er bestürmt Aspasia: „Dulde also, daß ich weiter bei dir weile, und weihe mich gnädigst ein in die Geheimnisse der hohen Wissenschaft, die du beherrschest wie kein zweiter Mensch. Du sollst einen wissensdurstigen und dankbaren Schüler an mir haben. Versage es mir nicht! Du wirst weiter keine Plage mit mir haben. Vergönne mir nur, daß ich dir andächtig lausche, wenn du deinen Schülerinnen deine Lehren spendest!“ Aspasia, nach einigem Zögern, willigt endlich ein, und stufenweise werden wir so durch alle Labyrinthe der hohen Liebeskunst geführt. Der Inhalt (394 Folioseiten) läßt sich naturgemäß mit kurzer Inhaltsangabe nicht

erschöpfen. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß dieses Erotikon alle zeitgenössischen sonstigen Produkte dieser Art haushoch überragt, und daß es bedauerlich ist, wenn ein Werk von derartig hohem literarischen Niveau wegen des freien Stoffes an weitester Verbreitung gehemmt ist.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich hier die für Sexualpsychologen bedeutsame Tatsache, daß man nach der Vertreibung der Spartakisten aus dem Mosse-Haus in Berlin neben einer ganzen Anzahl von Liebesbriefen auch einen erotischen Roman im Manuskript vorfand: Gefühle und Eindrücke einer jungen Frau von der Hochzeitsnacht[11]. Höchstwahrscheinlich war das Manuskript identisch mit einem bekannten Erotikon aus dem Verlage Prinz in Altona.

Reichhaltiger als diese speziell erotische Literatur ist die für die Freunde der Rute. Leopold *v. Sacher-Masoch* hat das traurige Verdienst, zu dieser unsauberen Literatur den Anstoß gegeben zu haben (vgl. Wanda im Pelz u. a.). Seine geschiedene Gattin fühlte die Verpflichtung, die intimsten Geheimnisse ihres Ehebettes ans Tageslicht zu ziehen[12]. Daraus geht jedenfalls mit wünschenswerter Deutlichkeit soviel hervor, daß die Triebfeder seines Schaffens Geld war, nichts als Geld[13]. Er fand nur zu bald willige Nachahmer. Ihre Zahl ist Legion, aber es verlohnt nicht, die eine oder andere ihrer Schriften aus der großen Masse herauszugreifen, denn sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Wer drei von diesen Schmarren gelesen hat, ist über den Inhalt aller anderen orientiert. Rute, Stock und Peitsche müssen zur Wiederbelebung der erstorbenen Liebesgefühle beitragen, und schon die Titel deuten darauf hin, zum Beispiel „Rutenschläge in der Domestikenschule", „Erziehungshiebe", „Warum ich die Peitsche schwang", „Prügelzucht in der Pension", „Meine grausame süße Reitpeitsche", „Klitschklatsch", „Die Zähmung der Widerspenstigen", „Allerlei Hiebe" usw.

Wie schon gesagt, wäre es zwecklos, einzelne dieser traurigen Machwerke herauszugreifen und zu analysieren. Wer an der Darstellung unaufhörlicher, widernatürlicher Prügelszenen und sklavischer Unterwürfigkeit, in der Schilderung von Personen, die alle Menschenwürde mit Füßen treten, so etwas wie Kunst sieht, der mag sich an ihnen erbauen. Und daß sich tatsächlich überaus viele Liebhaber dieser Literaturgattung finden, darf wohl aus dem ununterbrochen fließenden Strom der Flagellantenromane geschlossen werden, denn wenn keine Nachfrage vorhanden wäre, würde kein Verleger das Risiko der Drucklegung auf sich nehmen.

Im Anschluß an die Behandlung der erotischen Literatur seien der *Kunst* noch einige Worte gewidmet. Deren Erzeugnisse auf diesem Gebiete sind nicht so zahlreich. Cary *v. Karwaths* mit Vorsicht zu genießendes Werk „Erotik der Kunst" (Verlag C. W. Stern in Wien) gibt für die Zeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

[11] Berl. Tgbl. v. 11. 12. 18.

[12] Meine Lebensbeichte. Memoiren von Wanda Sacher-Masoch. Berlin 1906.

[13] Vgl. Hermann Kienzl, Der Masochist in „Das Blaubuch" 1906, S. 1129—1134.

zuweilen beachtenswertes, wenn auch technisch mangelhaft produziertes Bildermaterial. Doch für die Neuzeit fehlt eine zusammenfassende Darstellung. Julius *Klinger* hat sich als Illustrator von Rochesters „Sodom" rühmlichst hervorgetan. Willi *Geiger*, Lovis *Corinth* und Otto *Greiner* tragen keine Bedenken, auch den letzten Schleier wegzuziehen. „Der Phönix", dieses hervorragend schöne und originelle Mappenwerk, brachte 12 Kunstblätter erotischen Charakters und von namhaften Künstlern, und zwar zeichnete Pascin aus Paris: Maison de Rendezvous, Const. Somoff (Petersburg): Marquise und Pierrot, Albert Weißgerber aus München: Liebesspiel, Heinrich Kley (München): Zentaurenpaar, Gustav Pagenstecher: Ein Traum, Franz Christophe: Der erste Unterricht, Hubert Wilm: Rese, Karl Arnold: Der Händler, Otto Kopp: Auf Lesbos, Willi Geiger: Dem starken Mann, Yasuda Minori: Die starke Hand und Karl Josca: Frühlingserwachen. Alle Entwürfe zeichnen sich durch unerhörte Kühnheit und Ausgelassenheit aus. Das Werk in einer einmaligen Auflage von 400 Exemplaren wurde jedoch bald beschlagnahmt und größtenteils vernichtet.

Es wurde bereits erwähnt, daß im Verlage C. W. *Stern* in Wien verschiedene erotische Kunstsammlungen veröffentlicht wurden, unter anderen auch die Radierungen von *Rops*. (Das erotische Werk des Felicien Rops. 42 Radierungen in schwarzem und farbigem Lichtdruck. 500 Ex., Wien 1905, Fol.) Diese lassen aber die Raumwirkungen völlig vermissen. Auf unverhältnismäßig großen Kartons finden sich die Bilder in zu kleinem Format wiedergegeben[14]. Auch die Reproduktion von Rowlandsons Grotesken entspricht in ihrer rohen Manier nicht den gestellten Anforderungen und ist mehr eine buchhändlerische Spekulation.

Was nun die Zeichnungen des Marquis de *Bayros* anbetrifft, so wäre kaum ein zweiter als besserer Illustrator anzusprechen als gerade dieser Künstler — wenn er zeichnen könnte und Erfindungsgabe besäße. Aber da hapert's. Die von ihm illustrierten Erotika, die sein Spezialgebiet sind, lassen auf den ersten Blick seine Hand erkennen. Die persönliche Note ist allen aufgedrückt. Er kann nur Frauen halbwegs ähnlich zeichnen, Männer gelingen ihm nie. Sie erwecken stets den Eindruck, als seien es verkleidete Weiber. Diese aber tragen stets das gleiche lächelnde, ewig verbuhlte Gesicht, ohne eine Spur von Geistigkeit, nur dem Raffinement des Geschlechtlichen hingegeben. Anmut und Eleganz ist ihnen aufgeprägt. Auch wenn er eine Dirne zeichnet, wie in Fanny Hill, glaubt man eine Dame der Gesellschaft vor sich zu haben, nur daß diese nicht so idealisierte Schönheit aufweisen wie bei

[14] Wer sich für Rops, den Erotiker, interessiert, dem seien empfohlen: Dr. Ottokar Mascha, Felicien Rops und sein Werk, Verlag Albert Langen, München. Erastène Ramiro, Félicien Rops, Paris 1905. C. Lemonnier, Felicien Rops, L'Homme et l'artiste, Paris 1908. La Plume, litteraire, artistique et sociale Nr. 172. Numéro spécial consacré à Félicien Rops, Paris 1896, 8°. Mit 104 Abb. Am Schluß ein Verzeichnis der 834 Nummern umfassenden „Oeuvre" von Fel. Rops. Rud. Klein, Fel. Rops. 5 planches en coul., 48 illustr. teintées. Paris. 63 pages. (L'art et le beau III e année, numéro spec.)

Bayros. Sie tragen alle eine unwirkliche Schönheit, nichts verrät einen trivialen und gemeinen Zug — und doch, innerlich verderbt bis auf die Knochen sind sie alle, geborene Dirnen mit Wollust getränkt, bis in die Zehenspitzen. Aber — und hier steckt des Künstlers fundamentaler Fehler — sie haben keine Spur von Leben, sind verstandesgemäß konstruiert, erklügelt. Bayros hat wohl auch nie nach dem Modell gearbeitet. Er kann nicht sehen. Kind[15] sagt ganz richtig: „Die gummiartig gedehnten, von englischer Krankheit verbogenen Gliedmaßen zeigen, daß ihm der Akt eine unbekannte Größe ist. Auch deutet es zu sehr auf pädophilischen Geschmack, wenn ausgewachsene Damen in gewisser Hinsicht immer einer Zehnjährigen gleichen." Seine ganze Sorgfalt konzentrierte Bayros auf das Gesicht und den Busen, die in ihrer Art beide vollkommen dargestellt sind, aber die Extremitäten, Arme wie Beine, sind schlank und unnatürlich wie mit Haut umkleidete Knochen Schwindsüchtiger. Die Füße, schmal und klein, haben keine Proportion zur übrigen Gestalt. Auch zeichnet er die Gliedmaßen derart verschränkt und verschnörkelt, in einem Gewirr von Spitzen und Wäsche versteckt, daß man die Zusammenhänge selbst bei genauestem Hinsehen nicht zu erkennen vermag. Die Seele fehlt in allen Bildern, der künstlerische Ernst. Trotz aller dieser Fehler ist Bayros der Modezeichner für die meisten erotischen Privatdrucke geworden, aber sie haben dabei nichts gewonnen, im Gegenteil[16].

Hat man dagegen das Glück, eine der erotischen Zeichnungen Michael von *Zichys* in die Hand zu bekommen, so weitet sich einem das Herz, denn man hat das Gefühl, einer unverbrauchten Männlichkeit gegenüberzustehen und einen echten, begnadeten Künstler vor sich zu haben. Zichy (1827—1906) spielte eine tonangebende Rolle in der Petersburger Gesellschaft. Begünstigt durch ein vorteilhaftes Äußere wurde er bald der erklärte Liebling der Frauen am Hofe, und die schönsten weiblichen Modelle standen ihm reichlich zur Verfügung. Seine Aktstudien sind deshalb auch Kunstwerke ersten Ranges. Ganz besonders interessierte sich Zichy aber für die Darstellung des Geschlechtsaktes. Viele Jahre hat er diesem Studium gewidmet, mit unendlichem Fleiß Tausende Skizzen gemacht, die er, wie Zeitgenossen berichten, wieder vernichtete, weil sie ihn nicht befriedigten. Er, der den Regungen der Liebesleidenschaft unermüdlich nachspürte, wußte nur zu gut, wie schwer es ist, dem Beschauer den Eindruck völlig restloser Hingabe — und nur so erschien ihm der Geschlechtsakt der Darstellung wert — hervorzurufen. Wie sehr er in das köstliche Mysterium der Vereinigung von Mann und Weib eindrang, zeigt sein Zyklus „Liebe" (40 Stücke), dieses grandiose Werk reifster Künstlerschaft.

[15] Blätter für Bibliophilen 1908, S. 138.

[16] Vgl. Franz von Bayros, Bibliographie seiner Werke und beschreibendes Verzeichnis seiner Exlibris. Mit einer biographischen Einleitung, herausgegeben von Rudolf Brettschneider. Leipzig, Adolf Weigel 1926.

Paul *Knopp* hat sich als Illustrator von Ali-Czeh, Das Bouquet, vorteilhaft eingeführt und zu den schwülen Versen vorteilhafte Zeichnungen geliefert[17]. Die Titel der Zeichnungen: Die Nonne, Die Hure, Mutter, Geliebte, Perverse, Onanistin, Frauenerotik geben von der Freiheit der erotischen Weise einen kleinen Begriff, die Illustrationen selbst bleiben stofflich dahinter zurück.

Walter *Klemm*, Die Erbsünde[18], gibt in sechzehn Radierungen eine erotische Schöpfungsgeschichte, die vorübergehend beschlagnahmt war, aber nach glänzendem Gutachten von Liebermann, Dr. Redslob und Avenarius wieder freigegeben wurde[19].

Georg *Groß* schildert in „Ecce homo"[20] die Korruption der heutigen Gesellschaft, ihre Lüsternheit, Borniertheit, Frivolität und Grausamkeit in unübertroffener Naturwahrheit, zynisch, aber der Wirklichkeit entsprechend, erotisch vielfach, aber dem Leben abgelauscht. Als Zeichner ungelenk, in der Wahl des Ausdrucks und der Kraft der Gedanken wahrhaft genial. Groß verkündet, daß die Dirne in der heutigen Gesellschaft herrscht, darum ist die ganze Gesellschaft von Dirnengeist erfüllt, Zote ihr Lieblingsthema, Zote die ihr allein gebräuchliche Ausdrucksform. Und neben der Dirne steht der Stiernackige, von keiner Bildung angekränkelte Schieber, der nur den physischen Genuß kennt. Der Schieber der Nutznießer der Dirne, die Dirne in demütiger Gefolgschaft des Schiebers, Geilheit, Lüsternheit, brutale Befriedigung sinnlicher Begierden, eine schwüle, niederdrückende Sumpfatmosphäre: so sieht Groß unser unrühmliches Zeitalter und — was das Schlimmste ist — er hat recht!

Nicht minder recht hat der bekannte Zeichner des Berliner Milieus, mit seiner Lithographienfolge: *Hurengespräche*, gehört, geschrieben und gezeichnet von W. Pfeiffer, Berlin 1913 (i. e. 1919). Acht Berliner Dirnen von Berlin NN sitzen zusammen und berichten mit unverblümter Offenheit, wie sie zur Dirne wurden. Die typische Situation wird im Bilde festgehalten. Aber der liebenswürdige Zeichner hat, trotzdem er den letzten Schleier wegzieht, es durchaus nicht auf Erregung der Lüsternheit abgesehen (was bei ihm eigentlich unnötig ist, zu betonen), das Mitgefühl mit den Parias unserer Gesellschaft führt ihm Griffel und Feder. Er klagt an, und wem das Abbild nicht behagt, der gebe dem Zeichner nicht die Schuld, sondern der heutigen Gesellschaft, die solche Urbilder schafft.

Aus der Masse der übrigen Neuerscheinungen wären noch herauszuheben:

Erotische Phantasien. 45 Lithographien von *Biros* (i. e. Wladislaus Boris) in 150 Exemplaren. In schmissigem, skizzenhaftem Stil werden aus dem Leben gegriffene erotische Szenen mit wenigen Strichen festgehalten. Es steckt Geist in den fragmentarischen Produkten. Verfasser war ein schwindsüchtiger Ungar.

[17] München, Eros-Gesellschaft 1919. [18] Verlag Bruno Wohlbrück, Weimar 1919.
[19] B. T. Nr. 570 v. 13. 12. 1920. [20] 84 Zeichnungen, erschienen im Malik-Verlag zu Berlin 1923 und natürlich beschlagnahmt wegen Unzüchtigkeit.

Der heilige Priapus, 24 Radierungen in zwei Folgen von dem bekannten Münchener Maler Fritz E.... Mit Witz und Humor wird die Allmacht Priaps gefeiert, ob er nun als geduldiges Spielobjekt, als Rutschpartie für lüsterne Weiberchen dient, als Harfe, Fruchtschale, er wiegt mehr als das netteste Kind, und darum ist es auch recht und billig, daß er (wie ein Parapilla) als Spargel im Gärtchen gehegt und gepflegt wird.

Franz *Christophe,* Constantin *Somoff und* M. E. *Philipp* sind nach dem Tode des Marquis de Bayros wohl die beliebtesten Zeichner im erotischen Genre.

Auf die anderen namenlos erschienenen Mappenwerke, die oft ihre schlechte Technik durch das Reizende des Stoffes zu verdecken suchen, kann ich hier nicht näher eingehen, da dies zu weit vom eigentlichen Thema abführen würde. Im allgemeinen kann man sagen, daß die künstlerischen Neuschöpfungen hundertmal bedeutender sind als die literarischen. Witz, Spott, Satire scheint ausgestorben zu sein. Alle diese Elaborate sind nicht innerer Notwendigkeit entsprungen, weil der Verfasser einen Gedanken verfechten wollte und dies auf andere Weise nicht tun zu können glaubte, oder um der Laune und Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Auch nicht zur eigenen Erheiterung oder zum Vergnügen weniger Freunde, um vielleicht ein intimes Fest damit zu verschönern — alle diese Gründe scheiden hier aus. Lediglich um die Konjunktur auszunutzen, um gute Geschäfte zu machen, hat der Verfasser, oft ohne schriftstellerisches Können, sich auf die Ausarbeitung geworfen. Darum wird auch den relativ besten Werken dieser Art kein allzu langes Leben beschieden sein.

4. KAPITEL

Sexualwissenschaft

Diese plötzlich einsetzende Hochflut von Übersetzungen erotischer Werke und von neuen Erzeugnissen war nur möglich durch das rege Interesse, das man allmählich der sexuellen Frage und ihren Zusammenhängen mit allen Kulturerscheinungen entgegenbrachte. Die Besiegung des Vorurteils, daß die Diskussion über geschlechtliche Fragen nicht in die Öffentlichkeit getragen werden solle, machte erstaunliche Fortschritte. Als Pfadfinder auf diesem Gebiete kann man wohl *Krafft-Ebing* mit seiner „Psychopathia sexualis“ und „Geschlecht und Gesellschaft, Grundzüge der Soziologie des Geschlechtslebens“, sowie *Havelock Ellis* ansehen. Beide, was man auch gegen ihre wissenschaftliche Methode sagen mag, machten jedenfalls den Anfang, indem sie auf Grund zusammengetragener Fälle aus der Praxis allgemeine Schlüsse zogen und eine nicht voreingenommene Beurteilung des ganzen Tatsachenkomplexes sexueller Zweifelsfragen in die Wege leiteten. Auch die Werke von Havelock Ellis: Die krankhaften Geschlechtsempfin-

dungen auf dissoziativer Grundlage[1], Geschlechtstrieb und Schamgefühl[2], Das Geschlechtsgefühl[3], haben befruchtend auf die Sexualforschung eingewirkt. Die Entwicklung des Schamgefühls wird sowohl analytisch, ethnographisch und psychologisch dargestellt. Es ist nach ihm ein wesentliches Merkmal der Liebe. Demzufolge sieht er alle nicht normalen Ausübungen des Geschlechtstriebes als krankhafte Entgleisungen an. — Hermann *Rohleder* beackert in „Vorlesungen über das gesamte Geschlechtsleben des Menschen" in vier Bänden auf 1150 Seiten das gesamte Sexualgebiet und gibt eine erschütternde Darstellung der Physiologie des normalen und anormalen Geschlechtslebens. *Rosenbaum* bietet in seiner „Geschichte der Lustseuche im Altertum, nebst ausführlichen Untersuchungen über den Venus- und Phalluskult, Bordelle usw."[4] dankenswertes, zum Teil aber bereits veraltetes Material über das sittliche Leben im Altertum. *Iwan Bloch* (gest. 1921) gibt in seinem Fundamentalwerk „Das Sexualleben unserer Zeit und seine Beziehungen zur modernen Kultur[5] eine zusammenhängende Darstellung aller das Sexualleben betreffenden Fragen in geschlossener Übersichtlichkeit. Blochs Werk ist der erste Grundriß der Sexualwissenschaft, für Lernende und Lehrende gleich wertvoll, gediegen im Inhalt, gewandt in der Form. Die zahllosen Zitate sind genau und ermöglichen, durch Nachprüfung sich ein Urteil an der Hand des reichen Quellenmaterials selber zu bilden. Der große buchhändlerische Erfolg läßt auch darauf schließen, daß Wissensdurstige auf ihre Rechnung kommen, und mancher ist vielleicht durch das Studium dieses Werkes zum eigenen Nachdenken und zur Revision seiner veralteten Vorurteile gekommen. Auch sein Monumentalwerk „Die Prostitution" (im gleichen Verlag), von dem augenblicklich der erste Band und die erste Hälfte des zweiten Bandes vorliegt, kann man als erstes umfassendes und diese Frage erschöpfend behandelndes Kompendium ansprechen. Mit einer immensen Gelehrsamkeit sind die verstecktesten Quellen herangezogen, die zur Lösung der Frage etwas beizutragen in der Lage sind. Von allen Seiten wird das Thema beleuchtet, und die Schlüsse ergeben sich in logischer Folgerichtigkeit aus dem massenhaft zusammengetragenen Material. Für lange Zeit wird Blochs Riesenwerk das Fundament für die Sexualforschung und die einschlägige Gesetzgebung bilden. Bloch ist wohl der fruchtbarste Schriftsteller auf diesem Gebiete. Seine Arbeiten (125 an der Zahl) bilden allein eine kleine Bibliothek für sich. Stupende Belesenheit paart sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Sein kritischer Standpunkt ist nicht immer zu billigen, verrät aber, daß der Verfasser in erfreulichem Maße über dem Stoff steht. — Sein Antipode Albert *Moll* gibt in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten bei F. C. W. Vogel in Leipzig

[1] Deutsch von Ernst Jentsch.
[2] Deutsch von Kötscher.
[3] Deutsch von Hans Kurella, alle 3 im Verlage von Curt Kabitzsch in Würzburg erschienen.
[4] Berlin, Herm. Barsdorf, 7. A., 1904.
[5] Bereits im 70. Tausend bei Louis Marcus, Berlin, erschienen.

sein „Handbuch der Sexualwissenschaft“ 1924 in dritter Auflage heraus. Zwei Abschnitte beschäftigen sich eingehend mit der außerordentlichen Bedeutung, die das Sexuelle von jeher in Kunst und Literatur gespielt hat, sowie mit seinen verschiedenen Beziehungen zur Kulturgeschichte, während das siebente und achte Hauptkapitel der Pathologie des Sexuallebens gewidmet sind, das siebente von Havelock Ellis und Dr. Moll gemeinsam geschrieben. Der nächste Hauptabschnitt behandelt die sexuelle Hygiene und vor allem die Rückwirkungen, die aus dem Sexualleben auf den Organismus stattfinden, ferner auch eine Reihe allgemeiner Faktoren, wie zum Beispiel die Bekämpfung von allem, was den Geschlechtstrieb übermäßig anregt oder in üble Bahnen lenkt, wie unter anderem die verderbliche Schmutzliteratur. In den beiden letzten Hauptabschnitten endlich hat Professor Ribbing Gelegenheit, von seinem Standpunkte aus die Ziele und Aufgaben einer sexuellen Ethik wie auch die der sexuellen Erziehung, Pädagogik und Aufklärung zu erörtern. In Anhängen nimmt Dr. Moll unter anderem zur Ärztinnenfrage und zur Frage der Reglementierung der Prostitution das Wort, wobei er die Entrechtung der Unglücklichen durch Polizeibestimmungen bekämpft. O. *Stoll* betrachtet „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie“ von etwas philiströsem Standpunkt aus. August *Forel* in „Die sexuelle Frage, eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische Studie für Gebildete“ packt das Thema vom pädagogischen Standpunkte an und fordert die Inangriffnahme negativer und positiver Aufgaben. Erstere bestehen in der Beseitigung der direkten und indirekten Quellen sexualer Mißstände und entsprechender sozialer Unsitten, als Bekämpfung des Mammonismus, der narkotischen Gifte als Genußmittel, die die Keimverderbnis verursachen, die Aufhebung der sexuellen Sklaverei des Weibes, Bekämpfung des mystischen Aberglaubens, der religiösen Dogmen, Schutz der Jugend gegen Erotismus und Pornographie, Kampf gegen die pathologischen Ausartungen des Sexualtriebes. Die positiven Aufgaben bestehen in konsequent durchgeführter geschlechtlicher Zuchtwahl und, als Vorbedingung dazu, in planmäßiger sexueller Erziehung. — Als neuestes, auf dreißigjähriger praktischer Erfahrung beruhendes Werk ist zu nennen: „Geschlechtskunde“ von Magnus *Hirschfeld*, dessen erster Band soeben bei Julius Püttmann in Stuttgart erschienen ist. Der umfangreiche Stoff gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste die Sexualbiologie, der zweite die Sexualsoziologie umfassen wird. Das Werk soll ein einheitliches Gemälde des gesamten Geschlechts- und Liebeslebens darstellen. — *Ploß-Bartels* registrieren die zerstreuten anthropologischen Notizen über das Weib und sein Geschlechtsleben in dem dickleibigen, etwa 3000 Seiten umfassenden Wälzer „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“[6], der bereits in neunter Auflage erschienen ist. Max *Friedenthal* (Das Weib im Leben der Völker)[7] behandelt das gleiche Thema

[6] Leipzig 1908.
[7] Berlin 1910, 2 Bde. von 663 Seiten Umfang mit 1084 Abbildungen.

vom ethnographischen Standpunkt aus. *Koßmann* und *Weiß* haben das Verhältnis von „Mann und Weib, ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart“ [8] sich zum Spezialgebiet erwählt. — Bernhard A. *Bauer* stellt in seinem umfangreichen Werk „Wie bist du, Weib?“ Betrachtungen über Körper, Seele, Sexualleben und Erotik des Weibes an und kommt dabei zu ganz selbständigen Schlüssen. — Friedrich Ludwig v. *Neugebauer* schreibt, gestützt auf 1891 kasuistische Fälle, sein monumentales Gelehrtenwerk „Hermaphroditismus beim Menschen“ [9]. Wilhelm *Rudeck* bringt in „Öffentliche Sittlichkeit in Deutschland“ [10] beachtenswertes Material. Er behandelt die Sittenzustände Deutschlands in Beziehung auf die Sexualität. Er bespricht das Badewesen, die Prostitution, die Vergnügen und Spiele, die Stammbücher, die Erziehung der Jugend, die Sprichwörter und Volkslieder mit erotischer Note, die öffentliche Sittlichkeit bei den großen Festen des Jahres und bei der Hochzeit, dann die öffentliche Sittlichkeit im Rechte, wobei auch die kirchlichen Skulpturen und Bilder, die Kirchenlieder, die Predigten, die Erbauungsschriften sowie die religiöse Volksliteratur herangezogen werden. Zuletzt verbreitet sich der Verfasser über die Sittlichkeit in Kunst und Literatur, im Theater, in den Flugschriften und in der Polemik recht eingehend. Von Hans *Licht* (Paul Brandt) liegt der erste Band seiner auf drei Bände angelegten „Sittengeschichte Griechenlands“ [11] vor. Gaston Vorberg bietet in seinem sehr geschmackvoll ausgestatteten und illustrierten Werk „Über das Geschlechtsleben im Altertum“ (Julius Püttmann Verlag, Stuttgart 1925) an Hand umfassender Quellenstudien hochinteressante Ausführungen über die Liebestechnik sowie die gesamten sexuellen Betätigungen der alten Griechen und Römer und füllt damit eine bisher unliebsam empfundene Lücke in unserem sexualwissenschaftlichen Schrifttum. Die Illustrationen auf 31 Tafeln sind mustergültig. Bernhard *Stern* stützt sich in „Medizin, Geschlechtsleben und Aberglaube in der Türkei“ und „Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland“ auf eigene volkskundliche Forschungen. Richard *Schmidt* behandelt das Liebesleben der Inder in „Indische Erotik“ und „Liebe und Ehe im alten und modernen Indien“ [12]. Eine Sonderstellung nimmt Eduard *Fuchs* ein, der über die Karikatur und Sittengeschichte wichtige Aufschlüsse gegeben hat. Seine Werke „Illustrierte Sittengeschichte“ in sechs Bänden, „Das erotische Element in der Karikatur“, „Geschichte der erotischen Kunst“ in zwei Bänden, „Die Karikatur der europäischen Völker“ in zwei Bänden sind allgemein bekannt. Mit Alfred Kind zusammen gab er die „Weiberherrschaft“ in drei Bänden heraus. So instruktiv auch alle Werke Fuchs' sind, sie kranken alle an einem großen, nicht zu unterschätzenden Fehler: man vermißt in ihnen jegliche Quellenangabe, so daß man nicht die Möglichkeit besitzt, die Richtigkeit seiner

[8] Stuttgart 1908.
[9] Leipzig 1908.
[10] Berlin, Barsdorf in 2. Aufl.
[11] Paul Aretz Verlag.
[12] Sämtlich bei Barsdorf, Berlin.

Angaben auch nachprüfen zu können. Wir müssen uns auf sein subjektives Urteil verlassen und kämen bei Einsichtnahme in die Quellen vielleicht zu ganz anderen Schlüssen. Auch die wissenschaftliche Qualität und die Glaubwürdigkeit der benutzten Schriftsteller spricht bei ihrer Heranziehung doch ein gewichtiges Wort mit. Ebenso wäre es dankbar zu begrüßen, wenn der jetzige Besitz der reproduzierten Bildbeigaben angegeben wäre. Sieht man von diesen Schwächen ab, so kann man die Werke von Fuchs als Standardwerke begrüßen. Einem tiefgefühlten Bedürfnis kommt Max *Marcuse* mit seinem „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" entgegen. In 230 meist umfangreichen Artikeln werden alle Fragen der Sexualkunde ausführlich und in jeder Beziehung gründlich behandelt.

Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Auf bibliographische Vollständigkeit erhebe ich jedoch bei der Fülle das vorhandenen Materials keinen Anspruch. Eine umfassende Zusammenstellung aller bis 1912 erschienenen erotischen Druckschriften findet sich in dem achtbändigen Monumentalwerk „Bibliotheca Germanorum erotica" von Hayn-Gotendorf im Verlage von Georg Müller, München (1912/13 erschienen). Die Sammlung bildet eine nicht genug zu schätzende Probe deutschen Gelehrtenfleißes. — Als Kuriosum wäre noch zu nennen: Adolf *Schumann*, Geschichte der erotischen Literatur der Deutschen. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter herausgegeben, vier Lieferungen, Leipzig 1906. Sie ist wohl, im strengsten Sinne genommen, unter Ausschluß jeder Öffentlichkeit erschienen.

Die grundlegenden und anderseits wieder rein kompilatorischen Werke über sexuelle Probleme schießen wie Pilze aus der Erde. Es fehlt aber noch an einer Zeitschrift, die die Fortschritte auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft lückenlos bringt. Nur wenige wären zu nennen: Die „Blätter für Bibliophilen", von Willy Schindler herausgegeben und nur in einem Jahrgang erschienen, behandelten speziell die erotische Literatur. Am bedeutendsten sind „Sexualprobleme", Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik, herausgegeben von Dr. Max Marcuse in Sauerländers Verlag, Frankfurt a. M., ferner die „Zeitschrift für Sexualwissenschaft", herausgegeben von Dr. Magnus Hirschfeld in Georg H. Wigands Verlag in Leipzig[12a], „Die Neue Generation" (Fortsetzung von „Mutterschutz"), herausgegeben von Dr. Helene Stöcker im Verlag „Die neue Generation" Nikolassee, schließlich die „Vierteljahreshefte des wissenschaftlich-humanitären Komitees" (seit 1909), von Magnus Hirschfeld redigiert, die später unter dem Titel „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" erschienen, die aber in der Hauptsache sich nur mit dem Problem der Homosexualität befassen, neuerdings auch „Uranos", Blätter für ungeschmälertes Menschentum, herausgegeben von Ferd. Karsch-Haak und René Steller im Verlag „Fuß und Hand", Berlin (seit 1921)[13].

[12] Die „Zeitschrift für Sexualwissenschaft" erscheint jetzt bei Marcus & Weber, Bonn.

[13] Zu dem Problem der Homosexualität vgl. noch Näcke, Zur homosexuellen Lyrik im Archiv f. Kriminalanthropologie, Bd. 8—10: Hans Fuchs, Die Homosexualität im Drama der Gegenwart und der Zukunft, in „Die Kritik" Nr. v. 1. Aug. 1902.

Lediglich vom Schreibtisch aus, mit Kenntnis der gedruckten Äußerungen gebildeter Stände, läßt sich aber das Volk in seinem geschlechtlichen Leben, seinen sexuellen Wünschen, Urteilen und Vorurteilen nicht belauschen. Dazu muß der Forscher selbst zum Volke herabsteigen. „Wenn irgendein Forscher, so muß der Folklorist, wenn er wirklich auf das Ganze geht, alles ausgraben, was vorhanden ist, alles hören, was das Volk zu sagen und zu singen weiß oder wußte. Wenn er vor allem das Gesagte richtig und unentstellt hören und verstehen will, ohne anderes hineinzulegen, als was darin liegt. Wenn er den richtigen Ursprung, die erste, wahrhafte Bedeutung des Wortes, des Liedes, der ernsten und scherzhaften Erzählung erfassen will. Dann muß er trotz alles prinzipiellen noch vorhandenen Abscheus doch auch selbst sich auf den Standpunkt des allgeschlechtlichen Begreifens stellen können, und was ihm an naiver Güte des Verständnisses oft notgedrungen fehlt, durch wissenschaftlich gründliches Wissen ersetzen, die ungeschminkte Wahrhaftigkeit der Aufspeicherung ist ja gerade eins der Grundprinzipien des Folkloristen. Um diese aber sowohl bei der Aufzeichnung als auch besonders schon bei der Ausgrabung und Nachforschung selbst wahren zu können, dazu gehört tiefes Verständnis und strengste Vorurteilslosigkeit[14]. Aus diesem Gedanken heraus entstanden die *Kryptadia*, Recueil de documents pour servir à l'étude des traditions populaires, 1883—1887 in Heilbronn bei Henniger und 1893—1903 in Paris bei H. Welter erschienen. Friedrich S. *Krauß* war hierbei der bedeutendste und kompetenteste Mitarbeiter. Die Fülle des durch eigene Forschung zusammengetragenen Materials bewog ihn indessen, ein eigenes Sammelwerk in deutscher Sprache und auf deutschem Boden herauszugeben. So wurden die „Anthropophyteia", Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral geboren. Sie liegen heute in zehn Bänden und sieben Beibänden im Gesamtumfang von etwa 7000 Seiten vor. Ich kann mich der Beurteilung dieser Riesenleistung durch Alfred Kind[15] nur anschließen, wenn er sagt: „Die A. sind nach zwei Richtungen hin theoretisch wichtig. Einmal haben sie uns den überraschenden Aufschluß gebracht, daß die Bevölkerung einer bestimmten „geographischen Provinz" Europas in bezug auf Sitten, Gebräuche und Anschauungen usw. durchaus den Primitiven gleicht. Die genaue Kenntnis des Lebens und Denkens der primitiven Menschen aber wurde bisher von der Ethnologie wohl angestrebt, jedoch nie erreicht. Jetzt kennen wir wenigstens die südslawischen Bauern mit hinreichender Genauigkeit. Zweitens sehen wir in diesen Bänden Tatsachen erscheinen, die alle medizinische Kenntnis über das Geschlechtsleben des Menschen vollständig verblüffen müssen. Es wird die wichtige Frage ihrer Lösung nähergeführt werden: hat eine *einzige* Lusthandlung als „Norm" zu gelten, derart, daß alle davon abweichenden,

[14] Karl v. Levetzow in Anthropophytheia, Bd. II, S. 451.
[15] Blätter für Bibliophilen 1908, S. 136

der Pathologie anheimfallenden und auf eine gewisse Kulturbedürftigkeit des Handelnden schließen lassen? Und in welchem Verhältnis stehen im Völkerleben überhaupt die sogenannten Triebabweichungen zu der angenommenen Richtung? Wie verhalten sich eingeborene Anlagen zur Variationslüsternheit?" usw.

5. KAPITEL
Afterwissenschaft

Sind wissenschaftliche Werke der eben angeführten Gattung aufs wärmste zu begrüßen und nicht genug zu fördern, so kann man anderseits nicht scharf und eindringlich genug vor den sogenannten populärwissenschaftlichen medizinischen Schriften warnen, ob sie nun kulturhistorische Färbung tragen oder die Maske der Aufklärung sich vorgebunden haben. Sie stehen im Verhältnis der Goldmark zur Papiermark, ihrem Werte nach gemessen. Wissenschaft von Quacksalbern verzapft. Unter dem gleisnerischen Anstrich der Wissenschaftlichkeit werden die Probleme der Verirrungen des Geschlechtstriebs abgehandelt. Solche Schriften werden aber in neunundneunzig von hundert Fällen eher anreizend als abstoßend wirken. Aus schoflen Geschäftsinteressen wird die Wissenschaft des Strahlenkranzes entkleidet und zur dienenden Magd degradiert. Mantegazzas Produkte, in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, machten wohl den Anfang. Seine „Physiologie der Liebe" wirkte anfeuernd auf die unzähligen Profitjäger, die sich an seine Rockschöße klammerten und ihm das Räuspern und Spucken abguckten, um ihren Rebbach zu machen. Aufklärend sollten angeblich ihre Elaborate wirken, aber sie wurden nur aus dem Bestreben, möglichst rasch und möglichst viel Geld zu verdienen, geboren. Und Schillers treffliches Rezept, neben das Laster auch die Wollust zu malen, fand eifrige Beachtung. So entstand zum Beispiel jenes unheilvolle und nicht scharf genug zu verurteilende Werk von Dr. Retau „Selbstbewahrung", das angeblich vor dem Laster der Onanie warnen will, deren Folgen aber derart wahrheitswidrig kraß darstellt, daß es manchem Knaben, der sich in die Lektüre des Buches vertiefte, eher als rächendes Strafgericht und fratzenhaftes Schreckgespenst als eine willkommene Belehrung erscheinen muß. Daneben schießen wie Pilze aus der Erde Schriften wie „Das Geschlechtsleben, in seinem ganzen Umfang dargestellt", „Der Kuß der Liebe", „Ratschläge für Verlobte", „Was der junge Mann vor der Ehe und von der Ehe wissen muß", „Bub oder Mädel", „Die Vorausbestimmung des Geschlechts", „Wie schütze ich mich vor Geschlechtskrankheiten", „Heilung der Syphilis durch Quecksilber" usw. Die Darstellung ist so flüchtig, die Ergebnisse so schief und falsch, daß einen bei der Lektüre über die stupende Unwissenheit und bedenkenlose Unverfrorenheit des Verfassers ein Grauen faßt. Das verwerfliche Treiben dieser Afterwissen-

schaftler, und mögen sie zehnmal den medizinischen Doktortitel tragen, kann nicht oft genug gebrandmarkt werden, denn wie viele tausend wißbegierige Leser schöpfen daraus ihre Belehrung und merken zu ihrem eigenen Schaden oft zu spät, daß sie den Ratschlägen gewissenloser Gaukler Gehör geschenkt haben. Die Gefahren, die durch solche Piraten der Aufklärungsliteratur entstehen, sind tausendmal schlimmer als die Wirkungen des zotigsten Erotikums[1].

6. KAPITEL
Die erotische Annonce

Ein besonderes, lehrreiches und amüsantes Kapitel bildet die erotische Annonce. Sie findet sich so ziemlich in den meisten der vielgelesenen Tageszeitungen in mehr oder minder versteckter Form. Ja, selbst so angesehene Zeitschriften wie die „Jugend" und der „Simplizissimus" haben sich von dieser Art Inserat nicht ganz freihalten können. In keiner Zeitung aber sind diese Anknüpfungen zahlreicher und unverblümter vertreten als in den nach dem Kriege gegründeten Wochenschriften „Freie Presse" und „Neueste Nachrichten". Jede Spezialart des erotischen Verlangens und Begehrens findet sich hier vertreten. Die Durchsicht lohnt sich auch für den anspruchsvollsten Leser, nur muß man zu lesen verstehen.

Wenn man die Heiratsannoncen durchstöbert, könnte man annehmen, es sei im gewöhnlichen Leben ein Ding der Unmöglichkeit, seinen Ehegespons oder seine Ehegesponsin zu finden, denn wozu sonst die zahlreichen Suchenden? Aber ein gewichtiger Punkt spricht hier mit: das Portemonnaie. Immer muß der erstrebte Lebensgefährte reich, reich und nochmals reich sein. In den meisten Fällen jedoch wird auf einen Lebensgefährten überhaupt nicht reflektiert. Nur ein Stückchen des Lebensweges soll er Begleiter sein, und das heuchlerische „zwecks Heirat" dient nur als Retusche, ist eine Konzession an die Spießbürgermoral.

Amüsanter sind schon die Inserate derer, die sehr durchsichtige Spezialwünsche offenbaren. Damit niemand über die in Aussicht gestellte Dankbarkeit in Zweifel sein kann, wird mit fetten Lettern die Erfüllung „*jedes* Wunsches" in Aussicht gestellt oder „Dankbarkeit in jeder Beziehung" zugesichert. Meist sind es junge Akademiker, die sich zur Befriedigung anbieten, und wenn ein solcher Musensohn verheißt, er erfülle „gebildeten Damen Heiratswünsche", so erübrigt sich wohl jede Frage, welcher Art diese Wünsche sein mögen, da ja in christlichen Landen die Vielweiberei keine gesetzliche Geltung hat.

Wenn ein „vermögender Fabrikant, der zu leben versteht, junge fesche Damen zw. Zeitvertreib" sucht, kann die Umschreibung des punctum saliens nicht unzweideutiger sein. „Nett' und „modern" sind die immer wiederkehrenden Epitheta,

[1] Vgl. Herm. Roeren, Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung, Köln o. J.

die die ganze Richtung kennzeichnen. Ihre hier gewollte Bedeutung gibt zu Zweifeln keinen Anlaß.

Zuweilen verrät der Suchende ohne viele Umschweife, um was allein es ihm zu tun ist, wenn „sehr sinnlicher Herr mit sinnlich veranlagter, wenn auch älterer Dame" Verkehr sucht. Die Eindeutigkeit kann nicht weitergehen. Jener „verheiratete Herr" zwar, „der in gewisser Beziehung enttäuscht, geselligen Verkehr mit Damen" wünscht, kann harmlose Gemüter über den Sinn seines Inserates noch im Unklaren lassen. Kann sein ... kann auch nicht sein! Wenn aber „ein infolge Krankheit seiner Frau tief Unglücklicher Anschluß an vornehme Frauenseele sucht, die ihm die Sorgen von der Stirne küßt", so wird mit dem Gedanken des Ehebruchs schon skrupellos gespielt.

Daß derartige Inserate so verstanden werden, wie sie gemeint sind, beweist die Verwahrung eines Inserenten, der, platonische Freundschaft suchend, sich jede Zweideutigkeit verbietet. Freilich habe ich nur zwei Annoncen gefunden, die „unter Zurückstellung jeder Sinnlichkeit" Anschluß erstrebten, aber bei dem einen handelte es sich um einen von Geburt, bei dem andern infolge Verwundung Impotenten.

Ein Lächeln umspielt die Lippen des Wissenden, der das Inserat liest: „Welche Persönlichkeit kauft schöner, junger, moderner Frau mehrere Ölgemälde ab?" Ich erinnere mich dabei an eine lustige Novelle Maupassants. Hier hat ebenfalls eine vornehme junge Dame, der ein alter Kunsthändler gefällig ist, ein Christusbild zu verkaufen. Sie soll es dem freundlichen Kunsthändler erst nach dem Verkauf bezahlen. Aber seltsam! Das Bild bleibt im Besitz der Dame, die nunmehr über keine Geldverlegenheiten mehr klagt, und der Kunsthändler erhält den Kaufpreis. Wie ging das zu? fragt man da augenzwinkernd. Der Wissende braucht keine Antwort. Sollte es hier anders sein? Ist es dem Käufer um den Erwerb wohlfeiler Ölgemälde zu tun, so schert er sich den Teufel drum, ob der Verkäufer ein altes Raffelscheit oder „eine schöne, moderne, junge Frau" ist. Ein Zweifel über den Sinn des Kaufangebots dürfte demnach wohl nicht mehr aufkommen.

Eine wohl pervers veranlagte „distinguierte Dame" vom Kurfürstendamm sucht Neger zum Sprachenaustausch. „Sprachenaustausch!" ist gut. Sollte die Dame vielleicht beabsichtigen, die Herero- oder Hottentottensprache zu erlernen, um, nur mit einem Schurz bekleidet, ihrem Lehrer in seine Heimat als ehr- und tugendsame Gemahlin zu folgen? Dies wage ich ganz schüchtern zu bezweifeln.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" Schön, aber wenn „ein hübscher junger Mann einem (!) Verein beitreten" möchte, dann dürfte wohl die Frage am Platze sein, welche Zwecke und Ziele dieser Verein verfolgen soll. Denn ein Verein hat doch im allgemeinen ein festumrissenes Programm aufzuweisen, und wenn ein solcher „hübsche junge Männer" als Mitglieder sucht, dann dürfte eine große Dosis Skepsis wohl am Platze sein.

Wenn ferner ein „verheirateter Herr, in gewisser Beziehung enttäuscht, hübsches Mädel“, oder „junger Mann Unterhaltung“ oder ein Junggeselle „junge nette Wirtschafterin“ sucht, dann weiß doch wohl jedermann, was die Glocke geschlagen hat. Zuweilen sucht ein impotenter Schwächling einen Liebhaber für seine Frau, oder kann das Inserat: „Ein Ehepaar aus der Provinz, Frau jung, lebenslustig, sucht gesunden, anständigen, freidenkenden Herrn zur Begleitung“ anders verstanden werden? Der Herr, der „Dame zw. erotischen Gedankenaustausches“ sucht, macht wenigstens aus seinem Herzen keine Mördergrube.

Verdächtig sind auch die Sprachenunterrichtsgesuche. „Besseren Damen erteile französischen und polnischen Unterricht.“ — „Russischen und französischen Sprachunterricht erteilt Mdme. Claire.“ — „Rumänisch, Griechisch oder sonst lehrreiche und interessante Sprachen erlernt gern Herr bei besserer Persönlichkeit.“ Was fällt an diesen Annoncen auf? In der ersten und dritten muß der Partner entweder eine „bessere“ Dame oder Persönlichkeit sein. Warum das? Ist mir an der Erlernung von Sprachen gelegen, alsdann suche ich einen Lehrer, der die zu erlernende Sprache auch beherrscht und mir die Gewähr bietet, daß der Zweck auch erreicht wird. Die „bessere“ gesellschaftliche Stellung des Lehrers spielt dabei keine Rolle. Der Zweck, die Erlernung der fremden Sprache, ist doch die Hauptsache. Anderseits sucht ein Lehrer Schüler, dann kann ihm auch der Stand ganz gleichgültig sein, falls er nur sein Honorar erhält. Aber er sucht ja gar keine Schüler, sondern Schülerinnen. Aus welchem Grunde denn? „Bessere Damen“ besuchten zum größten Teil eine höhere Schule und hatten so Gelegenheit, fremde Sprachen sich anzueignen. Aber dieser würdige Lehrer erteilt auch nur französischen und polnischen Sprachunterricht. Lieber Leser, merkst du was? Wer in der Erotologie ein klein wenig Bescheid weiß, kennt die Bedeutung der technischen Termini, „es französisch“ oder „polnisch machen“, und nun ist der Sinn des Inserats auf einmal klar.

Ferner muß doch jeder, der Sprachunterricht sucht, von vornherein sich darüber klar sein, auf welches Sprachstudium er sich werfen will, und keiner, der nicht spezielle Hintergedanken hat, wird die Wahl der Sprache seinem bisher noch unbekannten Lehrer überlassen. Also enthält auch dieses Inserat einen Sinn, der ihm nach seinem Wortlaut nicht ohne weiteres anzumerken ist.

Auch der Sprachenunterricht der neckischen Mde. Claire dürfte für Eingeweihte kein Geheimnis sein. Für ihre „französische“ und „russische“ Erziehungsmethode gilt das gleiche, was früher davon gesagt wurde. Liebeshungrige abseits vom Wege werden bei ihr auf ihre Rechnung kommen.

Zuweilen empfiehlt sich ein Arzt. Wozu wohl? Oder ein „Arzt erteilt jungen Damen erster Kreise Aufklärung und Anschauungsunterricht in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern.“ Man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß in beiden Fällen § 218 des Reichsstrafgesetzbuches der Angelpunkt ist.

Neben diesen aus dem Rahmen des Alltäglichen fallenden Annoncen verblassen andere wie diese: „Frühlingswunsch von älteren, gutsituierten Damen findet Erfüllung," oder „Schriftsteller wünscht Briefwechsel über freie, interessante Themen" oder „erotischen Gedankenaustausch," oder „Schönheitsfreund sucht Gleichgesinnten." Es bedarf keines großen Scharfsinns, um die Bedeutung dieser mit wenigen Worten viel sagenden Inserate zu erfassen.

Ein Kapitel für sich bilden die Gesuche um Nebenbeschäftigung oder zur Erlangung eines Darlehns. Wenn auch manche von bitterer Not diktiert zu sein scheinen, so bezweckt doch der größere Teil von ihnen nichts anderes als Prostitution gegen reichlicheren Lohn, als der Straßendienst der Venus vulgivaga ihn im allgemeinen bringt. Die Wendungen sind wenig abwechslungsreich: „Junge Frau bei ganz reicher Persönlichkeit" sucht „Tag- und Nachtbeschäftigung", „Dankbarkeit zugesichert", „Dankbarkeit in jeder Beziehung", „zu Gegendiensten gern bereit", „Nebenbeschäftigung gleich welcher Art", „Nebenbeschäftigung, wenn auch bei älterer Dame". Derartige Lockungen kehren in variierter Form stets wieder. Darlehen werden fast durchweg von „jungen hübschen Damen in augenblicklicher Geldverlegenheit" gesucht und „Rückzahlung nach Übereinkunft" zugesagt. Aber den „jungen hübschen Damen" ist es mit der Rückzahlung gar nicht so ernst. Der Gegenwert für das „Darlehn" besteht meist in „Dankbarkeit", worunter sich manches verstehen läßt, oder in „Gegenleistungen", womit offenbar die horizontale Lage gemeint ist. Daß es genügend Gimpel geben muß, die auf den Leim gehen, beweist die große Zahl der Inserate.

Natürlich fehlt es auch nicht an den entsprechenden Spezialwünschen von denen, die „anders als die andern" sind, ich meine die Homosexuellen, männliche sowohl wie weibliche, Masochisten, Sadisten, Transvestiten und Fetischisten.

Zunächst die Linksbetonten. Seltsamerweise finden sich Gesuche von Männern nicht so zahlreich vertreten wie die von Frauen. Der Grund liegt wohl darin, daß erstere sich in Männerbünden und in geselligen Vereinigungen zusammengetan haben und hier Erfüllung ihres Begehrens finden. Dann aber bieten sich dem Manne viel ungezwungener Gelegenheiten als der Frau, die, durch gesellschaftliche Schranken behindert, nicht so frei ihres Herzens Neigung folgen und Anschluß suchen kann. Noch ist ja die gleichgeschlechtliche Liebe verfehmt, und das größere schamhafte Empfinden einer Frau hemmt sie, den Vorurteilen der Welt sich entgegenzustemmen. Sobald ihr indes Gelegenheit geboten wird, ohne öffentliche Zurschaustellung der eigenen Person ihre Zwecke zu erreichen, wird sie auch stets zugreifen. Bei anonymen Inseraten findet sie alles, was sie braucht: die Möglichkeit, eine gleichgestimmte Seele zu finden, ohne den Blicken der Öffentlichkeit sich aussetzen zu müssen, das genaue Prüfen des anderen Partners durch Chiffrebriefwechsel und das jederzeit zu ermöglichende Abbrechen einer angeknüpften Beziehung, falls ein Verstehen nicht zu erwarten ist, und schließlich

die bequeme Auswahl unter den Bewerbern. Alles Vorteile, die bei der Entscheidung, ob persönliches Bekanntwerden oder anonymes Werben vorzuziehen sei, ein gewichtiges Wort zugunsten des letzteren sprechen.

Selten offenbart ein Homosexueller seine Wünsche so rücksichtslos offen wie der „bessere Herr, der die Bekanntschaft eines jungen Matrosen oder Feldgrauen" sucht. Meist bietet sich der eine Teil als Privatsekretär, Reisegefährte usw. an, mit und ohne Geldinteressen, oder er qualifiziert sich als „vernünftig", was wohl gleichbedeutend sein soll mit „nicht prüde", oder mit „gleichgesinnt". Zuweilen wird freilich ideale Männerfreundschaft gesucht, aber dann verbittet sich der Inserierende sofort jede erotische Anzüglichkeit.

Der weibliche Partner ersehnt „liebe, vorurteilslose, moderne" Freundin, sucht „innige" oder „reelle" Freundschaft, oder einer „eleganten, wohlhabenden Dame" bietet sich „sehr junges, kultiviertes Mädchen" als Gesellschafterin" an. Hier spricht der nervus rerum, die Entlohnung in bar, deutlich eine Rolle. Wo Not an Mann ist, wollte sagen, wo es an Gelegenheit zur Betätigung fehlt, springt die menschenfreundliche Kupplerin ein, wenn sie inseriert: „Zwei befreundeten, distinguierten Damen wird Gelegenheit geboten, hübsche Wohnung *gelegentlich* mitzubenutzen. „Gelegentlich!" Die „befreundeten" Damen wissen nun Bescheid.

Den größten Raum nehmen die masochistischen und sadistischen Inserate ein, die meist in Form von Unterrichtsgesuchen und -anerbietungen ihr trauriges Ziel erreichen wollen. Die neckische Mde. Claire finden wir auch hier wieder. Sie erteilt französischen, englischen und russischen Sprachunterricht. Eine vielgewandte Dame, in der Tat! Meist wird eine Erzieherin oder Unterricht bei „zielbewußtem" Lehrer oder bei Lehrerin bzw. bei „Herrin" gesucht. Die Epitheta geben genügenden Aufschluß über die speziellen Wünsche. „Haltlose", „anschmiegsame", „ältere Knaben", „willig", „serviler Natur" sehnen sich nach „willensstarker, energischer, befehlsgewohnter Lehrmeisterin", der sie „untergeben" oder als „ergebener Freund" „alle Wünsche erfüllen" wollen. Herren (?) suchen Bekanntschaft mit Damen, „die R., P. und St. (d. i. Rute, Peitsche und Stock) lieben". Ein anderer wünscht Briefwechsel mit Judith-Natur und führt auch die entsprechende Bibelstelle, Buch Judith 16, 7, an. Auch die Chiffre „Wanda" nach Sacher-Masochs bekanntem Roman läßt keinen Zweifel aufkommen. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Wenn deshalb „ohne Geldinteressen" Erzieherin gesucht wird, so frägt man sich doch unwillkürlich, worin denn nun eigentlich die Entlohnung bestehen soll. Der Schluß, daß die Befriedigung sexuellen Verlangens die Bezahlung in bar ersetzen soll, liegt nahe genug. „Schriftlicher Gedankenaustausch über Mädchenerziehung" soll ferner gewiß nur dazu dienen, persönliche Bekanntschaft zwischen Gleichgesinnten anzubahnen. Und warum wird wohl „strengste Diskretion von wohlhabendem Herrn der Gesell-

schaft" versprochen, der „elegante Persönlichkeit sucht, die im Besitze ganz hoher Chevreaux- oder Lackstiefel ist"? Der Wissende findet die Antwort allein.

Auch die Kehrseite des Masochismus, der Sadismus, kommt anscheinend auf seine Rechnung. Das beweisen die zahlreichen Inserate. „Willensstarke", „charakterfeste", „erzieherisch veranlagte", „befehlsgewohnte", „zielbewußte" „Herren- und Herrinnennaturen" übernehmen entweder die Erziehung oder erteilen Unterricht „bei anpassungsfähiger Persönlichkeit", „mit besonderen Neigungen", „welche sich nach Leitung sehnen". Gehorsam ist Bedingung. Damit der Sadist nicht etwa an eine falsche Adresse gerät, vergewissert er sich zuvor durch geforderte „Angaben über gewünschte Ausbildungsmethode". Auch das Anerbieten „als Erziehungsbeirat", „Erziehungshilfe für Mütter mit halberwachsenen Kindern" zu leisten, „pekuniäre Hilfe und Rat bei Erziehung" zu erteilen, gewünschte „Unterhaltung über Erziehungsfragen" zielen stets auf das gleiche. Und der „auswärts lebende Herr, der zwecks Information an Unterrichsstunden in streng geführten Internaten teilnehmen" will, ist ein ausgesprochener Sadist. Wenn ferner „gewandter" Lehrer die Erziehung „junger Mädchen" oder „älterer Damen" sucht, so dürfte wohl die Frage am Platze sein, warum er seine „pädagogischen Erfahrungen" nicht auch Knaben angedeihen lassen will. Schuld ist wohl die „neue Methode", deren Anwendung er zusagt. Wenn schließlich ein „außergewöhnlich energisch und erzieherisch veranlagter Herr Eheanbahnung mit gebildeter Dame" sucht, „deren Lebensglück im absoluten, bedingungslosen Gehorsam liegt", dann schüttelt der Frauenkenner das Haupt und frägt sich zweifelnd, ob es derartige weibliche Naturen gibt, die sich vollständig des eigenen Willens entäußern. Möglich ist's wohl, aber wahrscheinlich nicht.

Die Aufzählung wäre unvollständig, wollte man nicht noch mit einigen Worten der Transvestiten und Fetischisten gedenken. Weibliche und männliche Transvestiten suchen ihre Wünsche durch öffentliche Ankündigungen zu verwirklichen. Nur zweimal erstreben „feingeistiger Transvestit" und ein ebensolcher Offizier Ehe, in allen übrigen Fällen handelt es sich um Erlangung entsprechender Garderobe oder um den Wunsch, bei dem verständnisvollen andersgeschlechtlichen Teil Befriedigung der eigenen abnormen sexuellen Neigung zu finden. Einige Beispiele zur Illustrierung: „Wo findet junger Akademiker, der sich danach sehnt, sein Leben als Frau zu führen und dem inneren Drange durch Anlegen weiblicher Kleidung möglichst oft gerecht zu werden, ein Heim?" — „Transvestit, perfekt in allen Hausarbeiten, sucht Stellung als Hausangestellte." „Herr sucht gebildete Dame mit eigenem Hausstande, um ihn als Hausangestellte in weiblicher Kleidung zu beschäftigen. Ausbildung muß zielbewußt durchgeführt werden." „Wer verhilft jungem, hübschem Mann mit Mädelgesicht zu Damenkleidung? Jeder Gegendienst!" — „Dame, die ihr Leben als Mann führen möchte, sucht Herren-

garderobe.“ — Die Aufzählung läßt sich beliebig vermehren. Doch mögen die angeführten Beispiele genügen.

Wenn „junge, elegante Dame mit besonders gepflegten Händen und eleganter Garderobe (hohe Lackstiefel) von Künstler zw. Heirat gesucht“ wird, dann dürfte die Ehe, die sich auf derartigen Äußerlichkeiten aufbaut, sich nicht gerade glücklich gestalten. Indessen man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß „die Ehe“ nur das Aushängeschild bildet zur Verdeckung andersgearteter Wünsche, um den Prüden kein Ärgernis zu geben. Aber der „Liebhaber besonderer Düfte, der Beziehungen zu Dame mit gleicher Liebhaberei“ anknüpfen möchte, ist wohl ein ausgesprochener Fetischist. Merkwürdigerweise fanden sich nur diese beiden Inserate in den von mir durchgesehenen Nummern.

Die erotische Literatur und die Hersteller hocherotischer Bilder finden selbstverständlich gleichfalls ihre Freistatt in den fraglichen Blättern. In zwanzig Nummern fanden sich zwölf Inserate, in denen pornographische Bildaufnahmen angezeigt und achtzehn Privatdrucke offeriert wurden. In Nummer 28 des ersten Jahrgangs der „Freien Presse“ standen allein sechs derartige Inserate. Zweimal wird frank und frei das Manuskript eines erotischen Privatdrucks zum Kauf angeboten. Und mehrfach finden sich Anfragen an Leser, die sich für den Vertrieb erotischer Lektüre interessieren. Die geschäftliche Seite des Inserats ist in keinem Fall zu verkennen, auch dann nicht, wenn ein „in Not geratener Sammler“ seine Sammlung zum Verkauf stellt. Meistens wird dann die Zusendung des Verzeichnisses gegen Zahlung von 5 Mk. in Aussicht gestellt. Wer auf dieses Versprechen hin einen Fünfmarkschein opfert, sieht sich unangenehm enttäuscht, denn fast regelmäßig enthält das Verzeichnis nur ganz wenige Nummern, und die aufgezählten Werke werden zu einem Preise angeboten, daß einem die Lust zum Kaufe vergeht. Man geht meines Erachtens auch in der Annahme nicht fehl, daß es dem Inserierenden lediglich um die 5 Mk. zu tun ist, und daß ihm an dem Verkauf wenig liegt, sonst würde er die Preise nicht so unverschämt in die Höhe schrauben. Möglicherweise sind die angebotenen Werke auch gar nicht in seinem Besitz. Fassen kann man derartige unsaubere Elemente nicht so leicht, denn wohlweislich hüten sie sich, mit ihrer Adresse hervorzutreten, sondern inserieren nur unter Postlagerkarte. Dennoch ließe sich der Kampf gegen diese Rinnsteinliteraten erfolgreich durchführen, wenn die Hüter der staatlichen Ordnung nur mit rücksichtsloser Schärfe vorgingen.

Vierter Teil

FRANKREICH



A. BIS ZUM 18. JARHUNDERT

1. KAPITEL

Einleitung

Der Franzose ist im allgemeinen schreibselig und lachlustig. Er liebt auch seine Sprache wie kaum ein anderes Volk der Erde und hat ihr seit Jahrhunderten eine Pflege angedeihen lassen, die sie zum schmiegsamen und biegsamen Instrument in der Hand eines gewandten Schriftstellers gestaltet. Man kann im Französischen alles sagen, und das Gesagte wird auch für keusche Ohren erträglich wirken, eben weil der Zauber der Sprache den Inhalt des Gesagten über der Art des Dargestellten vergessen läßt. Man kann Eduard Engel[1] im großen und ganzen beipflichten, wenn er sagt:

„Das Vorwiegen des Geschlechtlichen in der französischen Literatur ist viel weniger die Folge einer ungezügelten Sinnlichkeit als der Lust am Lachen: die Franzosen sind nicht so sehr geschlechtlich-leidenschaftlich wie geschlechtlich-witzig. Die Schwänke und Liebesaventuren des Mittelalters, unter dem Namen der Fabliaux bekannt, enthalten nirgends auch nur die Spur echter glühender Sinnlichkeit. Sie sind schmunzelnd, faunisch-lächelnd vorgetragene Histörchen bedenklichsten Inhalts. Die ewige Zielscheibe des Witzes in diesen Fabliaux ist der betrogene Ehemann ... und auch in den neuesten Boulevardkomödien trägt der Ehemann die wesentlichsten Kosten der Heiterkeit, selbst des männlichen Zuschauervolkes. Auch Rabelais, bei dem kaum eine Seite frei ist von geschlechtlichen Anspielungen oder Deutlichkeiten, hat das Geschlechtsverhältnis entweder knotig-derb, ohne jede schlimme Nebenabsicht, oder zur Befriedigung der eigenen und der Leser Lachlust behandelt. Von Leidenschaft, Ernst oder anderseits von schlüpfriger Nebenabsicht keine Rede... Ähnlich steht es mit einem der schlimmsten Bücher dieser Art aus alter Zeit: den „Hundert neuen Novellen" von Antoine de la Sale (um 1450). Grenzenlose Unverschämtheit, rücksichtsloser Witz, aber nichts, was wie sinnliche Anteilnahme an den Personen oder Dingen aussieht."

Aber die Ausführungen Engels gelten nur für einen Teil der französischen erotischen Literatur. Ich brauche nur an die Erotiker des 18. Jahrhunderts (Sade, Restif, Dulaurens), an Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, insbesondere an Namen wie Maupassant, Zola, Flaubert, Gautier, Verlaine zu erinnern, um darzutun, wie ernst es den Dichtern und Schriftstellern mit ihrem Thema ist, daß nicht immer die Lachlust, sondern das Interesse am Stoff, an der künstlerischen Aufgabe ihnen die Feder führt. In der Hauptsache mögen Engels Worte wohl zutreffen, eine unangebrachte Verallgemeinerung würde indessen zu einem schiefen Urteile führen.

[1] Psychologie der französischen Literatur, Berlin, 3. A., 1904, S. 27.

In vorliegender Darstellung ist es mir, wie ich noch einmal erwähnen möchte, nicht darum zu tun gewesen, absolute Vollständigkeit zu erzielen, was unmöglich und praktisch ganz undurchführbar wäre, sondern lediglich die Hauptrichtungen zu kennzeichnen und nur bei besonders markanten Erscheinungen länger zu verweilen. Frankreich ist ja wie kein anderes Land reich an Erotikern, und vornehmlich das 18. Jahrhundert kann man als „klassisches Zeitalter der Liebe" bezeichnen. Ihm widme ich in diesem Teil deswegen auch den größten Raum. Weder vorher noch nachher hat das Land so viele bedeutsame Erotiker aufzuweisen. Besonders das letzte Jahrhundert lieferte höchstens Mittelgut, und bescheiden ist die Auslese, sucht man nach originellen Vertretern der erotischen Literatur. Will man sich bibliographisch genauer unterrichten, so werden Barbier, Brunet, Gay und Querard unschätzbare Dienste leisten.

2. KAPITEL
Marienkult

Unzweifelhaft erfuhr die Literatur des Mittelalters durch die Ausgestaltung der Marienlegende dankenswerte Anregung. Die unbefleckte Empfängnis Marias hat vor allem die mittelalterlichen Poeten stark beschäftigt. Diesen Eindruck gewinnt man nicht nur aus den häufigen Erwägungen der Sache selbst, sondern viel mehr noch aus der Lebhaftigkeit, mit der viele Dichter ihre Überzeugung sowohl vertreten wie zu begründen versuchen. Wieweit die ins Extreme getriebene Verehrung Marias ging, beweist die Tatsache, daß mariannische Brüder zur Abtötung des Fleisches den Spülicht in der Küche auffraßen (eine andere, mildere Bezeichnung hat man für diese ekelerregende Prozedur nicht) und die vom Aussatz befallenen Körperteile ableckten, um dadurch ihre Verehrung der Maria zu beweisen[1]. Zunächst erscheint Maria in den altfranzösischen Fabliaux wie in den mittelalterlichen Schwänken als Beschützerin der Jungfräulichkeit. Sie gewährt ihren Beistand auch in manchen Lagen, in die sich die Hilfeflehenden durch eigene Schuld gebracht haben. In Fabliau III, 284[2] liegt eine Frau mit einem Clerk zu Bett. Unerwartet kommt der Gatte heim. Der Clerk versteckt sich. Als ihr Mann sich zu der Frau legt, springt sie aus dem Bette und ruft wie toll:

Sainte Marie, aie, aie,
Ge sui trahie et mal baillie,
Se vos n'avez de moi merci,

worauf der getäuschte Gatte sie noch beruhigen muß.

Trotzdem Maria überall als Beschützerin der jungfräulichen Reinheit dargestellt

[1] Ludw. Feuerbach, Über den Marienkultus in Sämtliche Werke, Leipzig 1846. Bd. 1, S. 191.
[2] Montaiglon-Raynaud, Recueil général et complet des Fabliaux, Paris 1872—1890.

wird, findet sich doch die Erzählung, daß eine Äbtissin, die stets fromm und züchtig gelebt (wenigstens in den Augen der Welt) und der Maria eifrig gedient hat, einst schwanger wird und in der Nacht vor der Niederkunft die Mutter Gottes inbrünstig um Rettung vor der Schande anfleht. Diese kommt auch tatsächlich mit zwei Engeln herab und entbindet sie von dem Kinde, ohne daß ihr Leib verletzt wird. Das Kind läßt Maria zu einem Eremiten bringen[3].

Bei Jean de Vitry hilft Maria einen Ehebruch vortäuschen[4], nach dem Speculum mundi befreit sie von der Strafe der Blutschande, nach Cäsarius von Heisterbach vertritt Maria die Oberin, die außerhalb des Klosters ein Hurenleben führt[5].

Auch in sonstigen Nöten und Bedrängnissen muß Maria helfen. Der junge Geistliche, der sich in ein Mädchen verliebt hat, wendet sich an Maria, der treulos Verlassene bittet um Sinnesänderung seiner Geliebten oder wendet Maria seine Liebe zu, denn diese ist treu und von ihr wird kein Geliebter betrogen. Wie stark die sinnlichen Elemente sind, die in die Fabliaux Eingang gefunden haben, ergibt sich aus Coincy[6], wo Maria dem jungen Geistlichen wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe macht:

Qui tu por une fame estrange
Me lais(ses), qui par amors t'amoie
Et ja ou ciel t'apareilloie
En mes chambres un riche lit
Par conchier t'ame a grant delit.

Aber wenn Maria einen frommen Sakristan, der sie bittet, ihre Füße küssen zu dürfen, auffordert, nicht ihre Füße, sondern ihr Gesicht zu küssen. Oder wenn der junge Geistliche dem Marienbildnis einen Ring an den Finger steckt, ihr aber untreu wird, von der eifersüchtigen Maria indes bald sich für immer zurückgewinnen läßt, so ist die Gottesmutter ganz entkleidet von ihrer Göttlichkeit, lediglich als das liebende, hingebende Weib gedacht.

Diese Auffassung ist in der Verschmelzung der irdischen mit der himmlischen Liebe begründet. Zu deren wesentlichen Bedingungen gehört die „Zweiheit", das Ausgeschlossensein jedes Dritten. Der Mensch kann nicht irdische und himmlische Wesen zu gleicher Zeit lieben. Entscheidet er sich für letztere, so ist die Liebe zu einer Erdentochter ausgeschlossen. Maria nimmt ganz von den Gefühlen des Schwärmers Besitz. Infolgedessen konzentriert sie neben der himmlischen auch die irdische Liebe auf sich.

---

[3] Albert Wesselski, Mönchslatein. Erzählungen aus geistlichen Schriften des 13. Jahrhunderts. Leipzig 1909 Nr. 44.

[4] Wesselski, Nr. 40.

[5] Wesselski, Nr. 39.

[6] Les miracles de la St. Vierge, par G. de Coincy, éd. Poquet, Paris 1857, p. 637.

Schon verhältnismäßig früh stellen sich aber neben dieser Verehrung Marias gewisse Frivolitäten ein. Treulose Frauen rufen Maria zur Zeugin ihrer Unschuld an. Die Beteuerungsformeln sind mehr als derb. *Por le cul sainte Marie, por le cul dieu, par les boiaus sainte Marie* finden sich häufig. *Par le cortez, par les mamelles, par les denz, par la gorge, par la teste, par la cuer sainte Marie* sind gleichfalls gebräuchlich. Das gedankenlose und zum Teil gemeine Anrufen Marias ist bei dem gewöhnlichen Volke gang und gäbe[7]. In den geistlichen Liedern des Jesuitenpaters Jacob Pontanus an die Maria weiß der Dichter nichts Schöneres zu denken als ihre Brüste, nichts Süßeres als ihre Milch, nichts Vortrefflicheres als ihren Unterleib[8].

Im übrigen erklärt sich auch aus der Hilfsbereitschaft Marias, selbst in den verfänglichsten Situationen, wie sie von den Geistlichen gepredigt wurde, die Verehrung, die man ihr erwies. Ja, wenn es nur eines einfachen Gebetes bedurfte, um unerwünschte Folgen aus der Welt zu schaffen, um der irdischen Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen, so erhielt jedermann natürlich einen Freibrief, seinen Lüsten die Zügel schießen zu lassen[9].

3. KAPITEL

Fabliaux[1]

Es ist bekannt, daß die neueren Schwankdichter des Abendlandes, besonders in Italien und Deutschland, viel den französischen Fabliaux zu verdanken haben. Ihre Spuren lassen sich weithin verfolgen, und es wäre eine interessante Aufgabe, ihren Umarbeitungen und Fortbildungen nachzugehen. Was ist nun ein Fabliau oder eine Falbel? Ein jeder nennt sie, nicht jeder kennt sie. Pilz[2] definiert sie als „poetische Darstellung eines Abenteuers“, das sich zumeist innerhalb der Grenzen des gewöhnlichen Lebens zuträgt. Das Falbel gehört also der rein epischen oder der episch didaktischen Poesie an. Sein Hauptzweck ist, zu unterhalten, zum Lachen zu reizen, und dieser allgemeine Charakter wird durch mehrere der Namen

[7] Vgl. Becker, Die Auffassung der Jungfrau Maria in der altfranzösischen Literatur. Göttinger Diss. 1905.

[8] A. von Buchers sämtliche Werke. München 1819, II, 477 ff.

[9] Vgl. Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden 1887, I, 73; II, 58 und Bolte in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XV, 136 ff.

[1] J. Herrmann, Schilderung und Beurteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs in der Fabliauxdichtung des 12. und 13. Jhrh. Leipz. Diss. 1900. — Jakob Falke, Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauenkultus (Deutsche Nationalbibliothek, 2. Bd.). Berlin. — Oskar Pilz, Beiträge zur Kenntnis der altfranz. Fabliaux, T. 1, Stettin 1889, T. 2 o. O. u. J. — August Preime, Die Frau in den altfranz. Fabliaux. Gotting. Diss. 1901. — Gaston Paris, La littérature française au moyen-âge. Paris 1890. — Recueilgénéral et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siecles imprimés ou inédits, publiés d'après les manuscripts par M. Anatole de Montaiglon et Gaston Raynaud. Paris 1872—1890.

[2] T. 1, S. 15

angedeutet, den die Dichter ihren Erzählungen beilegen, wie: *une trufe, une bourde, une risée, un gab.* Erst allmählich schließt sich an die Erzählung eine Lehre an. Mit einer einzigen Ausnahme sind die Fabliaux in paarweise gereimten Achtsilbern abgefaßt. Die Fabliaux waren die Poesie des aufkeimenden Bürgertums gegenüber den Idealen einer höfisch-sentimentalen Dichtung. Drei Mächte sind es, die an ihrer Gestaltung mitgearbeitet haben: Der Strom orientalischer Erzählungen mit ihrem buddhistischen Ideal der Frauenverachtung, der niedrige Stand der Spielleute und die sittlich entartete Geistlichkeit.

Die buddhistische Auffassung sprach der Frau jegliche Rechte und persönliche Würde ab und betrachtete sie als die unvermeidliche Last des Mannes, die ihn an den Fesseln der Sinnlichkeit vom wahren Leben zurückhält. Ihr ausgesprochen asketischer Charakter neigt zur Betonung der Vorzüge des Zölibats. Diese Ansichten kehren in der Fabliauxdichtung wieder in einer niedrigen Bewertung der Ehe sowie in der Neigung, jedes Fiasko des Mannes, ja schließlich seine Fehltritte auf das Schuldkonto der Frau zu setzen.

Wenig edel sind auch die Motive der Sänger niederen Standes, deren spöttischer Ader manches Falbel seine Entstehung verdankt. Hier spielen Prahlsucht und absichtliche, durch die Lebensumstände gebotene Rücksichtnahme auf ein spottsüchtiges Publikum eine Rolle, das sich in bewußter Auflehnung gegen das Ideal der Frauenverehrung des Rittertums zu fühlen beginnt und in seinem erwachenden Selbstbewußtsein geschmeichelt sein will, ferner Armut der Sänger und demzufolge Hoffnung auf klingenden Lohn, wenn sie ihren Zuhörern nach dem Munde redeten und ihrer Lachlust reichliche Nahrung zuführten.

Weiterhin ist die Mißachtung der Frau auf den unheilvollen Einfluß der Kleriker zurückzuführen, aus deren Feder so manches Falble geflossen ist. Auch das Zölibat und dessen Folgen bot Stoff zur Satire.

Ein derbes, noch von keiner verfeinerten Kultur angekränkeltes Bauernvolk sucht seine Unterhaltung in Erzählung von Ereignissen des alltäglichen Lebens, denn höhere Interessen nach unserem Verstehen sind ihm fremd. Diese Erzählungen aber behandeln Natürliches, nur Allzunatürliches. Derartiges lag dem ungebildeten Bauern und reizte ihn zum Lachen, denn am Schabernack hat er seine größte Freude, am Schabernack, den er selbst einem anderen spielen kann oder von dem er berichten hört. Das Herzliche, Gemütliche, das uns bei den deutschen Schwänken trotz der Derbheit des Stoffes so angenehm berührt, ist dem Franzosen fremd. Er spielt mit allem, kichert über alles, spürt mit Sperberblick die kleinste Lächerlichkeit heraus, ist mitleidlos auf den eigenen Spaß bedacht, voll Widerspruchsgeist, voll Selbstgefallen an der eigenen Überlegenheit, aber nicht so sehr boshaft als leichtsinnig, leichtfertig. So lacht er denn über den dummen Ehemann, dem Hörner aufgesetzt werden. Er hat es wohl selbst des öfteren getan. Er lacht über die betrogene Dirne, die um ihren Sündenlohn geprellt ist, über die verliebten,

glücklich oder unglücklich ausgehenden Geschichten der Geistlichen, weil ihr Gebaren in erotischen Dingen so seltsam zu ihrer frommen Kutte und ihrem Handwerk paßt. Vor allem aber bringt ihn zum Lachen jeder Bericht von der Verschlagenheit der Weiber, von ihrer Geilheit, ihrer Unbeständigkeit, Untreue, von ihrer Leichtfertigkeit und Gefräßigkeit. In den meisten Fabliaux gliedert sich die ganze Erzählung um eine erotische Situation, und der erotische Witz fehlt fast nie. Gerade an solchen obszönen Geschichten, wo die Frau in möglichst schwarzen Farben gemalt ist, hatte man seine größte Freude. Daraus aber kann man schließen, daß sie zumeist in Abwesenheit der Durchgehechelten vorgetragen sein werden. Und durch Obszönität ragen nicht wenige aus der Masse hervor. Nur einige seien erwähnt. *Le sot Chevalier* handelt von einem dummen Ritter, der von der Schwiegermutter in seinen ehelichen Pflichten unterwiesen wird. In „*De la damoisele qui ne povoit oir parler de foutre*" hört ein junger Mann von der Tochter eines Ritters sprechen, die von „foutre" nicht reden hören konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen. Er beschließt, bei ihr sein Glück zu versuchen, und bietet dem Ritter seine Dienste an. Man nimmt ihn gut auf, weil er bewußtlos wird, als er grobe Worte vernimmt. Das Mädchen verliebt sich in ihn, und beide werden ein glückliches Paar. *De la demoiselle qui néot parler de fotre qui n'aust mal au cuer* hat ziemlich denselben Inhalt. Was von „*De celle qui se fist foutre sur la fosse de son mari*" zu halten ist, geht schon aus dem Titel hervor. Das gleiche gilt von „*Le jugement des Cons*". Diderot schöpfte für seine „*Bijoux indiscrets*" aus folgender Quelle: *Le chevalier qui faisoit parler les cons et les culs* von Garin. Diese Fähigkeit ist einem edlen Ritter zum Danke für sein Betragen von zwei Feen verliehen worden. Die dritte Fee verspricht ihm, er werde überall gut aufgenommen werden. Alles trifft ein, und er wird ein reicher Mann. In *De l'Escuiruel* benutzt der junge Robin die Unerfahrenheit eines Mädchens, um seine Liebe zu gewinnen usw. usw.

An dem obszönen Charakter der meisten Fabliaux ist das wenig keusche Leben der Weiber die bestimmende Ursache. Sie haben ihr Vergnügen an unzüchtigen Worten, Zoten und gemeinen Scherzen, gefallen sich in zynischen Zweideutigkeiten und lieben den Gebrauch unflätiger Schimpfworte. Die Dichter Preine und Bedier beweisen an zahlreichen Beispielen, daß die Frauen derartigen obszönen Erzählungen und Possen beigewohnt haben. Jean de Condé scheut sich nicht, einem adligen Fräulein Zoten in den Mund zu legen und über Dinge und Handlungen zu witzeln, deren Erwähnung heute peinlich gemieden wird.

Par cett essample monstrer vueil
Que femes n'aient point d'orgueil
De fourtre paller hautement,
Quant il foutent igalement.

(Recueil IV, 206.)

Es ist deshalb auch nicht allzu schwer, sie zu gewinnen. Ganz fadenscheinige Gründe genügen, wenn man der Dichter Worte für bare Münze nehmen will. So legt sich zum Beispiel ein loser Clerk ins Bett der Jungfrau. Als sie sich sträubt und um Hilfe rufen will, bittet er sie, ruhig zu sein, da man jetzt doch nicht mehr an ihre Unschuld glauben würde. Sie sieht das ein und gibt sich ihm hin. Warum auch nicht? Die Mädchen haben ja an sinnlichem Liebesgenuß selbst die größte Freude und, mögen sie noch so unerfahren gewesen sein, sobald der erste Biß in den Apfel getan ist, sind sie ganz erpicht darauf, ihn vollständig zu verzehren. Nur mit einem jungen kräftigen Mann will das Mädchen eine Ehe eingehen. Wird sein Wunsch jedoch nicht erfüllt und bekommt es einen alten Mann nach dem Spruch der Eltern, so bejammert es sein Dasein. Die junge Frau empfindet dann ihre erzwungene Enthaltsamkeit ebenso schmerzlich wie diejenige, deren Mann aus Dummheit oder Unerfahrenheit seinen ehelichen Pflichten nicht nachkommt. Dann muß eben ein Geliebter herhalten. Als ein Knappe klagt, er habe seine Geliebte durch die Gewalt seiner Liebkosungen umgebracht, bittet eine andere um den gleichen Tod. Doch dieser kommt nicht. Kein Wunder, denn nach der Ansicht der Dichter kann ein Weib hundert Männern das Mark aus den Knochen saugen, ehe sie genug habe, gemäß den Sprüchen Salomonis 30, 15—16. Auch die Klöster, die doch Stätten frommer Zucht sein sollen, erscheinen als Sitz sinnlicher Lust. Den Stachel des Fleisches fühlt jede, von der jüngsten Novize bis zur Äbtissin. Als drei Nonnen ein obszönes Bild, nach anderer Version *un vit grossier et plenier* gefunden haben, bringen sie es der Oberin. Diese schlichtet den Streit über den Besitz, indem sie das Bild für eine Miniatur ihres Psalters erklärt und für sich behält.

Stehende Figuren in den Falbels und Schwänken sind: Der Pfaffe, der Gatte, die Frau, die Jungfrau, die Magd, die Kupplerin, Ritter, Student und Knecht.

1. Der *Pfaffe* tritt in den mittelhochdeutschen Schwankerzählungen nicht so oft als Verführer auf wie in den Falbels. Er war als Liebhaber von den Frauen sehr gesucht, und das hatte auch seine guten Gründe, wie die Tochter, von ihrer Mutter darum befragt, erklärt: „*muoter, daz wil ich dir sagen, von minen gebresten klagen, der ritter macht mich liht ze schanden oder der knecht in den landen, wen si sint gar unverswigen. gen ich nu bi dem pfaffen ligen, so muoz er den munt zuo tuon und swigen.*“ Denn es war auch für ihn von Interesse, daß die Sache im geheimen blieb. Dazu kam, daß er infolge seiner untätigen und üppigen Lebensweise ein *bon ouvrier en lit* war. Seine Schliche, um zum erwünschten Ziel zu gelangen, sind mannigfaltig, wird er aber bei einem Liebesstündchen ertappt, so entpuppt er sich als lächerlicher, zitternder Hasenfuß.

2. Wird von einem *Ehemann* erzählt, so ist es selten der kluge, überlegene Gatte, der die Ränke seines Weibes durchschaut oder an dem Verführer sich zu rächen versteht oder selbst auf Abwegen wandelt, sondern meist handelt es sich um die

bekannte Figur des Hahnreis und Pantoffelhelden. Meist ist der Gatte alt, häßlich, dumm, naiv oder ängstlich, alles Gründe, die die Gattin berechtigen, Seitenwege zu gehen.

3. Die *Frau* fehlt, wie schon erwähnt, selten in einem Schwank. Zunächst wird ihre Schönheit in allen erdenklichen Farben gemalt. Besonders gilt der Busen als ein wichtiger Teil der Frauenschönheit. Er muß rund und voll, aber nicht etwa zu groß sein. Im Mittelhochdeutschen werden auch diskretere Teile nicht unerwähnt gelassen. Da nämlich die mittelhochdeutschen Schwankdichter für sexuelle Dinge sehr gern alle möglichen umschreibenden Ausdrücke anwenden, können sie auch bei der Schilderung der Frauenschönheit darauf eingehen, ohne durch die Nennung der groben Worte, wie es im Falbel geschehen würde, die zwar sinnliche, aber doch poetische Stimmung, die darüber liegt, zu zerstören. Das alte Bild des Gürtels wird beispielsweise gebraucht, um das *rosengartlin* zu schildern. Gewöhnlich findet sich bei solchen Umschreibungen die Benennung rosengertel: *lieplich si was geschicket hin ze tal biz uf der rosen gertel.* Je schöner aber eine Frau, um so mehr will sie glänzen. Von der Eitelkeit bis zum Fehltritt ist deshalb nur ein kleiner Schritt. Am meisten ist deshalb bei den Falbels die Ehebrecherin vertreten: treulos, dreist, unbedenklich, geistesgegenwärtig und verlogen, immer zur Liebe bereit und immer geschickt, sich aus der Patsche zu ziehen.

4. Die *Jungfrau* ist meist naiv. Sie weiß noch nichts von Liebe, möchte aber gern darin unterrichtet sein. Gerade für die mittelhochdeutschen Schwanknovellen hat dieses Spielen mit der Naivität und erotischer Unschuld besonderen Reiz. Auch das Falbel hat dieses Moment benutzt, aber in viel gröberer Weise.

Forscht man nun den Gründen nach, die zu der pessimistischen Beurteilung der Frau Veranlassung gaben, so erkennt man, daß nicht mehr ausschließlich die asketische Denkrichtung des Mittelalters das Urteil von der besonders sittlichen Minderwertigkeit der Frau und der Ehe diktiert. Solches Zurückgehen auf die Bibel oder die Kirchenväter ist am Ausgang des Mittelalters schon selten. Es sind vielmehr individuelles Empfinden und rein persönliche Momente, die dieser Satire ihr eigentümliches Gepräge geben. Die genaue Kenntnis des weiblichen Wesens erklärt die Mahnungen mancher Dichter zur Vorsicht, denn vor der Ehe sind die Mädchen ganz anders als in der Ehe. Wären wir nur auf die spärlichen lobenden Äußerungen über die Frau angewiesen, so stände es freilich schlecht mit einem günstigen Urteil über die Frauen. Aber hinter der Aufzählung der weiblichen Untugenden schlummert die Überzeugung von der geistigen Überlegenheit des weiblichen Verstandes. „Schon der immer wiederkehrende Umstand, daß die Frau gewöhnlich als Siegerin hervorgeht, und zwar unter Ausnutzung höchst unvorteilhafter Eigenschaften des Mannes, seiner Leichtgläubigkeit, Angst, Schwerfälligkeit, Energielosigkeit und Eifersucht, die die Frau oft erst auf den Weg des Treubruchs

treiben, ist eine indirekte Anerkennung ihrer Macht, die man gründlich kennen muß, will man ihren Einflüssen nicht unterliegen [3]."

Die Stoffgebiete dieser Schwänke und Falbels, wie sie in allen europäischen Literaturen vorkommen, ist schon oft verfolgt worden. Le Grand d'Aussy [4] und Barbazan-Meon [5] haben in ihren Ausgaben der altfranzösischen *Falbels* und *Contes* romanische Behandlungen desselben Stoffes aus den verschiedensten Jahrhunderten angegeben. Friedrich Heinrich v. d. Hagen [6] hat in der Einleitung zu seinem Werke für die mittelhochdeutschen Erzählungen die Herkunft der Stoffe aus orientalischen und romanischen Literaturen bezeichnet oder ähnliche Versionen dort aufgeführt. F. Liebrecht [7], Reinhold Köhler [8] und andere haben neue Parallelen und Fassungen auch aus kleineren europäischen Literaturen angegeben. In einer Reihe von Spezialarbeiten [9] ist für bestimmte Motive oder Verfasser die Quellengeschichte verfolgt worden. Bedier [10] hat die Falbels auf ihre Quellen hin untersucht und miteinander verglichen. Dabei hat er gezeigt: Der Rohstoff der Falbel stammt zwar zum größten Teil aus dem Orient, aber die Falbeldichter haben diesen Stoff in so eigentümlicher, echt französischer Weise verarbeitet, daß man ihre Erzählungen als reinste Produkte des esprit gaulois ansprechen darf [11].

4. KAPITEL
Die Farcen

Auch in Frankreich wurden ebenso wie gleichzeitig in Deutschland dramatisierte Farcen gespielt. Die Schwänke (la farse) bestanden meistens aus 100—300 Versen. Die meisten davon wurden nicht niedergeschrieben, wenige gedruckt. Was davon erhalten ist (etwa 150 Stücke), fällt in die Zeit von 1440—1450. Als eigener Zweig, doch nicht viel davon verschieden, erscheint von 1450 an die Sotie, worin eigentliche Narren oder Hanswürste die Hauptrolle spielen [1].

[3] Reckzeh, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Frauenideals i. d. franz. Lit. am Ausgang des Mittelalters, Greifswalder Diss. 1912, S. 25.

[4] Fabliaux ou contes du XIIe et du XIIIe siècle. Paris 1829.

[5] Fabliaux et Contes des poètes français des XIIe—XVe siècle. Paris 1808.

[6] Gesamtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen. Stuttgart 1850, 3 Bde.

[7] Zur Volkskunde, Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879.

[8] Kleinere Schriften zur Märchenforschung. Weimar 1898; Kleinere Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters, Berlin 1900; Kleinere Schriften zur neueren Literaturgeschichte, Volkskunde und Wortforschung. Berlin 1900.

[9] H. Euling, Studien über Heinrich Kaufringer in Germ. Abhdl., 18. Heft, Berlin 1900; P. Arfert, Das Motiv von der untergeschobenen Braut, Diss. Rostock 1897; Ebeling, Auberee, Altfrz. Falbel, Halle 1895.

[10] *Les fabliaux. Etude de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen-âge.* Paris 1893.

[11] Verzeichnis der Ausgaben der Falbel und Schwänke bei: Barth, Liebe und Ehe im altfranzösischen Falbel und in der mittelhochdeutschen Novelle. Diss. Berlin 1910.

[1] Vgl. *E. Fournier, Le théâtre français avant la renaissance, mystères, moralités et farces.* Paris 1872; *Picot et Nyrop, Nouveau recueil de farces françaises.* Paris 1880; *Philomneste junior (Gustave Brunet) Livres perdus.* Bruxelles 1882, S. 37.

Unter den Gesellschaften, die sich die Pflege der Farcen angedeihen ließen, ragen die Genossenschaften der Advokatenschreiber, die Basoches, hervor. Miraulmont, der Geschichtschreiber der Basoches, erzählt, die Basochiens hätten in früheren Zeiten einige Male im Jahre Stücke aufgeführt, in denen die Fehler der einzelnen Mitglieder und außerdem „*secrettes galantes des maisons particulieres*" verspottet worden seien. Am Fastnachtsdienstag hielten sie eine Sitzung ab, in der sie mit der Rechtspflege ebenso ihren Spott trieben, wie es zum Beispiel die Chorknaben zur Weihnachtszeit mit dem Gottesdienste taten. Sie verhandelten einen fingierten Rechtsfall, meist sehr derber Art[2]. Von dem Repertoire dieser Gesellschaften wissen wir nicht allzuviel. Wir kennen nur einige Farcen, juristische Streithändel betreffend, zum Beispiel wurde über die Frage verhandelt, ob ein Kind, das sechs Monate nach der Hochzeit zur Welt gekommen sei, als ehelich betrachtet werden könne, ferner einen Deflorationsprozeß, dann die Farce du Pect (Pet), wo Mann und Weib in förmlicher Gerichtsverhandlung sich gegenseitig die Schuld an dem Ereignis zuschieben, das durch den Titel angedeutet wird, oder „*Les femmes qui demandent les arresages*", wo die Frau gegen den Mann wegen Nichterfüllung seiner Pflichten einen Prozeß einleitet, sich aber wieder mit ihm versöhnt[3]. Es fehlen auch nicht die Schwänke von den treulosen Frauen. So finden wir die Geschichte von dem einäugigen Mann, dem die Frau das eine Auge zuhält, damit der Liebhaber ungesehen entschlüpfen kann, ferner von dem Narren, dessen Frau zu früh in die Wochen kommt usw. Auch die Galanterien des geistlichen Standes werden dramatisiert. Die listigen Streiche der buhlerischen Weiber spielen in den Farcen eine viel größere Rolle als in den deutschen Fastnachtsspielen, und die Zote wird durchaus nicht verschmäht, doch kommt es in den deutschen Fastnachtsspielen viel häufiger vor, daß der Witz in wahlloser Anhäufung von Unsauberkeiten gesucht wird.

Die mittelalterliche Fabliauxliteratur ist seltsamerweise nur spärlich benutzt. Creizenach[4] sagt, daß unter 150 Farcen sich nur 22 finden, die mit Sicherheit als dramatisierte Fabliaux anzusprechen sind. Jedenfalls ist die urwüchsige Freude an pikanten und derben Situationen in den Farcen unverkennbar.

5. KAPITEL

Minnedienst und Troubadours

Man darf die erotische Ungebundenheit des Volkes nicht zu streng beurteilen, denn die Freude an Erotik findet sich bei hoch und gering, in den grauen Tagen des Altertums wie in der lockenden Gegenwart. Die vornehmen Kreise standen

[2] Vgl. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, Halle 1911, Bd. I, S. 440.
[3] Creizenach, a. a. O., I, 446.
[4] I, 449.

zu jener Zeit nicht zurück. Die Schauspiele, die unter Heinrich IX. in Frankreich öffentlich aufgeführt wurden, waren äußerst anstößig. So „Die neue und lustige Schnurre des Arztes, der alle Krankheiten heilt und auch die Nase des Kindes einer Schwangeren macht", die erheiternde und lustige Schnurre, worin der Streit eines jungen Mönches und eines alten Gendarmen vor dem Gotte Cupido wegen eines Mädchens vorkommt[1]. Auch zur Zeit Ludwigs XI., Franz' I. und Karls des Kühnen gab es wie im Altertum Darstellungen von lebenden Bildern von nackten Mädchen, wie Das Parisurteil, Die Geschichte Noahs usw. C. Schnaase[2] berichtet von einem Feste, das Philipp der Gute von Burgund 1454 zu Lille gab, anläßlich der Aufforderung des Papstes Pius II. zu einem Kreuzzug, und erwähnt den Prunk und die derben Scherze, die damit verbunden waren. „So befand sich an einem Ende der Tafel eine unbekleidete, nur durch ihr langes Haar und durch einen leichten Schleier verhüllte Gestalt, deren Brüste Hypocras, ein beliebtes Getränk, ergossen, und auf der Tafel selbst sah man einen nackten Knaben, der in noch naiverer Weise Rosenwasser spendete." Auch die Gemälde und Wandteppiche der Reichen zeigten dieses Gepräge. Wilhelm Pepin, ein Prediger des 15. Jahrhunderts, berichtet darüber: „Die Malereien und Wandteppiche stellen oft abscheulich lüsterne Stoffe dar, die in den ruhigsten Gemütern Begierden zu erregen imstande waren. Man sah sie gewöhnlich in den Palästen in fürstlichen Gemächern. Wollte Gott, daß sich keine in den Gemächern der Prälaten und der Geistlichen fänden! Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß ich gewisse zotige Malereien in dem Innern einer berühmten Kirche gesehen habe, die man auf diese Weise zum Osterfeste schmückte. Es schauderte mich, als ich sie sah. Ich ließ sie entfernen und anderswohin bringen." Das Schloß von Fontainebleau, das von Franz I. durch italienische Künstler erbaut und geschmückt wurde, hatte den damaligen Sitten gemäß eine Menge obszöner Gemälde. Sauval sagt, daß man dort Götter und Göttinnen, Männer und Frauen sah, die sich widernatürlichen und scheußlichen Ausschweifungen hingaben. Im Jahre 1643 ließ die zur Regentschaft berufene Königin viele dieser Gemälde vernichten. Der Verlust belief sich auf mehr als 500 000 Franken[3]. Die geschriebenen, zum Beten bestimmten Bücher, die man Gebetbücher nannte, waren mit Kleinmalereien geschmückt. Die Sammler bewahrten die auf, in denen recht anstößige Dinge dargestellt sind.

Brantomes Schriften bilden eine unerschöpfliche Fundgrube für die Beurteilung der Sittenzustände jener Zeit in der höheren Gesellschaft. Ich lasse ihn daher hier selbst zu Worte kommen: „Die Galerie des Grafen du Chateau-Vilain, genannt Seigneur Adjacet, besuchte eine Schar von Damen mit ihren Anbetern. Ihre

[1] Vgl. *Recueil de plusieurs farces tant anciennes que modernes.* Paris 1612 und Gay, 3. A., III, 961, wo die Bibliographie angegeben ist.

[2] Geschichte der bildenden Künste i. 15. Jhrh., hrsg. v. Wilh. Lübke, Stuttgart 1879, S. 39.

[3] *Galanteries des Rois de France depuis le commencement de la monarchie. Nouvelle édition par M. Henri Sauval, Avocat au Parlement.* Paris 1731, 3. Bd., S. 55—57.

Blicke richteten sich auf die prächtigen und seltenen Gemälde, die in der genannten Galerie hingen. Da sahen sie ein sehr hübsches Gemälde, auf dem schöne nackte Frauen im Bade dargestellt waren, die sich untereinander liebkosten und in so reizender Weise alle möglichen Dienste leisteten, daß die kälteste Nonne oder Eremitin warm geworden wäre. Eine der Damen, die ich kannte und die ganz versunken in das Gemälde war, sagte zu ihrem Liebhaber, indem sie sich aufgeregt zu ihm wandte, als sei sie von dieser Liebeswut angesteckt: Hier halte ich es nicht mehr aus. Schnell in den Wagen und nach Haus. Ich glühe. Fort! Wir wollen das Feuer löschen[4]!" Wie weitverbreitet solche zur Liebe reizenden Gemälde waren, geht auch aus einer Notiz des Marquis d'Argens hervor, der, als er von der Vernichtung solcher Szenen durch Maria von Medici berichtet, sarkastisch hinzusetzt, sie hätte dann ebensogut ganz Fontainebleau in Flammen aufgehen lassen müssen, wenn sie einen durchgreifenden Erfolg erzielen wollte[5]. Doch lassen wir Brantome weitererzählen:

„Ich kannte einen Prinzen, der ... kaufte von einem Goldschmied einen sehr schönen Becher aus vergoldetem Silber, der ein Meisterwerk war. Auf diesem Becher waren mit dem Stichel innen und außen und rundherum höchst fein und genau etliche Figuren des Aretino eingraviert, zudem aber noch verschiedene Arten der Kohabitation von Tieren." Brantome erzählt dann weiter, daß während der Feste, die dieser Prinz gab, der Becher den Damen gereicht wurde, die daraus trinken mußten, und sie amüsierten sich weidlich darüber[6]. „Zur Zeit Heinrichs III. schenkte ein mir bekannter Edelmann seiner Geliebten ein Buch mit Bildern, die 32 große und mittlere Hofdamen darstellten, ganz nach der Natur gezeichnet, wie sie mit ihren Anbetern der Liebe frönen. Darunter waren Damen, die zwei oder drei Liebhaber hatten, manche noch mehr, und diese 32 Damen verkörperten etwa 27 Stellungen des Aretino. Die Personen waren sprechend ähnlich, einige völlig nackt, andere mit genau derselben Kleidung, Haartracht usw., die man sonst bei ihnen sah. Ebenso war es bei den Männern. Kurz, dieses Buch war großartig gemacht. Es hatte 8—900 Taler gekostet, und die Zeichnungen waren koloriert." Brantome berichtet dann weiter, daß eine der abgebildeten Damen das Buch zu Gesichte bekam, aber nicht im geringsten beleidigt war, vielmehr im höchsten Grade aufgeregt wurde[7]. Eine obszöne Unterhaltung scheint bei den Damen der damaligen Hofgesellschaft überhaupt gang und gäbe gewesen zu sein, so daß man darin nichts Besonderes sah, denn Brantome unterläßt nie, bei den für Frauenohren etwas sonderbar anmutenden Geschichten die Heldinnen als „sehr ehrbare" (tres honnestes) Damen zu bezeichnen.

Wir sind mit unserem Bericht etwas der Zeit vorausgeeilt und kehren deshalb

---

[4] Brantome, Das Leben der galanten Damen, deutsch von Willy Kastner, Leipzig 1914, S. 33.

[5] *Mémoires historiques et secrets concernant les amours des rois de France.* Paris 1739, S. 86—90.

[6] Brantome, a. a. O., S. 31 ff.

[7] A. a. O., S. 344—345.

zum Ausgangspunkt zurück. Noch einige Worte über das Rittertum. Dieses besaß neben unbestreitbaren Vorzügen mancherlei, was nicht ganz mit den Vorstellungen, die man sich gemeinhin von dieser Institution zu machen gewohnt ist, übereinstimmen will, denn nach allgemeiner Anschauung sieht man im Ritter- und Minnedienst die Krone der Frauenverehrung. Es war alles andere eher als das. Der Frauendichter betrachtete sich allerdings als Vasall oder Lehnsmann der Geliebten und nahm sowohl Pflichten und Rechte dieser Vasallität für sich in Anspruch. Die Geliebte war ihm die Herrin, und er diente ihr in der Erwartung, daß sie seine Dienste durch die erstrebte Anerkennung schließlich belohnen werde. In dem Begriff der Gegenseitigkeit lag aber ein tief unsittliches Moment, das nur allzubald zum sicheren Angriffspunkt für eine vernichtende Kritik dieses Rittertums werden sollte. An der häufigen Übertragung der Forderung der Gegenseitigkeit auf das sexuelle Gebiet mußte diese Frauenhuldigung zugrunde gehen, da sie zu einer allmählichen Untergrabung der ehelichen Verhältnisse und zu einer schließlichen Umwertung aller sittlichen Begriffe von ehelicher Treue und Reinheit des Familienlebens führen mußte. Diesem starken Hervortreten sinnlicher Momente wurde besonders auch durch die so gründliche Beschäftigung mit allen Fragen der Liebe Vorschub geleistet, die der didaktischen Poesie dieser Zeit ihr allgemeines Gepräge gibt. Man beachte nur die Minnelieder. Fast durchweg werden die leiblichen Reize der Angebeteten, die sinnlichen Freude der Liebe, also der reelle Genuß gefeiert. Auf die geistigen Qualitäten des Weibes wird nicht geachtet. Es zählt nicht mit und dient nur als Genußobjekt für die männlichen Genüsse. Demgemäß bleibt das Wohlgefallen am Weibe auf reine Äußerlichkeiten beschränkt. Besitzt es körperliche Vorzüge, so wird es mit dem Ritter, der es mit seiner Verehrung bedenkt, in Preisliedern zum Lobe ihrer Schönheit verherrlicht. Wie aber, wenn die Reize verblüht sind? Sie werden ebenso wie die weniger Hübschen mißachtet und zum alten Eisen geworfen. Unsittlich, wenn man den Begriff sehr weit faßt, kann man die Minnelieder schon deshalb nennen, weil meist eine verheiratete Frau die Herzensdame des Dichters war. Und da es auch zu dieser Zeit an eifersüchtigen Ehemännern nicht fehlte, war der dichtende Troubadour nicht selten gezwungen, um seine Geliebte nicht bloßzustellen, sich erfundener Namen und allegorischer Zeichen zu bedienen, ein Umstand, der die Natürlichkeit und Wahrheit der Empfindung in den Gedichten wesentlich beeinträchtigte. Immer aber stand die sinnliche Erscheinung der Geliebten im Vordergrund. Ihre intimsten Schönheiten werden besungen und der staunenden Mitwelt offenbart, und welches Weib wäre taub für solche ihrem Ohr schmeichelnde Musik! Die Formen, die der Minnedienst oft annimmt, sind wahrhaft grotesker Natur. Die Ritter trugen das Hemd der Geliebten[8], sammelten ihre Haare, sogar ihre Schamhaare[9], waren anwesend und halfen beim

[8] K. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. A., 1882, Bd. I, S. 270.
[9] Karl Jul. Weber, Das Ritterwesen, 2. A., Stuttgart 1835, Bd. I, S. 351.

Zubettgehen und Entkleiden der Geliebten[10]. Ulrich von Lichtenstein († 1276) trank mit schmatzendem Behagen das Waschwasser seiner Holden, läßt sich ihr zu Gefallen an der Lippe operieren usw. War nun das Wohlgefallen an dem Geliebten erwacht, so brauchte der Glückliche nicht allzu lange mehr auf Erhörung zu warten. Nun bedenke man, daß derartige Liebesverhältnisse sich täglich und in aller Öffentlichkeit abspielten, also von der Gesellschaft sanktioniert und gefördert wurden, daß der Ehemann demnach gezwungen wurde, sich einen Nebenbuhler in der Gunst seiner Gattin gefallen zu lassen, und man wird von den damaligen Sittenanschauungen nicht allzu begeistert sein.

Verwunderlich ist es also nicht, wenn der Dichter von den Reizen seiner Angebeteten entzückt und, in Erinnerungen an süße Schäferstunden schwelgend, seiner Phantasie die Zügel schießen läßt, daß seine Worte für Pensionsdämchen etwas zu natürlich klingen. Es ist sogar verzeihlich, denn solche Lieder sind der Ausdruck einer wirklich empfundenen Herzensneigung. Bedenklicher erscheint es schon, wenn erotische Verse geschmiedet werden, um durch Geistesblitze zu blenden oder die Unterhaltung zu beleben, denn hier spricht kein inneres Gefühl mit und entschuldigt die Lizenz des Ausdrucks, keine noch so künstlerische Vers- und Strophenbildung vermag den Tadel der Frivolität zu verwischen.

Ausschlaggebend für den sittlichen Tiefstand dieser Minnepoesie ist auch die Tatsache, daß nicht immer zünftige Ritter die Verfasser waren, da immerhin einiges Talent zur Verfertigung dieser Liebesgedichte gehört, das sich nicht erlernen läßt. Fahrende Sänger, Troubadours, die auf das Wohlwollen der Ritter angewiesen waren, sind überwiegend die Schöpfer der Minnepoesie. Troubadour (von trouver) bedeutet Erfinder, Dichter. Ihre Blütezeit reicht von der Mitte des 12. bis zu der des 14. Jahrhunderts. Ihre Produktionen enthalten heftige Satiren gegen den Klerus, Lehrgedichte, vor allem aber Liebeslieder und abstruse Spekulationen über die Natur der Liebe. Vorzüglich suchten sie Auszeichnungen in den Tensons, in welchen von den berühmten Liebeshöfen[11] Fragen, welche die Liebe betrafen, in pedantischer Weise behandelt wurden. Diese Tensons bestanden in Dialogen, in wechselseitigen Couplets, in denen sie ihre verschiedenen spekulativen Meinungen vertraten. Der Troubadour führte in seinem Heimatlande ein müßiges, unstetes Leben und fand bereitwillige Aufnahme in den Schlössern der Adligen, während er zugleich mit dem niedrigen vilain umging. Er hatte daher die günstigste Gelegenheit, die Anekdoten und die Chronique scandaleuse des Tages zu sammeln, welche er alsdann in der Weise, die ihm für seine Zuhörer am passendsten erschien, verflocht, verschönerte und auftischte. Die unbestreitbare Schönheit ihrer Poesie wird jedoch durch zahlreiche Mängel wieder paralysiert. So sind die Erzählungen zuweilen extravagant und noch öfter an-

[10] Weinhold, S. 272.

[11] S. weiter unten!

stößig, nicht nur hinsichtlich des Ausdrucks, sondern dem ganzen Inhalt nach. Einige derselben werden sogar Frauen in den Mund gelegt.

Das Lieben wurde wie das Dichten als eine Kunst dargestellt und auf Regeln zurückgeführt. Darauf bezieht sich der Ausdruck „sich auf Liebe verstehen" *(saber d'amor)*. Es ist kaum zu bezweifeln, daß eigene Anweisungen für diese Kunst geschrieben wurden, wobei man Ovid benutzt haben mochte.

Ein gewöhnlicher Gegenstand der Minnelieder sind die Betrachtungen über den Charakter der Liebe und Vorschriften, wie man diese Leidenschaft behandeln müsse. Dazu gehört vor allen Dingen Verschwiegenheit, weshalb der Namen der Geliebten in Allegorien eingekleidet wurde.

Ferner sei hier nur erinnert an die *Liebeshöfe* und die oft sehr freien *Minnefragen*. Wie schon erwähnt, liebt man es, über die „Natur" und das Wesen der Liebe zu grübeln. Der *„Roman de la Rose"* bietet ein vortreffliches Beispiel dieser pedantischen Neigung zu scholastischer Betrachtung der Liebe. Auch die Pflichten und Rechte der Liebenden werden geradezu kodifiziert. Des Andreae Capellani Regii Erotica sive amatoria Tremoniae MDXIV und das „Minnegericht des Raimon Vidal"[12] enthalten eine Menge solcher Gesetze. Man debattierte zum Beispiel: Welcher Liebhaber hegt eine wärmere Liebe, der so eifersüchtig ist, daß er sich durch den geringsten Anlaß beunruhigen läßt, oder derjenige, der für seine Geliebte so eingenommen ist, daß er auch nicht einmal auf gegründete Ursachen zur Eifersucht Rücksicht nimmt? Welcher Liebhaber hat seiner Geliebten mehr zu verdanken, jener, der nach langer Bewerbung ihr Herz erhalten, oder jener, der nicht lange darum zu bitten brauchte? Welcher Liebhaber beweist seiner Geliebten mehr Zuneigung, jener, der auf ihren Befehl von einem Turnier, dem er gerne beigewohnt hätte, wegbleibt, oder jener, der ihr zuliebe zu einem Turnier geht, dem er nur ungern beiwohnt? usw.[13]. Die Existenz dieser Liebeshöfe ist durch die auf uns gekommenen Gedichte der Troubadours bezeugt, im Zweifel kann man nur sein, ob sie ein bloßes Spiel zum Zeitvertreib waren, oder ob ihre Ansprüche wirklich Folgen in der bürgerlichen Gesellschaft nach sich zogen. Das erstere dürfte wohl zutreffend sein. Höchstwahrscheinlich waren sie gesellige Zusammenkünfte von adligen Herren und Damen, wobei verschiedene Fragen über die Liebe aufgeworfen und zum Ergötzen der Zuhörer erörtert wurden. Aretin bringt eingehende Mitteilungen[14]. Alwin Schultz[15] trifft gewiß das Richtige, wenn er sagt: „Daß Damen und vielleicht auch Herren, welche die Liebesbewerbungen eines jungen Mannes mit Interesse verfolgten, über dessen Aussichten wohl ihre Meinungen ausgetauscht, die Frage gesprächsweise erörtert haben, ob der Liebende schon An-

[12] S. bei Mahn, Die Werke der Troubadours, Berlin 1846—56, Bd. II, S. 23.

[13] Freiherr v. Aretin, Aussprüche der Minnegerichte usw. München 1807, S. 12.

[14] Vgl. Fr. *Diez*, Beiträge zur Kenntnis der romantischen Poesie. Berlin 1825 und ders., Die Poesie der Troubadours, 2. A., verm. von Karl Bartsch, Leipzig 1883.

[15] Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. Leipzig 1879, Bd. I, S. 475.

spruch auf Erhörung habe oder noch länger schmachten solle, das ist recht wohl wahrscheinlich. Aber solch eine Unterhaltung und ein Liebesgericht, das nach den Paragraphen des Andreae Gesetzbuch entscheidet, das sind doch recht verschiedene Dinge."

Eine größere Sammlung von Minnefragen ist uns von Eustache *Deschamps* überliefert. Sie liegt gedruckt vor in der Ausgabe des Marquis de St. Hilaire und Raynaud, nach der einzigen Handschrift, die die Werke Deschamps' enthält[16]. Hier hat ein Dichter seine Kunst in den Dienst dieser Liebeshöfe gestellt und die Fragen und Antworten in Verse, gewöhnlich Vierzeiler, gegossen. Doch steht diese Sammlung, die wir in das Ende des 14. Jahrhunderts verlegen können, etwas außerhalb des Rahmens der anderen. Denn während diese doch nur im ganzen harmlose Fragen aufweisen, ist jene ein echtes Produkt ihrer Zeit. Diese Fragen zeigen so recht offen die Freude am Erotisch-Derben, wie wir sie in den meisten Erzeugnissen jener Zeit antreffen[17].

6. KAPITEL

Didaktik, Satire, Schwank im Mittelalter

Die Verzerrung des ritterlichen Frauendienstes, die sittlichen Ausschreitungen der Zeit mußten sowohl der didaktischen Poesie wie der Satire reichen Stoff darbieten. Es finden sich Sittenprediger, die von der „guten alten Zeit" schwärmten und die verwahrlosten Klassengenossen zu Sitte und Ehrbarkeit wieder zurückführen wollten. Die einen versuchten es in steifleinener Manier, zum Beispiel Maitre *Ermengan* 1288 mit seinem *Breviari d'amor*. In diesem umfangreichen Werk, das er „Handbuch der Liebe" betitelt, weil alles Wissen seiner Zeit zur Liebe in Beziehung gesetzt wurde, geht er von der himmlischen Liebe aus und behandelt ihren Gegensatz zur irdischen Liebe. Raymond *Vidal* dichtete „Das Minnegericht", worin er weise Lehren für Liebende gab. Peire *Guillem* verfaßte eine Novelle, in welcher die Liebe und ihre Begleiterinnen, die Gnade, die Scham und leichter Sinn als allegorische Personen auftraten.

Alle diese Dichtungen verblassen jedoch als Eintagsfliegen gegenüber dem „*Roman de la Rose*", des *Guillaume de Loris* († um 1260), den Jehan de *Meung* um 1300 beendete. Er steht gewissermaßen auf der Grenzscheide zwischen zwei Zeitaltern: Die frühere ritterliche Galanterie gegen die Frauen hat einer spöttischen, überlegenen Galanterie Platz gemacht, und mit allen Mitteln aus dem Schatze einer reichen Erfahrung wird die Kunst zu lieben gelehrt. Die Lüsternheit und Üppigkeit in der Darstellung, die dem Geschmacke der Zeit entgegenkam, die sati-

[16] Paris Nat. f. fr. 840, abgedruckt bei Alexander Klein, Die altfranzösischen Minnefragen in: Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, Heft 1. Marburg 1911.

[17] Die Sammlungen sind verzeichnet bei G. Bornhak, Geschichte der franz. Literatur. Berlin 1886, S. 20—21.

rischen Anspielungen auf die Gebrechen der Gesellschaft, verknüpft mit einer staunenerregenden Gelehrsamkeit, verschafften dem Werk ein Ansehen, das es durch das 14. und 15. Jahrhundert hindurch behauptete, obschon sich auch in den Reihen der Angegriffenen Verteidiger der alten Zustände regten[1].

In der lyrischen Poesie führten die Gedichte der Troubadours im 15. Jahrhundert nur noch ein Schattendasein. Ihre künstlichen und seltsamen Formen, ihre Maniriertheit und ihre versteckten Anspielungen entsprachen nicht mehr dem Zeitgeschmack, der nach echter, volkstümlicher Lyrik Verlangen trug. Einen solchen Dichter fand das Jahrhundert außer in Froissart, Besselin und anderen besonders in *François Villon*. Dieser wurde geboren 1431 in Anvers bei Paris und bezog die Pariser Universität. Das lockere Leben der damaligen Studenten lockte ihn aber mehr als die Wissenschaft, und er geriet immer tiefer in den Strudel des Genusses. Besonders das „aimer" wurde seine Hauptbeschäftigung. Eine Geliebte gab ihm den Laufpaß, und er rächte sich durch ein Spottgedicht, wofür er öffentlich gestäupt wurde. Er verließ hierauf Paris, schrieb aber vorher, 1456, sein Vermächtnis nieder, das „Kleine Testament". Wegen verschiedener Eigentumsvergehen, zu denen ihn seine miserable Lage zwang, stand er zweimal vor dem Galgen, wurde aber jedesmal begnadigt. Sein Todesjahr ist unbekannt, liegt aber wohl zwischen 1480 und 1490. Sein Hauptwerk ist das „Grand Testament", das er unter dem Eindruck des ihm drohenden Todes durch den Galgen verfaßte. Es ist eine Sammlung von Balladen und Liedern, in denen er seinen Spießgesellen und Verwandten etwas vermachte, was ihm gar nicht gehörte und was sich die Bedachten erst stehlen sollten. Seiner Feinde gedachte er darin mit einem Witz oder einem Schimpfwort. Unter dem Titel „*Repues franches*" sind seine Schelmenlieder von einem seiner Freunde gesammelt worden. Der Eindruck, den alle seine Schriften auf uns machen, ist ein eigentümlicher. Wir sehen ihn abwechselnd bald das derb Erotische bevorzugend, bald zu den edelsten und reinsten Gesinnungen sich erheben. Er erzählt uns treuherzig seine schlechten Streiche, ja selbst seine Verbrechen. Schwermut, Humor und eine naive Hingabe an die Eindrücke der Wirklichkeit charakterisieren seine Schriften. Alle seine Gedichte atmen tiefe Wahrheit. Sein Ausdruck ist oft derb und obszön. Die Wortspiele, die er mit vielem Geschick überall in seine Gedichte einstreut, enthalten fast immer eine obszöne Anspielung. Trotz dieser Schwächen ist Villon der beste Volksdichter vor Marot und steht in bewußtem Gegensatz zu der lüsternen, sentimentalen Schäferpoesie, wie sie seit dem Roman de la Rose in Frankreich beliebt war[2].

[1] Neu herausgegeben wurde der Roman von Püschel, Berlin 1872 in 5 Bänden.

[2] Ausgaben: Die Werke Maistre François Villon. M. Einl. u. Anm. hrsg. v. Wolfg. v. Wurzbach in: Roman. Forschungen 1904, 405—584; François Villon, Des Meisters Werke, ins Deutsche übertragen von K. L. Ammer, Berlin 1921. — Literatur: Albert Stimming, François Villon im Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Literaturen, hrsg. v. Herrig, 26. Jhrg., 48. Bd., 241 ff. — Nagel, François Villon. Berlin 1877.

Zur Illustrierung sei nach der Ammerschen Übersetzung die „Ballade von Villon und der dicken Margot“ wiedergegeben:

Wenn ich die Kleine schon seit je beschützt,
so seid mir dessenthalb nicht bös gewillt,
denn mir gefällt die Art, die sie besitzt,
um ihretwillen trag ich Dolch und Schild.
Wenn Leute sie besuchen kommen, flüchte
ich mich zum Wein und rühre mich nicht mehr,
und biete ihnen Wasser, Brot und Früchte,
Und wenn sie gut bezahlen, sag ich: „Herr!
Kommt recht bald wieder, wollt ihr Liebe schmausen
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.“

Doch manches Mal, da gibt es arge Not,
im Fall Margot nichts zu verdienen fand,
da schelt ich, schimpf und martre sie zu Tod
und nehm ihr Wäsche, Kleider, Putz und Tand
und schwör, die Sachen alle zu versetzen.
Da fragt sie höhnisch, was ich mich erdreiste,
und schreit und kreischt und jammert vor Entsetzen
und widerspricht. Drauf ball' ich meine Fäuste
und lasse sie auf ihre Nase sausen
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

Dann gibt sie Ruh und lacht und läßt ein Fürzchen
und lockert sacht ihr enges Miederlein
und nennt mich „Lieber Schatz“ und löst ihr Schürzchen
und krault mit sanfter Hand mir Bauch und Bein.
Dann schlafen wir, und beim Erwachen legt
sie sich mit ihrer ganzen Last auf mich,
daß sie das Kind nicht tötet, das sie trägt.
Ich werde glatt wie ein Gedankenstrich.
Dann kost sie mich, daß mir die Ohren sausen,
in dem Bordell, in dem wir beide hausen.

Auf dem Gebiete der Schwankerzählung ragen in dieser Zeit zwei Werke besonders hervor, die „*Mensa philosophica*“ und die „*Hundert neuen Novellen*“. Erstere wurde[3] 1475 gedruckt. Michael Scotus soll der Verfasser sein. Das Buch hat, wie der Autor sagt, die Bestimmung, darüber zu belehren, was und wie bei Tische gesprochen werden soll. Im vierten Teil wird eine Sammlung von „ehrbaren,

[3] Nach Brunet.

lustigen" Erzählungen gegeben, wie sie sich zur Tischunterhaltung eignen. Sie enthalten sehr viele schlüpfrige Geschichten. Bebel hat eine ganze Anzahl von Facetien daraus entlehnt. Boccaccios Decamerone VII, 5, und IX, 2, gehen darauf zurück, und für die Tafelunterhaltung Gargantuas können sie als Vorbild gedient haben[4]. Für die ersten drei Traktate kann man unbedenklich Michael Scotus, der 1291 starb, als Verfasser annehmen, während für den vierten Teil, der die erotischen Schwänke enthält, wohl ein Dominikanermönch in Betracht kommt. Die „Mensa" diente als Vorbild für die späteren Schwankerzähler.

Die *„Cent novelles nouvelles"*, zum Unterschied von den Cent nouvelles antiche so genannt und um 1460 entstanden, 1486 im Druck erschienen, können als das erste französische Schwankbuch, das mit Bewußtsein als solches verfaßt wurde, angesehen werden. Lange Zeit war man sich im Zweifel darüber, wem man die Ehre der Verfasserschaft zuschreiben sollte, und riet ebenso lange auf König Ludwig XI. Weder der Erstdruck Verards noch alle späteren, selbst nicht die einzige, von Th. Wright entdeckte Handschrift der Nouvelles enthalten am Anfang oder Schluß den Namen des Verfassers. Als sicher angenommen werden konnte, daß die Novellen aus der Tafelrunde des Königs stammten. Der Marquis d'Argens[5] erwähnt, daß man an der Tafel Ludwigs XI. gern zotige Liebesabenteuer zum besten gab und daß diese Berichte wohl den Anstoß zu der Sammlung gegeben haben können. Erst Wright in seiner Ausgabe und dann Ed. Grisebach in der zweiten Auflage seines „Weltliteraturkatalogs eines Bibliophilen" (Bd. 2, S. 26 ff.) haben nachgewiesen, daß *Anthoine de la Sale* der Verfasser ist. Von dessen Leben wissen wir nicht allzuviel. 1388 wurde er in der Provence geboren, machte Reisen nach Italien, Brabant und Flandern und nahm 1415 an einem Kriegszug nach Portugal teil. Nach seiner Rückkehr wurde er Landrichter in Arles, Erzieher des Dauphins und dann der Söhne des Grafen Saint-Pol. Über seine letzten Lebensjahre sind wir noch weniger unterrichtet. Über siebzig Jahre alt, schloß er die Augen.

Die Einkleidung der Novellen ähnelt der Fiktion Boccaccios. Ein Kreis adliger junger Herren, nach der Jagd zu abendlicher Stunde beim Gelage am Kamin vereinigt, unterhalten sich mit derben, zum Lachen reizenden Histörchen. Die Anfänge der 32., 57. und 81. Novelle wollen die Fiktion dieser Entstehung aufrechterhalten, aber in der 90. Novelle heißt es: „Um die Zahl meiner Novellen, die zu erzählen und zum besten zu geben ich versprochen habe, zu mehren und zu vergrößern, will *ich* hier eine berichten, die sich erst kürzlich zugetragen hat." Hier wird also nur von *einem* Verfasser gesprochen. Die Novellen sind breit erzählt, sehr derb und im plump Erotischen wurzelnd, kaum für ein weibliches Ohr berechnet. Fünfzehn Stücke sind aus Poggio übernommen. Boccaccio hat

[4] Vgl. A. Wesselski in „Euphorion" XV, 1 ff. und „Mönchslatein" a. a. O., S. XLI ff.

[5] *Mémoires historiques et secrets concernant les amours des rois de France. Paris MDCCXXXIX, S. 34.*

vier beigesteuert, außerdem macht der Verfasser große Anleihen bei den Fabliaux des 12. und 13. Jahrhunderts. La Sale hat aber seine Quellen zeitgemäß umgearbeitet, so daß man sie als einen genauen Spiegel der Sitten jener Tage ansehen kann. Lebenslustige Kavaliere, ungetreue Weiber, eifersüchtige Gatten und leichtfertige Gattinnen, verschmitzte Mönche und geile Nonnen ziehen im bunten Wechsel an unserem geistigen Auge vorüber. All ihr Sinnen und Trachten dreht sich natürlich um die Betätigung der Geschlechtsliebe. Aber das Heikelste ist mit großer Grazie geschildert, die ein Erbteil des französischen Volkes zu sein scheint.

Die erste Ausgabe erschien, wie bereits erwähnt, 1486 in Paris bei Anth. Verard mit je einem Holzschnitt zu jeder Novelle. Sie ist jedoch unvollständig und verfälscht den Text, um König Ludwig XI. zum Verfasser zu stempeln. Erst Th. Wright brachte 1858 bei Jannet in Paris die vollständige Ausgabe[6]. Die beste deutsche Übersetzung ist die von Alfred Semerau als Band 5—6 der „Perlen älterer romanischer Prosa", bei Georg Müller in München herausgegeben[7].

La Sale ist auch, was wir an dieser Stelle des Zusammenhangs wegen erwähnen möchten, der Verfasser eines anderen sehr bekannten Werkes, „Les quinze joyes de mariage", das ebenso wie die Novellen anonym erschien. Die erste Skizze der Quinze joyes findet sich in de la Sales nie veröffentlichtem Werke: „La Salle" (des histoires), das er dem Connetable von Saint-Pol, Herzog von Luxemburg, widmete. In einer Ausgabe bei Jehan Treperel in Paris, die sehr lückenhaft zwischen 1495 und 1502 veröffentlicht wurde, findet sich im Vorwort in Form eines Silbenrätsels der Name desjenigen, der die „Fünfzehn Freuden" geschrieben. Dr. André Pother, Stadtbibliothekar in Rouen, hat 1830 in einem Briefe an den Buchhändler Techener[8] die Lösung des Rätsels veröffentlicht. Damit ist der Streit um die Autorschaft endgültig entschieden. Das Manuskript ist das einzige zurzeit bekannte. Ein zweites Manuskript der „Quinze joyes", nach welchem die editio princeps[9] hergestellt worden, ist verlorengegangen. Jannet publizierte 1853 eine neue Ausgabe nach der Rouener Handschrift. Die erste wirkliche deutsche Übersetzung veröffentlichte Friedrich Samuel Mursinna unter dem Titel „Fünfzehn Freuden der Ehe, aus einem uralten Werke gezogen" (Gotha 1794). Eine 1872 publizierte Neuausgabe wurde polizeilich beschlagnahmt[10]. Die neuesten Übersetzungen sind die von Franz Blei bei Julius Zeitler in Leipzig 1906 und die 1919 im Hyperion-Verlag in Berlin erschienenen.

Das Werk ist nicht etwa eine Sammlung von Obszönitäten, sondern eine

[6] 2 vols. 16°, Bd. I mit 44 + 303 S., Bd. II mit 323 S.

[7] Zur Bibliographie vgl. Gay I. 519 und III. 914; Hayn-Gotendorf IV, 32 und Stern-Szana, S. 37—39, vor allem Grisebach, Weltliteraturkatalog.

[8] Abgedruckt im Oktavheft 1830 der „Revue de Rouen" und später als Broschüre herausgegeben.

[9] In Folio, gotisch, ohne Ort und Datum, wahrscheinlich Lyon 1470—80, in 48 S.

[10] Vgl. Fedor v. Zobeltitz u. Eduard Grisebach in Zeitschrift für Bücherfreunde, 2. Jahrgang, 1898/99, S. 168 und Stern-Szana, S. 39—41.

treffende und beißende Satire auf den Ehestand, in meisterhaftem Stil, aber pessimistisch und weiberfeindlich.

1866 gab Jannet in Paris „*La seizième joye de mariage*", die er in einem alten Manuskript als Fortsetzung der „Fünfzehn Freuden" gefunden haben will, wie der Titel sagt: „*La seizième joye de mariage, morceau trouvé dans un ancien manuscrit à la suite des Quinze joyes*" Paris, Jannet 1866, in 16°, 31 Seiten, Wahrscheinlich ist Jannet der Verfasser[11].

An Schwänken sind bisher noch ungedruckt eine anonyme Sammlung des 15. Jahrhunderts[12] und der „Recueil" des Philippe de *Vigneulles* 1515[13]. Erwähnenswert sind noch: Les comptes du monde adventureux[14] mit 74 Nummern, von denen 30 aus Masuccio stammen[15].

7. KAPITEL

Das sechzehnte Jahrhundert

Die sentimentale Liebe erreichte ihren Höhepunkt in der Flut der *Amadisromane*. Während seiner Gefangenschaft in Madrid (1525) hatte Franz I. den spanischen Roman des Garcia Ordonez de Montalvo vom „Amadis" kennengelernt, deren abenteuerliche Geschichten seinen lebhaften Beifall fanden. Er beauftragte deshalb Herrn d'Herberay des Essarts mit der Übersetzung des Romans ins Französische. Mit einem langatmigen Titel erschien dieser 1540, erweckte das lebhafteste Interesse und gab Veranlassung zu lebhafter, aber erfolgloser Nachahmung[1]. Auch hier ist die Erotik ausschlaggebend.

Überhaupt wird in den heroisch-galanten Romanen, in den Amadis- wie den Schäferromanen der Geschlechtsliebe ein Preislied gesungen. Sie bildete ein Haupterfordernis. Bei den Helden der Amadisromane war es so gut wie traditionell, daß sie von Eltern vor der Ehe erzeugt wurden, und die einer freieren Geschlechtsauffassung huldigenden Ritter finden stets gleichgestimmte Damen, die ihren Wünschen auf halbem Wege entgegenkommen. Bei den heroisch-galanten Romanen sind die Grenzen der Schicklichkeit weit enger gezogen als bei den Amadisromanen. An die Stelle der Unbefangenheit tritt die Scheinheiligkeit. Es gehörte nun zur höfischen Vollkommenheit, daß der erotischen Leidenschaft Zügel angelegt und Umschreibungen an Stelle der unverblümten Deutlichkeit gewählt wurden. Es wäre aber ein Fehlschluß, anzunehmen, daß man zu einer edleren Auffassung der Liebe

---

[11] Vgl. Gay, III, 915—916; Hayn, IV, 33—34. Deutsch: Die sechzehnte Ehefreude. Eine Satire auf die fünfzehn Freuden der Ehe. Übersetzung und Urtext v. E. K. Blümml u. J. Latzenhofer, Wien, Dr. Rud. Ludwig 1909 in 600 Ex.

[12] Vgl. K. Voßler, Anfänge der franz. Novelle in Studien z. vgl. Literaturgesch. II, 1902.

[13] Vgl. Voretzsch, Altfranz. Literatur, Halle 1905.

[14] 1555; hrsg. v. F. Frank. Paris 1878.

[15] Vgl. H. Morf, Geschichte der neueren französischen Literatur I. Straßburg 1898, 78 ff.

[1] Vgl. Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien. Leipzig 1876.

sich durchgerungen hätte. Aus den Sittenschilderungen der Zeit wissen wir, daß am Hofe Ludwigs XIV. die Keuschheit keineswegs als erstrebenswertes Ideal galt, daß man den Sinnengenuß sehr wohl zu schätzen wußte, und daß man es nur mit der geforderten Würde für nicht vereinbar hielt, seine erotischen Neigungen allzu offenbar der Mitwelt zu zeigen. Als Prototyp dieser Dichter heroisch-galanter Romane kann Madame Scudery gelten, die seit Boileaus beißendem Spott viel von ihrer Beliebtheit einbüßte. Seine Satire bildete aber kein Hindernis für die Einschätzung des heroisch-galanten Romans beim Publikum, dem es nach wie vor seine Huldigung darbrachte. Ja, der Beifall, den diese Romangattung erhielt, war noch größer in Deutschland als in dem Ursprungsland, in Frankreich.

Allein diese uns heut ungenießbar dünkende Kost von erlogener Sentimentalität behauptete keineswegs den ersten oder gar den alleinigen Rang in der Wertschätzung der Zeitgenossen. Man war auch kompakteren literarischen Genüssen nicht abhold. Das Groteske, das Pikante wie das Lüsterne fand in gleicher Weise und wohl noch mehr Liebhaber als der sentimentale Amadisroman. Im folgenden will ich die Hauptvertreter jeder Spielart in der erotischen Literatur kurz erwähnen.

An erster Stelle steht unbestritten Meister François *Rabelais* (1483—1553). An innerem Gehalt behauptet den ersten Platz sein „*Gargantua und Pantagruel*“, der mehr ist als ein grotesk-humoristischer Roman. Ein satirisches Zeitbild entrollt sich vor unseren Augen, wie es grandioser nie gezeichnet wurde[2]. Seine weltberühmte Satire verdankt ihre Entstehung der Anregung seines Verlegers, der ihn bat, ihn für den mangelhaften Absatz seiner medizinischen Werke dadurch zu entschädigen, daß er ein volkstümliches Werk herausgäbe. So verfaßte Rabelais den „*Pantagruel, roy des Dipsodes, restitué a son naturel, avec ses faictz et ses promesses esponentables; composez par feu M. Alcofribas, abstracteur de quintessence.*“ Diesem Werk schloß sich alsbald an die überarbeitete Satire „*La vie tres horrifique du Gargantua, père Pantagruel jadis composée par M. Alcofribas, abstracteur de quintessence*“. In dem ersten Buche läßt Rabelais den Riesen Pantagruel alle Provinzen im Reiche der Narrheit durchwandern. Überall straft er die Narren und läßt den Rechtschaffenen seinen Schutz angedeihen. Sein Begleiter ist der spaßhafte Panurg, der ihn nach der Unsitte der damaligen Gelehrten in allerlei Sprachen anredet, und beide erzählen sich wechselseitig ihre Erfahrungen, die sie auf ihren Reisen machten. Mit unübertrefflichem Humor geißelt Rabelais mit aller Schärfe die Gebrechen der Kirche und der Mönche sowie deren lasterhaftes Leben. Dem komischen Inhalte entsprechend ist seine Darstellung mit Reden und Worten aus fremden Sprachen, neuen Wortbildungen und Redewendungen geschmückt, die in ihrer Unsinnigkeit doch die treffendste Charakteristik der dargestellten Personen geben.

[2] Ein näheres Eingehen auf den Inhalt des Romans erübrigt sich, da dieser in jeder Literaturgeschichte zu finden ist.

Der satirische Roman, dem Rabelais seine Berühmtheit verdankt und an dem er über zwanzig Jahre schrieb (1530—1553), zerfällt in fünf Bücher, von denen das fünfte nur zu geringem Teile ihm zugeschrieben werden kann, die anderen sehr lose zusammenhängen. Das zweite Buch (1534) erschien vor dem ersten (1532), das dritte kam erst 1543 mit dem Namen des Verfassers und mit königlichem Druckprivileg Franz' I. heraus, das vierte ebenso mit Privileg von Heinrich II. im Jahre 1552[3].

Natürlich war das Buch den Angegriffenen ein Dorn im Auge, und es hätte schlimm um den Verfasser gestanden, wenn nicht die königliche Hand schützend über ihm geschwebt hätte. Besonders Franz I. hatte seinen Spaß an der ungebundenen Lustigkeit des ergötzlichen Werkes. Auf Lüsternheit hat es Rabelais nie abgesehen. Selbst ein so prüder Literarhistoriker wie Ed. Engel[4] muß bekennen: „Gewisse Kapitel im Gargantua sind über alles Maß unanständig, so daß auch nur eine Angabe der Überschriften unmöglich wird. Aber das muß vorweg über die moralische Seite in Rabelais' Schriften gesagt werden — mag er auch fortwährend weit über die Grenzen des schriftstellerisch und allgemein künstlerisch Erlaubten hinausgehen, mag er sich im widerwärtigen und scheußlichen Unflat behaglich ergehen — lasziv wird er nie. Nie legt er es darauf an, den Leser sinnlich zu erhitzen, seine Phantasie mit beliebig auszumalenden Bildern zu beschäftigen. Er wendet stets und ohne jeden Skrupel das anstößige Wort der Sprache für die betreffende anstößige Sache an, er schwelgt oft geradezu in dem Vokabularium der Gemeinheit, viele Kapitel im Gargantua wie im Pantagruel sind vollständige Wörterbücher der Pornographie, wie es deren selbst in dem weiten Gebiet der französischen Literatur keine reichhaltigeren gibt — aber er schmunzelt nicht dazu, er benutzt solche Stellen zu keinem andern Zweck als zu dem, die rohen Menschen und rohen Situationen treu zu schildern."

In seinem gereimten Vorwort zum Gargantua spricht Rabelais sich unzweideutig über den Zweck seines Romans aus:

Mieulx est de ris que de larmes escrire,
pource que rire est le propre de l'homme.

Allein die Feindschaft der Theologen gegen die gelungene Satire ist begreiflich, denn selbst die protestantische Literatur hat keine witzigere und boshaftere Verhöhnung aufzuweisen, als sie Rabelais in den Kapiteln 49—54 des dritten Buches und in den Kapiteln 3—8 des vierten Buches vom Pantagruel bietet. Sein Werk ist mit Recht ein vortreffliches Gegengift gegen die Literatur der Lüsternheit, des Kitzels, so etwas wie ein Schlammbad. Auch gegen das weibliche Geschlecht, besonders gegen die Sittenlosigkeit seiner Zeitgenossinnen, richtet sich sein scharfer

[3] Über die Erstdrucke gibt Gustave Brunet Auskunft: *Livres perdus. Essai bibliogr. sur les livres devenus introuvables, par Philomneste junior. Bruxelles, Gay et Doucé, 1882, S. 46—48.*
[4] Geschichte der franz. Literatur. Leipzig 1883, S. 143.

Spott. Grotesk wirkt es, wenn er berichtet, daß bei manchen Frauen der laborator naturae (clitoris) so lang, groß, dick, fett und kräftig wird, daß sie ihn fünf- bis sechsmal als Gurt um den Leib schlingen oder auch unter gewissen Umständen als Lanze gebrauchen können. Und von welcher Unersättlichkeit müssen die Frauen seiner Zeit gewesen sein, wenn Rabelais (88, 15) folgende Anekdote berichten kann: Eines schönen Morgens begegnet Panurg einem Kerl, der zwei kleine Mädchen von höchstens zwei bis drei Jahren in einem Quersack über die Schultern gehangen trägt, das eine vorn, das andere hinten. Panurg, der vor dem weiblichen Geschlechte nicht allzu große Achtung hegt, frägt den Mann sofort: Sagt doch, guter Freund, sind die beiden Mädchen noch Jungfern? — Ja, Kamerad, erwidert ihm der Mann, ich trage sie nun seit zwei Jahren mit mir herum, und was die da vorn betrifft, die ich immer unter Augen habe, so glaube ich allerdings, daß sie noch Jungfer ist, doch dafür stehen kann ich nicht. Was aber die dahinten angeht, von der weiß ich buchstäblich gar nichts.

Johann Fischart gab zuerst 1575 eine deutsche Bearbeitung heraus: Affentheuerliche Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung. Von Thaten vnd Rahten der vor kurtzen langen vnd jeweilen Vollenwolbeschreyten Helden vnd Herrn Grandgoschier Gorgellantua vnd des Eiteldurstlichen Durchdurstlechtige Fürsten Pantagruel usw.[5]. Die besten neueren Übersetzungen sind die von Gelbke[6], von Gottlob Regis[7] und schließlich von Dr. Owlglaß[8].

Ganz im Rabelaisschen Geiste gehalten, obwohl nicht zur Literatur gehörig, sind *„Erreurs popolaires et propos vulgaires touchant la médicine et le régime de Laurent Joubert 1578"*. Die Titelüberschriften verraten bereits die schalkhafte Ausgelassenheit des Verfassers: Warum man die Weiber nicht vor'm Schlafen erkennen soll — Mißbrauch der Weiber, die sich baden, um schwanger zu werden — Wie kann es geschehen, daß ein Weib auf einmal neun Kinder zur Welt bringt? — Ob es gut ist, ein Weib auf einen heißen Kessel sich setzen zu lassen oder ihr die Zipfelmütze ihres Gatten auf den Bauch zu legen, damit sie eine bessere Entbindung hat — Gibt es sichere Kenntnis von der Jungfernschaft eines Mädchens? usw. usw. Wie man sieht, weht ein derber Humor in dem Büchlein des schalkhaften Verfassers, der von Rabelais' Geiste einen Hauch verspürt hat.

Als Nachahmer von Rabelais galt lange Zeit auch Guillaume *Bouchet*, der von 1513—1593 lebte und als Buchhändler in Poitiers starb. Er schrieb die *„Serees"*, fünfzig galante Schwänke, die in ihrer prägnanten Fassung als gut erzählte Anekdoten wirken. Man liest hier von der Dame, die sich auf den pot de chambre setzen will und dabei von einem Krebs in ihre edelsten Teile gezwickt

[5] Goedeke II, 496.
[6] Leipzig 1880, 2 Bde.
[7] Leipzig 1832—41, 3 Bde., neu hrsg. v. W. Weigand bei G. Müller, München 1911.
[8] Bei Albert Langen, München 1922. Zur Bibliographie vgl. Gay III, 615; Hayn VI, 338 bis 339. Stern-Szana, S. 19—20.

wird, von dem bekannten Träumer, der von Gold träumt, aber etwas anderes, weniger Appetitliches, zu fassen kriegt, von dem gehörnten Ehemann in Not, der die Tür zum geheimen Gemache nicht öffnen kann, weil seine Frau mit ihrem Galan darin eine dringende Unterredung hat. Diese Schwänke, zuerst 1584 zu Poitiers erschienen, kamen 1920 auch deutsch heraus[9]. Der Übersetzer charakterisiert diese Schwänke sehr treffend: „Während die Novellen des Heptameron und die Nouvelles Récréations von Desperiers bei all ihrer künstlichen Abrundung noch viel überflüssiges Beiwerk enthalten, tritt das Hinstreben zur Anekdote in den Werken der letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts immer deutlicher hervor, um bei Guillaume Bouchet und Beroalde de Verville die vollkommenste Gestalt anzunehmen. Schnell und spitz wie ein Pfeil, in wenige Worte kondensiert, nur auf die Wirkung der Pointe bedacht, alles überflüssige Detail vermeidend, so steht in den Serees und dem Moyen de parvenir der alte französische Fabliaustoff als moderne französische Conte vor uns." Einige Proben sollen dies beweisen:

Eine schwangere Frau fühlte, daß es so weit wäre. Die Hebamme nahm sie und wollte sie aufs Bett legen. Da schrie sie: „Nein, nicht aufs Bett, da habe ich ja gerade mein Malheur her!"

Man sprach von der Fingerfertigkeit der Zigeuner, die sich auf den Märkten sehen lassen, und ein Mann erzählte, sie nähmen einen Stein in die geballte Faust, so daß es alle Leute sehen könnten, und seien so geschickt darin, ihn verschwinden zu lassen, daß niemand wüßte, ob sie ihn noch drin hätten oder nicht. Seine Frau, die nicht zugehört hatte, sagte ganz naiv: „Nun, das kann doch nicht so schwer sein. Ich weiß ganz genau, ob er drin ist oder draußen."

Ein neuvermähltes Paar lag in der Brautnacht im Bett, und der Mann lobte seine Frau sehr, daß sie während der ganzen Brautzeit festgeblieben sei und ihm nicht gestattet habe, was er gerne gewünscht hätte. Da sagte sie zu ihm: „Ja, mein Freund, da habe ich aufgepaßt, mich nicht gehen zu lassen, obwohl ich dich sehr gern hatte, denn man hat mich in solchen Dingen schon zu oft angeführt."

Schwänke schrieb auch *Des Periers*, der Kammerdiener, Schreiber und Page der Margarete von Valois. Über seinen Lebenslauf und seine Werke berichtet ausführlich Gay[10]: Bonaventure Desperiers, Kammerdiener von Margarete von Valois, der Königin von Navarra, war gleichzeitig Schriftsteller und Philosoph. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde er geboren, stand in Beziehungen zu Clement Marot und Rabelais. Von den Katholiken wurde er des Protestantismus, von den Protestanten der Ausschweifung verdächtigt. 1537 brachte er bei einem kleinen Buchhändler von Paris, Jean Morin, unter dem Titel „Cymbalum mundi" ausgezeichnete philosophische Dialoge heraus. Am 6. März verfiel die Ausgabe bis auf zwei Exem-

[9] Die fünfzig galanten Schwänke aus den Serres des Guillaume Bouchet, übertr. von Sigbert Romer, als Privatdruck in 650 Ex.

[10] *3. Aufl. III, S. 20/21.*

plare der Beschlagnahme und Vernichtung. Das eine Exemplar soll die Nationalbibliothek zu Paris, das andere die Stadtbibliothek zu Versailles besitzen. Infolge des Schutzes, den Margarete von Valois ihm angedeihen ließ, entging er der Verfolgung, so daß er im folgenden Jahre bei Benoit Bonin in Lyon einen Nachdruck wagen konnte. Kurze Zeit gehörte er dem intimen Zirkel um Margarete von Valois an, einem kleinen Kreise, der auf schöngeistige Interessen eingestellt war. 1543 machte Desperiers in einem Anfall geistiger Umnachtung seinem Leben freiwillig ein Ende. Nach seinem Tode wurden seine Schriften von seinen Freunden herausgegeben.

Hierher gehören: Les Nouvelles, Récréations et joyeux devis de Bonaventure Desperiers (et autres: J. Lepelletier, Denisot etc.). Lyon 1558. Statt 129 Novellen enthält sie nur deren 90[11].

Als erotisch sind folgende Novellen Bonaventure Des Periers anzusehen:

5. Von drei unvermählten Schwestern, die sämtlich ihren Gatten in der Hochzeitsnacht eine witzige Antwort gaben.

8. Von dem Prokurator, der ein junges Mädchen vom Dorfe kommen ließ, damit es seinen Bedürfnissen diene, und von seinem Schreiber, der vor ihr davon naschte.

9. Von dem, der dem Kind der Frau seines Nachbarn das Ohr fertig machte.

40. Von dem Schotten und von seiner Frau, die sich allzu geschickt beim ersten Scharmützel zeigte.

62. Von dem jungen Burschen, der sich Thoinette nannte, um in ein Nonnenkloster aufgenommen zu werden, und wie er die Brille der Äbtissin, welche die vorgebliche Nonne bei der Nacktparade visitierte, springen ließ.

64. Von dem Pariser Kind, das sich närrisch stellte, um eine junge Witwe zu genießen, und wie diese, als sie ihn foppen wollte, arg bloßgestellt wurde.

94. Von einem armen Dorfbewohner, der seinen verlorenen Esel dank einem Klistier, das ein Arzt ihm verabreicht hatte, wiederfand.

95. Von einem abergläubischen Arzte, der mit seiner Frau nur schäkern wollte, wenn es regnete, und von dem Glück, das ihr nach seinem Tode zuteil ward.

113. Von dem Pfarrer von Onzain bei Amboise, der sich auf Zureden seiner Wirtin kastrieren ließ.

114. Von der List, die eine junge Frau aus Orleans anwandte, um einen jungen Studenten, der ihr gefiel, in ihre Netze zu locken.

123. Von dem Prozesse, den eine Schwiegermutter ihrem Schwiegersohne anhing, weil er ihre Tochter nicht in der Hochzeitsnacht entjungfert hatte.

128. Von zwei Jünglingen aus Siena, die in zwei spanische Damen verliebt

[11] Die weiteren Ausgaben vgl. Gay, 3. A., III, S. 21—23. Eine deutsche Übersetzung erschien 1910: Bonaventure Des Periers. Die neuen Schwänke und lustigen Unterhaltungen gefolgt von der Welthimmel. Zum erstenmal aus dem Französischen übersetzt und eingeleitet von Hanns Floerke. Mit 5 Bildbeigaben von Franz von Bayros, 2 Bde., München 1910, 850 Ex.

waren, von denen der eine, um dem andern zum Liebesgenusse zu verhelfen, eine große Gefahr auf sich nahm, was ihm zur höchsten Wonne und Befriedigung anschlug.

Ebenso sammelte der Sattlermeister *Nicolas de Troyes* Schwänke, die er so, wie sie ihm zu Ohren gekommen, niederschrieb. Er lebte um 1530, zur Zeit Franz' I., und verfaßte seine Novellen kurz vor der Niederschrift des Heptameron. Von dem Originalmanuskript ist nur der zweite Band erhalten, der erst 1866 zum ersten Male gedruckt wurde: *Le grand paragon des nouvelles nouvelles, recueillies par Nicolas de Troyes, publié pour la première fois et précédé d'une introduction par Emile Mabille, Bruxelles, Jules Gay*, in 106 Exemplaren[12]. In 60 Novellen ist Boccaccio, in 55 La Sale stark benutzt.

Andere stammen wiederum aus den Cent nouvelles nouvelles, den Gesta Romanorum, den alten Predigten und Legendenbüchern, den Dialogen des heiligen Gregor, Jakob de Vitry und anderen. Um seine Geschichten ein wenig zu charakterisieren, sei der Inhalt einiger kurz wiedergegeben:

15. Novelle handelt von einer Jungverlobten, welcher der Scheunendrescher im Hause ihre Aufgabe gut eingebleut, auf daß sie am Hochzeitstage eine flinke Arbeiterin ist.

17. Novelle handelt von einem Kaufmann, der einem Pfarrer die Opferung aller Frauen abkauft, mit welchen er es gehalten hat. Aber der Kaufmann wurde auch von seinem eigenen Weibe, das wie die anderen Frauen zur Opferung hinging, hintergangen.

20. Novelle handelt von einem Priester, welcher in eine Malersfrau verliebt ist und den Gekreuzigten ganz nackt auf einem Kreuze darstellt, und was ihm dann zustieß.

21. Novelle handelt von einem jungen Manne und seinem Weibchen, die sehr früh miteinander verheiratet wurden. Und der Gatte ging kurze Zeit nach Paris, und als er zurückkam, fragte ihn sein Weib, was er mit seinem kleinen Ackermännchen angestellt habe, was er ehedem gehabt habe.

24. Novelle handelt von einem Bäcker, der in eine Magd verliebt ist und sie umfaßt, als er kommt, um den Brotteig zu holen, und wie es ihre Herrin vernimmt, welche ihnen aufgelauert hat, und der zuteilt, was die Magd haben sollte.

30. Novelle handelt von einer jungen Frau, der man einredet, sie habe ihren Gatten geschwängert, und wie er seine Schwangerschaft an seine Magd abgibt, die er mit Einwilligung seiner Frau schwängerte.

36. Novelle handelt von einem Mädchen. das keinen Mann heiraten wollte, der seine männliche Natur hatte.

[12] Deutsch erschien das Werk als Band 21 „Perlen älterer romanischer Prosa" unter dem Titel „Der große Prüfstein der neuen Novellen", übersetzt von Paul Hausmann. München 1913. (Vgl. a. Gay II, 424/5.)

39. Novelle handelt von einem jungen Burschen, welcher auf dem Wege nach Lyon bei einer Äbtissin lag. Ein Einsiedler aber schenkte ihm einen Ring, der seine Adamsrute um einen halben Fuß wachsen ließ, und was einem Bischof passierte, der besagten Ring fand.

47. Novelle handelt von einem Edelmann, der mit einer Edelfrau wettet, daß er ihr zwölfmal in einer Nacht genug tun wollte. Und er tat es, und hernach wurden die Stöße, sintemalen trockene darunter waren, durch den Entscheid des eigenen Gatten, welcher sie beurteilte, ohne sich etwas dabei zu denken, für gut erklärt.

Von Wert für uns sind die Novellen deshalb besonders, weil sie, abgesehen von den Wandernovellen, viel kulturhistorisches Material bringen[13]. Abgesehen von diesem Punkte ist des biederen Handwerksmeisters umständliche Erzählungskunst nicht mehr recht genießbar.

Desto lebendiger wirkt der Meister der Schnurre, dem wir jetzt einige Worte widmen wollen: François *Beroalde de Verville* (1558—1612). Als Protestant geboren und erzogen, trat er nach dem Tode seines Vaters zur katholischen Kirche über und brachte es mit 35 Jahren zum Kanonikus von Saint-Gatien de Tours, da die Kirche seine ausgezeichneten Kenntnisse und vortreffliche Begabung zu schätzen wußte. Beroalde veröffentlichte eine ganze Reihe von Romanen, darunter auch als Vorläufer Voltaires eine „Pucelle d'Orleans", die aber sämtlich seinen Namen nicht vor der Vergessenheit bewahrt hätten, wenn er nicht auf den glücklichen Einfall gekommen wäre, pikante Anekdoten zusammenzustellen, welche Sammlung unter dem Titel „*Moyen de parvenir*" auf uns gekommen ist. Sie erschien gegen 1610 ohne Angabe des Verfassers und Druckortes. Neue Ausgaben führten den Titel: *Le Salmigondis-Manège du genre humain — Le Coupcu de la Mélancholie — Vénus en belle humeur.* Wie schon erwähnt, haben wir es bei dem „Weg zum Erfolg" mit einer Sammlung äußerst freier Schwänke zu tun, die in Form von Tischgesprächen durch verschiedene Teilnehmer an der Tafel vorgetragen werden. Die Lektüre Beroaldes stellt große Ansprüche an den heutigen Leser und setzt viel Geduld voraus. Beroalde ist behaglich, weitschweifig. Jeder Witz wird gedreht, gewendet, von allen Seiten beschaut und manchmal zu Tode gehetzt. Jeder der Tischgenossen weiß nun einen ähnlichen Schwank zu berichten. Mit breitem Behagen spinnen die Tischgenossen ihr Garn, und unversehens ist der erste Erzähler mit dem Anfang seiner Schnurre allein geblieben, da die Zuhörer auf die Erzählung der Pointe verzichten. Die meisten Anekdoten stammen aus der Genital- und Analsphäre, denn das Reiten in der Kotschwemme bereitet diesem urgesunden, so gar nicht zimperlichen Völkchen eine ganz besondere Freude. Beroalde findet ein Hauptvergnügen daran, die saftigsten Anekdoten und Witze gerade den berühmtesten Leuten, die er redend einführt, in den Mund zu legen. Sappho, Rabelais,

[13] Vgl. Stern-Szana 53—55.

Calvin, Beroalde (also sich selbst) und so manchen Gelehrten läßt der Verfasser in bunter Reihenfolge vorbeidefilieren. Welchen Wert man dem Werke beimaß, geht daraus hervor, daß man es lange Zeit Rabelais zuschrieb, und noch Paul Lacroix verbreitet in seiner Neuausgabe von 1852 die Mär, Beroalde habe das Manuskript in Rabelais' Nachlaß gefunden und es mit einigen Abänderungen veröffentlicht, ohne daß es ihm jedoch gelang, für seine These einen vollgültigen Beweis zu erbringen. Beroaldes Einfluß ist noch heute zu spüren. So mancher seiner Schnurren begegnet man in zeitgenössischen Schwank- und Anekdotenerzählungen[14].

Ich gebe einige Proben, um zu zeigen, von welcher saftigen Derbheit die Schwänke waren:

Der Andere: Ich will euch sagen, Genebrard, der Liebe, Biedere, hatte ein junges, schönes, liebliches Weiblein geheiratet, auf dessen: „Wie heißt du gleich?" er, wenn er mit ihr zu Bette ging und sie geküßt hatte, seine Hand legte und, ihm einen Stüber versetzend, sagte: „Rotäuglein, Herzallerliebste, Rotäuglein." Was er häufig fortsetzte ohne jegliche andere Wirkung. Am Freitag darauf (es war zu Paris, allwo die Dienerinnen, so Einkäufe besorgen, wenigstens ihren Lohn verdienen) erhielt die Magd den Auftrag, nach dem Fischmarkt zu gehen, und sie fragte ihre Herrin, was sie denn mitbringen solle. „Was du magst," sagte die Dame. — „Soll ich Rotauge mitbringen?" — „Scher dich zu allen Teufeln! Höre ich doch hier immer nur von Rotauge reden!"

Ganpil: Ihr tut rechtens dran, sie Rotaugen zu genamsen, derowegen daß die Natur mit sorglichem Auge ihnen einen Schutz hat zuteil werden lassen, ohne welchen angesichts dieser großen Lücke die Frauen alleweil heiser wären. Und es ist wunderbar, wie das, ob es schon getrennt ist, doch zusammengeht.

Sappho: Das ist ein Schlitz unten am Leibe, der entstund, als Jupiter den Androgynen geschnitten hätt. Er befahl Merkur, dem einen wie dem andern den Bauch zuzunähen. Das ist Ursach, daß der Bauch so delikat ist. Er nähte den Mann mit einem zu langen Faden, dergestalt, daß am Ende der Naht ein Strick übrigblieb, und während er die Frau nähte, nahm er einen zu kurzen Faden, so daß hieraus ein Fehler entstund und eine Spalte blieb, aus Mangel an Stichen. Folgt ihr? Behaltet das wohl im Gedächtnis. Aber fernerhin, ihr gelahrten Herren, wißt ihr wohl die sieben Wunder der Welt? Ihr sprecht kein Wort! Ich werde euch gar schöne Dinge vermelden — wofern ich will. Und nun bereitet euch vor, zu hören. Besinnt ihr euch nit des, daß die Mäuse im Stroh laufen, ohne sich die Augen blau zu schlagen? Ich werde euch noch vernehmlichere Geheimnisse berichten, so jegliche Wissenschaft in sich bergen. Die sieben Mirakel oder Wunder

[14] Eine deutsche Übersetzung kam unlängst heraus: Beroalde de Verville, Der Weg zum Erfolge. Deutsch von Mario Spiro. Berlin, Bruno Cassirer, 1914. Vgl. a. Drujon, Cat. 268/9. Gay, 3. Aufl. V, 141—146.

sind: 1. Eine schwarze Henne, so ein weißes Ei legt. 2. Der bleichrote Wein, so getrunken wird wie der Weißwein und weiß gepißt, nit etwa rot. 3. Das Glied eines Mannes, so keine Ohren hat und doch hört, wofern man vom Anbinden spricht. 4. Das Glied einer Frau, so ein Gefäß ist, dessen Schnauze nach unten geht und luftdicht verschlossen ist. 5. Das unzüchtige Werkzeug eines Liebhabers, so sich ohne Haspelwelle von selbsten spannt. 6. Die Muschel einer Frau, so das Mark aus den Knochen zieht, ohne sie zu zerbrechen. 7. Und der A...., so sich wie eine Börse ohne Schnüre schließt und öffnet. Ho, ho, ho, ha, ha.

Die ganze Kumpanei brach in lautes Gelächter aus, und wir waren fröhlich und guter Dinge wie eine Schar von jungen oder neuen Kardinälen.

Weiter ein weniger appetitliches Beispiel:

Es ist besser, sich den A.... mit Papier zu wischen, und insbesondere in diesen Zeitläuften, wo es so wohlfeil ist. Ja, hierin geht es uns um etliches besser denn den Alten, denen es arge Pein bereitete, so sie sich den A.... wischen wollten. Ich beziehe mich hier auf den Herrn von Caramousse, einen großen Süßigkeitsbäcker, mit dem ich zu Genf weilte, als dorten die schönen Süßigkeiten erfunden wurden, und wir das Mittel fanden, so sich jetzo praktisch bewährt und so das Geheimnis jener Herren ist, welche Süßigkeiten zubereiten. Aber wir wollen es mitnichten an den Tag bringen. Ich werde euch sagen, was jener bedeutende Mann tat, wie es auch heute noch die Bestberatenen tun: Er sammelte so viel A....-wische, als er nur immer konnte, und so er dann eine große Anzahl von recht trockenen und goldigen erlangt hatte, kochte er sie ein und schöpfte die Sahne, so oben schwamm, ab, so er aufbewahrte, um mit ihrer Hilfe den Süßigkeiten Farbe zu geben. — — —

Der „*Heptameron*". „Wie ganz anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" Bei Beroalde Urwüchsigkeit, natürliches Sichgehenlassen, beim Heptameron spürt man die fürstliche Abstammung der Verfasserin aus jeder Zeile, auch dann, wenn dem Sexuellen ein breiter Spielraum gewährt wird. Im Mittelpunkt des literarischen Kreises am Hofe Franz' I. stand seine Schwester Margarete von Valois (geb. 11. April 1492, gest. 21. Dezember 1549). Rabelais schätzte sie sehr und widmete ihr das dritte Buch seines Pantagruel, Clement Marot, der sie besang, hielt man lange Zeit für ihren Liebhaber. Eine Frucht dieses geselligen Verkehrs ist der „*Heptameron des nouvelles*", der in bewußter Anlehnung an Boccaccios „Decamerone" geschrieben wurde. Die 72 Novellen sind auf acht Tage verteilt. Auch die Einleitung erinnert an den Italiener. Eine Anzahl von Herren und Damen reist nach den Pyrenäen, um Bäder zu nehmen, muß aber infolge einer Überschwemmung in einem Kloster Schutz suchen. Um die Langweile zu vertreiben, hat jeder der Anwesenden eine Geschichte zu erzählen, und zwar aus dem Reiche der Liebe. Der eine erklärt sich für, der andere gegen den Helden der Erzählung. Bei Uneinigkeit der Beurteilung gibt eine junge Witwe, Frau Oisille, hinter der

Margarete selbst zu suchen ist, die entscheidende Stimme ab. Neben der durch den Geist der Humanität anerzogenen Duldung finden sich äußerst treffende und zielsichere Angriffe gegen Gebrechen der Zeit, insbesondere gegen Mißbräuche in der Kirche und das ausschweifende Leben, den Stolz und Aberglauben der Mönche. Die französische Literatur verdankt Margarete das erste flott und flüssig geschriebene Unterhaltungsbuch, befreit von überladener Gelehrsamkeit und schwülstigen Sprachdrechseleien.

In der Einleitung erzählt die Verfasserin, daß der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarete, das heißt sie selbst, den Plan gefaßt hätten, zusammen mit anderen Damen eine Sammlung Novellen in der Art Boccaccios zu schreiben. Dessen Decamerone war erst kürzlich von einem Sekretär der Königin ins Französische übersetzt worden und hatte großen Beifall gefunden. Lotheisen[15] glaubt, daß die Novellen nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für einen kleinen intimen Freundeskreis bestimmt gewesen seien. 1558 erschien die erste Ausgabe „Histoire des amans fortunes" ohne Margaretes Namen, von Pierre Boaistuau besorgt. Da dieser aber ziemlich willkürlich mit dem Text verfahren war, Streichungen und Zusätze gemacht hatte, erschien schon 1559 auf Geheiß von Margaretens Tochter, Johanna von Navarra, eine gewissenhaftere, aber kastrierte Ausgabe mit dem heute geltenden Titel „Heptameron". Erst die neueren Ausgaben enthalten den unverstümmelten Text[16].

Die Verfasserin hatte sich die Aufgabe gestellt, nur wirkliche Vorfälle und historische Begebenheiten in kleinen Geschichtchen, wie sie die Zeit liebte, zu schildern. Die Mehrzahl ist schlüpfriger Natur, aber mit naiver Offenheit erzählt. „Wird die Rede gar zu derb, so errötet wohl eine oder die andere Dame und weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die ihr besser gefällt. Doch ist sie nie sicher, daß sie nicht im nächsten Augenblick wieder Ähnliches zu hören bekommt[17]." Im Epilog zu der Geschichte des skatologischen „Nachtwächters" (62. Novelle) ergehen sich die Zuhörer und Erzähler über die Zulässigkeit derber Ausdrücke.

„Es ist wahr, meine Erzählung ist nicht besonders reinlich, aber ihr habt mir geboten, die Wahrheit zu sagen, und das habe ich getan, um zu zeigen, daß, wenn ein Betrüger betrogen wird, kein Mensch darüber betrübt ist. — Man sagt bereitwillig, sagte Hircan, daß Worte nie häßlich berühren können, die aber, über deren Lippen sie kommen, sind nicht so einfach fertig damit, sie spüren sie wohl. — Es ist richtig, sagte Oisille, daß gewisse Worte nicht unangenehm berühren, andere aber wieder, die gemeinen und häßlichen, haben einen so widerlichen Geruch, daß die Seele durch sie nicht minder beleidigt wird, als es das Geruchsorgan

---

[15] Königin Margarete von Navarra. 2. A., Berlin 1885, S. 312.
[16] Gay, 3. Aufl., IV, 390 ff.
[17] Lotheisen, S. 324.

durch den vermeintlichen Zuckerhut wurde. — Hircan sagte: Ich bitte euch, nennt mir doch die Worte, die so gemein sind, daß sie Herz und Seele einer anständigen Frau beleidigen müssen! — Nun, das wäre das Richtige, antwortete Oisille, euch die Worte zu sagen, die ich jeder Frau abgeraten habe, auszusprechen. Saffredant sagte: Nun weiß ich sehr wohl, welche Ausdrücke das sind, die die Frauen gemeiniglich nicht gebrauchen, und weshalb sie sich dann für sehr anständig halten. Aber ich bitte alle, die hier sind, mir zu sagen, weshalb sie, obgleich sie sie auszusprechen sich scheuen, doch so bereitwillig darüber lachen, wenn sie vor ihnen ausgesprochen werden. Ich kann nicht recht verstehen, wie eine Sache, welche so sehr mißfällt, zum Lachen reizen kann. — Parlamente antwortete: Wir lachen nicht, weil wir diese Worte hören. Aber es ist wahr, jeder ist zum Lachen geneigt, wenn man einen wanken sieht, oder wenn einer etwas ganz Zusammenhangloses sagt, wie es oft vorkommt, daß man sich beim Reden verschnappt... Aber wenn ihr Männer unter euch aus innerem Vergnügen von häßlichen Zoten erzählt, wohl wissend, wie häßlich das ist, so kenne ich allerdings keine Frau, die solche Leute nicht so sehr verabscheut, daß sie sie nicht nur nicht anhören will, sondern ihre Gesellschaft flieht. — Guebron sagte: Richtig ist allerdings, daß ich Frauen das Zeichen des Kreuzes habe machen sehen, wenn sie solche Worte hörten, die sie nachher gar zu gern sich noch einmal hätten sagen lassen. — Wie oft, warf Simontault ein, haben sie nicht ihre Maske vorgenommen, um ungeniert zu lachen, während sie sich äußerlich zornig stellten? — Das war immer noch besser, sagte Parlamente, als ganz frei zu verstehen zu geben, daß sie Gefallen an dem Wort fanden. — Dagouin fragte: Ihr lobt also die Hypokrisie der Frauen ebenso wie die Tugend? — Die Tugend ist immer besser, sagte Longarine, wo sie aber fehlt, muß man sich mit der Hypokrisie helfen..." usw.

Also nicht die Derbheit und die Zoten mißfielen, sondern das plumpe Vorbringen. Die Erzählungen berichten oft unverhüllt, aber sie bezwecken nicht, durch laszive Schilderungen zu reizen. Die Freude an erotischen, zum Lachen reizenden Begebenheiten diktierte der Verfasserin die Feder, die sich der Gewagtheit der Stoffe sehr wohl bewußt war, denn auf eine schlüpfrige Geschichte folgt stets eine ernsthafte Unterhaltung, und der unschicklichsten Novelle wird eine fromme Moral abgewonnen.

An Beroalde de Verville, Des Periers und Margarete von Valois haben wir nur einzelne Vertreter der französischen Schwankerzähler, und es beeinträchtigt den Wert ihrer Sammlungen durchaus nicht, wenn wir finden, daß nur das wenigste aus den Schwänken Eigentum des Sammlers ist, daß der Hauptbestandteil auf Volksüberlieferungen zurückgeht. Karl Amrain[18] gibt eine sehr einleuchtende Erklärung von dem Wandern solcher Volksschwänke. Er sagt: „Klatsch und Tratsch, Liebesreden, Derb-, Scherz- und Scheltworte der sensuellen, raisonneusen Herr-

[18] Anthropophytheia X, 248.

schaftsschichten kolportierte das allezeit plapperfrohe Geschlecht der Dienerinnen. Aus diesen Reservoirs strömte das Erzählungsgut in alle Volksschichten. Das Bauernvolk suchte sich aus den Schnurren und kecken Witzen die heraus, die ihm am besten lagen, und schmückte alte Schelmenstücklein mit neu gehörten Witzen und Albernheiten aus. Der konservative Bauer verarbeitete also neue Ingredienzien in allbekannte oder halbvergessene Possenstücklein ... Ähnlich läuft der Kreislauf der Volksschnurre. Vom Volk durch Facetiensammler und Dichter in feinere, oft auch nur pikanter werdende Form gebracht, gelangt die Schnurre in die Oberschicht der Gesellschaft usw." Daraus erklärt sich auch zum Teil das öftere Wiederkehren von Schnurren und Schwänken in zeitlich oder örtlich voneinander getrennt entstandene Facetiensammlungen, wobei man nicht gleich an Plagiat zu denken braucht. Im Volke leben auch heute noch Schwänke und Anekdoten, die in einer vier bis fünf Jahrhunderte zurückliegenden Zeit zum erstenmal auftauchen."

Bei der Besprechung des „Heptameron" war der Name *Clement Marot* gefallen. Dieser, 1495 geboren, kam frühzeitig als Page Margaretens an deren Hof, wo er durch seine naive Anmut und seinen Witz nicht wenig Glück bei den Frauen machte. Als Kammerdiener des Königs stand er auch mit Diana von Poitiers in näherer Beziehung. Er begleitete Franz I. auf dem Feldzuge nach Italien, wurde bei Pavia verwundet und gefangen genommen, aber bald wieder freigelassen und kehrte nun nach Frankreich zurück (1525). Allerlei galante Abenteuer in Verbindung mit dem Verdachte, er neige zum Calvinismus, brachten ihn einige Zeit später ins Gefängnis, aus dem er erst auf Befehl des Königs entlassen wurde. Marot ging nun nach Genf und trat dort zur reformierten Kirche über, wurde aber bald genug wegen fortgesetzter Liebeshändel der Stadt verwiesen und begab sich nun nach Italien, wo er wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrte. Er starb schließlich in ziemlicher Dürftigkeit zu Turin im September 1544[19].

Lesenswert sind von seinen vielen Schriften heute nur noch seine „Epigramme"[20]. Denn so glänzend in der Form die anderen Poesien auch sein mögen, so muten sie uns doch fremd und verschollen an, da sie durchsetzt sind vom eigentümlichen Geschmacke seiner Zeit, die antike Gelehrsamkeit und schweren Pomp liebte. „Doch für die Erotika fand Marot die klare, klassische Form des Epigramms, dessen Meister er wurde. Es gelang ihm, italienische Novellen in acht Verszeilen einzukochen, und so groß war seine Kunst, daß solch ein Leckerbissen die Essenz aller Würze des Vorbildes enthielt. Aus der liebesfreudigen Zeit seiner Tage gewann er die tollsten Anregungen und bildete Visionen, die an die Stärke eines Goya gemahnen. Marots Epigramme wurden Mittel der Unterhaltung und Verführung an dem glänzenden Hofe Franzens von Frankreich, und wie kleine Spiegel strahlen

[19] Gay, 3. A., IV, 424.
[20] Die Epigramme des Clement Marot. Übersetzt von Margarete Beutler. Herausgegeben u. eingel. von Friedrich Freksa, München, Georg Müller, 1908, in 4°.

sie noch etwas von der Ungebundenheit und Sorglosigkeit jener Tage aus." (Freksa.)

Erotik war die treibende Kraft, Erotik beherrschte das Denken und Empfinden jener Zeit. Es heißt sogar, daß Karl VIII. von Burgund, dem Europa nach Bloch die Verbreitung der Lues verdankt, nur aus Sehnsucht nach den Frauen Italiens seinen Kriegszug nach diesem Lande unternommen habe. Begeistert wurden er und sein Heer empfangen. „König und Soldateska schwelgten über 120 Tage und Nächte lang in schrankenlosem Taumelleben bis zur Niederlage am Tarroflusse am 6. Juli 1495. Mit knapper Not gelang es dem König, mit einem Teil seines Trosses und des Gepäckes den weiteren Durchmarsch zu erzwingen. Ein Augenzeuge, der Veroneser Arzt Alexander Benedictus, erzählt, man habe unter der Beute das Tagebuch des Königs vorgefunden, worin alle Schönheiten verzeichnet standen, deren Liebhaber er geworden, und jede einzelne war mit allen ihren Reizen darin abgebildet. Der königliche Wollüstling habe die Erinnerung an die Genüsse seiner wahnsinnigen Geilheit in den verschiedenen italienischen Städten auf diese Weise dauernd bewahren wollen"... Es ist verlorengegangen... Die Vornehmsten und Schönsten veranstalteten am 6. September 1494 zu Chieri ein großartiges Schauspiel. „So wünschten sie ihm zu seiner Ankunft Glück und erteilten ihm feierlich den Ritterschlag als dem Beschützer des schönen Geschlechts. Unter anderem führten sie dabei die Geschichte einer Niederkunft auf[21]."

Von diesem zügellosen Genußleben seiner Zeit berichtet uns ein Augenzeuge mit anschaulicher Treue: Pierre de Bourdeille, Herr von *Brantome* (1539—1614). Seine Kindheit verlebte er am Hofe der Königin von Navarra. Heinrich II. verlieh ihm die Abtei Brantome, unter welchem Namen er als Schriftsteller bekannt ist. Nach weiten Reisen durch Italien, Spanien, England und Schottland beteiligte er sich an den Kämpfen seiner Zeit und erlitt schließlich durch einen Sturz mit dem Pferde ernstere Verletzungen, wodurch er vier Jahre lang an das Krankenlager gefesselt war. Nun widmete er sich der Redaktion seiner Schriften und dem Studium. Am 5. Juli 1614 verschied er auf seinem Schlosse zu Richmont in dem Kirchspiel Saint-Crespin, das er sich eineinhalb Meilen von seiner Abtei hatte bauen lassen. Sein bekanntestes Werk: „Das Leben der galanten Damen" ist ganz subjektiv gehalten. Man sieht und hört bei Brantome überall einen der geborenen Hofleute, die von Jugend auf überfeine Luft atmen und darin ihre Tage, wie sie kommen, vertändeln. Alles unterhält sie, weil es eine lächerliche Seite hat. Brantome ist ein glänzender Plauderer, nonchalant und amüsant, der mit pfiffigen Äuglein und gespitzten Ohren die Geheimnisse verschwiegener Alkoven ausplaudert. Uns Neuere frappiert die Unbefangenheit seiner Darstellung, wie er die intimsten Dinge mit einer Selbstverständlichkeit behandelt, daß der Vorwurf der Frivolität

[21] Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit von Dr. Friedrich S. Krauß, 11.—15. Tausend. Leipzig 1904, S. 124—125.

nicht recht standhalten will. Beiträge für die sexuelle Pathologie finden sich genug. Darum ist das Werk für den Arzt wie für den Kulturhistoriker von ausgesprochenem Wert.

Seine Skandalchronik „*Vie des Dames galantes*" enthält sieben Abhandlungen: Über die Damen, die der Liebe pflegen und ihre Gatten zum Hahnrei machen — Was gewährt in der Liebe den meisten Reiz: Das Gefühl, das Gesicht oder das Wort? — Von den schönen Beinen und deren Reizen — Von den älteren Damen, die ebenso der Liebe pflegen wie die jungen — Die schönen und achtbaren Damen lieben die tapferen Krieger und diese die mutigen Frauen — Weshalb man niemals von den Damen Übles reden soll und von den Folgen, die daraus entstehen — Über die verheirateten Frauen, die Witwen und die Mädchen, und wer von ihnen am heißesten in der Liebe ist.

Diese sieben Kapitelüberschriften erschöpfen jedoch bei weitem nicht den Inhalt. Brantome beginnt sein Thema, aber da fällt ein Name oder ein Ausdruck, und sofort weiß er eine Anekdote zu berichten. Diese gibt ihm wieder Anlaß zu interessanten Parallelen, und mühsam kehrt er wieder zum Ausgangspunkte zurück. Allein er bleibt nicht lange dabei. Bald lockt ihn wieder ein Bonmot oder ein pikantes Histörchen, das er beileibe nicht verschweigen würde. Er huldigt den schönen und „ehrbaren" Frauen, die ihre Liebe trotz ehelicher Fessel verschenken, wann und an wen sie wollen, und seine Sympathie steht ganz auf seiten des schönen Geschlechts. Eine übergroße Fülle des Interessanten und kulturhistorisch höchst Wichtigen tut sich vor unseren Augen auf, und aus diesen ungezählten Einzelheiten gewinnen wir ein deutlicheres und lückenloseres Bild als aus zehn ernst-wissenschaftlichen Wälzern.

Seine Memoiren über die galanten Damen wurden ursprünglich nur handschriftlich verbreitet. Erst 1665—1666 kam in neun Bänden bei Jean Sambix in London die erste Ausgabe heraus[22].

8. KAPITEL

Das siebzehnte Jahrhundert

„Die gute alte Zeit!", auf die harmlose Gemüter so gern verweisen, hat in Wirklichkeit nie existiert, ist eine Utopie, ein schöner frommer Wunsch, aber leider nicht mehr. Jedes Jahrhundert hat seine Vorzüge und Schwächen aufzuweisen. Keine Zeit ist besser oder schlechter, sie ist höchstens anders, und der persönliche Standpunkt des Geschichtsschreibers bringt es mit sich, daß der eine grau in grau, der andere mit rosigen Farben schildert.

[22] Zur Bibliographie ist zu vgl. Stern-Szana. 15—16. u. Gay 3. A., V, 18.

Auch im Frankreich des 16. Jahrhunderts finden wir bereits alle Literaturgattungen vertreten, vom zartesten Stimmungsbild angefangen bis zur zotigsten Bordellpoesie, vom ernsthaften, gelehrten Schriftsteller bis zum geistlosesten Possenreißer. Im 17. Jahrhundert fehlte es gleichfalls nicht an erotischer Unterhaltungsliteratur, noch an Pamphleten gegen die Regierung und den Klerus, an freien Chansons und lüsterner Aufklärungsliteratur.

Gegen die Regierung richtete sich zum Beispiel das Pamphlet *L'Infortune des filles de joie, suivie de la Maigre, par Adrien de Montluc 1648.* Der Verfasser vertritt hier eifrig die Interessen der Freudenmädchen, die man außerhalb der Mauern von Paris ansiedeln wollte. — *Lupanie, histoire amoureuse de ce temps* (angeblich von Blessebois), *Holland, Elzevier,* 1668, sah man allgemein als eine gegen die Montespan gerichtete Satire an, doch wohl irrtümlich, denn der kleine erotische Roman schildert durchweg ein bürgerliches Milieu[1]. Mit einiger Berechtigung konnte man Pierre Blessebois dafür verantwortlich machen, denn dieser ist auch der Verfasser mancher anderer Skandalschrift, zum Beispiel von *Le Rut ou la Pudeur éteinte,* die die indiskrete Darstellung seines Verhältnisses mit einer Mademoiselle Scay enthält. Außerdem finden sich eine Menge Skandalgeschichten aus Alençon, das der Verfasser ein modernes Sodom nennt[2].

Jedes der gekrönten Häupter diente trotz außerordentlich strenger Zensur zur Zielscheibe des obszönen Witzes und der Satire, zum Beispiel *Déscription de l'isle des Hermaphrodites*[3], gegen den bisexuellen Heinrich III. gerichtet, — *Histoire secrete des amours de Henri IV.* (von *Caumont de la Force),* die dem vierten Heinrich manches am Zeuge flickt.

Das sittenlose Leben der Geistlichen und der Klosterinsassen kritisieren *Le libertinage secret du cloître ou l'éducation des nonnes, Cologne 1683,* und *Les entretiens de la grille, ou le moine au parloir* (von *de Chavigny), Cologne 1682.* Das letztgenannte Werk ist eine Sammlung von mehr als kecken Erzählungen und Anekdoten, in Vers und Prosa, deren hauptsächlichste Stücke, die über den Inhalt genügend Auskunft geben, sich betiteln: *les tétons naissants; la réligieuse en chemise; l'accouchement; le chat, le ventre libre; le bon office etc.*[4].

Der Sammlungen von Chansons sind viele. Ich verweise hier nur auf *Le nouveau cabinet des Muses gaillardes* 1660, die 1865 mit einem Vorwort von Paul Lacroix bei Gay in Genf neu gedruckt wurde.

Als hervorragendste Schriften der Aufklärungsliteratur wären hervorzuheben: *Tableau de l'amour conjugal, ou l'histoire complète de la génération de l'homme* von *Nicolas Venette* 1686, die später oft aufgelegt wurde, und *Le nouveau jardin*

[1] Vgl. Gay, 3. A., IV, 345.

[2] Vgl. Stern-Szana, 138—139.

[3] Gay IV, 14.

[4] Vgl. Gay, 3. A., III, 182.

de l'amour, ou la galanterie du jour 1671[5]. Mancherlei Pikantes lief dabei mit unter, zum Beispiel *Traicté de la dissolution du mariage par impuissance ou froideur. Paris 1610* (von Ant. Hofman) — *Capitulaire auquel est traicté qu'un homme nay sans testicules apparens est capable des œuvres du mariage. Paris 1603* (par Seb. *Roullard*) etc.

Ich muß mich hier lediglich auf Stichproben beschränken und verweise im übrigen auf Gays Sammelwerk. Mir kam es darauf an, nachzuweisen, daß auch in diesem Jahrhundert die lüsterne Literatur bereits vertreten war und daß diese nicht eine Schöpfung unserer Zeit ist.

Auch zeitgenössische Sittenschilderer bestätigen diesen Hang ihrer Zeitgenossen zu Ausschweifungen und der vorurteilsfreien Auffassung des Geschlechtlichen. Doch muß man ihre Zeugnisse mit Vorsicht aufnehmen, denn der größte Fehler der meisten Geschichtsschreiber ist die aus einzelnen gewiß wahren Tatsachen gefolgerte Verallgemeinerung. Es wäre absurd, zu behaupten, ein Zeitalter wäre verroht und schlecht, weil Sittenlosigkeit und Rohheit sich über Gebühr breit machten. Keine Zeit ist schlechter oder besser als die andere, nur die Einstellung unseres Gesichtswinkels ist fehlerhaft, unser Sehfeld wird zuweilen durch die Schatten der Berichterstattung verdunkelt. Daran liegt alles. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Erotik im 17. Jahrhundert in Frankreich eine vorherrschende Stellung einnahm, aber ebenso sicher ist es, daß sich auch zu dieser Zeit vorurteilslose, unbestechliche Männer fanden, die sich nicht in den Wirbel des Genusses mit fortreißen ließen, sondern ihren kühlen Kopf bewahrten, um die Schwächen ihrer Zeit zu erkennen. Nicht alle können hier aufgezählt werden. Nur die hervorragendsten seien genannt.

Hierher gehört vor allem Gideon *Tallement des Réaux* (1619—1692) mit seinen „*Historiettes*", die zu den Sittendokumenten ersten Ranges gehören. Ähnlich wie Brantome für die Zeit von Franz I., so ist Tallement des Réaux für die Zeit Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. wichtig. Während aber Brantome durch seine übergroße Weitschweifigkeit oft ermüdend wirkt, ist unser Schriftsteller kurz, prägnant und darum angenehm zu lesen. Das Manuskript seiner Histörchen blieb aber lange ungedruckt. Erst 1803 kam es bei dem Verkauf der Schloßbibliothek von Montigny unter Nr. 1677 des Katalogs zum Vorschein, „reich an kuriosen und wenig bekannten Dingen", wie es heißt. Für ganze zwanzig Franken erwarb das 798 Folioseiten umfassende Manuskript der Marquis de Chateaugiron, der das schwer leserliche Volumen abschreiben ließ und es nach der Gründung der Gesellschaft der französischen Bibliophilen dieser zur Veröffentlichung übergab. Die „Historiettes" erschienen 1833—1836 bei Levasseur in Paris, dann 1840 bei Delloye in zehn Bänden. Eine dritte Ausgabe 1854—1860 in neun Bänden bei Techener mit ausführlicher Biographie Tallements und einem Anhang von Kom-

[5] Vgl. Drujon, Cat. 279.

mentaren und Ergänzungen, merzt aber leider die derben Stellen und die Anekdoten über die sodomitischen Italiener aus, die in einer separaten Beilage für Bibliophilen gedruckt wurden. Die einzige deutsche Ausgabe, sehr gekürzt, erschien unter dem Titel „Geschichten", deutsch von Otto Flake, in zwei Bänden bei Georg Müller in München, mit einer sehr guten Einleitung [6].

Auch *Bussy-Rabutin*, der berüchtigte Verfasser der *„Histoire amoureuse des Gaules"* wäre hier zu nennen. Er entstammte einer sehr vornehmen Familie, trat früh in militärische Dienste, wo er es zum Obersten brachte. Im Kampf der Fronde schloß sich Rabutin dem Prinzen Condé an, den er aber bald verließ und von dem er zur Fahne des Königs eilt. Bis 1659 leuchtet ihm der Glücksstern. Von jetzt ab beginnt sein Mißgeschick. Die unwahrscheinlichsten Gerüchte liefen über ihn um. So sollte er mit noch drei anderen Kumpanen in der Karwoche eine schwarze Messe gefeiert haben, was ihm allerdings zuzutrauen ist, denn andere starke Stückchen sind von ihm verbürgt. So hatte er mit seinen Spießgesellen eine Leiche ausgegraben, mit der die Trunkenen tolle Tänze aufführten. Ein Jahr Verbannung war die Folge der Gerüchte. Was sein Vergehen in den Augen des Königs noch erschwerte, war die jetzt einsetzende Verbreitung von *„Histoire amoureuse des Gaules"*. Bussy war nämlich in seiner Langeweile auf den Einfall gekommen, die galanten Abenteuer großer Damen niederzuschreiben. Das geschah zum Teil auch zur Erheiterung seiner Geliebten, Madame de Monglas. Nur vier bis fünf Personen wurde die Lektüre des Manuskripts verstattet, aber unter diesen wenigen befand sich bereits ein Verräter: Madame La Baume verriet den Inhalt und, was für den Verfasser am verderblichsten war, einige Höflinge wußten Ludwig XIV. einzureden, daß seine Mätresse übel in der Kompilation weggekommen sei. Der erbitterte König trug nun keine Bedenken, den wagehalsigen Pamphletisten, der noch dazu die Dreistigkeit gehabt hatte, ihm sein Manuskript zu überreichen, 1665 auf dreizehn Monate in die Bastille zu stecken [7]. Nach seiner Entlassung mußte sich Bussy-Rabutin auf seine Güter begeben und erhielt erst 1682 die Erlaubnis, wieder bei Hofe zu erscheinen. Er starb 1693, 75 jährig.

Einem Zweifel kann es wohl nicht unterliegen, daß Bussy-Rabutin nur der persönlichen Animosität des Königs gegen ihn seine Einsperrung verdankte, denn seine „Histoire" bedeutet durchaus keine Neuerung. Zur selben Zeit waren *Histoire d'amours d'Henri IV avec diverses lettres escrites à ses maitresses, et autres pièces curieuses, Leiden 1664*, sowie *Les Amours du Palais-Royal, Cologne 1665*, und andere Sammelsurien höfischen Klatsches erschienen, ohne daß man den Verfassern ein Härchen krümmte. Sie alle wollten eigentlich nur beweisen, daß unter Heinrich IV., Ludwig XIII. der Ehebruch Zeitvertreib, unter Ludwig XIV. eine Regel und (um dies hier vorwegzunehmen) später eine Pflicht war. Der ge-

[6] Vgl. Gay II, 600–602 und 3. Aufl., IV, 88.

[7] Vgl. Gay, 3. A., III, 375 und Drujon, Cat. 169.

hörnte Ehemann galt ja nicht als tragische, sondern immer als komische Person, auf dessen Kosten man sich lustig machte, und von dem Schicksal, Hörner tragen zu müssen, blieben auch die gekrönten Häupter nicht verschont.

Die verschiedenen Ausgaben der „Histoire" wurden nun natürlich heimlich gedruckt und verbreitet[8].

Bussy-Rabutin kennt man außerdem noch als Verfasser der äußerst obszönen Komödie „*La comtesse d'Olonne*", die in zahlreichen Ausgaben verbreitet ist. Nach dem Schlüssel stellt Argenie die Komtesse d'Olonne dar, Bigdore den Grafen von Guiches. Das Stück spielt im Schlafzimmer der Gräfin. Argenie erwacht plötzlich in ihrem Bett, noch ganz benommen von einem schrecklichen Traum, den sie soeben gehabt hat. Das Traumbild zeigte ihr den einstigen Geliebten und Gatten, den Herzog von Candole. Als sie ihn (im Traum) wegen allzu großer Nichtachtung der ehelichen Pflichten mit Vorwürfen überhäufte, stieß das Phantom die heftigsten Verwünschungen gegen sie aus und prophezeite ihr die Impotenz ihres künftigen Liebhabers. Die Erzählung des Traumes wird unterbrochen durch den Besuch einer Freundin, der Gräfin Fiesko. Argenie, die eine heftige Leidenschaft für den Grafen Guiches empfindet, forscht ihre Freundin über ihn aus und diese bestätigt, daß er ein eifriger Schürzenjäger sei. Dieses Bekenntnis entmutigt die Komtesse keineswegs, und in der folgenden Szene finden wir sie bei einem Schäferstündchen mit dem Gegenstand ihrer Wünsche, an dem sich jedoch zunächst die Verwünschung des Traumgesichtes offenbart. Erst nach wiederholten Anstrengungen triumphiert der Graf, und beide Liebenden machen sich gegenseitig Komplimente[9].

Einen wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte seiner Zeit lieferte auch Graf v. *Hamilton* (1646—1721) mit seinen *Mémoires du comte de Grammont* 1713, worin er die Liebesabenteuer seines Schwagers, des Grafen Philibert von Grammont am Hofe Karls II. von England, schildert[10]. Ebenso enthalten die „Memoiren" des Herzogs von Saint-Simon[11] viel sittengeschichtliches Material[12].

Wenden wir uns zur schönen Literatur, so finden wir, daß die allgemeine Unterhaltungsliteratur, die sich keine künstlerischen Ziele steckt, keine besonders hervorragende sittliche Auffassung zeigt. „Ein Roman jagt den andern. Kein Land, keine geschichtliche Epoche oder Episode, keine irgendwo bekannte historische Persönlichkeit ist vor der Ausbeutung als Romanstoff sicher. Einzeln und in Sammlungen werden diese Produkte einer durch Erwerbssucht angefeuerten

[8] Vgl. Philomneste junior, Recherches sur les impriméries imaginaires, clandestines et particulaires, Bruxelles 1879, S. 101. Die neueste beste Ausgabe ist die von Auguste Poitevin, Paris 1857, besorgte.

[9] Vgl. Capon und Yve-Plessis, S. 28—29. Gay, 3. A., II, 281 und 298.

[10] Gay, 3. A., III, 467.

[11] Deutsch von Hanns Floerke, 2 Bde., München, G. Müller 1913.

[12] Gay, 3. A., V, 31.

Phantasie in die Welt geschleudert. Versagt eines die Wirkung, so wird es mit einem zugkräftigeren Namen von neuem hinausgeschickt, um abermals sein Glück zu versuchen. Die Neugier und die Lüsternheit der Leser wird durch vielversprechende Titel, wie *‚Les amours de . . .‘*, *‚Histoire amoureuse‘*, durch Pikanterien wie *‚La fausse Abbesse‘* oder *‚La réligieuse Cavalier‘* und ähnliche ununterbrochen gereizt. Am Ende des Jahrhunderts war diese Gattung, die von Jahr zu Jahr künstlerisch bedeutungsloser geworden war, auch immer mehr zu einer subalternen Unterhaltungslektüre für Ungebildete herabgesunken[13]."

Überall in diesen Romanen stößt man auf das Wort „Liebe", welchen Roman oder welche Erzählung man auch in die Hand nehmen mag. Sie ist die Begleiterin der Menschen von der Wiege bis zur Bahre. Die Kinder leben in der Erwartung auf künftige Liebe, die Alten schwelgen in Erinnerungen. Und doch ist diese Liebe kein Gefühlsmoment, sondern lediglich ein Unterhaltungsmittel ohne jede Tiefe, kurz nichts weiter als Galanterie. „Übereifrige Prüderie hatte diese Wandlung zuwege gebracht. Im Bestreben, möglichst dezent zu wirken, war man in Geziertheit verfallen. Man hatte geglaubt, ohne Schaden das der Liebe unabänderlich beigemengte Element des Sinnlichen ausscheiden zu können und war dabei zu derselben Unnatur gelangt wie zu den Zeiten, wo man von ihr das Element des Sittlichen zu trennen versucht hatte[14]."

Allein mochten auch die Pretiösen mit ihrem lebensunwahren Stil den Ton angeben, mochte auch der manirierte Stil regieren, er besaß doch nicht die Alleinherrschaft. Das Volk wäre der Verblödung anheimgefallen, wenn sich nicht eine kräftige Reaktion dagegen bemerkbar gemacht hätte. Molière mit seinen „Gelehrten Frauen" führte wohl den kräftigsten Streich gegen dieses Unwesen, daneben zeigten auch andere Schriftsteller minderen Gepräges, daß der ursprüngliche Witz noch nicht den letzten Seufzer ausgehaucht hatte. *Sorel de Souvigny* (1597—1674) hieb mit seinem komischen Roman *„Francion"* (1622) in dieselbe Kerbe, verspottete die Pretiösen sowie den Schäferroman und flickte auch einige unsaubere Geschichten ein, angeblich, um moralisch zu wirken.

Aber selbst in dieser literarisch höher zu wertenden Romangattung und Dramatik macht sich allmählich das stärkere Hervortreten der geschlechtlichen Note geltend. Madame *de la Force* führt zum erstenmal eine Kurtisane und ihre Laster ohne jede Abschwächung in das Gefüge ihres „Gustav Vasa" ein, und bald wird die *„Volupté"*, die sentimentale Wollust, die ihre Herrschaft über die Sinne und Seele der Menschen ausübt, zum Schlagwort der Zeit, denn diese naturwidrige Prüderie konnte naturgemäß nur einzelne Kreise in ihren Bann ziehen. Die Stickluft überparfümierter Salons behagt wenig den an kräftigen Stallgeruch gewöhnten

[13] Freiherr von Waldberg, Der empfindsame Roman in Frankreich. Erster Teil, Straßburg u. Berlin 1906, S. 182

[14] Körting, Geschichte des franz. Romans i. 17. Jhrh., 2. A., 1. Bd., 1891, S. 16—17.

Riechorganen bodenständiger und vorurteilsloser Gesellen. Neben dieser ätherischen Poesie der Pretiösen weist das Jahrhundert einige kräftige Erotika auf, die die Jahrhunderte überdauert und auch heute noch nichts von ihrem ursprünglichen Reiz eingebüßt haben, nämlich die „*Aloysia Sigea*" und „*L'école des filles*".

Die „Aloysia" ist neben Aretins Raggionamenti unzweifelhaft das berühmteste Werk der erotischen Weltliteratur. Ihr vollständiger Titel lautet: „Elegantiae latini sermonis Aloisiae Sigaea Toletanae Satira de Arcanis Amoris et Veneris. Aloisia Hispanice scripsit, Latinitate donavit Johannes Meursius." Diese Liebesgespräche erschienen zuerst 1659 oder 1658 (nach Gay 3. A. VI, 40, erst 1676). Die angebliche spanische Verfasserin, die aus einer ursprünglich französischen Familie stammte, war Hofdame der Donna Maria von Portugal, geb. etwa 1500, gest. 1560. Ihre Keuschheit und ihr tugendhafter Lebenswandel verschafften ihr viele Bewunderer im ganzen spanischen Reiche. Dies hinderte aber den wirklichen Verfasser nicht im mindesten, ihr den größten Makel anzuhängen, indem er ihren Namen in Verbindung brachte mit dieser Obszönität par excellence. Es ist selbstverständlich und war auch allen denkenden Köpfen seiner Zeit durchaus klar, daß keine Frau, vor allem keine durch ihren sittenreinen Lebenswandel bekannte Hofdame, ein derartiges Werk zustande bringen könnte. Auch der angebliche Übersetzer, der berühmte Professor an der Leydener Universität, steht mit den Gesprächen in keinerlei Verbindung. Es brauchte überdies auch gar nicht übersetzt zu werden, denn der wahre Verfasser, der Advokat Nicolaus *Chorier* aus Grenoble, schrieb es schon in lateinischer Sprache.

Chorier wurde am 1. September 1622 zu Vienne geboren und starb am 14. August 1692. Sohn eines procureur au bailliage, studierte er die Rechte in Valencia und wurde 1639 Doktor der Rechte. Zuerst in seiner Geburtsstadt Advokat, ging er 1659 an das Gericht in Grenoble, 1665 wurde er Stadtadvokat, 1666 königlicher Prokurator, 1678 erhielt er den gräflichen Titel.

Chorier war ein trauriges Gewächs, von wenig anständiger Gesinnung. Man macht ihm den Vorwurf, aus den Archiven des Erzbischofs von Grenoble drei Kapitularien gestohlen zu haben, die er, schamlos genug, dem Erzbischof um eine beträchtliche Summe zurückverkaufte. Die erste Ausgabe seiner Gespräche wurde bei dem Buchhändler Nicolas in Grenoble auf Kosten von M. de May, dem Generaladvokaten am Parlament, gedruckt. Der Buchhändler mußte seine Bude schließen, flüchtete und entging einer härteren Strafe nur durch die Fürsprache mächtiger Freunde[15]. Man fahndete auf den Verfasser und verfiel auf Chorier, weil in der Aloysia zwei Verse von ihm enthalten waren, die er 1680 in seinen lateinischen Gedichten erscheinen ließ. Er behauptete aber dreist, die Verse seien ihm gestohlen worden, um das Publikum irrezuführen.

In den einleitenden Worten, die Chorier natürlich anonym seinem Buch vor-

[15] *Gabriel Peignot, Dictionnaire critique des principaux livres condamnés*, Paris 1806, I, S. 78.

ausschickt, bezeichnet er sich nur als Herausgeber der Meursiusschen Handschrift (ein Trick, der besonders in der Gegenwart bei Erotikern sehr beliebt ist), die schon für verloren galt, aber wie durch ein Wunder in seine Hände gelangt sei. „Es wäre schade gewesen," heißt es in derselben Einleitung weiter, „diese Gespräche unserem Zeitalter vorzuenthalten, das die schönen Wissenschaften so sehr liebt, und die Unterdrückung würde für die nachdenklichen Freunde der erhabenen Wissenschaften ein harter Verlust gewesen sein. Denn wer wäre wohl stumpf und gefühllos, um sich nicht zu ärgern, wenn so würz- und scherzhafte, ja man kann sagen, so nützliche Lebensregeln ihm vorenthalten blieben?"

Chorier hatte seine Vorbilder für die Personen des Sotadikums. Nach Bonneau existiert ein Exemplar der Satira, in das ein zeitgenössischer Besitzer den Schlüssel geschrieben hat. Danach ist die Heldin jener Geschichte, die Oktavia im Feszenninendialog erzählt, ein Fräulein Anastasie Serment, deren Schönheit, Geist und freie Sitte in Paris Corneille und Quinault anbeteten. Vielleicht hat Chorier auch Vorarbeiten zu der Satira gemacht, denn er spricht in seinen Memoiren von einem Buch, das er Anecdota nennt, weder veröffentlichen noch seinen Freunden zeigen will. Es sind, wie er sagt, 95 intime Porträts ihm bekannter Männer und Frauen, deren skandalöses Leben er wahrheitsgetreu beschreibt. Wenn diese Anecdota nicht identisch mit der Aloysia sind, was Bonneau allerdings vermutet, so haben wir den Verlust einer wertvollen Arbeit zu beklagen[16].

Nach allem ist die Autorschaft Choriers so ziemlich verbürgt, wenn sie auch von Gay (VI, 40) bestritten wird. Schon die Fiktion von der Übertragung aus dem Spanischen ist durchsichtig genug. Wenn das Manuskript aus dem Spanischen übersetzt sein soll, erscheint es doch höchst merkwürdig, daß die Handlung fast durchweg in Italien spielt und die Personen nur Italiener und Italienerinnen sind. Werden Abstecher gemacht und andere Länder zum Vergleich herangezogen, dann kommen nur Frankreich und Deutschland in Betracht, keineswegs aber Spanien, obgleich es doch auf der Hand gelegen hätte, dieses Land zum Schauplatz zu machen, wenn die Verfasserin die spanische Hofdame gewesen wäre. Chorier hat dies dann später wohl selbst eingesehen und seine Angaben etwas wahrscheinlicher zu machen gesucht, indem er der Genfer Ausgabe von 1678 einen siebten Dialog hinzufügte, den er ganz in Spanien spielen läßt, ohne daß diese Änderung irgendwie gerechtfertigt würde. Die Personen sind Spanier, und die Anekdoten, die eingeflochten sind, geben dem berühmten Louis Vivér, einem Zeitgenossen der Aloysia Sigea, Gelegenheit, sich hervorzutun. Möglicherweise ging Chorier mit dem Plane um, auch die anderen Dialoge auf diese Weise umzugestalten. Die Ausführung unterblieb indessen. Um seiner Fiktion noch größere Wahrscheinlichkeit zu verleihen, ließ er zahlreiche Lücken, wodurch das Werk ein älteres Aussehen gewinnen und ihn vor jedem Verdachte schützen sollte. Er erreichte auch seine

[16] Vgl. a. Die Opale, 1. Halbband, S. 53—55

Absicht. Man ließ ihn in Ruhe, weil man keine sicheren Beweise gegen ihn hatte und er sich wohlweislich hütete, die Dialoge als von ihm geschrieben anzuerkennen. Nur einige kleine Andeutungen erlaubte er sich. In seinen (heute leider unauffindbaren) Memoiren: Nicolai Chorerii Viennensis Adversorium de vita et rebus suis libri 3[17], schreibt er sich zwei Jugendwerke zu, wovon das eine sotadischen Inhalts[18]. Dies scheinen die Dialoge zu sein. Dann enthält die Ausgabe von 1678 einige kleinere Gedichte: „De laudibus Aloysiae et Tuberonis Genethliacon", die Chorier in die Sammlung seiner Gedichte von 1670 mit aufgenommen hat[19]. Schließlich enthält dieses Gedicht fast wörtlich dieselben Anwürfe und Anfeindungen gegen einen gewissen Tubero, der wahrscheinlich ein persönlicher Feind des Verfassers war, so daß man die Autorschaft eines *Mannes* annehmen muß. 1660 hatte er übrigens die Schrift in der gleichen Ausstattung seiner anderen Werke drucken lassen. Auch der Stil ist derselbe: die gleichen Wendungen, die gleichen Perioden. An Choriers Urheberschaft kann demnach kein Zweifel sein[20].

Die sechs ursprünglichen Dialoge führen die Titelüberschriften: Velitatio, Tribadicon, Fabrica, Duellum, Libidines, Veneres. In gewählter, blumenreicher Sprache und unter zahlreichen Zitaten römischer Schriftsteller, besonders Ovids, schildert uns Chorier mit beispielloser Offenheit, blendendem Witz, Humor und meisterlicher Beobachtungsgabe das schamlose und unzüchtige Treiben der höheren, ja geradezu der höchsten Stände mit derselben Treue, womit Aretino die tolle Wirtschaft der römischen Kupplerinnen und der um diese sich herumbewegenden Welt uns abkonterfeit hat. Aretinos Einfluß ist auch unverkennbar. Nicht nur, daß er in höchster Bewunderung von diesem „göttlichen Genius" spricht, verlegt er auch die Handlung in dieselbe Zeit, in der die Raggionamenti sich bewegen, um das Jahr 1530, und seine auftretenden Personen führen die Namen von Aretinos Freunden. Interessant ist die Anpreisung, die Chorier seinem Werke mit auf den Weg gibt und worin er zu beweisen sucht, daß die spanische Hofdame die Verfasserin sei. Nachdem er die Tugend der angeblichen Verfasserin ins hellste Licht gerückt hat, fährt er fort: „In der Tat, die Damen, die sie unter dem Namen Tullia, Ottavia, Sempronia, Vittoria in ihren Gesprächen auftreten läßt, sie waren wirklich existierende Gattinnen von Herzogen, Markgrafen und Grafen, sie hat von ihnen nichts erzählt, was sich nicht wirklich zugetragen hätte. Und da sie nun eine ausgesprochene Feindin von Lüge und aller Heuchelei war, so hat sie sich der denk-

---

[17] Sie wurden veröffentlicht im „Bulletin de la Société de Statistique de l'Isère 1864. Bd. 4. Eine französische Übersetzung von Crozet ist 1868 in Grenoble, ferner 1882 in dem 3. und 4. Band der von Alcide Bonneau veröffentlichten „La Curiosité littéraire" erschienen.

[18] A. Bonneau. Curiosa. Essais critiques de la littérature ancienne ignorée ou mal connue. Paris, Liseux 1887, S. 166.

[19] Nicolai chorerii Viennensis Carminum liber unus. Gratianopolis 1670.

[20] *Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes.* Paris 1872, I, 39 zitiert überdies zum Überfluß einen Brief des zeitgenössischen Lancelot, nach dem die Autorschaft Choriers wohl als festgestellt gelten muß.

bar freiesten Ausdrucksweise bedient, der einzigen, die in diesem Falle angebracht war... Ich bin der Meinung, die Abenteuer, die sie erzählt, sind zum Teil selbst erlebt, und gerade die besten werden ihre eigenen sein[21]."

Das Werk wurde in zahllosen Nachdrucken verbreitet, ins Französische und Deutsche übersetzt unter dem Titel: „L'académie des dames", „L'Arétin français", „Die Gespräche der Aloysia Sigäa" usw.[22].

Das andere bekannte Werk dieser Art ist: „*L'école des filles, ou la philosophie des Dames, leur indiquant le secret pour se faire aimer des hommes, quand même elles ne seraient pas belles, et le plus sur moyen d'avoir du plaisir tout le temps de leur vie, en deux dialogues, par A. D. P., Paris 1665.*" Diese Originalausgabe ist heute unauffindbar. Eine Nachdruckausgabe von 1667 befindet sich in der Breslauer Stadtbibliothek unter Standnummer 8 V 506 secr. Der Plan des Verfassers geht angeblich dahin, junge Mädchen, die fortwährend unter mütterlicher Hut leben, über die Liebe aufzuklären, um dem Gatten oder dem Geliebten beim Liebesspiel rechte Freude zu machen. Deshalb wird die ganze Liebeskunst in zwei Dialogen abgehandelt. Robinet, ein junger Kaufmann aus Paris zur Zeit Ludwigs XIII., liebt Fanchon, die aber zu einfältig ist, um ihm entgegenzukommen. Um an sein Ziel zu kommen, bittet er Susanna, ein in der Liebe gut bewandertes Mädchen, seine Flamme etwas einzuweihen. Diese tut es, und zwar mit so gutem Erfolg, daß er endlich williges Gehör und hervorragenden Genuß bei Fanchon findet. Im zweiten Dialog kommt Susanna wieder zu Fanchon, die ihre Entjungferung schildert. Beide tauschen weiterhin ihre Erfahrungen aus. Was die eine nicht weiß, damit hilft die andere. Den beiden Geschlechtsgliedern wird ein Loblied gesungen, auch die Ersatzmittel der einsamen Stunden werden besprochen. Kurz, wir erhalten ein ganzes Kompendium der Liebeskunst[23]. Dem Verfasser, Helot, Milot oder Millitot, auch Milliot, weil er sich in der Vorrede so nennt, bekam die Abfassung des Erotikons nicht besonders. Er mußte flüchten. Sein Buch wurde unter dem Galgen verbrannt, sein Bild an den Galgen gehängt[24].

Zu jener Zeit verfuhr man eben nicht sehr glimpflich mit den Verfassern derartiger Skandalosa. Schon Ludwig XIII. hatte feststellen zu müssen geglaubt, daß die Buchdruckerkunst die Ruhe des Staates störe und eine Verderbnis der Sitten mit sich bringe. Von 1660—1756 wurden deshalb 869 Autoren, Buchhändler und Buchdrucker wegen religions-, staats- oder sittenfeindlicher Werke in

[21] Zur Literatur vgl. *Nodier, Catalogue de la bibliothèque de M. de Pixérecourt*, Paris 1838, S. 101. *Barbier, Dictionnaire* I. S. 49—51. Guillaume *Apollinaire, L'enfer* Nr. 29; *P. Alluts, Aloysia Sigea et Nicolaus Chorier, Lyon.* N. Scheuring, 1862 (Neudruck 1913 in 112 Abzügen). Zeitschrift f. Bücherfreunde 1913, 5. Jhrg. Neue Folge, S. 196; Joseph Hilgers, Der Index der verbotenen Bücher, Freiburg i. Br. 1904, S. 164—65; Gay, 3. A., I, 16 und besonders VI, 38—45.

[22] 1913 erschien bei Adolf Weigel in Leipzig ein mustergültiger lateinischer Neudruck.

[23] Vgl. Drujon, Cat. 134. Gay, 3. A., III, 141; 4. A., II, 62—63.

[24] *Peignot, Dictionnaire des ouvrages, qui ont été brulés.* Paris 1866, I, 175; vgl. a. Ebert Nr. 6562 und Grisebach, Weltliteraturkatalog 1. A. Nr. 628.

die Bastille gesteckt. Wegen eines Libelles gegen Frau von Maintenon wurden 1694 sogar zwei Buchdrucker gehängt und gegen die Mitbeteiligten hohe Strafen verfügt[25].

Dasselbe Schicksal hatte man auch schon vor einem Menschenalter dem Herausgeber der im folgenden genannten Sammlung zugedacht. Es war der bekannte *Theophile de Viau*, dessen Lebensgang dem Villons auffallend ähnelt, nur daß letzterer trotz aller Schwächen uns sympathischer berührt. Nun war eine Sammlung sehr schlüpfriger Gedichte herausgekommen, die anfangs wenig Beachtung fanden. 1627 aber wurde von dieser Ausgabe ein um mehrere markante Stücke vermehrter Abdruck herausgegeben, die Colletet (1598—1659) und Viau (1590 bis 1626) zu Verfassern haben sollten. Es ist dies „*Le Parnasse des poètes satyriques ou dernier recueil des vers picquans et gaillards de nostre temps. Paris MDCXXII.*" Der Name von Viau fand sich sogar auf dem Titelblatte, wogegen dieser allerdings protestierte. Allein dieses Ableugnen half ihm nur für kurze Zeit. Die ihm feindlich gesinnten Jesuiten wußten es durchzusetzen, daß er nach einem Jahr der Irreligiosität und der Sittenlosigkeit angeklagt wurde. Ein zu seiner Verurteilung eigens gebildetes Richterkollegium fand die Anklage begründet und verurteilte den Dichter, der sich nach Chantilly geflüchtet hatte, zum Feuertode, Berthelot zum Galgen und Colletet zu neunjähriger Verbannung[26]. Apollinaire[27] druckt das Urteil ab. Noch am Tage der Urteilsfällung (19. August 1623) wurde Viaus Bild unter dem Galgen verbrannt. Kurze Zeit darauf wurde man des Dichters habhaft und ließ ihn zwei Jahre lang im Gefängnis auf sein Schicksal warten. Das Parlament kassierte endlich das Urteil, verbannte Viau aber aus Frankreich[28].

Viaus Verurteilung erscheint uns heute als zu hart, denn es gab zu seiner Zeit noch andere Sammlungen erotischer Gedichte, zum Beispiel: *Les Muses gaillardes, recueillies des plus beaux esprits de se temps par A. D. B. Parisien. Paris 1609.* Wegen dieser aber machte man lange nicht so viel Aufhebens wie wegen des „*Parnasse*". Und doch unterschieden sie sich in nichts von dieser. Man muß wohl auch hier wieder annehmen, daß nicht die Immoralität, sondern die Irreligiosität der Grund zu Theophiles Verfolgung war.

Einen ungleich größeren Erfolg hatte eine spätere Sammlung, nämlich: „*Le cabinet satyrique, ou recueil des vers piquans et gaillards de ce temps. Tiré des cabinets des Sieurs de Sigognes, Regnier, Motin, Berthelot, Maynard et autres des plus signalez Poètes de ce siècle. Imprimé au mont Parnasse 1632,* 358+330 S. und Index." Diese Sammlung ist eins der geistreichsten Produkte auf dem Gebiete der erotischen Poesie. Sie ist eins der wenigen Werke, denen Originalität nicht ab-

[25] Faulmann, Geschichte der Buchdruckerkunst, 344—345.

[26] Vgl. *Frédéric Lachèvre, Le Procès de Théophile Viau, Paris, Champion* 1911 und *Alléaume* in der Vorrede zu Theophiles gesammelten Werken, Paris, O. Jeannet 1856.

[27] *L'enfer* S. 260—261.

[28] Vgl. Lotheisen, Geschichte der französischen Dichtung im 17. Jahrh. 1877, S. 318, Gay, 3. A. V, 441.

zusprechen ist. Gewiß, die Gedichte bewegen sich auf sehr exponiertem Felde, aber wir haben ja von vornherein jede moralische Wertung ausgeschlossen. Uns interessiert hier nur der literarische Wert, der zweifelsohne nicht gering ist. In Stanzen, Sonetten, Epigrammen sowie in längeren Gedichten werden einer ungebändigten witzigen Laune die Zügel schießen gelassen. Die stets graziöse Behandlung des einzelnen Gedankens, die scharf pointierte Fassung, die das Komische einer Sache ins rechte Licht zu setzen weiß, muß bei jedem unbefangenen Leser das herzlichste Lachen auslösen. Man müßte bis auf Martial zurückgehen, um ähnlichen geistreichen Gedanken in ähnlicher Formulierung wieder zu begegnen. Wer aus Erfahrung weiß, wie unendlich einförmig gerade das Thema der Erotik anmutet, wenn nicht Geist und Witz immer neue Seiten aufzustöbern vermögen und unbetretene Pfade wandeln, der hat allen Respekt vor dem Genie der vielgeschmähten Dichter. Das „Kabinett" ist um keine Spur dezenter als der „Parnaß". Während letzterer aber dauernd Verfolgungen ausgesetzt war, blieb das „Kabinett" unbehelligt, weil die Verfasser so vorsichtig gewesen waren, keine Angriffe gegen die Religion und Kirche zu bringen.

Um anschaulicher zu wirken, wäre es freilich angebracht, hier einige Proben zu bringen, was jedoch zuviel Raum beanspruchen würde. Wir müssen uns deswegen mit der kurzen Inhaltsangabe einzelner witziger Epigramme begnügen.

Im Mittelpunkte jedes Denkens, jedes Träumens, jedes Begehrens steht ja die sexuelle Vereinigung. Die aber ist ganz und gar abhängig von den Launen des Meisters Iste. Deshalb zählt auch ein Impotenter nicht mit im Rate der Männer, von denen jeder sein Glück sich berechnen kann nach der Größe seines Priaps. So begehrt ein Jüngling, von der Natur sehr bescheiden ausgestattet, die höchste Gunst von seiner Geliebten. Sie aber schreit: „Nimm es weg, ich glaub gar, es ist eine Raupe!" Spielt ein Mädchen gern Flöte, so weiß der Dichter noch ein anderes Instrument für seine künstlerischen Übungen. Oder: „Madame, ich bringe Ihnen da einen schönen Vogel!" — „Das ist doch kein Vogel!" — „O doch, ein Unterschied besteht allerdings. Während ein gewöhnlicher Vogel nicht in den Käfig will, sehnt sich der danach, so daß er vor Freude weint. Sehen Sie nur!" Oder: Wenn eines Mannes Opferstahl geheiligte Orte entweiht, so zürnt ihm nicht. Er beweint ja reichlich jedesmal seine Fehler! — Die mehr oder minder geschickte Verstellung der Mädchen, die doch so gerne sich hingeben, wenn der Mann es nur wagt, wird in ironischer Weise verspottet. „Ich sagte ihr, daß ich wolle. Sie war böse, als sie es hörte. Als ich es aber dennoch tat, merkte ich, daß sie Freude empfand, wenn auch nicht im Ohr!" „Sie sagen, sie seien frigid? Schade, daß ihr Cul nicht sprechen kann!" Ein Jüngling klagt seiner Auserwählten: „Ich kann die ganze Nacht vor Liebe nicht schlafen. Sie glauben es nicht? Gut, lassen Sie mich bei Ihnen schlafen!" Die Neuvermählte fragt in der Hochzeitsnacht: „Bin ich nicht süß?" „Jawohl," antwortete der Gatte, „aber der Teufel soll den

holen, der es dich gelehrt hat." Auf Seitenwegen gehen ja alle. Da kommt spät in der dunklen Nacht ein Gehörnter heim und macht von seinen ehelichen Rechten Gebrauch. Als er dann zu sprechen beginnt, seufzt die liebende Gattin enttäuscht: „Ach, du bist's!" Ja, das haben die Mädchen so gerne, auch Lukretia und Dido. Sie sterben, jawohl, aber zuvor hatten sie von der süßen Speise gekostet. Lobt man deshalb Lisas Gesang, so soll man nicht sagen: Sie singt wie ein Engel! sondern: Sie singt, wie sie „liebt"! Und die Frage ist dann noch immer, wer in dieser Kunst bewanderter ist, Mann oder Frau. Eine Dame hat dem Dichter eine große Summe Geldes versprochen, wenn er sie zehnmal in einer Nacht in Edens Paradies führe. „Schön!" sagt der, „zähl nur das Geld auf und mach dich bereit!" (ouvre les genoux). Andere Gedichte lassen erkennen, daß die Verfasser der einzelnen Gedichte zuweilen aus fremdem Born schöpfen. Einige Epigramme könnten als Übersetzungen Martials gelten, zum Beispiel Lisa forderte einst ein Vermögen für ihre Gunst. Dann ging sie immer mehr herunter, jetzt will sie keiner umsonst. Einem Freunde schickt der Verfasser Aretins Stellungen, empfiehlt ihm aber gleichzeitig, ein Mädchen bei sich zu haben, damit er nicht Ehegatte würde ohne Gattin.

Außer diesen speziell auf den Einzelfall zugeschnittenen Gedichten finden sich wieder manche, die allgemeiner gehalten sind, zum Beispiel Verteidigung der offen getragenen Brüste, Schmähgedichte auf Kurtisanen, Jeremiaden wegen einer galanten Krankheit, Vergleiche der Liebeswerkzeuge mit allen möglichen Dingen, sowie ihre Abschätzung gegeneinander, Preislied auf den männlichen Teil, Hymnen auf die weiblichen Genitalien usw.

Mit dieser kurzen Aufzählung, die kaum den zehnten Teil des mannigfachen Inhalts bietet, mag es genug sein. Die wenigen Angaben werden zudem genügen, um einen deutlichen Begriff von der geistreichen Schönheit des Buches zu geben[29].

Welche große Bedeutung die Herausgeber ihrer Sammlung beilegten, geht aus der Vorrede hervor:

Enfants d'un esprit clair et net,
Beaux vers ou toute grace abonde,
Tenez-vous en mon cabinet
Et n'allez plus courir le monde.
Autrement les Prédicateurs
Me mettront au rang des Autheurs
Dont les œuvres sont hérétiques
Et les imagers du Palais
M'estalleront en leurs boutiques
Entre Arétin et Rabelais.

Den Hauptanteil an der Sammlung hat *Mathurin Regnier* (1573–1613). Obwohl Geistlicher von Beruf, führte er ein ziemlich lockeres Leben, worin er sich

[29] Eine Nachdruckausgabe erschien 1864; vgl. Gay II. 80 und 3. A. II. 80–83.

im übrigen in nichts von seinen Berufskollegen unterschied. Aber sein Geist hebt ihn aus deren Masse hervor. Er ist der Begründer der sogenannten klassischen Satire in Frankreich, ist eine durchaus sinnliche Natur. Deshalb legt er sich in der Wahl seines Ausdrucks keinerlei Zwang auf. Seine Darstellung ist naturalistisch, aber nicht ernst, sachlich, sondern heiter scherzhaft. Seine Absicht ging nicht dahin, die Angegriffenen zu verletzen, sondern sie lächerlich zu machen, wozu ihm jedes Mittel, auch die Obszönität, recht war[30].

Allein trotz ihrer unleugbaren Bedeutung an sich ist die Masse dieser Schriften und Schriftsteller doch nur der Literaturgeschichte und einigen Bücherliebhabern bekannt. Ein Mann aber aus diesem Jahrhundert lebt in seinen Produkten noch heute fort: Jean *Lafontaine* (1621—1695). An ihm bewahrheitet sich wieder einmal die Tatsache, daß es keiner epochemachenden Schöpfungen, keiner tief schürfenden Forschung auf irgendwelchem Gebiet des menschlichen Könnens bedarf, um den Kranz der Unsterblichkeit zu erringen. Hat er ein wissenschaftliches Werk geschrieben, das neue Erkenntnisse brachte, einen Roman oder sonst eine originelle Schöpfung, die bahnbrechend wirkte? Keineswegs, andernfalls wäre er heute vielleicht bereits vergessen. Er tat nichts weiter, als leichtfertige Geschichten, die meistens längst Gemeingut waren, in gefällige Verse zu bringen und diese mit seinem Geist zu erfüllen. Das ist alles. Mit derselben Harmlosigkeit des Herzens, mit der er seine Fabeln ersonnen und ausgeführt, hat er auch die längst bekannten Stoffe der altfranzösischen Fabliaux, des Boccaccio, des Ariosts, der „Hundert neuen Novellen" und des Rabelais in zierliche Verse gebracht. Auf die Geschichten mit ihrem durchweg eindeutigen Inhalt kommt es ihm im Grunde genommen nicht so sehr an wie auf die Art des Vortrags.

1665 erschien der erste Band der „Erzählungen". Er verdankte seine Entstehung Mazarins Nichte, Marie-Anne Mancini, der Herzogin von Bouillon. 1666 kam dann der zweite Band heraus, wodurch Lafontaine sich das Mißfallen des Königs zuzog. In einer Zeit, da die Pretieuses den Ton angaben und d'Urfées D'Astrée das Lieblingsbuch der vornehmen Welt war, konnte die ungebundene Erotik der „Erzählungen" sich unmöglich des ungeteilten Beifalls erfreuen. Die unholde Geistlichkeit stimmte in das Gezeter und Pereat mit ein, weshalb sich die Polizei bewogen fand, die Veröffentlichung des dritten Buches (am 5. April 1675) zu verbieten. An demselben Tage aber, da Herr de la Reinie von Amts wegen die Verbreitung der „Contes" verbot, lud er als verständiger Mann den Verfasser zu sich zur Mittagstafel, da er zwischen einem Autor und seinem Buche wohl zu unterscheiden wußte. Als nun die Sache in Vergessenheit geraten zu sein schien, kam 1685 das vierte Buch heraus[31]. Dem Dichter kam gar nicht der Gedanke, daß man an seinen zierlichen und amüsanten Verschen Anstoß nehmen könnte. Als er auf dem

[30] Vgl. Pleine, Untersuchungen über Leben und Satiren Mathurin Regniers. Progr. der Schönberger Realschule 1884.

Sterbebette auf die Schändlichkeit des Buches hingewiesen wurde, meinte er ganz verwundert: „Sind sie denn wirklich so schlimm?" und er ordnete an, daß, um seine Sünden zu sühnen, hundert Stück der „Erzählungen" verkauft und zum Besten der Armen der Erlös verteilt werden sollte. In der Erzählung „Die Gänse" sagt er ganz richtig:

> Im übrigen, ihr Herren Splitterrichter,
> so rat ich euch, ganz ruhig euch aufs Ohr zu legen
> und unbesorgt wie ich zu sein.
> Durchhechelt dann, soviel es euch beliebt,
> die matten Verse und die lahmen Phrasen,
> doch laßt die lust'gen Schwänke unberührt.
> Sie sind so arglos wie die neugebornen Kinder,
> und bringen wahrlich keinen in Gefahr.
> Wird etwa die Mama, der Herr Gemahl
> die beiden Augen mir auskratzen wollen
> um zehn bis zwanzig närr'sche Dingerchen?
> Du lieber Gott, das wär viel Lärm um nichts!
> Was ich nicht tat, das soll mein Buch vermögen?
> Nein, liebe Freunde, lest es unbesorgt!

Lafontaines „Contes" sind besser als ihr Ruf, womit allerdings nicht viel gesagt ist, denn die „Erzählungen" stehen im denkbar schlechtesten Rufe. Warum? Sie sind nicht besser und nicht schlechter als die anderen versifizierten galanten Erzählungen von Piron, Grecourt, Gresset, wie man sie zu dieser Zeit und ganz besonders im folgenden Jahrhundert liebte, und daß Lafontaine der erste war, der diese freien Stückchen zum besten gab, beweist nicht seine Unmoralität, sondern lediglich die spielerische, tändelnde Geschmacksrichtung eines Zeitalters und daß diese Gesinnung im Wesen des Volkes liegt, dem der Verfasser angehört. Unmoralisch sind die Geschichten schlechtweg, wenn wir den Moralkodex unserer Zeit zum Maßstab nehmen. Aber ist dieser maßgebend? Jedes Zeitalter hat seine Sittengesetze, was allerdings eine Binsenwahrheit ist. Lafontaine ist ein vorbildlicher Plauderer. Er will den Eindruck erwecken, als ob er mit dem Leser in vertraulich-freundschaftlichem Geplauder sich zusammensetzt. Fortwährend schweift er von seiner Erzählung ab, um gutmütig-moralische Betrachtungen anzustellen, ohne daß diese Weitschweifigkeit den Leser irgendwie ermüdet. Diesen graziösen Ton, diese geschmeidige Form hat keiner seiner Landsleute je wieder erreicht. Lafontaine ist dic Krönung des 17. Jahrhunderts[32].

[31] Vgl. *Wackenaer, Histoire de la vie et des ouvrages de la Fontaine, Paris* 1868. 4. A.; *Lacroix, Bibl. Lafontainienne, Paris* 1875; eine gute deutsche Übersetzung erschien 1913: Die Erzählungen des Jean de Lafontaine. Ins Deutsche übertragen von Theodor Etzel. Mit Reproduktionen nach den Kupfern von Charles Eisen, 2 Bde. München, Müller.

[32] Ausgaben bei Gay I, 693 ff. und 3. A. IV. 224—231.

B. FRANKREICH IM 18. JAHRHUNDERT

1. KAPITEL

Das goldene Zeitalter der Liebe

Zwei große Zeitalter der erotischen Literatur hat die alte Kulturwelt erlebt: Die Zeit der römischen Kaiser und das Rokoko. Zwar trugen auch Hellas und die Renaissance ihr redliches Teil bei. Von Griechenland ist uns jedoch wenig erhalten, und die Zeit der Renaissance bleibt, was Zahl und Qualität anbelangt, weit hinter den erstgenannten Epochen zurück. Diese selbst aber sind in ihrem Charakter sehr voneinander unterschieden. Mag Rom zynisch, roh, derb, hanebüchen, unflätig, frivol bis zum äußersten sein, den Vorwurf kann man ihm nicht machen, daß seine Produkte geistlos und einzig und allein auf Erregung der Sinnlichkeit zugeschnitten sind. Im Durchschnitt wenigstens. Ausnahmen hat es nach den uns vorliegenden Berichten der Schriftsteller gegeben. Indes davon blieb uns nichts erhalten, und bei der Charakterisierung können wir uns natürlich nur an den Regelfall halten. Ganz anders dagegen Frankreich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ludwig XIV. mit seinem Grundsatz: *l'état c'est moi* und seiner Frömmelei gab den Grundakkord an. Für freie Betätigung in der Politik, für selbständiges Wirken im Dienste der Öffentlichkeit war kein Raum, alles wurde von oben dekretiert, so daß man sich des Interesses an der Politik entschlug. Aber dem Tätigkeitsdrang des Volkes mußte ein anderes Feld eröffnet werden, wenn ihm das öffentliche Leben versperrt blieb. Das persönliche Element drängte sich in den Vordergrund. Man lebte also seinen Neigungen, seinen lieben Gewohnheiten, gab jeder Willensregung unbedenklich nach, sobald man sich ein Wohlbehagen davon versprach. Man lebte dem Genuß, erfreute sich unbeschränkt des höchsten Vergnügens: der geschlechtlichen Lust, und richtete sein Leben danach ein. Freilich, solange der Sonnenkönig noch das Zepter führte, der unter dem Regime der Maintenon in trübe Frömmelei verfallen war, durfte sich diese Lebensfreude nur im geheimen austoben. Der alternde Ludwig XIV. hatte alles Leben in feststehende Formen gezwängt. Die Etikette war suprema lex. Der Gesinnung entsprach die Kleidung: Die Rockschöße waren, um ja recht würdig und unnahbar zu erscheinen, mit Drahtsieb steif gemacht, Kragen, Manschetten und Halsbinde waren gestärkt, die mächtige und unbequeme Allongeperücke zwang zu gravitätischer Haltung. Das änderte sich mit einem Male, als der Regent zur Herrschaft kam. Die Würde trat ihre Stelle der Grazie ab. Alles war auf Zwanglosigkeit zugeschnitten. Die Grandezza in der Kleidung und im äußeren Gehaben hatte ihre Rolle ausgespielt, die Perücke wanderte in die Rumpelkammer, denn man trägt jetzt das Haar gepudert und leicht frisiert, um der raschen Bewegung nicht hinderlich zu sein.

Die Wohnungen werden weichlicher und verführerischer. Keine hohen, kalten Prunkgemächer mehr, keine glänzenden Prachtsäle, die man nur an hohen Festtagen öffnet. In niedlichen, verschwiegenen Boudoirs spielt sich jetzt das tägliche Leben ab, in kleinen Salons, die von matt gedämpftem Licht, das durch farbige Seidenvorhänge fällt, in lauschiger Dämmerung gehalten werden. Von den Wänden, wo Blau und Weiß vorherrscht, locken üppige Gemälde, und goldgerahmte Kristallspiegel werfen die Bilder sinnenfrohen Genusses zurück, zu dem das schwellende Sofa mit den leicht verschiebbaren Kissen, der Fauteuil mit seinen weichen Polstern einladet. Wollustatmende Parfüme, die jeden gesunden und natürlichen Lufthauch versüßlichen, duften in den Zimmern und bilden gute Kuppler für den sexuellen Genuß. Und dem frönte man mit dem erdenklichsten Raffinement, was um so angenehmer war, da Tugend, Ehe und Treue wenig gangbare Artikel waren. Tugend — ein leeres Nichts: Die Tugend der meisten Geschöpfe ist nur ein Geschöpf der männlichen Tugend, und es ist schwer, einen Schatz zu bewachen, zu dem alle Männer den Schlüssel haben. Die Ehe galt als freies Jagdgebiet, in dem man nach Herzenslust wildern konnte. Gegenseitige Liebe und Treue — wie lächerlich, wie abgeschmackt, wie spießbürgerlich. Dem Manne ersetzten die lieblichen Ballettratten und Opernmädchen das eheliche Vergnügen, und die Frau tröstete sich mit vertrauten Hausfreunden. Die Ehe war der Freibrief für erotische Bedürfnisse. Interessant ist Mirabeaus Bestätigung. Er plaudert in seinen Briefen an Sophie von seinem Verhältnis zu den Töchtern der Frau von Vence, die ihn eines Tages apostrophierte: „Herr Graf, wenn sie verheiratet sein wird, so machen Sie, wie Sie es beide alsdann im Sinne haben werden. Aber lassen Sie sie erst verheiraten[1]." Es braucht nicht sinnliche Lust zu sein, was zur Untreue anspornt. Vielleicht ist es auch die Neugier.

Le jour que Jean se maria
Et qu'il eut dans la nuit fait rage,
La femme le matin me pria
Du reste de son pucelage,
Je la foutis de grand courage,
Trois fois, savourant ses beaux yeux,
Puis me dit d'un air gracieux,
Ami, ce que viens de faire
N'est que pour savoir quel vaut mieux
Le mariage ou l'adultère. (Piron.)

Gewiß spielte die Neugier eine große Rolle bei der weiblichen Untreue, aber auch die Lust nach Abwechslung war eine Triebfeder für die Flatterhaftigkeit. Es entspricht keineswegs den Tatsachen, wenn ein zeitgenössischer Schriftsteller urteilt: „Die Zeit wird nicht besser, sie kann sich nicht anders machen, aber sie

[1] Lenient II, 413.

ändert sich wenigstens, und sollte es aus Langweile und Ekel vor der Schamlosigkeit sein. Man wird zur Tugend zurückkehren, bis zu einem gewissen Punkt, weil das Vergnügen macht. Nichts ist augenblicklich derart verschrien als die eheliche Liebe. Dieses Vorurteil ist zu groß, es kann nicht ewig dauern[2]." Man brauchte seinen Begierden, seiner Lüsternheit keinen Zwang mehr antun, da ja der Erste des Landes, der Regent, mit dem Beispiele, dem man zu folgen hatte, voranging. Dasselbe wüste Leben, das er vor dem Beginn seiner Herrschaft geführt hatte, setzte er fort, nachdem er die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Gegen Abend schloß er sich mit seinen Mätressen, mit Sängerinnen und Tänzerinnen im Temple, dem ehemaligen Gebäude der Tempelherren, wo damals die Prinzen Vendome wohnten, ein und hielt mit zehn oder zwölf Vertrauten wüste Orgien, zu denen Zoten und Gotteslästerungen die beste Würze boten[3].

Noch schlimmer wurde das sittenverderbende Hofleben, als der König aller Wüstlinge, Ludwig XV., zur Herrschaft kam. Zwar war auch schon unter Ludwig XIV. die Mätressenwirtschaft Gegenstand des Spottes und der literarischen Durchhechelung gewesen, aber der „Sonnenkönig" verstand in solchen Dingen wenig Spaß. Eines Tages jagte er plötzlich die italienischen Komödienspieler, die sich seit 1661 an seinem Hofe befanden, davon. „Solange sie nichts weiter getan hatten, als sich auf dem Theater in Schmutzereien und manchmal in Gottlosigkeiten zu ergießen, hatte man nur gelacht. Eines Tages aber ließen sie sich einfallen, ein Stück zu spielen, das die ‚falsche Spröde' *(La fausse prude)* hieß und deutlich auf Frau von Maintenon anspielte. Alle Welt lief hin, aber nach drei oder vier Vorstellungen mußten sie ihr Theater schließen und innerhalb eines Monats das Königreich verlassen[4]."

Ludwig XV. dagegen ließ alle Scham beiseite. Die Zahl seiner öffentlichen Mätressen genügte aber seinem unstillbaren Verlangen noch nicht, weshalb er auf Betreiben der Pompadour und des Abbé d'Aigre sich in dem berüchtigten Hirschpark *(parc au cerf)* ein Privatbordell anlegen ließ, das die Pompadour, um sich am Ruder zu halten, mit immer frischer Ware versorgte[5]."

Als dann die ehemalige Bordelldirne Dubarry an Stelle der Pompadour zur königlichen Hofhure avancierte, richteten sich die giftgetränkten Pamphlete besonders gegen sie, die ihre Freudenhausmanieren auch in ihrer jetzigen Stellung

[2] C. Lenient. La comédie en France au XVIIIe siècle. Paris s. a. I, S. 158.

[3] F. Lotheisen, Zur Sittengeschichte Frankreichs. Leipzig 1885. S. 203—204.

[4] Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, übersetzt von Hanns Floerke. München 1913, 1 Bd. S. 264.

[5] E. u. J. de Goncourt. Les maitresses de Louis XV. Paris 1860. 2 vol. François Marie Maveur de Saint Paul, Le parc au cerf ou l'origine de l'affreux déficit. Paris 1789 — Der Hirschpark oder das Serail Louis' XV. Eine Galerie geheimer Memoiren der jungen Mädchen, welche in demselben eingeschlossen waren, um zur Belustigung Ludwigs XV. zu dienen. Ein Beitrag zur Chronique scandaleuse Frankreichs. Aus dem Franz. der de Faverolle und seiner Schwester Mme Elisa Guenard Baronne de Mere. 3 Bde. Leipzig 1834; — Engelbert Nern in Bd. 7 des von A. R. Meyer, Berlin 1920 bei Fritz Gurlitt herausgegebenen „Venuswagens".

beibehielt und für jede noch so minderwertige, wenn nur leistungsfähige Hofschranze zugänglich war. So sang man halb öffentlich folgende Spottverse:

Saht ihr nicht meine Dubarry?
Sie schlug mein Herz in Bande,
Pfutsch ging um sie mir der Esprit,
Geblieben ist die Schande,
Ihr holden Kinder vom Bordell,
Weilt sie bei euch? O sagt mir's schnell,
Gebt sie mir wieder!
Zwar weiß ich wohl, daß an Lakain
Sie ihre Gunst bescherte,
Daß kein Friseur, kein Kutscherlein
Sie unerhört begehrte,
Dies aber weiß ich sicherlich,
Kein Kutscher liebt sie so wie ich,
Saht ihr nicht meine Dubarry? usw.

Aber diese aktiven Privatausschweifungen boten den erhitzten Sinnen des traurigen Gewächses auf dem Königsthron noch nicht genug Befriedigung. Er mußte (wie soll ich sagen!) als „geistiger voyeur" seiner Lüsternheit stets frische Nahrung zuführen, indem er sich von der Pariser Polizei regelmäßig alle obszönen Vorgänge, alle pikanten Einzelheiten über die Skandalaffären von Paris berichten ließ [6]. Und deren gab es ja genug. Die eigene Person stand im Vordergrund des Interesses. Man nahm sich ungeheuer wichtig und schenkte auch der staunenden Mit- und Nachwelt nichts von seinen Vorzügen. Diese waren natürlich in der Hauptsache körperlicher Art. Scheu — eine unbekannte Tugend! Man gab sich eben, wie man war, weil keiner in sittlicher Beziehung vor dem andern etwas voraus hatte. Warum also eine Tugend heucheln, die im Höchstfalle wie ein Feigenblatt nur mit Stecknadeln befestigt war? Rousseaus Einfluß machte sich geltend: Wenn die Natur gut ist, so ist auch jeder Genuß, der nicht gegen sie verstößt, erlaubt und gerechtfertigt. Schamgefühl und religiöses Empfinden verdanken nur den Menschen ihre Entstehung, welche wir besser machen, indem wir ihnen schrankenlose Geschlechtsfreiheit geben. Diese aber genießt sich nicht allein, sondern findet ihre Ergänzung im andern. Darum keine Sehnsucht, kein keusches Werben um eine Gunst, deren Gewährung als etwas Unerlaubtes man verbergen müßte. Lächerlich wäre solches Toggenburgern! Nein, wenn die Liebe etwas Natürliches ist, so gibt man sich auch natürlich.

Aber das Physische erhält auch nur dann seinen Wert, wenn die begehrte Lust in Schönheit getaucht den Genuß erhöht, und weil das Sexuelle zu allen

[6] *P. Manuel, La Police de Paris devoilée, Paris* 1791, Bd. 1, S. 86 und 100.

Zeiten ureigenstes Gebiet des Weibes war, so gibt auch die Frau in der Liebe den Ton an, wenn die Mode den geschlechtlichen Genuß als Krönung der Gefühle und Wonnen ansieht. Weder vor- noch nachher war der Frau eine so dominierende Stellung eingeräumt wie im Rokoko. Trotzdem sie gesetzlich als unmündig galt und fast rechtlos sein sollte! Daß ihr nichtsdestoweniger eine so überragende Bedeutung zukam, verdankt sie dem Zusammentreffen der schon erwähnten bzw. angedeuteten Umstände. „Es bedurfte dazu einer entschiedenen, aber schon absterbenden Despotie, einer gebildeten, jedoch innerlich zersetzten Gesellschaft scharf ausgeprägter Standesunterschiede bei steigender demokratischer Ausgleichung, politischer Schwäche bei regem geistigem Leben. Es bedurfte dazu jener Schwüle, die dem Ausbruch des Wirbelsturmes vorangeht und nervenschwache Menschen antreibt, sich um jeden Preis zu zerstreuen und zu vergessen[7]." Aber in Dingen des Lebensgenusses gibt es für das Weib kein Mittelmaß. Sobald es einmal die Scham abgelegt hat, übertrifft es den Mann an Schamlosigkeit. Was es begehrt und wünscht, erfaßt es ganz. Ist sein Interesse nicht tief, so nimmt es die Frau doch vollständig in Anspruch. Und da ihr ganzes Trachten und Handeln auf Erotik zielt, so mußte sie sich um so ungehemmter entfalten, je geringer der Einfluß des Mannes war. Diesen Einfluß aber hatte sie bereits abgeschüttelt. Das Männchen war nichts weiter mehr als ein liebes Schoßtierchen zum Spielen, zur Erhöhung der Freude und zur Weckung des wollüstigen Empfindens. An dieser Lockerung der Sitten trug aber der Mann selbst die größte Schuld. Er ließ sich willig einspannen in den Triumphwagen der Geliebten. Untätigkeit führte zur Weichlichkeit.

Diesen Stempel der Seichtheit und Weichlichkeit trug auch die Wissenschaft und vor allem die Philosophie. Der krasse Materialismus eines Holbach, Helvetius, La Mettrie und anderen führte ja direkt zur Genußsucht. Sobald das Dasein des Menschen in die kurze Spanne zwischen Geburt und Tod gelegt war, sobald nichts mehr zu hoffen und zu fürchten stand in einem Jenseits nach dem Tode, hatte alles Denken, Geschehen und Empfinden sich auf dieses Leben zu konzentrieren. Ideale, an die man sich hätte klammern können, gab es nicht mehr für dieses skeptische Völkchen. Es wäre eine Torheit gewesen, in strenger Selbstzucht seine Neigungen zu bekämpfen, da man für diese Kasteiung keinen Lohn zu erhoffen hatte und in sich selbst keine Befriedigung fand. Deshalb hieß es, das Leben auszunützen und es sich so angenehm wie möglich zu gestalten. Von Pflicht und Selbstüberwindung konnte keine Rede mehr sein. Was nicht greifbar war und keinen reellen Genuß bot, wurde ausgeschaltet. Sittlichkeit aber errichtet Schranken und legt Fesseln an. Also müssen die Schranken fallen und die Fesseln gebrochen werden. In logischer Folge verneinte man bald alle sittlichen Normen, nicht aus

[7] F. Lotheisen, Zur Kulturgeschichte Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert, Wien 1889, S. 184.

tiefster Überzeugung heraus, sondern weil man sie unbequem fand, und so gelangte man bald zu jener liebenswürdigen Milde, die im Ehebruch nichts weiter sieht als die Betätigung vorurteilsfreier Geister und die naturgemäße Befriedigung eines sinnlichen Bedürfnisses.

Doch als Genußkünstler vergaß man nicht, daß der materielle Genuß allein, ohne jede Zugabe, ohne Gefühlsbereicherungen, ohne die heitere Verbrämung des Geistes zum Schlusse statt Befriedigung nur Langeweile erregt. Und gerade dieses Drum und Dran, die köstlichen Vorbereitungen, das Messen der Kräfte aneinander, gibt dem Werben, dem erstrebten Ziele erst seinen wahren Wert. „Für Männer wie für Frauen tritt die Lust am Geist, Witz, der Pikanterie, dem eleganten Kampfe der Geschlechter in die allererste Linie, wird das Bestimmende. Man hütet sich vor völliger Hingabe, denn die Höhe des verfeinerten Genusses verlangt ein waches Bewußtsein; man will selbst ungefesselt nur die andere, den andern binden, zwingen, des Wesens entkleiden. Kühle der Herzen ist Bedingung solcher neuartigen Gefühlsturniere[8]." Jener Genuß aber ist das Resultat einer feinen, weltabgewandten Bildung, beruhend auf der Beweglichkeit des Geistes, die in den Salons ihre Routine und letzte Ausbildung fand. Das ganze Leben trug ja den Charakter der Demimondäne, warum nicht auch die Unterhaltung? Man gewöhnt sich ja so leicht und so gern daran, die Anstößigkeiten einer galanten Konversation zu ertragen. Mit lächelnden Lippen lauschte man in der Unterhaltung den kecken Geschichtchen, den erotischen Witzen, den intimen Details der *chronique scandaleuse*. Nicht die Schlüpfrigkeiten empörten und ließen erröten, nein, nur ein plumpes Vorbringen bekannter und stillschweigend gebilligter Tatsachen trug dem Ungeschickten den Unwillen, das Mißfallen der Geschlechter ein. Aber gewissermaßen unter vier Augen könnte man sich auch noch anders geben. Hier ließ man unter Umständen seiner Laune ganz und gar die Zügel schießen. Man fand direkt Gefallen an anstößigen, obszönen Worten, und auch in dieser Geschmacksrichtung standen die Frauen keineswegs hinter den Roués zurück. So wird zum Beispiel von der galanten Dame *de Sainte-Julien* berichtet, daß sie bei Tisch in der Unterhaltung mit galanten Abbés die schmutzigsten Worte liebte, und ihr entzückender Mund wußte die Cochonnerien so pikant auszusprechen, daß sie den Männern damit ganz und gar den Kopf verdrehte. In den Salons der Fanny *de Beauharnais*, die als Frauenrechtlerin anzusehen ist, dauerten die Empfänge von 8 Uhr abends bis 6 Uhr früh. Ihre Hauptverehrer waren drei realistische Dichter: Dorat, Mercier und Cubieres, die über die Klassiker spotteten und dafür *le triumvirat du mauvais goût* genannt wurden. Cazotte und Restif lasen in diesem Salon ihre gewagten Werke vor[9]. Als die Schauspielerin Quinault sich 1742 vom Theater zurück-

[8] W. Fred. Fragonard in Muthers Kunstbändchen S. 10.

[9] Vgl. insbesondere über die Salons Gleichen-Rußwurm, Das galante Europa, 6. Tausend, Stuttgart, S. 74 ff. und 408.

gezogen hatte, sah sie allwöchentlich eine Gesellschaft erlesener Geister bei sich, wie Duclos, den Abbé Voisenon, Graf Caylus, Crebillon d. J., Marivaux, Voltaire und Piron. In dieser *Société du Bout-du-banc,* wie sie genannt wurde, ging es sehr lebhaft und ungezwungen zu. Man zollte den freien Musen ihren Tribut, und jedes freie Scherzwort wurde applaudiert, jede pikante Anekdote belacht, wenn man sie nur geistreich und witzig serviert bekam[10].

Wenn also die Frau die Königin des Salons, das Niveau herabdrückte und die Entschleierung guthieß, um wieviel mehr geschah das, wenn man sich noch freier geben durfte, in den *Briefen.* Man war ja so schreibselig. Man schrieb gut, spöttelte witzig und klatschte gern. Von Splitterrichterei keine Spur. Eher war man neidisch auf Erfolge und Vollkommenheiten in der Kunst des Gefallens und Genießens. Frühzeitig, mit 15 oder 16 Jahren, kaum daß das junge Mädchen dem Kloster, der allgemeinen Bildungsanstalt der höheren Töchter des Highlife, entwachsen war, fing man an mit der üblichen Laufbahn. Mama, die dem Töchterchen einen niedlichen Sekretär mit zierlichem Schlüsselchen geschenkt hatte, drückte nachsichtig beide Augen zu, wenn das Fräulein bald verzweigte Wege ging und in mehr oder minder schmachtenden Briefchen ihr Gefühlchen aushauchte, Briefchen, die mit Erotik tändelten oder gar schon in der Erinnerung an genossene Freuden schwelgten. Allein man wird älter, leider, der Spiegel zeigt es tagtäglich, und was ehedem nur Gefühl war, nichts als Gefühl, wird immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Die Reflexion überwiegt, der Geist herrscht vor und läßt seine Funkengarben sprühen. Das möglicherweise einmal echt gewesene Gefühl wird nun literarisch. Man projiziert sein Denken und Empfinden in ungezählten Briefen und Memoiren nach außen, weil man sich selbst genießen will und in der Wirkung seines Wesens auf andere eine Quelle des Genusses sieht. So entrinnt man auch der Langenweile. Die Frauen geben natürlich auch hier den Ton an. Madame *de Staël* schrieb als Fräulein Necker im Alter von 18 Jahren hocherotische Episteln[11]. In den *Lettres de Mistreß Fanny Buttler à Mylord Charles Alfred de Caitombridge (Paris* 1756) von Madame *de Riccoboni* spiegelt sich die erste Liebe der Verfasserin wider. Nur obszön sind die *Lettres de Mme. P. née C. etc. An Cap Français* 1782[12]. Sogar die Briefe der deutschen Liselotte strotzen von Unflätigkeiten[13]. Aber auch die Herren taten sich in ihren Gefühlen keinerlei Zwang an. Man kennt die erotischen Briefe Mirabeaus an seine beiden Geliebten. Aus dem Jahre 1747 besitzen wir dreizehn erotische Briefe des Marschalls Moritz von Sachsen, die in der Société des bibliophiles 1831 veröffentlicht sind. Die „*Lettres familières*" des

[10] *Hervez, Les sociétés d'amour,* S. 76—77.

[11] *Lettres de Nanine à Sinphal, Paris* 1818.

[12] Vgl. Gay, 3. A. IV, 286—287.

[13] Vgl. Elisabeth Charlottens Briefe. Neudruck der 1789 veröffentlichten Bruchstücke von Hans F. Helmolt, Annaberg 1909; Anthropophytheia Bd. X, S. 362 ff.; Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen Bd. XIII.

Präsidenten von Brosses lassen an Frivolität nichts zu wünschen übrig. Wegen ihrer Obszönität werden die Briefe Montesquieus verschlossen gehalten[14]. Schließlich seien noch erwähnt die „*Lettres familières et galantes de Fabre d'Eglantine*[15]. Darunter sind 59 Briefe an eine Mätresse Marie J., eine Schauspielerin voll glühender Leidenschaft, aus den Jahren 1787 und 1788. Derartige erotische Briefe hat es allerdings zu allen Zeiten gegeben, solange ein sinnenfroher Menschenstamm existiert. Auch der Herzog von Saint-Simon berichtet in seinen Memoiren[16] von dem Liebesverhältnis eines kirchlichen Würdenträgers, Dom Gervaises, mit einer Nonne und deren erotischen Briefwechsel. „Dieser ganze Brief ... war ein Gewebe von allen nur erdenklichen Sauereien und den vulgärsten Ausdrücken, untermischt mit den niedrigsten Koseworten und Schäkereien eines Vernarrten und außer Rand und Band geratenen Mönches, bei denen die liederlichsten Subjekte erbebt wären. Ihre Wonnen, ihre Betrübnis, ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung — alles war darin ganz unverhüllt auf die zügelloseste Weise geschildert." Dieser Briefwechsel bot den Liebenden Ersatz für kompaktere Genüsse[17].

Dagegen sind die „12 Briefe des Chevalier de Grammont an die Herzogin von Richelieu" (übersetzt und herausgegeben von Fritz Thurn, etwa 1926) fingiert. Der Herausgeber erzählt in seinem Vorwort, daß im Weltkriege ein Rittmeister von T., im Frieden Professor an der Universität Rostock, hinter der Argonnenfront auf Schloß La Quiquette, unweit der Ortschaft Concheri, einquartiert gewesen sei. Hier habe er bei der Durchsuchung des Schlosses unter anderem ein Bündel von vierzehn erotischen Briefen gefunden, die von dem Chevalier Edmond de Grammont an die Herzogin von Richelieu gerichtet gewesen seien. Der Herausgeber fährt dann wörtlich fort: „Er hat auf neutralem Wege der Schloßeigentümerin ... mitgeteilt, daß er die Briefe nach Beendigung seiner Studien zurückstellen werde. Nach dem Zusammenbruche erhielt er von den Besitzern ein Antwortschreiben. Die vierzehn Briefe, die ihm so wertvoll zu sein scheinen, sollte er aber nur als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit behalten. Sie bäten sich nur aus, daß eine Publikation in Frankreich nicht erfolge." Zwei Briefe, sagt der Herausgeber, habe er als nicht geeignet, ausgeschieden, die übrigen zwölf erschienen ihm wert der Veröffentlichung.

Diese sehr plausibel erscheinenden Ausführungen sind natürlich nichts weiter als eine schöne Mythe. Kein Wort ist daran wahr. Die übrigens sehr geschickt im Zeitkolorit geschriebenen Briefe sind ganz jungen Datums, wie ich festgestellt habe. In den ersten elf Briefen werden in durchaus geschickter Weise die Liebesabenteuer des Schreibers beschrieben. Originell ist lediglich der letzte Brief, aber

[14] Vgl. *Nicolardot, Les cours et les salons au XVIIIe siècle*, o. J. S. 301.

[15] Hambourg et Paris, Palais Egalité 1799, 3 Bde.

[16] A. a. O., Bd. 1, S. 335—336.

[17] Vgl. Gay, 3. A. IV, 274—297.

auch grauenhaft. Eine verschmähte luetische Schloßherrin läßt den Beleidiger im Schlafe binden, verwundet ihn mit einer Nadel am Membrum, um beim Koitus das syphilitische Gift in das Blut des Beleidigers zu infizieren. Die boshafte Absicht gelingt. Entmannung wird nötig, und der unausbleibliche Selbstmord bildet den traurigen Abschluß wilden Genießens.

Daß diese Sitte des erotischen Briefwechsels durchaus weit verbreitet war und nicht nur das Privileg einzelner Geistesgrößen, beweisen die Sammlungen von Beardsley, Paul Dablin und Grand-Carteret[18]. Wie niedlich sind oft diese Briefchen ausgestattet! Nackte Amoretten, Herzen und Pfeile dienen als Briefkopf. Briefpapiere gibt es, die sich nach Art der Fensterläden auf- und zuklappen lassen. Wenn die Schönen die Läden aufklappten, sahen sie Amoretten, die den klassischen Phallus aus der Trommel hervorzogen, oder Grenadiere, die zweifach präsentierten.

Neben diesen Briefen stehen die *Memoiren*, die im großen und ganzen nichts weiter waren als geistreiche Klatschereien und Skandalgeschichten. Da sie manche unbequeme Enthüllungen brachten, sah man ihr Erscheinen zuweilen mit süßsaurem Gesicht und urteilte ziemlich abfällig über sie. Die Ansicht eines Zeitgenossen aus der Umgebung der Marie-Antoinette, möge hier Platz finden:

„Was an jenen Herren den meisten Tadel verdient, ist nicht so sehr die Unanständigkeit der Schilderungen (ich rede nicht von den vorsätzlichen groben Wollustbildnern), als die Absicht oder vielmehr die Albernheit, vorspiegeln oder überreden zu wollen, daß geheime Laster der großen Welt öffentliche Sitten der großen Welt sind, daß sittenlose Gespräche, im Innern der Boudoirs geführt, auch im Gesellschaftszimmer geführt werden, daß junge Damen von Welt Laffen und Schnattergänse sind, welche den bizarrsten und ungeziemendsten Jargon zu ihrer Umgangssprache machen, daß endlich die Schule der feinen Hofsitte in Frankreich zu einer Marktschreierbude ausgeartet ist, in welcher man mit süßkandierten Zoten, mit grobem Witz, mit elegantem Unsinn um sich wirft. Denn das sind ungefähr die Züge, welche vom Pinsel jener Herren entworfen werden, wenn sie die Sitten der großen Welt schildern wollen. Solche Gemälde, in welchen sich der ekelhafteste Ungeschmack zeigt, verdienen weit mehr Tadel als isolierte Skizzen einzelner Immoralitäten und einer Libertinage, die für kein Wunder, ja nicht einmal für etwas Seltenes und Neues in einem Jahrhundert gilt, das gewohnt ist, dergleichen ohne Scham und Erröten anzuhören und den Verfassern solcher Skizzen weder ein Verdienst noch Vorwurf daraus zu machen[19]."

Um die Bedeutung dieser Klasse der literarischen Produktion richtig würdigen zu können, muß man sich vor allen Dingen einmal die Gliederung der damaligen Gesellschaft und deren Treiben vergegenwärtigen. Der König war, wie schon ge-

[18] Vgl. dessen „*Les almanachs français*", Paris 1896.
[19] Die Memoiren des Grafen Tilly, herausg. von Iwan Bloch, Berlin, o. J. (etwa 1908), S. 131 bis 132.

sagt, das A und O des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Er war das Zentrum des Sonnensystems, dem die Planeten ihr Licht verdankten. Seine Meinung war maßgebend für die Gesellschaft. Diese umfaßte aber nicht Tausende und aber Tausende von Menschen. Es war nur ein geringer Teil der Bevölkerung, ja des Adels, der sich um den Thron des Königs gruppierte. Paris war die Metropole. Paris war tonangebend. Dann darf man auch nicht vergessen, daß diese Stadt damals eine viel geringere Ausdehnung hatte als heute. Eisenbahnen, Autos usw. existierten noch nicht. Die Bewegungsmöglichkeiten waren demnach beschränkt. Man war zu größerer Seßhaftigkeit und längerem Verweilen gezwungen. Man lernte sich nicht heute kennen und vergaß sich morgen. Nur in Paris und Versailles strahlte die königliche Sonne. Beide Parteien profitierten von diesen königlichen Gunstbezeugungen: einmal Ludwig selbst. Er fand kein Gefallen, auf stolzer Höhe einsam zu regieren. Er brauchte Huldigung, Bewunderung, Weihrauch. All dies konnte ihm jedoch nur zuteil werden von einer Schicht, deren Erkenntlichkeit er sich in klingenden Wohltaten erkauft hatte, denn seine eigene Person besaß nichts Liebenswertes. Anderseits konnte der genußsüchtige Adel und Klerus des Königs offene Hand nicht entbehren. Denn da man die Reize von Paris und Versailles allmählich kennengelernt hatte und ein Leben außerhalb dieser gepriesenen Stätten sich kaum noch denken konnte, gingen die Erträgnisse der Landgüter, denen die nötige Aufsicht fehlte, zurück und genügten keineswegs für das kostspielige Leben in der Residenz. Der König jedoch, dem daran lag, einen reichen und üppigen Hofstaat um sich zu versammeln und die ersten beiden Stände aus der Masse des wirklich wohlhabenden Bürgerstandes herauszuheben, übernahm damit die selbstverständliche Verpflichtung, für ein nobles und standesgemäßes Auftreten der bevorzugten Klassen Sorge zu tragen. „Standesgemäß" aber bedeutete: Entfaltung des Prunkes. Dazu gehörte Geld, und da man einerseits beim besten Willen nicht genügend Stellen finden konnte, um die vornehmen Schmarotzer unterzubringen, anderseits jedoch wenigstens den Anschein erwecken mußte, als ob die kostspieligen Ämter und Pensionen für wirklich geleistete Dienste gewährt wurden, schuf man wenigstens neue Stellen mit den unmöglichsten Namen und Funktionen, deren Pflichten indessen nur auf dem Papiere standen. Was es da alles für Stellen gab, mag man bei Taine (La France contemporaine) nachlesen!

Aus der Tatsache dieser gewinnbringenden Abhängigkeit vom König ergaben sich indessen zwei üble Folgen, die aber mit Notwendigkeit eintreten mußten: erstens die Verschwendungssucht mit ihren üblen Begleiterscheinungen, zweitens die Freude am Klatsch, der aus der Lust am Skandal entsprang und ihn förderte. Das ist alles durchaus logisch. Es war ein gar nicht kraftvolles Geschlecht, das die Elite des Volkes bilden sollte, wenig geschaffen zu ernster Arbeit, die man überdies auch gar nicht von ihm verlangte. Ging doch der Herrscher des Landes mit dem denkbar schlechtesten Beispiel voran. Dieses untätige Leben mußte

nun irgendwie ausgefüllt werden, und darauf verstand man sich wunderbar. Man hatte es ja dazu, die Mittel flossen überreichlich, so daß man bei der Erfüllung seiner Wünsche sich keinen Zwang anzutun brauchte. Je leichter die Wünsche aber erfüllbar waren, um so mehr stiegen sie ins Ungemessene. Das Natürliche wurde nicht mehr geschätzt, also suchte man das Unnatürliche, das Laster, in dem man es zu wunderbarer Vollendung brachte. Der Genuß aber potenziert sich in der Wollust der Geschlechtlichkeit, und je variabler diese ist, um so mehr erhöht sich das Empfinden. Aber nur zu bald kommt man an die Schranken, die der natürlichen Betätigung gesteckt sind. Mit einiger Geschicklichkeit und viel Erfindungsgabe gelingt es, die Grenzen um ein beträchtliches zu erweitern, wenn auch auf Kosten des Geschmacks, der guten Sitte, des Anstandes und der Gesundheit. Und wer sich nicht freiwillig mißbrauchen und in den Strudel des wahl- und zügellosen Genusses hineinziehen läßt, wird durch den Klang und Schimmer des allmächtigen Goldes zur Preisgabe der strengsten Grundsätze bestimmt. Was ist nicht alles käuflich! Eltern-, Kindes- und Gattenliebe verfallen der Verführung des gleißenden Metalls. Da aber alle und jede Tugend so tief im Kurse steht, gewinnt nur derjenige den Preis im Wettbewerb, der am kapitalkräftigsten ist und dessen Börse durch ihren klingenden Inhalt den Nebenbuhler um die Gunst einer Schönen aus dem Felde zu schlagen vermag. Da sich aber Angebot und Nachfrage so ziemlich die Wagschale halten müssen, Nachfrage jedoch ohne Zweifel überwiegt, ergibt sich auch ein Drängen nach den Goldschätzen, ein Tanz um das goldene Kalb, das heißt um die Gunst des Königs, aus dessen offener Hand die Gaben kommen. Von ihm hängt es ab, ob dem Begehren stattgegeben werden soll oder nicht. Und wie sonst die Lust und das Verlangen nach den Reizen einer Schönen die beiden Nebenbuhler ihre Kräfte aneinander messen ließ, so zwingt sie jetzt der Wunsch, ihre Börse möglichst rasch und reichlich zu füllen, um in dem gewohnten Leben keine Pause eintreten lassen zu müssen, alles daranzusetzen, um dem anderen zuvorzukommen und für sich ein Extrapfündchen zu ergattern. Ohne Charakterlosigkeit freilich läßt sich ein solcher Wettlauf nicht durchführen; aber wer zahlt in solcher Zeit noch etwas für Charakter! Von der Ellenbogenfreiheit macht man den ausgiebigsten Gebrauch, doch das allein tut's nicht, bringt nicht immer den erhofften Erfolg und ist überdies nur für den Starken chancenreich. Der Schwächere muß auf andere Mittel und Wege sinnen, um zu seinem Ziele zu gelangen, und er findet sie in versteckten Angriffen, die ihm nichts schaden, nichtsdestoweniger aber vielleicht noch wirksamer sind. Die beliebteste vergiftete Streitwaffe ist die Verleumdung, der Klatsch, das Pamphlet. Immer jedoch muß der Klatsch in Verbindung mit der Person des Königs gebracht werden, um den Spender der guten und bösen Gaben gegen den Verleumdeten wachzurufen. Darum ist diese Art von Klatsch gemein, roh, hinterlistig, giftig — und unwahr. Er entbehrt oft jeder Grundlage. Aber was tut das? Der Zweck ist erreicht: Der Betroffene verliert die Gnade des

Königs, und der Ohrenbläser setzt sich in dessen Gunst um so fester. Und geht es auch nicht um die Beseitigung eines Nebenbuhlers, so machte man sich doch wenigstens lieb Kind, denn das königliche Ungeheuer, das mit lüsternem Behagen die Polizeiberichte über den Pariser Skandal verfolgte, wußte einen ihm zugetragenen Klatsch, wenn er nur zotig war, sehr wohl zu schätzen.

Das war die öffentliche, weniger sympathische Seite des Klatsches. Die andere, die Privatgeheimnisse profanierte, war weniger verwerflich. Man hatte ja so viel Zeit! Die Geschäfte nahmen die vergnügungssüchtigen Leutlein nicht allzuviel in Anspruch. Man lebte lieber seinem Vergnügen und hatte dazu noch reichlich Muße, sich mit den Angelegenheiten der andern zu beschäftigen. Lebte man doch ziemlich exklusiv und kannte sich deshalb gegenseitig sehr genau. Und weil man das Leben von der heiteren Seite auffaßte, saß man auch nicht streng zu Gericht. Man war ja selber kein Tugendspiegel. Warum also eine Moral heucheln, die nichts galt, bei der man nicht auf seine Kosten kam. Allein man dachte auch gar nicht an diese Möglichkeit und suchte nur angenehmen Unterhaltungsstoff. Als solcher aber war der Klatsch unbezahlbar. Da wisperte man sich ins Ohr, daß der Graf X seine Frau in den Armen des Sängers Y überrascht hätte, daß der Busen jener berühmten Schönheit keineswegs so jugendfrisch sei, daß die zierliche Clarisse keinen Abend zu Bett gehe, ohne mindestens drei Liebhaber beglückt zu haben. Heute hatte der Marquis dem Herzog Hörner aufgesetzt, morgen revanchierte sich der Herzog. Oder vor ein paar Tagen hatte sich ein Weiberheld eine galante Krankheit geholt, nach einigen Wochen munkelte man, daß der intime Freund des Hauses an dem gleichen Leiden laboriere. Man lachte über diesen ominösen „Zufall", graulte sich keineswegs davor, sondern mokierte sich höchstens über das Pech. Denn weiter war es nichts in den Augen dieser leichtfertigen Gesellschaft, konnte man doch morgen bei der wahllosen Geschlechtsvermischung in die gleiche Lage kommen, und so beugte man einer üblen Deutung beizeiten vor.

Nicht immer waren es Kavaliere, die sich Frauengunst erfreuten, auch ein kräftiger Diener oder Stallknecht war jederzeit willkommen. Den Grund hierfür verrät uns Nerciat[20]: „Seitdem die Herren, die Kavaliere, die Offiziere, kurz alles, was sich sonst artiger Manieren, galanter Aufführung, besonders aber Rechtschaffenheit rühmte, ihre Artigkeit hintenangesetzt haben und nicht mehr viel auf das Betragen legen, das für unser Geschlecht so viel Reizendes hat, ist der Bediente, der meistens gut gewachsen, in seinem Anzug zierlich und auf die Achtung, die man ihn merken läßt, stolz ist, sehr viel brauchbarer zum Vergnügen, ist auch zuverlässiger und setzt seine Gebieterin sowohl während als nach dem Verständnisse weit weniger in Gefahr."

Die geheimsten weiblichen Reize werden in diesen Memoiren mit einer Ungeniertheit beschrieben, die uns in Erstaunen setzt. Madame Tallien schildert uns

[20] Liebesfrühling, deutsche Ausgabe S. 281.

ihren Busen, ihre Schenkel mit derselben Ausführlichkeit wie ihr Gesicht. In dem Tagebuch einer Merveilleuse, der Frau *Clelie-Eponine Dupont* (geb. 1778), das die Frankfurter Zeitung in ihrer Nummer 20 vom 10. Januar 1914 bespricht, heißt es: „Soll ich mein Floragewand anlegen, meine Ceresrobe, meine Diana-Castalinnenrobe oder mein Auroragewand? Darauf kommt es nicht an, alle sind gleich durchsichtig. Neulich hat bei einem Souper eine Freundin darauf gewettet, ihr ganzes Gewand einschließlich der Ringe, der Knöchelringe und der Fußbekleidung wiege weniger als zwei Silbermünzen. Sie entkleidete sich sofort und gewann die Wette.“ — Die Zahl der Mémoires secrets ist Legion. Sie alle aufzuzählen, wäre vergebliches Beginnen. Nur einige der wichtigsten seien hier erwähnt.

Am getreuesten ist das damalige Leben widergespiegelt in den Memoiren des Königs aller Hochstapler, des liebenswürdigen Giacomo *Casanova*, Chevalier de Seingalt (geb. am 2. April 1725 in Venedig, gest. am 4. Juni 1798 auf dem Schlosse Dux in Böhmen)[21]. Casanova hat wiederum einmal den Beweis erbracht, daß gerade eine mit den Gesetzen der Normalbürger auf stetem Kriegsfuß lebende Persönlichkeit mehr des Interessanten zu bieten vermag als das Leben eines noch so bedeutenden Mannes, der sich streng den Gesetzen des sozialen Lebens unterordnet. Casanova würden wir heute als gewiegten Hochstapler bezeichnen. In der Terminologie seiner Zeit findet diese Benennung keine Heimstätte. Regierende Häupter suchten seinen Umgang, Friedrich der Große will ihn an seinen Hof ziehen, aber den Rast- und Ruhelosen hält es nicht lange an einem Fleck, und das streng geregelte Leben eines Durchschnittsbürgers ist ihm ein Greuel. Aus seiner Ruhelosigkeit ergibt sich auch das Ungesicherte seiner Existenz. Heute in einer Karosse mit zwei Dienern durch die Lande reisend, die Taschen und den Mantelsack voll Geld, morgen schon wieder entblößt von den notwendigsten Subsistenzmitteln, darauf sinnend, durch den Verkauf seiner Uhr sich Brot zu kaufen, bald oben auf, bald unten durch. Um sich die Mittel zu einem luxuriösen Leben zu verschaffen, verschmäht er es nicht, die Dummen ganz gehörig zu schröpfen, mag auch diese Handlungsweise bei näherem Zusehen als ganz niedlicher Betrug sich entpuppen. Das *corriger la fortune* beim Spiel, dem er leidenschaftlich huldigt, erscheint ihm ganz in der Ordnung. Seine den zeitgenössischen Behörden unheimliche Beweglichkeit bringt ihn oft in Konflikt mit deren engherzigen Vertretern, läßt ihn die unerwünschte Bekanntschaft mit den Bleikammern in Venedig machen, aus denen ihm wieder seine Verwegenheit und sein guter Stern Rettung bringen. Aber an all diesen Reichtum seiner abenteuerlichen Erlebnisse denken wir heute nicht, wenn wir seinen Namen vernehmen. Er gilt uns als der vorbildliche Typ des Erotomanen. Und in der Tat, sein Name wäre heute vielleicht nur den Fachgelehrten bekannt, wenn Casanova nicht ein so leicht entzündliches Herz be-

[21] Vgl. Heyn I, S. 553—564, Gay III 119—122, und besonders Gustav Gugitz, Casanova und sein Lebensroman. Historische Studien zu seinen Memoiren. Wien, Prag, Leipzig 1921.

sessen hätte. Ihm ist die Liebe der Inbegriff des Lebens, und er verbittert und resigniert, abgeschieden von dem Treiben der großen Welt, als mit der entschwundenen Jugend sein Einfluß auf die Frauen für immer dahin ist. Er hält sich zeitlebens an kein bestimmtes Schönheitsideal, denn er goutiert die Frau als solche. Schwarze, Blonde, Brünette reichen in seinem Liebesreigen einander schwesterlich die Hand. Neben der jugendlichen Schlankheit thront die Rubenssche Fülle, neben der naiven Unschuld reizt ihn die mit allen Hunden gehetzte Dirne. Die blendende Schönheit wie die charakteristische Häßlichkeit beglückt er mit seinen feurigen Liebesumarmungen. Mit der bezwingendsten Unbefangenheit berichtet er von seinen Orgien zu zweien und dreien, ohne an die gewagten Situationen den moralischen Maßstab zu legen. Unbekümmert folgt er seinen gesunden Trieben und weicht dem sich ihm bietenden Genuß nicht aus. Und trotz aller verblüffenden Offenheit seiner Schilderungen schwindet das Gefühl der Sympathie nicht, das wir für ihn empfinden, denn Casanova hält sich frei von jeder Perversität, bei der das Weib nur als Genußobjekt betrachtet und weggeworfen wird, sobald die Gelüste gestillt sind. Casanova liebt nicht mit den Sinnen allein, er gibt sich ganz hin, bringt seine ganze Persönlichkeit dar, will seiner selbst wegen geliebt werden. Er bleibt einer jeden treu, solange eben sein unruhiges Herz nicht durch neue Fesseln gefangen wird. Er sieht in der jeweiligen Geliebten den gleichberechtigten Menschen und räumt ihrem Wunsche nach Genuß das nämliche Recht ein wie sich selbst. Deshalb steht ihm das Vergnügen, das er bereitet, höher als das empfangene. Seine Liebe will den Gegenstand seines Interesses ganz umfassen, den Körper wie die Seele. Geistreiche Plauderei gehört nach seiner Auffassung unbedingt zur körperlichen Hingabe, und aus dieser Auffassung resultiert auch seine große Vorliebe für Bettgespräche. Nicht immer wird seine Sehnsucht befriedigt, oft muß er zu seinem Leide in dem Gegenstand nur ein Gefäß unreiner Lust erblicken und ist dann gezwungen, von Venus an „Merkur“ zu appellieren. Allein die Götter haben ihrem Schützling gesundes Blut verliehen, das die Giftstoffe bald wieder ausscheidet. Derartige kleine Blessuren auf dem Schlachtfelde der Liebe können dem Helden wenig anhaben und machen ihn keineswegs zu einem erbitterten Weiberfeind. Er singt das Hohelied des Weibes, das ihm allein das Leben lebenswert macht. Die Frauen wissen seine Hingebung denn auch gebührend zu würdigen und zu belohnen. Lösen sich die zarten Bande einer Neigung, treibt es den Ruhelosen, den Blütenstaub einer duftenden Blüte abzustreifen, die in einem anderen Garten wächst, dann gibt es wohl Tränen, die den Abschied vergällen, aber kein Haß einer enttäuschten Schönen verfolgt den Wankelmütigen. Ja, wenn die Liebe stirbt, entfaltet sich nicht selten an deren Stelle die Freundschaft zur schönsten Blüte, die eine Gewähr für größere Dauer bietet. Den Verlauf aller seiner Liebschaften, die Eroberung wie das Lösen unbequem gewordener Fesseln berichtet Casanova in ungeschminkter Wahrheit und selbstgefälligem Stolze. Allein

seine Eitelkeit verführt ihn nicht dazu, alles in rosigem Lichte erscheinen zu lassen und besonders sich in bengalischem Lichte zu zeigen. Er berichtet sein Mißgeschick in der Liebe, die Nieten, die er gezogen, mit der gleichen Offenherzigkeit, und bekennt, daß auch bei ihm „Meister Iste“ seine Mucken hatte und ihn zuweilen in die fatalsten Situationen brachte. Diese Liebe zur Wahrheit, selbst auf Kosten des Renommees, für den Eitlen gewiß ein recht herbes Opfer, bietet die beste Gewähr für den dokumentarischen Wert seiner übrigen Schilderungen, die sich mit dem gesellschaftlichen Leben seiner Zeit beschäftigen. Dies verleiht den „Erinnerungen“ ihren unbezahlbaren Wert und hebt sie heraus aus der Fülle der zeitgenössischen Memoirenliteratur.

Casanovas Verfasserschaft ist übrigens nicht unbestritten. Querard[22] meint in Anlehnung an Paul Lacroix, daß Casanova nicht fähig war, französisch zu schreiben, und auch nicht die genügende Bildung besessen habe. Diese Ansicht ist jedoch durch die neueren Forschungen widerlegt[23].

Die Memoiren, die 1774 und nicht, wie auf dem Titel verzeichnet, mit dem Jahre 1797 enden, erschienen bis jetzt nie nach dem Original. Ein gewisser Carlo Angiolini brachte das Originalmanuskript zirka 1820 zu Brockhaus in Leipzig, in dessen Besitz es sich noch heute befindet. Dieser Verleger übertrug die Herausgabe dem Berliner Pseudoromantiker Wilhelm von Schütz, der die ersten drei Bände 1822 erscheinen ließ. Da diese aber ziemlich originalgetreu übersetzt waren, wurden sie von der Kritik heftig angegriffen, was den Verleger oder Herausgeber veranlaßte, die folgenden Bände sehr weitgehend zu kastrieren. 1828 lag die Ausgabe vollständig vor: Aus den Memoiren des Venetianers Jacob Casanova de Seingalt, oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb. Nach dem Originalmanuskript bearbeitet von Wilhelm von Schütz. 12 Teile Kl.-8°. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1822—28. — Noch während des Erscheinens dieser Ausgabe beauftragte Brockhaus den französischen Sprachlehrer Jean Laforgue in Dresden, einen sehr eitlen Menschen, mit der Durchsicht des französischen Originalmanuskripts. Nach dem Beispiel der ersten deutschen Ausgabe wurde alles, was unmoralisch zu sein schien, sorgfältig unterdrückt, Eigennamen abgeändert usw. Diese französische Ausgabe erschien 1826—32. — 1908 unternahm Georg Müller in München die Herausgabe einer neuen deutschen Ausgabe: Casanovas Erinnerungen. Zum ersten Male vollständig (!?) nach der „Edition Originale“ ins Deutsche übertragen, eingeleitet und mit Kommentar versehen von Heinrich Conrad, zwölf Bände von je zirka 500 Seiten. Ganz besonders wertvoll ist der Kommentar des Herausgebers. Conrad hat aus der breiten Casanovaliteratur alles Wissenswerte herausgezogen und verarbeitet.

Ebenso treu, nur nicht in dieser Großzügigkeit, spiegeln sich die Sitten der

[22] *Les supercheries littéraires dévoilées. Paris 1869, Bd. 1*, S. 651—652.

[23] Vgl. auch *Larousse* in *Grande Encycl.* III, p. 467 und *Gay* III, 119.

damaligen Zeit in den Sammelwerken des königlichen Zensors Matthieu François Pidansat de *Mairobert* wieder. Geboren am 20. Februar 1707, gab er sich am 27. März 1779 im Bade selbst den Tod, als seine Autorschaft von Pamphleten in der englischen Presse, die sich gegen Frankreich richteten, offenbar wurde. In seinen Anekdotenwerken ist nicht etwa jeder Klatsch kritiklos gesammelt. Alle die kleinen Skandalgeschichten, die in dem Salon der Madame *Doublet de Persan* von den täglichen Besuchern wie Madame de *Tencin, Du Deffand, Geoffrin, Lespinasse, Voisenon, Piron* usw. mit Behagen erörtert wurden, erfuhren zunächst eine strenge Prüfung auf ihre Wahrhaftigkeit hin, und erst wenn Wahrheit und Fabel peinlich geschieden waren, zeichneten *Bachaumont* und seine Fortsetzer sie auf. Richtiger gesagt, schrieb Bachaumont nur die ersten vier und die Hälfte des fünften Bandes, für die Zeit von 1767—1771. Pidansat de Mairobert nahm die Niederschrift 1771 auf und setzte sie bis zu seinem freiwilligen Tode 1779 fort. Dann trat *Mouffle d'Angerville,* der Verfasser des Privatlebens Ludwigs XV., nebst einigen anderen an seine Stelle und sammelte Material bis 1789[24].

Die Memoiren enthalten, wie schon aus dem langatmigen Titel hervorgeht, nicht ausschließlich galante Anekdoten. Politik und Religion nehmen gleichfalls einen großen Raum darin ein. Aber das Galante bildet doch den Grundstock. Besonders interessant sind Notizen über erotische Schriften und Pamphlete. Als kritische Geschichtsquelle sind die Memoiren selbstverständlich nicht anzusehen, denn manches mag durch die tendenziös gefärbte Brille gesehen sein, und die Freude an pikanten Zötchen ist nicht zu verkennen. Im großen und ganzen aber bieten sie ein unübertreffliches Spiegelbild des zeitgenössischen gesellschaftlichen Lebens.

Das zweite Werk dieser Gattung ist *L'observateur anglais* (1777—78 in 4 vols.), umgearbeitet in *L'espion anglais ou correspondance secrète entre Milord All'Eye (das ist Allauge) et Milord All'Ear (das ist Allohr),* 10 vols. und 1 Suppl. *A Londres, chez John Adamson* 1779—85 Kl.-8°. Es soll gleichfalls von *Pidansat* stammen. Seine Autorschaft steht allerdings nicht einwandfrei fest. Soviel ist jedenfalls sicher, daß manche Ausführungen und wörtlichen Zitate sich in seinen Papieren vorgefunden haben. Das Werk enthält eine Sammlung von satirischen und freien Stücken, unter anderem *Oraison funèbre de Mdme. Justine et la description de la maison Gourdan. Une femme de condition arrêtée chez la Gourdan. Maladie singulière d'un curé. Dialogue au sujet des filles les plus célèbres de la capitale .... Sur un libre intitulé: la foutromanie usw.*[25].

---

[24] Unter folgendem Titel wurden diese Aufzeichnungen veröffentlicht: *Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la république des lettres en France, depuis 1762 jusqu'à nos jours, ou Journal d'un observateur, contenant les analyses des pièces de théâtre qui ont paru durant cet intervalle; les notices des livres nouveaux, clandestins, prohibés, les pièces fugitives rares ou manuscriptes en prose ou en vers, les vaudevilles sur la cour; les anecdotes et bons mots; les éloges des savans, des artistes, des hommes de lettre morts, etc.* 36 *Parties* en 35 *vols. Londres* 1780—89.

[25] Vgl. *Drujon, Livres à clef,* S. 327—329.

Hierher gehört ferner: *La chronique scandaleuse ou mémoires pour servir à l'histoire de la génération présente, contenant des anecdotes et les pièces fugitives les plus piquantes que l'histoire secrète des Sociétés a offertes pendant ces dernières années etc. 2 vols. (Par G. Imbert), A Paris, dans un coin où l'on voit tout, 1785*[26].

Als Fortsetzung zu Bachaumonts und Pidansats Memoiren waren gedacht: *Anecdotes secrètes du XVIIIe siècle, pour faire suite aux Mémoires de Bachaumont* (Paris 1808, 2 Bände). — Der Marquis *d'Argens* bietet in seinen *Mémoires historiques et secrets concernant les amours des rois de France (Paris 1739)* sehr pikante Einzelheiten von den Liebesverhältnissen der französischen Könige, Anekdoten, Spottverse usw. Das gleiche gilt für *Bernards* Schrift *La gazette de Cythère, ou aventures galantes et recentes arrivées dans les principales villes de l'Europe etc.* Londres 1774. — Die Aufzählung ließe sich beliebig vervielfältigen, es sei aber mit dem Vorstehenden genug. Grand-Carteret, Gay und Drujon geben eine ziemlich anerkennenswerte Zusammenstellung.

Der berüchtigtste Vielschreiber und Revolverjournalist dieser Zeit aber war unstreitig *Thevenot de Morande* (1748—1803 zirka), der unglaublich viel zusammenschmierte. Er führte ein ziemlich bewegtes Leben. Auf Wunsch seiner Familie eine Zeitlang in die Bastille gesperrt, wandte er sich, sobald seine Freilassung erfolgte, nach England. Hier veröffentlichte er *Le philosophe cynique*[27] und *Mélanges confus sur des matières fort clares* (1771), die beide einen großen Skandal verursachten, dem Verfasser jedoch zu beträchtlichem Einkommen verhalfen. Da dieses Geschäft blühte, verlegte er sich auf das Zusammensudeln von Skandalchroniken. Berüchtigt sind seine *Gazétier cuirassé ou Anecdotes scandaleuses de la cour de France* etc. *Imprimé à cent lieux de la Bastille à l'enseigne de la liberté (Londres)* 1771 in 8⁰ und seine *Gazette noire, par un homme qui n'est pas blanc, ou œuvres posthumes du Gazétier cuirassé. Londres 1784.* Diese Anekdoten sind dem skandalsüchtigen Unterhaltungsbedürfnis gewidmet. Der Verfasser gibt selbst zu, daß er nicht die ungeschminkte Wahrheit bringt. „*Je dois prévenir le public, que quelques unes de nouvelles, que je lui donne pour vrayes, sont tout au plus vraisemblables, et que dans le nombre même il s'en trouvéra dont la fausseté est évidente; je ne me chargérai pas de les débrouiller: c'est aux gens du monde, qui connoissent la vérité et le mensonge (par l'usage fréquent qu'ils en font) qu'il appartient de juger et de faire un choix. Plus il sera sévère, plus il sera sage? Je crois devoir cet avis aux lecteurs qui daigneront m'honorer de leur attention.*"

Gegen die Dubarry wagte er sich mit einer Schmähschrift: *Vie d'une courtisane du dix-huitième siècle* (1776), wofür er auf deren Geheiß in London polizeilich

[26] Neu herausgegeben von Octave Uzanne mit einem guten Vorwort, Paris 1879, Quantin, Lex.-8⁰. XVI + 325 S., in nur 50 Ex., vgl. auch Hayn, Mon. 146—148.

[27] Londres 1771 (in 3 vols.).

verfolgt wurde. Schon 1774 hatte die Dubarry den Polizeiinspektor *Receveur* nach London gesandt, um den Pamphletisten nach Frankreich zurückzubringen, aber vergeblich. Hoch und gering fürchtete eben seine scharfe Zunge und spitze Feder. Deshalb hielt man es für angebracht, in Verhandlungen mit dem gefährlichen Pamphletisten zu treten. Für ein zweites Pamphlet, das bereits gedruckt vorlag, zahlte die Dubarry dem Verfasser 32 000 Livres und eine Pension von 4800 Livres jährlich, wofür die Auflage vernichtet wurde. Erst 1784 wagte es Marquis de *Pelleport*, mit seinem „*Diable dans un bénitier ou la métamorphose du gazétier cuirassé en mouche*" sein schamloses Treiben zu geißeln, brachte aber selbst manche Skandalgeschichte über die Dubarry, die Gourdan usw.[28].

Dieser Thevenot de Morande soll auch ein anderes ungemein amüsantes Werk, das sich jedoch in seine Schmähschriften nicht recht einreihen lassen will, geschrieben haben. Es heißt *La Portefeuillé de Madame Gourdan, dite la Comtesse, pour servir à l'histoire des mœurs du (sic) siècle, et principalement de celles de Paris. A Spa* (Paris) 1783[29]. Eine stark vermehrte Auflage erschien *Londres* (Paris) *chez Jean Nourse* 1784, ohne daß das Werk anfangs genügend Beachtung fand. Verfasser gibt an, er hätte die Briefe gelegentlich eines Besuches bei der Gourdan sich angeeignet und veröffentliche sie nun. Die obengenannte Dame, mit dem Spitznamen *la Comtesse* genannt, war eine der berüchtigtsten Kupplerinnen der Zeit, die ihr einträgliches Gewerbe in Gemeinschaft mit der berüchtigten *Justine Paris* von 1759 bis zu ihrem 1783 wahrscheinlich durch Gift erfolgten Tode betrieb[30]. Dieses amüsant und geistvoll geschriebene Werk enthüllt uns besser als mancher dicke Wälzer die damalige Sittenverderbnis und Schamlosigkeit. Zur Charakteristik seien einige Proben gebracht[31]:

Von Mademoiselle *Sauvigni*. Paris, 15. Juli 1779.

„Liebe Mama! Der Offizier, der mich ausgehalten hat, mußte zu seinem Regiment zurück. Sein Urlaub war aus. Ich weiß nicht was anfangen, und wende mich an Sie. Sie wissen, daß ich ein gutes Mädel bin, das nichts fürchtet und daß mir alles wurscht ist, wenn man mich gut dafür bezahlt. Ich bin nicht von der Gattung, die verlangt, daß alles mit Anstand und nach der Regel hergeht. Die sind blöd! Was wollen die Liebhaber finden? Eine ordentliche Hure ist bei allem auf dem Posten und hat jeden Gusto. Ich hoffe, Sie billigen meine Grundsätze und vergessen nicht Ihr teures Kind."

---

[28] *Gay, Analectes* III, 13—14 und *Gay* I, 890. Weitere Mitteilungen über ihn siehe bei Dühren, Neue Forschungen über den Marquis de Sade, Berlin 1904, S. 258—259, und Drujon, S. 93.

[29] Vgl. Gay III, 819.

[30] Vgl. *L'espion anglais* 1809, tom. I, 202 und tom. II, 402—418, *Correspondance secrète* vom 16. September und 7. Oktober 1775.

[31] Größtenteils nach der Uebersetzung von Franz Blei in „Die Opale" I, S. 40 ff. und der Dionysos-Ausgabe.

Von Mademoiselle *Raucourt*. 8. Juli 1781.

„Madame! Ich sah gestern im Théâtre des Italiens eine junge hübsche Person in Ihrer Gesellschaft. Wenn Sie sie mir für eine Nacht verschaffen können, bezahle ich Ihnen 6 Louisdor dafür. Ganz die Ihre. R."

Von Mademoiselle *Sophie*. Paris, 25. Februar 1783.

„Liebe Mama! Mit Ihrem verfluchten Karmeliter habe ich mir was Schönes eingebrockt. Er hat mich in einen schrecklichen Zustand gebracht. Nie in meinem Leben bin ich so krank gewesen. Mein Arzt, nach dem ich heute morgen schickte, sagte mir, daß ich zwei Monate gut damit zu tun haben werde. Ich hoffe, daß Sie mir helfen und mich nicht in diesem Zustande verlassen. Schließlich hab' ich mir diese Wunde unter Ihren Fahnen geholt. Bitte schicken Sie mir durch die Überbringerin dieses 2 Louis. Sie würden unendlich verpflichten Ihre dankbare S."

Von Frau *Barbier*. Paris, 9. April 1783.

„Madame! Meine Tochter kann Ihrem Wunsche diesmal nicht Folge leisten. Gleich nach dem Ballett hat sie eine Fehlgeburt gehabt. Sowie sie wieder hergestellt ist, wird sie sich bei Madame vorstellen und zu Diensten sein. Ich habe die Ehre mit Respekt zu sein Ihre sehr ergebene Dienerin Frau Barbier."

Von Mademoiselle *Françoise*. Arpajon, 20. Mai 1783.

„Madame! Ich bin nur ein gewöhnliches Mädchen vom Lande, aber daß ich hübsch bin, davon laß ich nicht. Ich bin Waise und noch nicht 18 Jahre alt. Aber 17 bin ich schon. Ich habe von den Bedienten im Schlosse sagen hören, daß ich eine Jungfernschaft hab', die man in Paris teuer verkaufen kann und daß ich bei Ihnen, Madame, Gold wert bin. Ich habe da also Ihre Adresse verlangt. Man hat gelacht und hat sie mir gegeben. Wenn Sie mich wollen, brauchen Sie mich nur verlangen, und ich komme mit meiner Jungfernschaft. Ich weiß noch nicht, was das ist, aber man sagt, Sie werden mir das schon beibringen. Ich bin hochachtungsvoll Ihre sehr ergebene Dienerin."

Von *M.T.* Paris, 23. Juni 1775.

„Madame, meine Tochter wird 14 Jahre alt. Wenn Sie wünschen, verhandeln wir wegen der Erstlinge. Es wird nicht schwer sein, die Kleine zu gewinnen. Mit einigen Bonbons und ähnlichen Artigkeiten macht man mit ihr, was man will. Aber man braucht einige Vorbereitungen. Es ist nötig, daß Sie sie als Zimmermädchen zu sich nehmen. Geben Sie mir eine Zeit an, und ich komme mit meiner Tochter, und wir machen alles ab. Ich habe mit allem Respekt die Ehre zu sein Ihr sehr ergebener F."

Von Herrn von *B.* 1. Mai 1776.

„Ich besitze eine Sammlung aretinscher Stellungen, Madame, in 40 ovalen Bildern. Da ich nach Rom reise, möchte ich mich ihrer erledigen. Meines Erachtens würden sie für niemanden besser als Zimmerschmuck passen als für Sie. Sie kosten 5000 Frank. Dem Herzog von .... habe ich sie vor etwa einem Jahr

nicht für 100 Louis gegeben. Wenn Sie sie sehen wollen, werde ich morgen den ganzen Vormittag und Nachmittag zu Hause bleiben!"

Von Herrn *D . . .*, Kolporteur. 22. Juni 1780.

„Ich habe soeben, Madame, aus Holland köstliche Ausgaben mit Stichen von der ‚Jungfrau', dem ‚Portier des Chartreux', ‚Margot, die Flickerin', die ‚Klosternonnen', den ‚Stellungen des Aretin', den ‚geistlichen Lorbeern', dem ‚Freudenmädchen', des ‚Kapitel der Franziskaner', der ‚Unterhaltung zweier Nonnen, die zur Unterweisung junger Damen dienen sollen, die ins Gesellschaftsleben treten sollen', der ‚Ode auf Priapus' und der ‚Foutromanie' erhalten. Wenn Ihnen, Madame, eins dieser Werke zusagen sollte, befehlen Sie nur, zu welcher Stunde ich es bringen soll."

2. KAPITEL

Antiroyalistische Literatur

Doch genug davon. *Revertons à nos moutons!* Dieser Klatsch, diese Spottlust, von der wir sprachen, diese Respektlosigkeit, die vor nichts haltmacht, geht aus von jedermann gegen jedermann. Keiner, der etwas bedeutet, kann sich der Pamphlete, die gegen ihn schwirren, erwehren. „Die perverse Liederlichkeit findet stets ein wollüstiges Behagen im *dévoiler* des Intimsten, sei es der eigenen oder der fremden Intimität. Es ist der Liederlichkeit eine Wollust, den andern vor seinen Nebenmenschen nackt zu zeigen, und es ist ihr sogar häufig ein noch größerer Genuß, die eigene Blöße von den andern schauen zu lassen. Nichts Pikanteres daher, als diese Dinge in möglichst detaillierter Weise unter die Leute zu bringen. In die sämtlichen Skandalkonzerte bließ der Spott mit der lautesten Flöte hinein, er gab häufig das Signal an, und fast immer war es eine Melodie, die am meisten nach- oder mitgepfiffen wurde. Das Erotische stand natürlich der Zeit gemäß an der Spitze, es war der Hauptgegenstand alles Skandals[1]." Darf aber die ungeheure Schamlosigkeit wundernehmen, wenn man sich bis in die höchsten Kreise mit der Niederschrift derartiger Skandalosa befaßte? So hatte der Herzog von *Richelieu*, einer der größten Herzensbrecher aller Zeiten, seine Jugenderinnerungen am Hofe des Regenten in der *Chronique scandaleuse de la cour de Philippe d'Orléans régent*" niedergelegt[2]. Er erwähnt in seinen Memoiren, daß von Madame de Tencin ein Buch abgefaßt sei, das die obszönsten Handlungen aller Libertins bis zum 18. Jahrhundert darstellte und zum persönlichen Gebrauche des Regenten bestimmt war. Man säte Wind und erntete Sturm. Ludwig XV., der große Hurer, bot ja mit seiner Mätressenwirtschaft genug Anlaß zu bissiger Satire,

[1] Ed. Fuchs, Geschichte der erotischen Kunst. Berlin, Bd. I 1908, S. 246.

[2] Abgedruckt in den *Pièces inédites sur le règne de Louis XIV, Louis XV et Louis XVI. Paris* 1809, 2 Bde.

die das Oberhaupt des Staates in seiner ganzen Verlodderung zeigten[3]. Sein Minister Maurepas wurde wegen eines Vierzeilers gegen die Pompadour, das witzig auf deren Frigidität anspielte, gestürzt. Es lautete:

La Marquise a bien des appas
Ses traits sont vifs, ses graces franches,
Et les fleurs naissent sous ses pas:
Mais, hélas, ce sont des fleurs blanches!

In seiner Verbannung ließ er alle Schmähschriften und erotischen Werke sammeln und in rote, mit seinem Wappen geschmückte Maroquinbände binden[4]. Der König sowohl wie seine Mätressen bildeten die Zielscheibe der obszönsten Pamphlete. Die Pompadour selbst war gegen derartige Pasquille nicht so empfindlich. Sie erzählt in ihren Briefen von einem Pamphletisten, der beißende Verse auf sie gemacht, sich aber nach London geflüchtet habe, um ihrer Rache zu entgehen. „Er kann aber immer wieder zurückkehren," schrieb sie. „Obgleich ich ein Weib bin, so kann ich doch die Beleidigungen vergeben. Ich kann sogar meinen Feinden Gutes tun und sie zwingen, wenn auch nicht mich zu lieben, so doch wenigstens einige Achtung vor mir zu hegen[5]." Doch sind diese Briefe höchstwahrscheinlich gefälscht[6]. Die Dubarry konnte sich zu dieser weitherzigen Auffassung nicht verstehen. Wir sahen bereits oben, daß sie gegen Thevenot de Morande aufs strengste vorging. Schon zwölf Jahre vorher waren gegen sie die äußerst frivolen *Mémoires authentiques de la Comtesse du Barri, Maitresse de Louis XV par le chevalier Fr. N. extraits d'un manuscript que possède Mm. la Duchesse de Villeroy, traduite de l'anglais (London 1772)* gerichtet worden, die aber wenig in die Öffentlichkeit drangen[7]. Das gleiche gilt für ihre Briefe: *Lettres de madame la Comtesse du Barry avec celles des princes, seigneurs, ministres et autres qui lui ont écrit et qu'on a pu recueillir. London 1779.* Sie können selbstverständlich nicht als historische Quelle gewertet werden, bilden indessen ein nicht zu unterschätzendes sittengeschichtliches Dokument[8].

Als Ludwig XVI. nun zur Regierung kam, war der Stein einmal ins Rollen gebracht und an ein Abflauen der antiroyalistischen Literatur nicht zu denken. Ludwig selbst wurde nicht so sehr betroffen wie Marie-Antoinette, die als Ausländerin ein geeignetes Objekt für den Nationalhaß bot. Man darf indes nicht außer acht lassen, daß sie direkt die öffentliche Meinung herausforderte. Ihr sichtlich

---

[3] Vgl. *Mémoires secrets*, 31. 5. 1764.
[4] Vgl. *Sainte-Beuve, Causeries de lundi* XII, 123. 503.
[5] Briefe, herausg. von Henry Perl, o. J. 208.
[6] Vgl. J. A. Faber, Literarische Fälschungen. Leipzig 1907, S. 215.
[7] Drujon, S. 246, Gay, III, 112.
[8] Vgl. die Übersetzung in Franz Blei, Die Sitten des Rokoko, München, Georg Müller, 1921, S. 303—433.

zur Schau getragener Abscheu gegen die „*crapule*", ihre heimlichen nächtlichen Ausflüge in zweifelhafte, anrüchige Lokale, die sie unternahm, stets in dem Glauben, unerkannt zu sein, ihr ungenierter Verkehr mit des Königs Bruder, dem Grafen Artois, einem stadtbekannten Wüstling, der Besuch ihres Privattheaters, auf dem oft wenig dezente Stücke gegeben wurden [9]: all das war nicht gerade dazu angetan, ihr die Sympathie des Volkes zu sichern. Der Graf Tilly suchte sie freilich in Schutz zu nehmen. „Ihr Erscheinen auf der Terrasse von Versailles, wo die schönen Abende und die schöne Musik sie an die Gruppen der Lustwandler lockte, gab einen neuen Vorwand zu Verleumdung und Bosheit... In diesen nächtlichen Lustwandlungen suchte und fand man die Waffen, womit man sie tödlich verwundete. Die Maskenbälle in der Oper, im Schauspielhause, die Vertraulichkeit zwischen ihr und der Prinzessin von Lamballe, ihre lange freundschaftliche Verbindung mit der Herzogin von Polignac öffneten der anklagenden und strafenden Meinung ein neues unermeßliches Feld. Ihr Widerwille gegen Hofzwang und gegen die genaue Befolgung der ihrem Range auferlegten strengen Etikette galten für Vernachlässigung, für Nichtachtung, für Verachtung der königlichen Pflichten. Es hat sich wohl niemand besser darauf verstanden als sie, die Person einer Königin mit Würde und Anstand durchzuführen, sobald sie es wollte, und doch sah man in der ungezwungenen Freiheit ihres Benehmens Sittenlosigkeit, in ihrer Abneigung gegen gewisse Personen Leidenschaftlichkeit und eine Folge verlorener Gunst [10]." Aber Tilly ist hier parteiisch, da er durch bevorzugte Behandlung und liebenswürdig gegebene Wohltaten zum Dank gegen die Königin sich verpflichtet fühlte und überdies vom Standpunkt des ritterlichen Kavaliers, nicht des vorurteilslosen Beobachters, seine Meinung äußert. Außerdem befand er sich nicht dauernd in der Umgebung der Königin und konnte deshalb keineswegs ihren Umgang beurteilen. Und dennoch, trotz seiner Anhänglichkeit für die Königin, muß er zwei Liebesverhältnisse von ihr zugeben: das eine mit dem Herzog von Coigny, das andere mit dem Grafen von Fersen [11].

Von den auf den Hof und speziell auf Marie-Antoinette gemünzten Pamphleten hatte nun den stärksten Erfolg: *Etrennes aux fouteurs ou calendrier des trois sexes 1790* [12], eine Gedicht- und Epigrammensammlung, die in kurzer Zeit mehrfach neu aufgelegt wurde. *Fureurs Uterines de Marie-Antoinette. Au manège et dans tous les bordels de Paris* 1791 suchte die angebliche Geilheit der Königin zu brandmarken. Schon 1779 war die Spottschrift *Les Amours de Charlot et de Toinette. Pièce dérobée à V... (Versailles), Londres (Paris) 1789*, 8° erschienen [13]. Dieses äußerst seltene obszöne Stück richtet sich gegen die Königin

[9] Vgl. *Capon et Yve-Plessis*, a. a. O., S. 53 ff.
[10] Die Memoiren des Grafen Tilly, herausg. von Iwan Bloch, o. J., Berlin, 1. Bd., S. 419.
[11] A. a. O., 419—424.
[12] *Apollinaire, L'enfer* Nr. 49.
[13] Ex. in München, vgl. Hayn, Mon. Nr. 21 und Apollinaire Nr. 592.

und beschreibt die angebliche Liebschaft mit dem Grafen d'Artois, dem nachmaligen König Karl X. Die angebliche Impotenz des Königs wird verspottet und die Königin als Muster von Geilheit hingestellt. Im Auftrage des Hofes wurde die ganze Auflage von Goetzmann dem Buchhändler Boissière in London für den Preis von 17400 Frank abgekauft und in der Bastille verbrannt. Einige Exemplare entgingen jedoch der Vernichtung, und das Stück wurde später von *Mercier de Compiègne* in seinem *Momus redivivus* neu abgedruckt[14]. Die berüchtigte Halsbandgeschichte gab Gelegenheit zu dem Pamphlet: *Le bordel royal. Suivi d'un entretien secret entre la Reine et le Cardinal Rohan, après son entrée aux Etats Generaux*, s. l. et d. in 8°. Den Inhalt bildet eine geheime Unterredung der Königin mit dem Kardinal Rohan. Von gleicher Obszönität ist *Bordel patriotique, intitulé par la Reine des Français etc. Aux Tuilleries* (!) 1791, der zweiten Auflage von *Bordel National, sous les auspices de la Reine. A Cythère et dans tous les bordels de Paris* 1790. Das Standbild des Priapus wird von der Königin und Madame Theroigne bekränzt, und deren Hände machen sich in obszöner Weise mit dem Standbild zu schaffen. Die Theroigne hat ein Nationalbordell errichtet und gibt in freiesten erotischen Ausdrücken die Bedingungen und Voraussetzungen betreffs Zulassung zum Bordellbetrieb bekannt. Philipp Egalité soll der geistige Urheber einer anderen Schmähschrift sein: *Le cadran des plaisirs de la Cour, ou les Aventures du petit page Cherubin, pour servir de suite à la vie de Marie-Antoinette. Paris* (1792) in 18° (192 S.). Das Werk schildert die tribadischen Ausschweifungen der Königin und der Prinzessin Polignac[15]. Ähnlichen Inhalt hat *La Messaline Française, ou les nuits de la Duchesse de Polignac et aventures mystérieuses de la princesse d'H(énin) et de la R(eine). Paris* 1790. Der Verfasser entblödet sich nicht, der Königin geschlechtlichen Verkehr mit ihm selber nachzusagen[16]. Auch *L'Autrichienne en goguette ou l'orgie royale*[17] wäre hier zu nennen[18]. Verfasser soll François Marie Mayeur de Saint-Paul sein. Der Inhalt ist wie bei manchen Produkten ähnlicher Art eine derbe Liebesszene zwischen Marie-Antoinette, der Gräfin Polignac und dem Grafen d'Artois. Der Reiz liegt darin, daß die erotischen Begebenheiten hinter dem Rücken des schlafenden Königs sich abspielen[19].

Ein seltenes Pamphlet richtet sich gegen die ganze Hofgesellschaft: *Bibliothèque de la cour et de la ville (Paris* 1781). Das Merkwürdigste daran ist, daß jede Per-

[14] Vgl. über die noch vorhandenen Exemplare: Apollinaire Nr. 145.

[15] Vgl. Hektor Fleischmann, *Marie-Antoinette Libertine, Paris, Bibliothèque des Curieux*, 1911, wo alle gegen die Königin gerichteten Libelle aufgeführt und die wichtigsten abgedruckt sind. Ferner von demselben: *Madame de Polignac et la cour galante de Marie-Antoinette*, ebend.

[16] Vgl. A. Bettelheim, Beaumarchais, Frankfurt 1886, S. 286 ff.

[17] *Opéra proverbe. Composé par un garde du corps et publié depuis la liberté de la presse, et mis en musique par la reine. 1789.*

[18] Deutsch von A. R. Meyer als Bd. 7 des „Venuswagens" bei Fritz Gurlitt, Berlin 1920 herausgegeben unter dem Titel: Die königliche Orgie oder die Österreicherin bei Laune. Von einem Leibgardisten veröffentlicht am Tage der Preßfreiheit.

[19] Vgl. Gay, I, 306.

son durch den Besitz eines Erotikums charakterisiert werden soll, zum Beispiel der Kardinal Rohan mit den „*Liaisons dangereuses*", der Chevalier d'Eon, dessen Geschlecht auch heute noch nicht ganz feststeht, mit „*Description de l'Ile des Hermaphrodites*", der Erzbischof von Lyon, Talleyrand, mit „*Traité sur l'apostasie*", der Erzbischof von Paris mit „*L'art de péter*", die Äbtissin de Polignac mit „*Traité sur les accouchements*" usw.

Alle diese Schandschriften wurden von England oder Holland aus verbreitet, denn in Frankreich hätte man durch das ausgezeichnete Mittel der Bastille die bösen Lästerzungen bald zum Schweigen bringen können. Für England, überhaupt für das Ausland, versagte diese ultima ratio. Dafür ergriff man ein anderes, höchst bedenkliches Mittel. Aus Furcht vor den giftigen Pamphleten ließ man sich durch Vermittler in gütliche Verhandlungen mit den unsauberen Elementen ein und versuchte sie durch reichliche Entschädigungen stumm zu machen, den Schmutzstrom zu hemmen, welcher Ausweg auch bereits unter Ludwig XIV. nicht zu den Seltenheiten gehörte[20]. Aber gerade dieses ängstliche Entgegenkommen weckte die Habgier. Nun war Verleumdung und Wühlen im Schlamm ja ein einträgliches Geschäft. Es gehörte jetzt zu den alltäglich geübten Kniffen, dem Pariser Polizeichef das bevorstehende Erscheinen von Schmähschriften anzuzeigen, deren Manuskript man sich gern für schweres Geld abkaufen ließ. Der Brotgeber dieser dunklen Ehrenmänner war ein gewisser Brossière, ein ehemaliger Lakei, der mit genauer Not dem Galgen entronnen war[21].

3. KAPITEL
Antiklerikale Literatur

Wenn man in diesem absolutistischen Lande nicht einmal vor den Stufen des Thrones haltmachte, so nimmt es nicht weiter wunder, wenn auch der Klerus in wütenden Schmähschriften angegriffen wurde. Hatte er doch genug auf dem Kerbholze. Das lasterhafte Leben der Geistlichen, die man sich nicht anders als „liebend" vorstellen konnte, bot reichlichen Stoff für eine beißende Satire. Und die Anthologien enthielten denn auch genug zynische Spottgedichte, die den Klerus auf unanständige Art ganz anständig durchhechelten. Ziemlich witzig ist zum Beispiel das folgende nach der damals anscheinend populären Melodie „*C'est ce qui me console*" gesungen:

La ressource clergé.
Malgré nos chiens et notre dieu
Nous n'avons plus ni feu ni lieu,
C'est ce qui nous désole.

[20] Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, a. a. O., 2. Bd., S. 123.

[21] Die auf Marie-Antoinette bezüglichen und ins Deutsche übersetzten Skandalschriften nebst Originalen verzeichnet Hayn-Gotendorf, IV, S. 411—416.

Mais si nos ongles sont rognés,
Les nobles sont decouillonés.
C'est ce qui nous console.

Nous n'aurons plus de l'Opéra,
Femmes, filles et cétéra,
C'est ce qui nous désole.
Mais nous aurons encore le choix
Parmi les femmes du bourgeois:
C'est ce qui nous console.

Au surplus, si faute d'écus,
Tous nos soupirs sont superflus,
Faut-il qu'on se désole?
Le c.. fait-il seul décharger?
Non, le cul peut le remplacer:
C'est ce qui nous console.

Lorsque l'on parle du clergé,
Et que l'on dit qu'il est rasé,
C'est ce qui nous désole.
Mais qu'on en glose impunément
Il lui reste fondement:
C'est ce qui nous console.

Die „*Mémoires secrets*" vom 12. Mai 1762 zitieren ein Gedichtchen, das sich gegen die päderastischen Neigungen der Jesuiten richtet:

Vous ne savez pas le latin,
Ne criez pas trop au destin,
Si l'on vous envoie faire faire,
Car vous mettez au masculin
Ce qu'on met qu'au feminin.
Comment faire.

Auch *Le Courrier Extraordinaire des Fouteurs Ecclésiastiques* usw. 1790 hechelte das sittenlose Leben der Geistlichen gründlich durch. Man ging diesem giftigen Pamphlet so gründlich zu Leibe, daß heute nur noch drei Exemplare davon bekannt sind [1].

Daß man für die schlechten Diener der Religion diese selbst für alle Missetaten und Abscheulichkeiten der Geistlichen verantwortlich machte und den Teufel

[1] Apollinaire Nr. 625

mit Beelzebub auszutreiben gedachte, war freilich bedauerlich genug. So suchte Evariste Parny die Bibel lächerlich zu machen, indem er deren Liebesgeschichten in frivoler Weise zusammenstellte[2]. Man verwechselte eben Ursache und Wirkung miteinander.

An erster Stelle dieser Pamphletisten gegen den Klerus stand der Pariser Advokat Charles *Gervaise de Latouche* (1715—1782) mit seinem klassischen „*Portier des Chartreux*", das unter dem Titel *Histoire de Dom Bougre (Bougre* von Bulgar, weil von Bulgarien aus die Päderastie verbreitet sein soll), *portier des chartreux*, s. d. *Rome, chez Philotanus*[3] erschien. Nachgedruckt wurde es unter folgenden Titeln: *Histoire de Gouberdon, portier des chartreux; Mémoires de Saturnin, portier des chartreux; le Portier des Chartreux*[4]. Nach der *Grande Encyclopédie*, Band 18, erschien das Werk bereits 1738, nach Stern-Szana S. 135 1742, da 1743 schon eine englische Version bekannt sein soll. Ich habe diese Ausgabe nirgends verzeichnet finden können. Nach Grisebach[5] soll das Buch gar erst 1748 unter der Deckfirma J. J. Trotener, Franckfort, erschienen sein. Wahrscheinlich aber ist 1745 das Erscheinungsdatum. Dieses Büchlein kann man als die tollste und frechste Verhöhnung der Geistlichkeit, insbesondere der Mönche ansehen. Kein anderes Pamphlet gegen den Klerus erregte derartiges Aufsehen und wurde so eifrig nachgedruckt als gerade dieses. Mit viel Witz und treffender Satire sehen wir die Mönche in ihrer sittlichen Verworfenheit dargestellt. Zugleich aber ist das Buch ein Brevier der Liebeskunst, wie es selbst diese Epoche nicht vollständiger besaß, dabei voll tiefem künstlerischem Empfinden und großer Lebensklugheit. Von seiten des Klerus setzte man alle Hebel in Bewegung, um das ihm so gefährliche Werk aus der Welt zu schaffen. Vergebens, es erhielt sich trotz aller Verfolgungen, und die Nachdrucke schossen wie Pilze aus der Erde[6]. Auch die Gebildeten lasen es gern. Lichtenberg erwähnt die Lektüre dieses Buches in seinen Aphorismen und in den Briefen an Dietrich und nennt es ein „sehr witziges, wenn auch schmutziges Werk". Interessant ist vor allem auch seine Geschichte. Der Marquis de Paulmy erwähnt es zuerst im Manuskript seines Katalogs unter Nr. 6067: *Mémoires de Saturnin, écrite par lui-même, par J. Ch. Gervaise de Latouche, avocat au Parlement de Paris. Rome, chez Philotanus* 1745. Diese Ausgabe war mit 23 gut gestochenen, aber schlecht gezeichneten Gravüren, welche, wie schon erwähnt, von Caylus herstammen sollen, geschmückt. Sie ist heute bis auf ein Exemplar, das der bekannte englische Sammler Hankey besessen haben soll, verschollen. Eine sehr schöne, besonders reich ge-

[2] *Les Galanteries de la Bible. Paris* 1808.
[3] In 12°, 318 S. mit 26 freien Bildern von Caylus.
[4] Vgl. Gay, II, 496—499: Drujon S. 192; Hayn-Gotendorf, III, 578; Hayn, Mon. Nr. 283. Weller Pseud., II, 203.
[5] Weltliteraturkatalog 1. Aufl. Nr. 680.
[6] *Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes*, II, 665, 672.

bundene Ausgabe mit 28 auf Pergament gemalten Miniaturen besaß die Marquise de Pompadour, welche diesen Roman wegen seiner kühnen Philosophie, seiner genialen Komposition, seines prachtvollen Stils und nicht zuletzt wegen seiner graziösen Obszönität außerordentlich schätzte. In einem Briefe an den Vicomte d'Herbigny spricht sie in den Ausdrücken höchster Bewunderung und Anerkennung darüber und bittet ihn, sich mit größter Eile in den Besitz des köstlichen Buches zu setzen, dem sie einige in angenehmer Aufregung verbrachte glückliche Stunden verdanke. Das Exemplar der Pompadour kam später in die Sammlung Berard und wurde zweifellos mit anderen Büchern der Bibliothek des Arsenals zerstört. Von einer dritten in Versailles gedruckten Ausgabe ist ebenfalls nur ein Exemplar bekannt. Es befindet sich in der Bibliothek Mazarine, mit einer Widmung an Marie-Antoinette. Eine der wertvollsten und schönsten Ausgaben dieser „Memoiren" ist der im Jahre 1787 erschienene Cazinsche Druck, welcher sich durch absolute Korrektheit des Textes auszeichnet und vierundzwanzig außerordentlich schöne Stiche von Borel und Elluin enthält. Auch diese Ausgabe ist sehr selten. Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothek des „Palais des arts". Eine durch große Genauigkeit und Sorgfalt ausgezeichnete Übersetzung erschien 1910 unter dem Titel: „Memoiren des Saturnin, von ihm selbst niedergeschrieben (von J. Ch. Gervaise de Latouche, avocat au Parlement de Paris), mit den 24 Stichen von Borel und Elluin." Die Übersetzung stammt von Paul Meyerheim.

Wegen seiner hervorragenden Bedeutung in der Geschichte der erotischen Literatur sei der Inhalt hier kurz wiedergegeben:

Der Verfasser schaut nach eigenen Angaben auf ein reich bewegtes Leben zurück und läßt an seinem geistigen Auge noch einmal die Liste seiner Eroberungen vorüberziehen. Er ist angeblich der Sohn eines Bauernpaares. In seine Vaterschaft teilen sich jedoch sämtliche Brüder des Klosters. Durch Zufall wird er in die Mysterien des Liebeslebens eingeweiht. Aus einem Nachmittagsschlaf erwacht er durch Geseufz und Gestöhn und sieht durch ein Loch der Scheidewand seine angebliche Mutter in intimster Vereinigung mit dem Hausgeistlichen. Erregt durch den Anblick „singt er sich des Hymenäus Lieder mit eigener Hand". Durch sein Erlebnis wird ihm jetzt so manches, was er bisher nur dunkel geahnt hatte, klar, und seine Wünsche gehen nun dahin, zu tun, was der Pater mit seiner Mutter getan hat. Seine Schwester Susanna scheint ihm für seine Wünsche das geeignete Objekt zu sein. Eines Tages trifft er sie allein beim Blumenpflücken, und nach anfänglichem Zögern will er sie mit Gewalt nehmen. Da sie sich wehrt und ihre Mutter naht, läßt er von ihr ab. Am nächsten Tage besuchen die beiden die Patin Susannes, die sie in verfänglicher Situation antreffen. Die Patin ist auffallend zärtlich zu den beiden, besonders zu Saturnin, der bereits einige intime Berührungen wagt, aber durch das ungeschickte Eintreten des Verwalters in der Ausnutzung der bereits erlangten Vorteile verhindert, von der Patin jedoch zu

einem neuen Besuch eingeladen wird. Auf dem Nachhauseweg und daheim sucht Saturnin von neuem Susanna seinen Wünschen willfährig zu machen. Wie erstaunt er aber, als er aus Äußerungen des Mädchens die Überzeugung gewinnt, daß es in diesen Dingen besser Bescheid weiß als er selber. Auf sein Drängen erzählt Susanna schließlich nach einigem Sträuben, wie sie zu dieser Kenntnis gelangt sei. Eines Nachts sei plötzlich, während sie schlief, Schwester Monika aus dem Kloster, in dem sie zur Erziehung untergebracht war, in ihr Bett geschlüpft und habe sie in die Geheimnisse der Tribadie eingeweiht. In der darauffolgenden Unterhaltung singt Monika ein Loblied auf das männliche Glied und ist erstaunt, daß Susanna die Bezeichnungen für die Genitalien nicht kennt. Sie berichtet darauf, wie sie bereits in früher Jugend in erotischer Lust aus Instinkt alle Bestrebungen auf Befriedigung ihrer sinnlichen Lust gerichtet habe. Auf einen Bruder einer Mitschülerin habe sie ein Auge geworfen. Die manustupristischen Manipulationen genügten ihr nicht mehr, weshalb sie auch den Annäherungsversuchen des Jünglings keinen Widerstand entgegensetzte. Bei den Vorspielen indessen werden die beiden bereits überrascht. Es kommt zu strenger Untersuchung und Monika soll gezüchtigt werden. Sie wehrt sich indessen mit solcher Verzweiflung, daß die sechs Nonnen von ihr ablassen müssen. Bei dem Ringen jedoch ist der einen ein Godemiché aus der Tasche geglitten, und Monika versucht nun, sich desselben zu bedienen. Es gelingt ihr nicht, weshalb sie entmutigt abläßt, gleichzeitig aber den Plan faßt, wegen der ihr zuteil gewordenen Behandlung sich zu rächen und dann zu verschwinden. Die Oberin macht ihr nun, wie erwartet, noch einmal heftige Vorwürfe wegen ihres gestrigen Betragens, wird aber die Freundlichkeit selbst, als Monika ihr den Tröster vorweist, zum Beweise, daß noch ganz andere Dinge im Kloster getrieben werden. Aus der Verlegenheit der Oberin merkt sie, daß diese die Besitzerin des verfänglichen Stückes ist. Die Mutter, die von den Schwestern herbeigerufen, nun erscheint, wird von der Oberin dahin belehrt, daß Monika vollkommen unschuldig und alles nur ein Mißverständnis sei. Mitten in der Nacht hat die Erzählerin einen süßen erotischen Traum und merkt bei ihrem Erwachen, daß der Traum sich in Wirklichkeit gewandelt hat. Sie findet sich in den Armen des Bedienten des Anstaltsgeistlichen und hat so schmerzlos ihre Jungfernschaft verloren. Eine Liebesnacht reiht sich an die andere, bis Monika merkt, daß sie schwanger ist. Unter Tränen macht sie Martin, dem Diener, davon Mitteilung. Dieser aber tröstet sie durch die erfreuliche Mitteilung, daß sein Herr eine Medizin habe, die unliebsame Folgen zu beseitigen vermag, und daß Schwester Angelika, eine von den sechs, die Monika vergeblich zu züchtigen versucht hatten, durch das gleiche Mittel von ihrer Schwangerschaft befreit worden sei. Er wisse dies aus Briefen, die sein Herr von der Hand Schwester Angelikas im Besitze habe. Monika beschließt, sich zu rächen und bittet Martin, ihr gleichzeitig mit der Medizin die Briefe zu verschaffen. Monika weiß nun die

Briefe heimlich der Oberin in die Hand zu schmuggeln, und diese, eifersüchtig auf die Gunst des Anstaltsgeistlichen, der auch ihr Geliebter ist, sperrt Angelika ein. Der Geistliche aber, Pater Ambrosius, hat Martin im Verdacht, die Briefe entwendet zu haben, und wirft ihn zum Tempel hinaus. Den Schluß dieses Berichts macht wieder eine Liebesszene zwischen Monika und Susanna. Der Bericht hat beide ziemlich aufgeregt, und Saturnin ist überzeugt, daß er bei Susanna keinem Widerstande begegnen würde, sofern er sich nur für den Nichteintritt der Folgen verbürgen könne. Da kommt ihm eine gute Idee. Er führt das Mädchen auf sein Zimmer und läßt es dort Zeuge sein von dem Liebeskampfe des Paters Ambrosius und Toinette. Durch dieses Schauspiel höchst erregt, macht Susanna keinen Einwand mehr, als Saturnin sich anschickt, sie ihrer Jungfernschaft zu berauben. Aber sie haben nicht mit dem vermaledeiten Bett gerechnet, das bei dem Liebesspiel der beiden zusammenbricht. Durch das Geräusch herbeigelockt, werden Toinette und Ambrosius Zeugen des Schauspiels. Toinette ist zuerst sprachlos, nimmt dann aber Saturnin in ihre Kammer, den sie in den Geheimnissen der Liebe unterweist. Der Pater, der unterdessen bei Susanna zurückgeblieben war, ist nicht so glücklich gewesen. Saturnin wird nun, weil er ein unbequemes Hindernis für den Pater und seine Geliebte bildet, zum Ortspfarrer in Pension gegeben. Von dort aus besucht er die Patin Susannas, Madame Dinville, bei der er glücklich wird. In einer der folgenden Nächte sucht er bei der Nichte des Pfarrers sein Ziel zu erreichen, verfehlt aber die Tür und ergötzt sich mit der alten Gouvernante anstatt mit dem jungen Mädchen, bei dem unterdessen ein Abbé weilt. Die beiden werden entdeckt, und bei dem nun entstehenden Wirrwarr steigt Saturnin in das Bett der Nichte. Am nächsten Morgen kommt er ins Kloster. Damit schließt der erste Teil.

Der zweite Teil enthält die Erlebnisse Saturnins im Kloster, in dem er sich zunächst nicht recht heimisch fühlen kann. Weiber fehlen, so fällt er wieder in das Laster der Selbstbefriedigung. Bei dieser Tätigkeit überrascht ihn eines Tages ein Mitinsasse des Klosters und lehrt ihn die Exzesse der Klosterbrüder in der Kirche kennen, an denen der Novize auch teilnimmt. Bei einer dieser nächtlichen Orgien macht er auch die Bekanntschaft seiner wirklichen Mutter, die ihn zum Beischlaf auffordert. Ein Rest von Scham hält ihn davon ab, und die Mönche billigen seinen Entschluß. Nach einigen Exkursen über die Annehmlichkeiten des geschlechtlichen Verkehrs und des Klosterlebens berichtet uns Saturnin von seiner durch Ausschweifungen herbeigeführten Impotenz. Ein alter Pater, dem er sich anvertraut, rät ihm, Beichtvater zu werden. Die pikanten Geständnisse der schönen Beichtkinder seien nicht zu verachten. Saturnin befolgt diesen Rat und fühlt sich auch bald wieder im Besitz seiner Manneskraft. In seiner neuen Eigenschaft vergewaltigt er ein hübsches Beichtkind, das sich schließlich als Monika, die Vertraute Susannas, entpuppt. Sie berichtet, daß sie gleichzeitig ein Verhältnis mit

Verland und dem Diener Martin gehabt habe, und daß diese beiden Kampfhähne bei der Aufdeckung ihrer Rivalität aneinander geraten seien. Sie habe sich zu ihm geflüchtet und wolle nun bei ihm bleiben. Saturnin beschließt, sie an den Orgien des Klosters teilnehmen zu lassen. Allein seine Absicht wird vereitelt: In seiner Abwesenheit findet man Monika, und er flieht, um der Ordensstrafe zu entgehen, nach Paris, wo er Susanna im Bordell wiederfindet. Trotz ihres Sträubens und ihrer Warnung, daß sie krank sei, vereinigt sich Saturnin mit ihr. Während des Schlafes jedoch werden sie von der Sittenpolizei überrascht und getrennt. Saturnin kommt ins Krankenhaus, da er schwer an Lues leidet. Man weiß kein anderes Mittel, ihn zu heilen, als daß man ihn zum Eunuchen macht. Susanna stirbt an ihrem Leiden. Mit diesem tragischen Ergebnisse schließt das Buch.

Außer diesem Sotadikum schrieb Gervaise noch den erotischen Unterhaltungsroman: *Mémoires de mademoiselle de Bonneval.* Amsterdam 1738[7], Lyndamine[8], *Le bordel. Comédie*[9] und *Le bordel ou le Jan foutre puni*[10].

Daß der „Klosterpförtner", der einen Bombenerfolg aufzuweisen hatte[11], in einer erotisch verwilderten Zeit nicht ohne Nachahmer bleiben konnte, liegt auf der Hand. Es entstand eine ganze Romanfamilie. 1783 erschienen: *Mémoires de Suzon, sœur de Dom Bougre, portier des Chartreux, écrits par elle-même. Cythère*[12]. Diesem Buch ist oft beigefügt: *Histoire de Marguérite, fille de Suzon, nièce de Dom Bougre*[13]. Auch das Sotadikum *Sainte Nitouche ou Histoire galante de la tourière des Carmélites, servant de pendant au Portier des Chartreux.* Londres 1784. Es steht direkt unter dem Einfluß des klassischen Erotikums. Überdies trat vor und nach der Revolution Dom Bougre mehrfach in die öffentliche Diskussion und, wie sich das von selbst versteht, in pornographischer Weise, zum Beispiel *Le nouveau Dom Bougre à l'Assemblée Nationale, ou l'abbé Maury au Bordel etc. par l'auteur du Bordel National.* Wie schon der Titel sagt, ist das Pamphlet gegen den Abbé *Maury* gerichtet, dem die Eröffnung eines Bordells angedichtet wird. Es steht in keinerlei Zusammenhang mit *Dom Bougre aux Etats-Généraux, ou Doléances du Portier des Chartreux, par l'auteur de la Foutromanie. A Foutropolis, chez Bracquemont, libraire, rue Tire-Vit, à la Conille d'Or. Avec permission des Supérieurs.* ca. 1787. Die Kapitelüberschriften geben über den Inhalt, wenn man nach dem Titel darüber noch im Zweifel sein könnte, erschöpfende Auskunft. Sie lauten: *Préambule — Des Filles de Joie — Des*

[7] Gay, III, 138.

[8] Gay, II, 926.

[9] Gay, I, 421.

[10] Gay, I, 421.

[11] Friedrich der Große fand das Buch mit manchen anderen Erotizis in der Ausrüstung französischer Offiziere (Bogdan Krieger, Friedrich der Große und seine Bücher. Berlin und Leipzig 1914, S. 17).

[12] 264 Seiten mit 11 Stichen.

[13] Vgl. Hayn, III, 579—583; Apollinaire, Nr. 679; Gay, II, 496 und 502, III, 147; Drujon, S. 249; Stern-Szana, S. 135—137; auch Hayn, Monacensis, Nr. 284.

Sodomites — De la Bestialité — De l'Inceste — Du gamahuchage — De quelques autres abus qui unisent à la population — Conclusion. Apollinaire (Nr. 631) schreibt die Verfasserschaft Restif de la Bretonne zu, da dieser auch sonst (zum Beispiel die Anti-Justine dem Advokaten Linguet) anderen Personen die Autorschaft seiner Werke aufbürdete. Tatsächlich wurde auch Restif deswegen verhaftet, und zwar auf die Anzeige seines Schwiegersohnes Auge. Er leugnete und wurde wieder in Freiheit gesetzt. Die Lobrede in dem Werk auf ihn selbst spricht allerdings stark dafür, daß er zum mindesten an der Abfassung beteiligt war[14].

Gervaises Fußtapfen folgten *Les lauriers ecclésiastiques* (Paris 1748) von *L. Morlière, Les Putains cloîtrées* (Paris 1797) sowie das fälschlich Mirabeau zugeschriebene *Hic et hec.* Als Hauptvertreter dieser Schriften, die ihr wollüstiges Gebaren durch antiklerikale Tendenzen zu rechtfertigen suchten, kann aber unbestritten der Abbé Henri Jos. de *Dulaurens* (1719—1797) gelten. Sein Leben lang nährte er einen wütenden Haß gegen die Jesuiten. Schließlich machte man ihn unschädlich, indem man ihn für den Rest seines Lebens, und zwar zwanzig Jahre lang, in eine geistliche Besserungsanstalt brachte[15]. Von ihm ging das Wort, daß er Gott nur vom Hörensagen kenne. Seine bekanntesten Werke, die in ihrer Zynik das Äußerste leisten, sind:

L'Arrétin moderne ou la débauche de l'esprit en fait de bon sens. A Rome, aux dépens de la Congrégation de l'Index[16]. In richtiger Voraussicht gab der Verfasser dem Buche dieses Wort mit auf den Weg: *Parve, nec invideo, sine me, liber ibis ignem.* Den Inhalt bildet eine obszöne Kritik der Bibel und der religiösen Gebräuche in 25 Erzählungen. Dem Zeitalter angemessen, in dem es entstand, enthält das Buch eine Rechtfertigung der Laster. Es ist ein Versuch zur Ummodelung der sittlichen Werte und geht darauf aus, die laxe Moral des Verfassers zu entschuldigen. Der Wunsch, originell zu wirken, schimmert überall hindurch, aber die Begründung für die aufgestellten Thesen sind nur Sophistereien, die innere Verlogenheit und Hohlheit grinst uns allerorts entgegen. Kämpft Dulaurens gegen den Klerus (und das ganze Buch ist eine Schmähschrift wider ihn), so geschieht das in wenig witziger Weise. Der Witz selbst wirkt kalt, die Witzraketen verpuffen ohne Knall. Mit Frivolitäten freilich ist das Buch reichlich gespickt, aber auf die kommt es im Kampf gegen herrschende Übel gar nicht an. Man nimmt sie mit in Kauf, wenn ein überlegener Geist glaubt, ihrer zur Erhöhung der erhofften Wirkung nicht entraten zu können. Das aber ist hier durchaus nicht der Fall. Man kann sie sehr wohl entbehren, und das Werk könnte dadurch nur gewinnen. Was bezweckt Dulaurens eigentlich mit der albernen Ge-

[14] Vgl. Gay, III, 91; Drujon, S. 130.

[15] Die Bruder Goncourt charakterisieren ihn sehr gut in ihren „*Portraits intimes*", S. 182, vgl. a. *Grande Encyclopédie*, Bd. 15, S. 29—30.

[16] Amsterdam, Rey 1763, 2 Bände in 12⁰, mit einer Vorrede und 238 + 260 Seiten (vgl. ***Mémoires secrets*** vom 9. 10. 1763.

schichte vom Godemiché[17]? Ein Klosteroberer beschwatzt eine Nonne und, um den Folgen vorzubeugen, holt er sich Rat bei einer alten Hexe. Diese rät ihm, der geschwängerten Nonne Mandragorawurzel und ähnliche Ingredienzien unter allerhand Zauberspuk einzugeben. Er tut es, und die Nonne gebiert kein menschenähnliches Wesen, sondern eben den Godemiché. Dieser tröstet nun einige Nonnen und haucht endlich bei einer alten Vettel sein Leben aus. — Das ist so geistlos wie nur irgend möglich erzählt. Was hätte ein witziger Kopf aus diesem an sich sehr geeigneten Vorwurf nicht alles machen können! Hier wirkt es unsagbar albern. 25 Erzählungen enthält das zweibändige Werk mit einer Préface und Dédicace. Noch am interessantesten ist die fünfzehnte Erzählung: *L'utilité des vices*. Dulaurens stellt die Behauptung auf: Die Laster sind für die Gesellschaft viel nützlicher als die Tugenden. Was ist denn überhaupt „Tugend"? Man stellt sie stets dem Laster entgegen. Aber sie ist nichts, sie ist eine Schimäre, ersonnen, um die Leute am Gängelband zu führen. Die Tugend, die Sittsamkeit ist steril, einförmig, langweilig. Die Laster sind ungezählte, mannigfache. Ohne Eitelkeit würde uns kein Streben Freude machen, Eigenliebe ist für uns nötig, um durch unsere Fehler nicht erschreckt zu werden. Demut hat noch nie etwas Gutes in der Welt geschaffen. „Die weise Natur selbst entwickelt die Keime unserer Laster. Deren Wachstum sie am meisten fördert, sind die, welche sie den Freuden der Liebe bestimmt. Sie geht dabei nicht sparsam zu Werke, weil die Liebe das notwendigste Laster für die Gesellschaft ist. Die Wollust ist das bevorzugteste Kind der Natur. Ein wollüstiges Mädchen schafft mehr Gutes als ein tugendhaftes. Wir wissen, daß die Lust allein uns die Weiber lieben läßt. Je wollüstiger ein Weib ist, desto mehr Vergnügen wird sie verschaffen. Ein Mann, der ein tugendhaftes Mädchen liebkost, empfindet lange nicht die Wonnen, wie sie bei den Mädchen der Montigny, die wir ‚Kreaturen' nennen, zu Hause sind. ‚Kreaturen' eine sehr vornehme Bezeichnung! Wir aber verachten sie. Der Instinkt jedoch und die Wahrheit, die über unsere Vorurteile siegen, haben uns diesen Namen entlockt, um die Natur zu rächen[18]." Der Mann kann an *einem* Weibe nicht Genüge finden. Wie viele Tage gibt es, wo er sich seinem Weibe nicht nähern darf, da Schwangerschaft, Kindbett und Unwohlsein ihm die Beiwohnung verwehren. Er muß also in anderen Revieren wildern. Während ihn die Sitte zur Enthaltsamkeit verurteilt, hätte er schon soundso viel zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen können. Die Wollust dient dem Wohl der Allgemeinheit, da sie aus den Händen ihrer Anbeter Reichtümer in die Hände der arbeitsamen und geschäftigen Menschen übergehen läßt usw.[19].

Das zweite bekannteste Werk aus seiner Feder ist der berüchtigte „*Le compère*

---

[17] II, S. 121—130 der Ausgabe von 1780.
[18] II, 31—32.
[19] Vgl. noch Gay. 4. A., I, 263 und Mémoires secrets v. 25. Mai u. 2. u. 12. Juni 1762.

Mathieu ou les bigarrures de l'esprit humain". *Londres* 1766—1773[20]. Der grundsätzliche Inhalt ist der gleiche wie im soeben genannten Werk. In bekannter Mischung von Frivolität und Gotteslästerung wird die Religion als etwas Unnatürliches dargestellt und die Relativität von Gut und Böse behauptet, weshalb alles erlaubt sei und auch die Strafen fortfallen müßten. Diese seien die Übel, und die Quelle aller Übel sei der Staat, der deshalb verschwinden sollte. — Das dritte bekanntere Werk ist: *La chandelle d'Arras. Poème-héroi-comique en XVIII chants, par l'abbé H. J. Dulaurens, Berne. Aux dépens de l'académie d'Arras*, XVI und 183 Seiten. Es werden in Anlehnung an die fünfzehnte Erzählung des Arrétin die Irrfahrten einer Kerze erzählt, die zur Heilung von Kranken durch die Jungfrau Maria vom Himmel gebracht worden sei. Besonders die weiblichen Praktiken in den Nonnenklöstern werden mit anschaulicher Breite geschildert (vor allem auf Seite 109 und 181). Voltaires Pucelle, die 1755 zuerst gedruckt worden war, scheint von nicht geringem Einfluß auf Dulaurens' obszönes Epos gewesen zu sein, das 1765 erschien. Ebenso wie *Mercier de Compiègne* in *La Bougie de Noël, ou la Messe à minuit, comédie-vaudeville. Cythère (Paris)* 1793 aufs ungenierteste Dulaurens ausbeutet.

Bei einem vierten Werke: *Je suis pucelle. Histoire véritable*[21], verwahrt sich unser Autor selbst gegen den Vorwurf der Obszönität. In der Tat ist die Schrift nicht erotisch, wie man wohl aus dem Titel schließen könnte, sondern nur äußerst frivol, ohne dafür interessanter zu sein[22].

In der gleichen Manier dichteten: Evariste Parny, Voltaire, Voisenon und Mirabeau[23]. Parnys bekanntestes Werk ist: *La guerre des dieux et les galantéries de la bible. Paris, an* VII (1799). Anfänglich in zehn Gesängen herausgegeben, wurde es später auf vierundzwanzig erweitert. Die letzte von Parny selbst besorgte Ausgabe stammt von 1802 und führt den Titel *La Christianide.* Napoleon verfolgte es hartnäckig und machte so einstweilen seiner ungehemmten Verbreitung ein Ende. Dafür wurde es im geheimen um so öfter nachgedruckt. Um weitere Ausgaben zu verhindern, entschloß sich die Regierung schließlich in der Restaurationszeit, das Manuskript anzukaufen und zu vernichten. Weniger brutal wirkt *Voisenon* mit seinen „*Exercices de dévotion de M. Henri Roche avec Madame la Duchesse de Condor (Paris* 1780)", wo ein Tartüff veilchenblaue Moral verzapft[24]. In dem gleichen Genre ist auch Mirabeaus *Erotika biblion* gehalten. Er sowohl wie Diderot mit seiner „*Réligieuse*" decken die Schwächen der Kirche und

[20] In 8°, oft in 4 Bänden zu 12° nachgedruckt; vgl. Gay, 88, 289; auch deutsch: Der Gevatter Matthes oder die Ausschweifungen des menschlichen Geistes, 3 Bd. um 1790 und neuerdings von O. J. Bierbaum in der „Abtei Thelem" (Muller, München).

[21] 2 pts. *A la Haye*, 1767.

[22] Vgl. ferner Hayn, Mon. Nr 507, 286 und Drujon, S. 202.

[23] Siehe unten.

[24] Siehe weiter unten!

der Bibel schonungslos auf. Derartige Angriffe entsprachen eben dem Zeitgeschmack, dem sich die wenigsten entziehen konnten.

Wir hatten vorher den „Klosterpförtner" als das Standardwerk der erotisch-antiklerikalen Literatur bezeichnet. Ihm stellt sich würdig zur Seite „*Thérèse philosophe ou Mémoires pour servir à l'histoire de M. Dirrag et de Mlle. Eradicée avec l'histoire de Mme. Boislaurier. A la Haye (à la Sphère)* s. d. (1748)[25]. Wer der Verfasser dieses ausgezeichneten Erotikums war, kann heute nicht mehr mit absoluter Sicherheit gesagt werden. Die einen halten, und wohl mit Recht, den Marquis *d'Argens*, den intimen Freund Friedrichs des Großen, dafür, und die sechzehn Kupfer werden dem Altertumsforscher Grafen Caylus zugeschrieben. Diese Annahme stützt sich auf des Marquis de Sades Bemerkung in *Nouvelle Justine, Hollande 1797, Tome IV, p. 97.* Auch Gay[26] teilt diese Ansicht. Nach Barbier[27] und Drujon[28] soll der Kriegskommissar *D'Arles de Montigny* (der angeblich dafür acht Monate in die Bastille wandern mußte, doch wohl weniger wegen der Unmoral des Werkes, sondern aus Rache seitens der Jesuiten, denen von ihm übel mitgespielt worden war) der Verfasser und Antoine Pesne, der Hofmaler Friedrichs des Großen, Zeichner der obszönen Bilder gewesen sein[29].

Die Annahme, daß der Marquis d'Argens der Urheber ist, beruht, wie schon erwähnt, auf einer Angabe des Marquis de Sade. Seine Autorschaft ist allerdings nicht ganz unwahrscheinlich. Das Werk verrät seinen Stil. Dann waren gerade ihm die Akten des streng geheim gehaltenen, vor dem Parlament in Aix in der Provence stattgefundenen Prozesses zugänglich, da sein Bruder Präsident dieses Gerichtshofes war. Die philosophischen Ausführungen stammen aus „*Examen de la réligion*" von La Serre und den „*Contes de la réligion*" eines unbekannten Verfassers, rühren also nicht von d'Argens her. Daß man ihn jedoch mit gutem Grunde der Verfasserschaft für fähig hielt, geht aus der Anekdote hervor, die Vehse[30] berichtet. Friedrich der Große ließ die Hauptszenen aus dem Erotikum dergestalt malen, daß die Hauptpersonen dem Marquis und Madame Cochois sehr ähnlich sahen. Mit diesen Bildern wurden einmal des Marquis' Zimmer heimlich ausgeschmückt, „und der Marquis damit nicht wenig überrascht, aber gar wenig vergnügt". Außerdem finde ich in „Rückflüge durch die zwei verflossenen Jahrhunderte; aus Manuskripten und gedruckten Memoiren der Zeitgenossen", 1. Sammlung, Jena 1823, S. 177, einen Hinweis des anonymen Herausgebers auf

[25] 2 vols. mit 14 obszönen Kupfern, 148 + 72 Seiten. Exemplar in München, vgl. Hayn, Mon. Nr. 599 und 600, Weller, II, 199.

[26] 4. Aufl., III. 1211.

[27] IV, 417.

[28] S. 376.

[29] Vgl. Henry Cohen, *Guide de l'Amateur*, 1876, col. 437, und Pisanus Fraxi, Centuria, S. 225—253.

[30] Preuß. Hofgeschichten, hrsg. von H. Conrad, München, G. Muller, 1913, Bd. 3, S. 110 ff.

die ins Deutsche übersetzte Selbstbiographie des Marquis d'Argens, wo im 4. Band S. 157—178 der Fall genau behandelt wird. Da ich diese Selbstbiographie[31] nicht zu Gesicht bekommen konnte, kann ich darüber nicht urteilen. Übrigens ist der Marquis d'Argens auch noch der Verfasser anderer Skandalosa, zum Beispiel *Les Nonnes galantes, les Mémoires du Comte du Bonneval* etc.[32]. Im Grunde genommen ist der Streit über die Autorschaft müßig, denn wir haben es hier nicht mit einem Phantasiegebilde zu tun, vielmehr beruht der Inhalt auf Tatsachen, und zwar lag der Fall folgendermaßen[33]: In die heimliche Bußanstalt für Frauen, welche der Jesuit Girard (Dirrag) eingerichtet hatte, war die fromme und bildhübsche Katharina Carière (Eradicé), die Tochter eines reichen Kaufmanns, eingetreten. Die Lüsternheit des Mönches richtete sich nun gegen das keusche Wesen, und es gelang ihm schließlich, dessen Träume und Visionen für seine empörenden Zwecke auszunützen, mit Anwendung einer raffinierten sexuellen Mystik das Mädchen seinen erotischen Wünschen gefügig zu machen. Diese unausgesetzte wollüstige Erregung und geistige Verzückung führte schließlich zu schwerer Hysterie der Katharina Carière, und als sie schwanger wurde, wußte der Jesuit durch ein wirksames Abtreibemittel den Folgen entgegenzutreten. Es kam zwar zum Prozesse, aber trotz der allgemeinen Entrüstung gelangte das Gericht zu einer Freisprechung und zu einer Verurteilung Katharinens in die Kosten wegen Verleumdung.

Diesen Stoff modelte nun der Verfasser des Erotikums zu einer beißenden Satire gegen den Klerus und die Religion. Eine angebliche Augenzeugin, eben die philosophische Therese, entwirft eine sehr lebhafte Schilderung der betreffenden Vorgänge, teilt uns dann auch ihre weiteren Erlebnisse mit und gibt ihre „philosophischen" Ansichten über eine vernünftige Betätigung des menschlichen Liebesbedürfnisses zum besten. Obgleich sich obszöne Vorgänge in Menge finden, vergißt man diese doch gern mit Rücksicht auf die eminent kulturgeschichtliche Bedeutung des Buches, das eben deswegen trotz aller Unterdrückungsversuche immer wieder neu aufgelegt wird.

Um den Stil und den Gedankeninhalt des Erotikons zu kennzeichnen, führe ich im folgenden zwei bezeichnende Stellen an. Man ersieht daraus, daß die vorgetragenen Lehren durchaus nicht so harmlos sind und beträchtliche Verwirrung in den Köpfen urteilsloser Leser anzurichten geeignet sind. Die „philosophische Therese" entwickelt ihre Ansichten wie folgt:

[31] Gay, III, 163. [32] Vgl. Gay, Analect., I, 104 ff.

[33] Vgl. A. Kurtzel, Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts — in „Hist. Taschenbuch" von Friedrich Raumer, N. F., 4. Jhrg., Lpz. 1843, S. 413—485; Eberhard Buchner, Das Neueste von gestern. München 1918, 2. Bd., Nr. 538, 538 a, 543, 543 a, 550, 550 a, 565, 574, 601, 611; die Prozeßakten sind gesammelt in „*Recueil général des Pièces concernant le Procès entre la Demoiselle Cadière et le Père Girard*", s. l. (Aix, J. David.) Ein Folioband mit 32 Kupfern, angeblich von Marquis d'Argens, dem Grafen Caylus und Mirabeau soll dazu die bekanntesten Einzelheiten illustriert haben; vgl. noch Gay, Anal. III, 63 und 124—128 u. bes. Hayn, III, 398—406; ferner Pisanus Fraxi, Centuria, S. 270 bis 280.

„Um zugeben zu können, daß der Mensch frei ist, müßte man annehmen, daß seine Entschlüsse aus ihm selber hervorgehen. Wenn er sich aber jeweils nach der mehr oder weniger großen Leidenschaft entschließt, mit der ihn die Natur und seine Sinne begabt haben, so ist er nicht frei. Die größere oder geringere Stärke eines Wunsches bestimmt ihn so unwiderstehlich, wie ein vierpfündiges Gewicht ein dreipfündiges hochschnellt. Und ferner frage ich Sie: Was hindert Sie, über diese Frage ebenso zu denken wie ich, und warum kann ich mich nicht entschließen, darüber ebenso zu denken wie Sie? Ohne Zweifel werden Sie mir antworten, daß Ihre Gedanken, Ihre Begriffe, Ihre Empfindungen Sie zwingen, so zu denken, wie Sie es tun. Diese Erwägung aber muß Sie innerlich überzeugen, daß es nicht in Ihrem Belieben steht, ebenso zu denken wie ich, und darum müssen Sie wohl zugeben, daß wir nicht nach unserem Belieben so oder anders denken können. Wenn wir aber nicht die Freiheit des Denkens besitzen, wie können wir dann in Freiheit handeln? Das Denken ist ja die Ursache, das Handeln ist nur die Wirkung. Kann aber aus einer nicht freien Ursache eine freie Wirkung hervorgehen? Dies wäre ein Widerspruch in sich selbst . . Hieraus folgt: die Art der Organe, die Verteilung der Nerven im Körper, eine gewisse Bewegung, das Nichtvorhandensein von Säften — dies alles bestimmt die Art unserer Leidenschaften. Der Grad ihrer Stärke bestimmt unseren Willen bei den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens. Und so gibt es leidenschaftliche Menschen, weise Menschen, verrückte Menschen. Der Verrückte ist nicht mehr oder weniger frei als die beiden anderen, denn er handelt nach denselben Grundsätzen. Die Natur ist immer gleich. Wenn wir annehmen, daß der Mensch frei sei und seinem eigenen Willen folge, so setzen wir ihn damit Gott gleich. Törichte Menschen! Ihr glaubt, die Macht zu haben, die Leidenschaften zu ersticken, die euch von Natur eingepflanzt sind? Nein, sie sind Gottes Werk! Ihr wollt diese Leidenschaft zerstören, sie in enge Grenzen bannen? Narren, ihr gebt euch also für neue Schöpfer aus, die mächtiger sein wollen als der alte? Werdet ihr denn nie einsehen, daß alles so sein muß, wie es ist, und daß alles gut ist? Daß alles von Gott ist und nicht von euch?"

Man erkennt leicht, daß, wenn die Willensfreiheit geleugnet wird, wenn die Leidenschaften von Gott in uns gelegt sind und sie deshalb nicht bekämpft zu werden brauchen, jeder Mensch nach dem Grade seines Könnens und Wollens sich geschlechtlichen Ausschweifungen überlassen darf, ja sogar muß, denn „Gott will es!!!"

Nachstehend sei die Verführungsszene zwischen dem Pater Dirrag und der Eradice gekürzt wiedergegeben. Der Pater tritt in das Bußgemach und fragt seinen Zögling:

„Ist das Stigma, das Sie auf der Brust haben, noch immer in demselben Zustand? Lassen Sie einmal sehen!"

Eradice entblößte sich sofort ihre linke Brust, unter der sich das Stigma befand.

„Oh, oh, halten Sie ein, Schwester! Bedecken Sie Ihren Busen mit diesem Taschentuch! Solche Dinge sind nicht für ein Mitglied unserer Gesellschaft gemacht. Es wird genügen, wenn ich die Wunde sehe, die der heilige Franz Ihnen aufgedrückt hat. Ah, sie ist noch da, gut! Ich bin zufrieden. Sankt Franziskus liebt Sie noch immer: die Wunde ist rosig und rein. Ich habe auch wieder das heilige Stück von seinem Strick mitgebracht, wir werden es später bei unseren Übungen nötig haben ... Wir wollen hohen Gewinn, liebe Tochter, erfüllen Sie gut Ihre Pflicht und seien Sie gewiß, dank dem Strick des heiligen Franziskus und dank Ihren frommen Betrachtungen wird diese heilige Übung mit einem Schauer unaussprechlicher Wonne für Sie enden. Auf die Knie, mein Kind! Entblößen Sie jene Teile des Fleisches, die Gottes Zorn erregen! Der Schmerz, den Sie erleiden, wird Ihren Geist in innige Verbindung mit Gott bringen. Ich wiederhole Ihnen: Vergessen Sie sich und lassen Sie alles mit sich geschehen!“

Fräulein Eradice gehorchte sofort, ohne ein Wort zu erwidern. Ein Buch vor sich hinhaltend, kniete sie vor einem Betschemel nieder. Hierauf hob sie ihre Röcke und ihr Hemd bis zum Gürtel hoch und zeigte ihre schneeweißen und vollkommen geformten Hinterbacken, die von zwei herrlich schönen Schenkeln getragen wurden.

„Heben Sie Ihr Hemd noch höher!“ sagte er zu ihr, „es sitzt nicht gut. So — jetzt ist es besser. Nun falten Sie Ihre Hände und erheben Sie Ihre Seele zu Gott! Erfüllen Sie Ihren Geist mit dem Gedanken an das ewige Glück, das Ihnen verheißen ist!“ Der Pater zog nun seinen Schemel heran und kniete ein wenig rückwärts neben ihr nieder. Unter seiner Kutte, die er hochschürzte und an seinem Gürtel befestigte, zog er ein dickes Bündel langer Ruten hervor, das er seiner Büßerin zum Kuß hinreichte.

Von einem frommen Schauder erfüllt, beobachtete ich aufmerksam diesen Vorgang. Ich fühlte eine Art von Entsetzen, das ich nicht beschreiben kann. Eradice sagte kein Wort. Der Pater betrachtete mit glühenden Blicken ihre Schenkel, die er vor sich hatte, und während er seine Blicke auf sie geheftet hatte, hörte ich ihn voll Bewunderung leise flüstern: Ach, der schöne Busen! Was für reizende Brüste!

Bald bückte er sich, bald richtete er sich wieder auf, wobei er einige Bibelworte murmelte. Nichts entging seiner geilen Neugier. Nach einigen Worten fragte er die Büßerin, ob ihre Seele in Andacht sei.

„Ja, ehrwürdiger Vater. Ich fühle, daß meine Seele sich vom Fleische loslöst, und ich flehe Sie an, das heilige Werk zu beginnen.“

„Dies genügt. Ihr Geist wird zufrieden sein.“ Er sagte noch einige Gebete her, gefolgt von einigen leichten Schlägen, die er ihr auf den Hintern versetzte. Diesen drei Schlägen folgte ein Bibelvers, den er hersagt usw.

Schließlich tritt der heilige Strick in Aktion. Man kann sich leicht vorstellen, von welcher Art dieser Strick war. —

Aus den beiden mitgeteilten Proben läßt sich leicht erkennen, daß dieses Erotikon aus der Masse der anderen gleichen Genres vorteilhaft absticht. Seltsamerweise hat es wenig deutsche Übersetzungen gefunden, und diese sind dazu noch neueren Datums. Ich nenne: „Die philosophische Therese oder Beitrage (!) zur Geschichte des Paters Dirrag und des Fräuleins Eradice. Herausgegeben und ins Deutsche übertragen von Heinrich Conrad. Mit zwölf Bildbeigaben. Privatdruck o. O. u. J. (Leipzig 1908)" sowie die 1921 erschienene Ausgabe der Eros-Gesellschaft in München.

Selbstverständlich weiß jeder Kenner der Kulturgeschichte, daß dieser Fall des Paters Girard nicht vereinzelt steht und daß die intimen Beziehungen zwischen Beichtvater und Beichtkind nicht zu den Seltenheiten gehören. Nur wirbelt heute ein derartiges Techtelmechtel nicht immer solchen Staub auf. Man vergleiche den ganz ähnlich liegenden Fall des Abbé Reginald Outhier, der sich in seiner *Dissertation théologique sur le péché du confesseur avec sa pénitente* (Gênes 1750) sehr geschickt verteidigte[34].

Die 1760 erschienenen Anklageschriften: *Les Délices du cloître ou la None (!) éclairée, avec un discours préliminaire* und *Les Lauriers ecclésiastiques, ou Campagnes de l'abbé T*... (i. e. de Terray) 1747, neue Auflage mit dem Druckort: *A Luxuriopolis, de l'imprimerie ordinaire du clergé* 1783[35] haben beide wahrscheinlich Ch. Jac. Louis Aug. Rochette de *la Morlière*, den berühmten Autor der *„Angola"*, zum Verfasser[36]. La Morlière (1719—1785) scheint ein übles Gewächs gewesen zu sein. Ursprünglich für den juristischen Beruf bestimmt, machte er sich durch schlechte Streiche unmöglich und trat in den Militärdienst. Aber selbst unter den rauhen Kriegsknechten war seines Bleibens wegen mehrerer Skandale nicht lange. Da ihn nun seine Familie verstieß und ihm jede Unterstützung entzog, warf er sich auf die Schriftstellerei und schrieb Romane im Stile von Crébillon d. J., zum Beispiel *Angola, histoire indienne. Agra* (Paris) 1746, 2 vol.[37], welches Werk einen großen Erfolg hatte und auch heute noch seinen Leserkreis findet. Dadurch mutiger geworden, ließ er im folgenden Jahre das Sotadikum *Les lauries ecclésiastiques* folgen[38]. Mißhelligkeiten mit der Polizei entzog er sich durch die Flucht, kehrte aber bald wieder und gedachte nunmehr, in Thaliens Reich Lorbeeren zu pflücken. Hier lächelte ihm indessen nicht das Glück, er wurde ausgezischt, wurde dann Claqueur, sank immer tiefer und endete im Elend[39].

In dem ersten Elaborat wendet sich der Autor in zwei Vorreden gegen den Wahn der Eltern, die noch an die Reinheit des klösterlichen Lebens glauben und

[34] Vgl. Gay, Analectes III, 20.
[35] Vgl. Drujon, Catalogue. S. 218, ders., Livres à clef, S. 150.
[36] *Revue Hebdomadaire* vom 21. September 1901; *Apollinaire, L'enfer*, Nr. 55.
[37] Drujon, Catalogue, S. 27.
[38] Barbier, *Dictionnaire des ouvrages anonymes. Paris* 1874, II, 1067.
[39] Vgl. die Bibliographie seiner Werke bei *O. Uzanne, Contes du Chevalier de La Morlière-Angola. Paris* 1879.

dann aus Berechnung die unerfahrenen Mädchen ohne Rücksicht auf deren Liebesverlangen hinter Mauern von der Welt abschließen. Der Verfasser lebt des Glaubens, das in Wirklichkeit lasterhafte Leben der Klöster nicht besser geißeln zu können, als durch nackte Darstellung des Lasters, so wie es ist. — In dem ersten Gespräch zwischen den beiden Nonnen Dorothea und Julia berichtet die letztere von der Anbahnung eines Liebesverhältnisses mit dem Klosterarzt, dessen Handgreiflichkeiten und ihre Sprödigkeit. Dorothea mahnt sie, ihren Liebhaber nicht umsonst schmachten zu lassen. Julia nimmt sich diese Lehre zu Herzen, und so sehen wir im zweiten Gespräche, wie sie nach einigem Sträuben sich dem Geliebten hingibt. Trotz der Freiheit des dargestellten Stoffes ist die Behandlung nicht zu obszön, höchstens zu lehrhaft.

Die andere Geschichte hält nicht das, was der Titel erwarten läßt. Einige Liebesabenteuer des Abbé T. werden erzählt. Dieser lernt im Hause seines Onkels, eines Bischofs, dessen „Seelenfreundin", eine Marquise, kennen, die ihm nach einigem Zögern Erhörung schenkt. Das Treiben der beiden wirkt für sie um so interessanter, da sie sogar auf dem Bette des Gehörnten in dessen nächster Nähe sich ihren Liebesfreuden hingeben. Allein das Glück der Liebenden währt nicht lange. Ein junger dienstbarer Geist hat sich dermaßen in den Abbé verliebt, daß er diesen frank und frei auf dessen Zimmer aufsucht und ihm seine Liebe erklärt. Der Beglückte hat nun seine Liebesbezeugungen zwischen zwei Frauen zu teilen, was die Marquise durch ihre Spione bald erfährt. Ihre Eifersucht bringt es zuwege, daß der junge Abbé eine ferne Abtei erhält. Das kleine Kammerkätzchen wird an einen Bourgeois verheiratet. Der Verbannte hat jedoch bald das Glück, auf einer Reise einer hübschen Präsidentin, deren Wagen einen kleinen Unfall erlitten hat, seinen Schutz angedeihen lassen zu dürfen. Er führt sie auf seinem eigenen Wagen auf ihr Schloß, wird unterwegs schon handgreiflich und erhält am nächsten Tage die letzte Gunst. Aber er gelangt bald zur Einsicht, daß er seine Geliebte mit einem kräftigen Franziskaner teilen muß. Aus Rache prügelt er mit zwei Bedienten den in flagranti Ertappten jämmerlich durch. Inzwischen ist der Vater des jungen Abbé verschieden, so daß der Sohn auf das väterliche Gut reisen muß. Nach der Beisetzung seines Vaters kommt er einem Nachbar, einem Herzog, in einer Grenzregulierungsstreitigkeit entgegen, wird von dem erfreuten Herzog seiner Gemahlin, die noch zu Bette liegt, vorgestellt und mit ihr allein gelassen. Er wohnt nun dem Lever der Gnädigen bei, geht bald zum Angriff über, wobei sie jedoch durch einen Besuch gestört werden. In dem Lustschlößchen der Herzogin gelangt er endlich ans gewünschte Ziel. Allein er hat auch hier wieder Pech und überrascht seine Dulzinea in den Armen ihres Dieners. Er sagt sich von der Ungetreuen los, geht zu seinem Onkel, wohnt dann hier der Einkleidung einer wunderhübschen Nonne bei, die von ihren Eltern, welche sie auf Kosten der älteren Schwester vernachlässigen, gezwungen wurde, den Schleier zu nehmen.

Der Abbé verliebt sich rasend in das schöne Mädchen, und das Glück räumt alle Hindernisse aus dem Wege. Da alle Verwandten des Mädchens sterben, entsagen beide dem geistlichen Stande, und der Abbé führt seine Nonne heim.

Spielte diese flott geschriebene Geschichte mehr in weltlichen Kreisen, so ist der Schauplatz des folgenden sehr bekannten, bereits am Ausgang des 17. Jahrhunderts erschienenen, im 18. Jahrhundert aber oft nachgedruckten Erotikons durchweg das Kloster. Es ist: *Venus dans le cloître ou la réligieuse en chemise. Entretiens curieux, adressés à Madame L'Abbesse de Beaulieu, par l'abbé du Prat (Barrin). A Cologne, chez Jacques Durand*[40].

Der Verfasser soll entweder ein Abbé Barrin oder Sieur de Chavigny sein[41].

In diesem Schriftchen unterhalten sich zwei Nonnen, Agnes und Angelika, in zwei Gesprächen über Liebesübungen des Klosters, wobei das freie Ausleben mit philosophischen Schlagworten entschuldigt und angeraten wird. Auch die Liebesliteratur ist den Damen des Klosters sehr wohl bekannt. Besonders wird Aloysia Sigea gerühmt und auf den Seiten 123—124 ein Verzeichnis erotischer Schriften gegeben, die heute völlig verschollen sind, durch ihren Titel aber die antiklerikale Tendenz offenbaren[42]. Der Abbé Lenglet-Dufresnoy, der den Abbé Barrin der Verfasserschaft beschuldigte und ihn für infam erklärte, trug dennoch kein Bedenken, 1739 einen Nachdruck von dem Buche zu veranstalten. Es wurde übrigens, wohl wegen des Erfolges, bald nachgeahmt: *Les Délices du cloître, ou la None (!) éclairée. Avec un discours préliminaire* MDCCLXI[43].

Im Einzelfall tendenziös gefärbt, bilden diese antiklerikalen Schriften in ihrer Gesamtheit ein getreues Spiegelbild des sittenlosen Treibens der Kirche und ihrer Diener. Ja, wir besitzen genug geschichtliche Zeugnisse, die die Wahrheit der Pamphlete bestätigen, zum Beispiel *La Chesteté du clergé dévoilée, ou Procès-Verbaux des séances du clergé chez les filles de Paris trouvés à la Bastille. A Rome, impr. de la Propagande et à Paris* 1790. Hier ist authentisches Material. Man findet da die genauen Namen, Stand und Wohnung derjenigen Geistlichen, die vor der Revolution bei Prostituierten gefaßt wurden. Die Liste ist lang, dabei muß man berücksichtigen, daß nur ein kleiner Teil dieser Ausschweifungen ruchbar wurde, da die meisten natürlich im geheimen geschahen[44].

[40] Mit dem Verlegerzeichen von Pierre Marteau, MDCLXXXIII, 12⁰ und 204 S. Die mir vorliegende Ausgabe; auch deutsch: Die Venus im Kloster / oder die biss aufs Hemd ausgezogene Nonne. Besteht in vier überaus vorwitzigen Gesprächen / welche der Abt von Mundeltzheim der Frau Äbtissin von Dittlenheim dediciret und zugeschrieben. Cölln, bey Antoni Marten 1689.

[41] Gay, 3. A., VI, 395.

[42] Vgl. Gay, Analect. II, 27.

[43] Schließlich erschienen auch ganze Sammlungen, in denen die Hauptwerke der erotischen Weltliteratur zusammengefaßt waren, zum Beispiel *Bibliothèque d'Arétin, Bibliotheque des Paillards, ou Choix de Poésies érotiques* u. a., von denen auch Duhren (Neue Forschungen über den Marquis de Sade, Berlin 1904, S. 246—247) einige anführt.

[44] Vgl. Gay, Analectes II, 39.

Zwei Werke mögen noch eingehender behandelt werden, weil sie wegen ihres widerlichen Zynismus uns erst die rechte Perspektive auf den Zustand der damaligen Gesellschaft eröffnen. Das eine ist: *La Foutromanie. Poème lubrique en 6 chants. Sardanopolis, aux dépens des amateurs, s. d.* (1775) von 79 Seiten[45]. Verfasser ist *Senac de Meilhan.* Jeder Gesang enthält 300 Verse. — An der Foutromanie erfreuen sich Götter und Menschen, erstere zur Vertreibung der Langweile, letztere brauchen sie zu ihrem Glück. Fräulein Dubois, Schauspielerin der Comédie française, kann sie nicht entbehren. Die Damen Arnould und Clairon mit ihrem Partner, dem Grafen Valbelle, sind ihr leidenschaftlich zugetan, und Madame Allard erprobt die kleinsten Finessen mit dem Duc de Mazarin. Am Schluß des ersten Gesanges marschieren die Herzoginnen und Hofdamen auf, die sich mit ihren Lakaien delektieren. — Der zweite Gesang wird eröffnet durch die Beschreibung der körperlichen Süßigkeiten einer Jungfrau, die in die Krallen eines Roués fällt. Nach einem Einschiebsel des Père Chrysostome gegen die sexuellen Ausschweifungen in den Klöstern wird breit gemalt, wie ein von Satyriasis Ergriffener in ein Kloster dringt, was dem Verfasser die beste Veranlassung bietet zu einem Angriff gegen die Laster der Tribadie und Päderastie. Zum Schluß kommt de Meilhan auf die Syphilis zu sprechen, welchem Thema fast der ganze dritte Gesang gewidmet ist. Der Autor kann sich nicht genug tun im Preise der vervollkommneten Mittel zur Heilung dieses Leidens. Beispiele von luetischen Liebeshelden werden angeführt und besonders die an Lues leidenden Prälaten gefeiert. Der Gesang klingt aus in ein Lob Aretinos, des Erfinders der „plastischen Stellungen". Der vierte Gesang hebt die hohen Vorzüge des Bordells hervor. Der Autor stimmt ein Loblied an auf die größten Kupplerinnen, wie die Paris, Gourdan, Montigny, d'Hericourt, Carlier, und läßt uns dann wollüstige Orgien an diesen Sumpfstellen miterleben. Den Schluß bildet ein Lob der deutschen Frauen und eine Verwünschung Italiens, wo der Verfasser Geld und Gesundheit zugesetzt hat. Der fünfte Gesang sucht den Syphilophoben ihre Furcht zu nehmen, da ja nicht alle Frauen mit diesem abscheulichen Leiden behaftet sind. Montesquieu, Rousseau, Marmontel haben gewagt und sind ohne Gefahr davongekommen. Schließlich sollten die Ängstlichen auch durch das Beispiel Maria-Theresias, Katharinas II., des Königs von Polen und der verstorbenen Königin von Dänemark angefeuert werden. — Im letzten Gesang wird dem Arzt Agyroni, der den Verfasser wohl von seinem Leiden geheilt hat, ein Loblied gesungen. Nach Auskramung einer Anzahl medizinischer Kenntnisse über die Syphilis gipfelt der Gesang in einem abermaligen Lobe der Foutromanie als der Säule des Weltalls[46]. Die Foutromanie diente wohl zum Vorbild für: „*La Masturbomanie, ou Jouis-*

[45] Apollinaire, L'enfer, Nr 544, führt eine Ausgabe von 72 Seiten an, die er für die Erstausgabe hält, aber wohl irrtümlich, vgl. Drujon, Catalogue, S. 168.

[46] Vgl. *L'Observateur anglais, Londres* 1778, Bd. 4, Brief III vom 21. Juli 1776, Sp. 40—47.

sance solitaire. Branlefort, chez Poignet, rue du Bras (122 Seiten). In der Vorrede sagt der Verfasser: „Ich besinge des unvergleichliche Vergnügen Onans, das unabhängige und am meisten eines Philosophen würdige Vergnügen eines Mannes.“

Das andere Werk, das als würdiges Gegenstück zur Foutromanie gelten kann, ist „*Parapilla, ou le vit defié. Poème en 5 chants, mis au jour par le Chapitre général de quelques moines paillardes, à l'instance de plusieurs réligieuses échauffées. Aux dépens de toutes les Communautés* 1000—700—79 in 8°, 48 Seiten[47]. Ch. Bordes soll der Verfasser gewesen sein. Das Gedicht ist eine freie Nachahmung von „*La Novelle dell'Angelo Gabriello*“ des Antonio Vignale, das sich in „*Il libro del perché*“, einer der ersten Sammlungen (1757), findet. Die „*Correspondance entre Milord All'Eye et Mylord All'Ear*“ schreiben über den Inhalt: *Un bel inconnu demande ce qu'il plante à un ermite, qui cultive son jardin. ‚Cazzo, cazzo‘, repond celui-ci, d'un ton bourru. — ‚Vous en plantez, eh bien, il en viendra,‘ repliqua le questionneur.*“ Diese Prophezeiung ging buchstäblich in Erfüllung, und die Geschichte dieses wunderbaren Instruments, das die Wonne aller Damen bildet, wird in dem Buche erzählt. Rodric erhält es vom Himmel, und von ihm gelangt es an die berühmte Donna Capponi, in ein Nonnenkloster und zuletzt in die Hände der Lukrezia Borgia. Dabei bietet sich dem Verfasser eine gute Gelegenheit zur Schilderung der Ausschweifungen unter Papst Alexander VI. Den Schluß bildet ein Gespräch zwischen ihm und seiner Tochter[48]. 1773 war „Parapilla“ bereits dem Publikum bzw. einigen Eingeweihten bekannt, denn in dem Briefe vom 7. April 1773 an Bordes nennt es Voltaire „eins der schönsten Bücher dieser Gattung, die wir haben“. Aber erst 1776 wurde es veröffentlicht. Bachaumont erwähnt die Publikation[49] und kritisiert es sehr glänzend. „Ganz besonders hervorzuheben ist, daß kein obszönes Wort sich in dem Werke findet, trotzdem es sich um den denkbar obszönsten Stoff handelt. Die Fabel, von Anfang bis zum Schluß, malt sehr freie Bilder, doch immer in Verhüllung und den anständigsten Ausdrücken. Keine fröhlichere und leichter beschwingte Schrift als dieses kleine Epos von Tollheit und auserlesenem Geschmack[50].“

Der Leserkreis, für den die obenerwähnten Werke bestimmt sind, gehört naturgemäß nicht den Kreisen jener normalen, naiven Menschen an, die an badenden Nymphen und einem verliebten Schäfer Gefallen finden. Man bedarf des Zynischen, des Unnatürlichen, wenn die abgestumpften Sinne überhaupt noch reagieren sollen.

---

[47] Weller und Hayn kennen Ausgaben von 1771 und 1776. Monac. Nr. 439 und 440.
[48] *Apollinaire, L'enfer*, Nr. 64.
[49] *Mémoires secrets*, Bd. IX, 160 vom Juli 1776.
[50] Vgl. *Quérard, Supercheries* I, 560—563. Eine Neubearbeitung erschien deutsch unter dem Titel: „Der König der Erde. Roman von Antonio d'Acerra. Übertragen und herausgegeben von Ernst Erich Holleder. Rom 1908.“

4. KAPITEL
Erotische Gedichtsammlungen

Durch die Untergrabung alles sittlichen und religiösen Empfindens wurde auch das letzte Fünkchen von Scham und guter Sitte ausgelöscht. Man nahm schließlich an der stärksten Art von Bordellpoesie, für die sich massenhaft Fabrikanten fanden, kaum noch Anstoß. Bachaumont zum Beispiel berichtet, daß es üblich war, den *filles d'Opéra* Couplets darzubringen, in denen ihre Talente, besonders in der Liebe, und ihre Galanterien eingehend geschildert wurden[1]. Diese Couplets wurden gesammelt und in Form von Almanachen herausgegeben: *Etrennes aux paillardes, étrennes gaillardes, étrennes gayardes, étrennes aux fouteurs* etc. Und nur einmal wurden wegen der allzu derben Schmähungen die „*Tablettes des paillards*" von 1763 auf Beschwerde der Angegriffenen eingezogen, welche Maßregel jedoch nur vorübergehend Erfolg hatte[2].

Selbstredend verging auch kein galantes Souper, ohne daß erotische Liedchen das Mahl gewürzt hätten. Oft wurden hier die Chansons geboren und entweder einzeln oder gesammelt in Almanachen in die Welt hinausgesandt[3]. Das waren kleine, kokett ausgestattete Bändchen in 32⁰ mit Goldschnitt, einem kleinen Bleistift und leeren Blättern zu Notizen am Schluß. Meist deuten die Sammlungen bereits durch den auffallenden Titel auf den Inhalt hin, zum Beispiel *Le Parnasse libertin ou Recueil de poésies. Paillardisopolis, chez le Dru, l'an des plaisirs.* Paris 1772[4]. Diese Almanache kamen 1730 ungefähr in Mode. Nur einige derselben seien genannt. Da gab es: *Almanach anacréontique, ou les ruses de l'amour, A. chantant des plus belles filles de Paris qui cherchent se marier ou les plaisirs de l'amour honnête à l'usage des jeunes filles et garçons, A. des cocus, A. des Folies de l'amour ou le tribut de l'amitié au beau sexe, A. des Graces, A. du diable* etc.[5]. Die meisten dieser Sammlungen jedoch bedürfen dieser Kennworte nicht. Der Titel ist dann viel zugkräftiger gewählt. Gegen solche Titel wie: *Les Délices du Palais-Royal, Cupidon logicien ou les pédagogues à Cythère, Les filles de l'amour ou les pièges tendus à Cythère: Les nœuds de l'hymen, serrés par la tendresse etc.* kommt ein bescheidenes Büchlein, das sich einfach als *Almanach galant* bezeichnet, nicht auf[6]. Ein kleiner „*Almanach du Trou-Madame*",

---

[1] *Mémoires secrets* vom 18. Januar 1763.

[2] *Anecdotes piquantes de Bachaumont, Mairobert etc. pour servir à l'histoire de la société française à la fin du règne de Louis XV.* 1762—1774, éd. J. Gay, Bruxelles 1881, S. 128.

[3] Vgl. Gay, 3. A., II, 104.

[4] Vgl. Monselet, *Les galanteries au XVIIIe siècle*, S. 155—157.

[5] Vgl. Cohen, *Guide*, 6. A., 1912, S. 9—75, und *Mémoires secrets* vom 20. September und 6. Oktober 1762.

[6] Eine weitere Liste solcher Almanache zitieren auch Monselet, *Les galanteries du 18e siècle*. Paris 1862, S. 155—157, Grand Carteret, *Les almanachs français*. Paris 1896, und Gay, Analectes II, 4—5.

der ziemlich harmlos war, gab dann zu den gewagtesten Ausführungen Anlaß, die, um 1760 sehr beliebt, unter dem Titel *Trou-Trou* gingen [7].

Priap führte in der Poesie das Zepter. Ob Höfling oder Ämtchenverweser, ob Dichter oder Dichterling, jeder fühlte sich in gleicher Weise verpflichtet, dem Wahrzeichen des grotesken Gartengottes seine schuldige Reverenz zu erweisen. Es gehörte anscheinend zum guten Ton, den einfachen Hergang bei der Paarung durch glatte Versifizierung als etwas Besonderes, gewissermaßen als eine Neuentdeckung des Jahrhunderts hinzustellen, und wenn der gallische Witz diese Elaborate nicht verklären würde, so könnte man diese Ausgeburten einer oft sich schamlos prostituierenden Phantasie als ganz gewöhnliche Bordellpoesie abtun, aber gerade dieser, trotz allem geistvolle Witz, das unbefangene Gelächter, das uns aus solchen Produkten einer überlegenen Verskunst entgegenschallt, versöhnt einigermaßen mit der Gewagtheit und Obszönität des Stoffes. Kein Dichter von Namen dieser Zeit verschmäht es, an dem Opferaltar der physischen Venus poetische Opfergaben niederzulegen, und *Œuvres badines* hat sich fast jeder der zu Namen gelangten Poeten geleistet.

Eine sehr seltene Sammlung solcher erotischen Liedchen und Verserzählungen ist *Recueil de pièces choisies par les soins du cosmopolite. A Anconne, chez Ulrich Bandant, à l'enseigne de la liberté.* 1735. Es ist dies die erste im Druck erschienene Sammlung galanter Geschichten im 18. Jahrhundert, und das einzige seiner Bücher, das Jean Baptiste *Grécourt* (1683—1743), der gar keinen schriftstellerischen Ehrgeiz besaß, zu seinen Lebzeiten veröffentlichte. Von bereits früher gedruckten Schriften sind darin enthalten Epigramme aus dem *Cabinet* und *Parnasse satyrique*, Verse von Regnier, Motin, des *Capitulo del Forno* des Monsignore della Casa und die *Sonetti lussoriosi* usw. Das eine oder andere findet man in späteren Ausgaben von Vergier, Grécourt, Piron u. a. wieder. Zusammengestellt haben die Sammlung Grécourt, die Prinzessin Conti und der Pater Vinet auf dem Schlosse Verez des Herzogs von Aiguillon, der auch die wenigen Exemplare druckte [8]. Von Grécourts Produkten wäre sonst vielleicht nichts erhalten, wenn nicht sein Freund de Lasseré kurz vor Grécourts Tode Abschriften genommen hätte. Grécourt ist so recht der Prototyp des galanten Abbés. Schon mit 13 Jahren wurde er Geistlicher. Er verlor aber bald seine Pfründe, denn seine Predigten, in denen er das Laster in den natürlichsten Farben malte, und sein Hang zur Satire, dem er unbedenklich nachgab, das alles erregte mehr Ärgernis, als daß es Erbauung erweckte. Er lebte nun in freundschaftlichem Verkehr mit dem Marschall d'Estrées und dem Herzog von Aiguillon, die er durch seine gepfefferten Schwänke aufs lustigste unterhielt. Die erste Ausgabe seiner Werke

[7] Vgl. auch Ad. v. Bever, *Le livre des Rondeaux galants et satyriques du XVIIe siècle. Publiés avec un avant-propos et des Notes. Paris, Sansot et Co.* 1906.

[8] Vgl. auch die „Opale", hrsg. von Franz Blei, 2. Halbband, S. 85—86, und Gay, III, 485 bis 486.

erschien zweibändig 1747, die *Œuvres badines* zu Paris 1832, 1841 und 1881[9]. Auch Philotanus, *Poème par L'Abbé .....* Paris 1720, eine äußerst obszöne Satire gegen die Jesuiten, soll von ihm stammen[10].

Es war ein dankbares und gewinnbringendes Geschäft, derartige Sammlungen zusammenzustellen. In solchen *Œuvres badines* taten sich außer dem schon Genannten besonders hervor: Graf *Caylus*, der bekannte Altertumsforscher, *Robbé de Beauveset, Parny, Lemercier* und andere[11]. Dem Namen nach zu den Almanachen gehörig, in Wirklichkeit aber von diesen sehr unterschieden ist *Almanach des honnêtes femmes pour l'année 1790, de l'imprimerie de la Société Joyeuse (von Sylvain Maréchal).* In diesem nur 32 Seiten starken Werkchen werden 100 Frauen mit einer seltenen Schamlosigkeit durchgehechelt. Es ist trotz seiner Erotik so witzig, daß es sich verlohnt, etwas ausführlicher darauf einzugehen. Die „Lustige Gesellschaft", wie dieser Orden, der tatsächlich existiert hat, heißt, ist aufgebracht darüber, daß eine Reihe von Almanachen jährlich erscheint, von denen aber kein einziges sich in gebührender Weise mit dem schönen Geschlecht allein beschäftigt. Diesem Mangel soll nun abgeholfen werden. Die Heiligen, mit denen heutzutage doch niemand mehr etwas anzufangen weiß, sollen entthront werden und an ihre Stelle die Namen bekannter Liebesheroinnen treten. Der Januar also ist von nun an der Monat der Fricatrices. „Nicht alle Damen eignen sich zu dieser Übung. Es bedarf dazu einer feinen, weißen Hand und langer, schmaler Finger." Das Fest der Beschneidung am 1. Januar ist zum „Fest der Vorhaut" geworden. Viele Völker haben den Brauch, von dem Gliede etwas abzutrennen, bei dem die holde Weiblichkeit nie zuviel findet. Der Februar ist den Trictatrices geweiht. Der 2. Februar, Mariä Reinigung, soll von jetzt ab „Fest des Bidets" heißen. Die Reinlichkeit war bei den alten Juden und Römern Gesetz. Warum soll man diesem lobenswerten Brauch nicht durch Erkürung des Bidets folgen? März ist der Monat der Fellatrices. „Von allen Arten der Wollust ist diese am erstrebenswertesten. Sie besteht darin, *à sucer le gland de son amant.* Wenige Frauen sind imstande, sich zu diesem Liebesbeweise aufzuschwingen. Man kann auf die Liebe seiner Erwählten bauen, falls sie dazu sich entschließt!" Der 25. März, Mariä Verkündigung, ist von nun an das „Fest der Kuppler". „Diese Änderung tut unserer ehrwürdigen Religion keinen Abbruch; die ganze Welt weiß ja, daß der heilige Gabriel Liebesbote des heiligen Geistes war." Der Almanach nennt vier Mondänen, die dieser Liebhaberei der fellatio sich hingeben. Der April ist für die Lesbierinnen reserviert. „In Lesbos galten die Mädchen für tugendhaft, da sie nie Kinder gebaren. Ihr Geheimnis war, *elles se faisaient gamahucher par des garçons encore imberbes.*" Der Mai ist der Monat der Korinthierinnen. „Diese liebenswürdigen Frauen vermehrten

[9] Vgl. Hayn, II, 665—669.
[10] *Quérard, Les supercheries littéraires devoilées. Paris* 1869, I, Sp. 154.
[11] Vgl. Gay, 3. A., I, 63, und IV, 260.

das Vergnügen des von ihnen geliebten Mannes. Von welcher Seite er sie auch angriff, er fand immer neue Sensationen. Ein elfenbeinernes Hinterteil wiegt wohl einen Lilienbauch auf." Der Juni gehört den Samierinnen, die wegen ihrer Ausschweifungen berühmt waren, der Juli den Phönizierinnen, die das gamahucher mit Raffinement handhabten. August ist der Monat der Syphiassinnen (nach einer der Zykladeninseln), die sehr faule Männer hatten. Um sie zu reizen, führten sie ihnen den Zeigefinger in den Anus, was heute diligence oder Postillon heißt. Der September ist den Phizidisseuses reserviert. „Diese behaupten, daß das männliche Geschlecht nicht allein geschaffen ist, Vergnügen zu bereiten. Sie zittern bei der Annäherung eines kräftigen Mannes und ziehen ihm die delikate Zunge eines Schoßhündchens vor." Der Oktober gehört den Chalcidierinnen, die sich junger unschuldiger Kinder bedienten. Der November ist der Tribaden-Monat, der Dezember gehört den Hircinnes (von hircus), die sich als voyeuses betätigten. Der 8. Dezember ist das Fest der verlorenen Jungfernschaft, der 25. das Fest der Hahnreie, nach dem heiligen Josef. Das Büchlein schließt mit der Aufforderung an die Leser, Vorschläge zur Verbesserung und Ergänzung des Kalenders zu machen[12].

Berüchtigt ist Pirons sechzehnstrophige „Ode an Priap" wegen ihrer Schamlosigkeit und Gotteslästerung. Sie kehrt in allen Anthologien dieser Zeit, die etwas auf sich halten, wieder[13]. Alexis *Piron* (1689—1773) machte sich bereits in jungen Jahren durch diese Ode bekannt, ohne daß er jedoch festen Fuß zu fassen vermochte. Die tragische Muse, der er zu opfern gedachte, wies ihn ab, und Piron fand bald das Feld, auf dem ihm Lorbeeren sprießen sollten: das der leichten Muse. Seine flüchtigen Gedichtchen, gereimten Briefe, Erzählungen, Epigramme usw. erwarben ihm durch ihren kaustischen Witz, ihren Geist, ihre Geschicklichkeit, die Schwächen der Menschen herauszufinden, und vor allem durch die erotische Note viele Freunde und Bewunderer. Piron, der nichts war, „nicht einmal Akademiker", letzteres nicht durch die Schuld der Akademie, die den Mann, der „Geist für vier" hatte, für würdig erachtete, in ihrer Mitte zu weilen, sondern durch Ludwigs XIV. Mißgunst. Fontenelle gab dabei eine Probe seiner gutmütigen Vorurteilslosigkeit. Er sagte: „Wenn Piron die berühmte Ode gemacht hat, muß man ihm zürnen, ihn aber zulassen. Hat er sie nicht gemacht, so schließen wir unsere Tür vor ihm!" Und der Präsident Bouhier sagte zum Verfasser: „Wenn man Ihnen vorwirft, dieses Stück verfaßt zu haben, so sagen Sie ruhig: Ich wäre der Verfasser!" Diese Ode hinderte ihn sein ganzes Leben lang am Vorwärtskommen, denn seine Feinde nützten seine Autorschaft weidlich aus. Piron verleugnete sie vergeblich, indem er auf seine untadeligen Sitten, sein makelloses Leben verwies. Umsonst, er sah sich in den Augen der selbstgefällig Gerechten

[12] Vgl. Apollinaire, L'enfer, Nr. 588; Gay, 3. A., I, 69.
[13] Drujon, Catalogue, S. 80, 84, 285.

gerichtet, was der lose Spötter allerdings zu tragen verstand. Er war ein boshafter Satiriker, der sich selbst mit seinem Spott nicht verschonte. Charakteristisch ist folgende Anekdote: Eines Tages ging Piron, blind geworden in seinem Alter, mit seinem Nichtchen spazieren. Die Leute lachten, und als Grund gewahrte das Mädchen eine gewisse Unregelmäßigkeit in Pirons Anzug. „Oheim," raunte sie ihm zu, „jedermann gafft uns an ... so bedecket doch euer ... so bedecket doch euer ... eure Geschichte!" — „O liebes Kind!" sprach da der Dichter, „diese Geschichte ist längst zur Fabel geworden!" Seine Charakteristik ist kurz und treffend. „Die Boshaftigkeit eines Affen und die Einfalt eines Kindes, ein witzsprühender Geist und ein goldenes Herz: das ist Piron!"[14] Seine gesammelten Werke begannen bereits 1758 zu erscheinen, aber erst 1775 übernahm der Herausgeber auch einen Teil seiner erotischen Gedichte in seine Sammlung: *Œuvres érotiques complètes d'Alexandre Piron, publiées par M. Rigoley de Juvigey*[15]. Der Titel „*Œuvres badines*" kommt zuerst 1796 vor[16].

Auch *Boileau* mußte es sich gefallen lassen, daß seine *L'art poétique* travestiert wurde. Das Werk heißt (nach einem mir vorliegenden Nachdruck „*L'art priapique, parodie des deux premiers chants de l'art poétique par un octogénaire. Namur, à l'enseigne de Boileau dindonné.* MDCCCLXIV, *Bruxelles* (Poulet-Malassis). Rops zeichnete ein entzückendes Frontispiz dazu. Ebenso ist die *L'art de se reproduire* von Chevalier *du Coudray* eine Parodie auf Boileaus *L'art poétique*[17].

Selbst der feinsinnige Memoiren- und Briefschreiber Fürst Karl von *Ligne* folgte dem Zuge der Zeit und verfaßte sehr erotische Gedichte, die im dritten Band *von Recueil de poésies légères, par C. J. prince de Ligne* 1782 in 18° zu finden sind. Der erlauchte Verfasser ließ sie in der Privatdruckerei des fürstlichen Schlosses zu Belœil drucken. Im *Bulletin du bibliophile belge* t. I, p. 121[18] heißt es: „Der Band hat keinen Titel, er beginnt mit einer Ode auf Onan und die Übung, der er seinen Namen vererbt hat." Eine Randbemerkung des Autors besagt: „Ich war sehr jung, als ich diese Ode verfaßte. Ich erinnere mich nicht mehr, weshalb mich damals die Frauen degoutierten. Vielleicht weil sie mich entweder zu schlecht oder zu gut behandelt hatten." Nach der Ode auf Onan folgt der „*Supplément à l'Apprius, à l'usage desquels on trouvera à chaque page des traits de politique et de morale sans oublier ceux d'histoire.*" Und jetzt erst kommt das Vorwort[19].

---

[14] Lement, I, 209.

[15] 8°, 148 S. mit 54 freien Bildern. Neufchatel 1775.

[16] Stern-Szana, S. 147; zur Bibliographie vgl. Gay, III. 452—453 und 512—513.

[17] Apollinaire, L'enfer, Nr. 544, S. 257, und Drujon, Catalogue, S. 35.

[18] Zitiert nach Stern-Szana, S. 19

[19] Vgl. Gay, III, 967—968.

5. KAPITEL
Die Herrschaft der Dirne

Aus vorstehendem ersieht man bereits, daß im Vordergrund des Interesses jetzt die Dirne stand, die mit der berühmten Erzählung des Abbé *Prévost*, *Manon Lescaut*[1] ihren Einzug in die Literatur gehalten hat und deren Verführungskünste die lüsternen Unterhaltungen der Salons und die schlüpfrigen Madrigale der Dichter mehr beschäftigten als das wichtigste Staatsereignis. „Manon Lescaut" ist die Geschichte zweier Liebenden, die unwiderstehlich aneinandergekettet sind. Des Grieux ist aus vornehmem Hause, Manon Lescaut eine leichtsinnige Grisette. Trotz Not und Gefängnis läßt der Liebende nicht von der Geliebten, er folgt ihr zuletzt in die Verbannung nach Amerika, wo Manon ihren Tod findet. In Leichtsinn, Verbrechen und Laster finden sie sich zusammen. Genußsucht treibt sie zu ihren Verfehlungen. Manon verkauft sich zu diesem Zwecke an reiche Lüstlinge, ihr Geliebter wird ein Falschspieler, was er damit zu entschuldigen sucht, daß die meisten seiner Standesgenossen sich dieselben Schuftereien zuschulden kommen lassen. Eben diese Verteidigung wirft auf die damaligen Ehrbegriffe ein recht sonderbares Licht. — Trotz vieler Schattenseiten hat der Roman seine unbestreitbaren Vorzüge, die ihm seine Wirkung auf Mit- und Nachwelt sichern. Die Natürlichkeit, Wärme und gewinnende Treuherzigkeit der Erzählung ist tief ergreifend. Aus jeder Zeile spürt man, daß ein schmerzliches Erlebnis der Erzählung zugrunde liegt.

So anziehend der Roman aber auch ist, so hat er doch das Bedenkliche, daß recht eigentlich seit dieser Zeit die Wertschätzung der Dirne datiert, die immer mehr Boden gewann, bis sie in der Revolution die Göttin der Vernunft verkörperte. Jetzt geben die Fräuleins von Palais-Royal den Ton an[2]. Die Aufmerksamkeit aller ist auf sie gelenkt. Es wimmelt nun unter Parodierung des politischen Lebens von „Adressen", „Bittschriften" *(Requêtes)*, „Aufrufen" *(Appels)*, Katechismen usw. Eine Sammlung dieser Art sei erwähnt: „*Catéchisme libertin à l'usage des filles de joie et des jeunes demoiselles qui se décident à embrasser cette profession par mademoiselle Théroigne.*" Es sind amüsante und sehr freie Predigten, Gebete und Litaneien. Die „*Litanie des filles*" mag als Kostprobe gegeben sein:

Sainte Magdalène, patronne des garçons,
soyez-nous propice,
Sainte Messaline, l'exemple des fouteuses,
protégez-nous!

[1] Zuerst erschienen in den *Mémoires et avantures d'un homme de qualité qui s'est restiré du monde. Tome septieme. A Amsterdam. Aux dépens de la Compagnie MDCCXXXI*; gesondert unter dem Titel: *Les Aventures du Chevalier des Grieux et de Manon Lescaut. Par Monsieur D***. A Amsterdam. Aux dépens de la Compagnie* MDCCCXXXIII.

[2] Vgl. Hayn, Mon. Nr. 441—445.

Sainte Julie, miroir des putains de Rome,
donnez-nous votre chaleur.
Sainte Manon, modèle des impudiques,
inspirez-nous votre lubricité!
Sainte Duthe, la volupté même,
ne nous-abondonnez pas,
Sainte Lot et ses dignes filles,
souvenez-vous de nous!
Tous les saints maqueraux et bardaches,
préservez-nous de votre colère,
Tous les sodomistes et gamahucheurs,
intercedez pour nous,
Divin Gerard et vous, illustre Cadière,
mortifiez notre chair.
De toute puce verolée garantissez-nous,
De fouteurs impuissants garantissez-nous,
Saint Priape qui nous avez si bien instruit,
nous vous prions.

Politische Schlagworte werden in Obszönitäten umgeprägt, zum Beispiel *La Constitution des Amours* (1792), *Les Etats Généraux de Cythère* (1789), *Décrets de Sens sanctionnés par la Volupté* (1793), *Arrêt des Demoiselles du Palais-Royal confédérés pour le bien de la chose publique* usw. Die folgende Sammlung enthält eine Liste der bekanntesten Päderasten und Tribaden der damaligen Zeit: *Les enfants de Sodome à l'Assemblée Nationale* etc. *A Paris et se trouve chez le Marquis de Villette. Grand-Communiqueur de l'Ordre* 1790[3]. Aber man ist auch sonst nicht wählerisch und hängt den Mädchen, die man doch nicht entbehren kann, gern etwas an. Titel solcher Werke sind: *Tarif des filles du Palais-Royal. — Liste complète des plus belles femmes publiques. — Les Demoiselles Chit-Chit du Palais-Royal* etc. — Charakteristisch ist hierbei die Wiederholung von bestimmten Bezeichnungen in den Titeln: *Délassements* (Erholungen), *Délices* (Ergötzungen), *Fredaines* (Liebesstreiche), *Amours* (Liebschaften), *Confessions* (Bekenntnisse) kehren immer wieder, allein gebraucht oder in Verbindung mit bekannten Namen.

[3] Apollinaire, Nr. 638.

6. KAPITEL
Theater[1]

Wir erwähnten schon bei den Römern und Griechen, daß den besten Spiegel der Zeitsitten das Theater bildet. Die Moral des täglichen Lebens ist das Urbild des Abklatsches auf der Bühne. Mehr als frei war das Leben, also wimmelten auch die Bretter, die die Welt bedeuten, von Frivolitäten und Obszönitäten aller Art[2]. In 23 Theatern wurde der so hoch als möglich geschürzten Muse geopfert, und die pornologischen Klubs traten immer mehr aus ihrer Verborgenheit heraus. Pamphlete, Komödien, Vaudevilles, ja Parodien auf Opern und Musikstücke müssen noch nachträglich mit einer erotischen Note versehen werden. Ein Zeitgenosse meint, die Romane des jüngeren Crébillon seien züchtig im Vergleich mit diesen kleinen Stücken, denen die Verlachung der Tugend an der Stirn geschrieben stehe[3]. Aber so weit man sich auch gehen ließ, so hielten manche Poeten und Mimen doch noch zurück, das letzte zu wagen und zu sagen. Einem kleinen intimen Zirkel dagegen durfte man auch von der äußersten Perversität nichts schenken. Und so richtete man sich eben sein Privattheater ein. Hier waren der Unsittlichkeit keine Schranken gesetzt. Man konnte von einem lästigen Zwange, der doch an sich leicht genug war, aufatmen und freier Sprache und Darstellung die Zügel schießen lassen. Hinter den vergitterten Logen dieser kleinen, geheimen Theater lauschten die Edelfrauen der feinsten Stände den erotischen Spielen, welche Priapismus und Philosophie in seltsamer Vermischung zeigen. Die berühmte Tänzerin Guimard besaß ein solches Theater in ihrem Landhaus zu Pantin, für das Collé die Stücke lieferte[4]. Man muß sich jedoch vor dem Irrtum hüten, nun

---

[1] Vgl. *A. Julien, La comédie et la galanterie au XVIIIe siècle. Paris* 1879. — Ders. *L'opéra secret, au XVIIIe siècle. Paris Rouveyre* 1880; *H. Bonhomme, La société galante et litt. au 18e siècle. Paris 1880; Capon et Yve-Plessis, Paris galant au 18e siècle. Paris* 1906; *G. de Gonet, Tableau de la littérature frivole en France* etc. *Paris* 1882.

[2] Vgl. zum Beispiel *Mémoires secrets* vom 9. August 1762.

[3] Paris, ein Gemälde von Mercier, verdeutscht von Bern. Georg Walch, Leipzig 1784, 6. Teil, S. 118.

[4] Vgl. *Mémoires secrets* vom 1. März 1762, 4. März 1762, 2. Mai 1762 und 24. Januar 1768; Collé (1709—1783) war Vorleser des Herzogs von Orléans mit einem Gehalt von 2000 Livres. Seine Gedichte sind gesammelt in *Recueil de chansons qui n'ont pu être imprimées et que mon censeur n'a point du me passer. Constantinople* 1784 (Amsterdam: vgl. Drujon S. 84). Vgl. ferner Edmond de Goncourt, *La Guimard, Paris* 1893; *Les actrices du dix-huitième siècle,* in welchem Werk derselbe Verfasser das Leben der Clairon, der Tänzerin Guimard, der Sängerinnen Sophie Arnould und St. Huberty beschreibt: *Histoire de la vie et des mœurs de Mlle. Cornel* (Anagramm für Cleron) *dite Frétillon.* Paris 1793, welches einen abgewiesenen Liebhaber, den Schauspieler Gerard de la Bataille, zum Verfasser haben soll; — G. Capon et R. Yve-Plessis, *Les théâtres clandestines,* Paris, Plessis, 1905. — die berühmteste Sammlung dieser Art ist: *Théâtre Gaillard,* Glascow (Paris) 1776 in 2 Bde. von 167 und 155 Seiten. Band 1 enthält folgende Stücke: *Le Luxurieux,* in Versen, von Legrand; *Le Tempérament,* in Versen: *Le Bordel ou le J . . . F . . .* vom Grafen Caylus; *L'Apparcilleuse* in Prosa. Im zweiten Band sind enthalten: *La Comtesse d'Olonne* von Bussy-Rabutin; *Vasta, reine de Bordélie,* Tragödie in fünf Akten; *La nouvelle Messaline* von Piron; *Alphons impuissant; Les plaisirs du cloitre; Les deux-biscuits et l'Intrigue au bordel.* Alle Komödien sind von der äußersten Obszönität, vgl. Gay, III, 1205.

anzunehmen, daß diese geheimen Theater eine ureigene Schöpfung des Rokoko wären. Sie bestanden wohl zu allen Zeiten, solange gemimt wurde und solange das *Odi profanum vulgus* zu Recht besteht. Der reiche Theaterliebhaber schuf sich seine eigene Bühne, auf der er spielen läßt, wonach sein Geschmack begehrt. Diese Tatsache kann nicht befremden, ebensowenig wie die, daß sich für materielle Vorteile stets Dichter finden werden, die den Pegasus in die Kotschwemme reiten. Die altfranzösischen Farcendichter kann man hierher zählen, und Bussy-Rabutins *Comtesse d'Olonne* ist ebenso charakteristisch für sein Zeitalter wie das *Théâtre de la rue de la santé* im 19. Jahrhundert. Aber unzweifelhaft kann das Rokoko den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch nehmen, am reichsten an solchen Theatern gewesen zu sein.

Das Treiben in den Nonnenklöstern wurde Gegenstand der Verspottung in Theaterstücken wie Lanjons „Kloster", „Päpstin Johanna", „Der Dragoner und die Benediktinerinnen"[5]. Collé ließ zum Beispiel vor vier Bischöfen die Farce „*Accidents ou les Abbés*" (Amsterdam 1786) aufführen, die nach seinem eigenen Geständnis so obszön war, daß er sie nicht drucken zu lassen wagte[6]. Die Zahl der revolutionären Komödien, die sich gegen Kirche, Staat und Königtum richteten, war sehr groß[7]. „Noch im April 1791 existierte im Palais-Royal ein öffentliches Theater, wo ein sogenannter Wilder und ein Weib vor den Augen eines zahlreichen Publikums beiderlei Geschlechts das Werk der Begattung vollzogen... Der Friedensrichter ließ endlich die beiden Akteurs vorfordern, und da fand es sich, daß der Wilde ein Kerl aus der Vorstadt St. Anthoine und die Wilde eine gemeine Hure war, die sich sehr ansehnliche Summen Geldes von den neugierigen Zuschauern auf diese Weise verdient hatten[8]." Auf was es allein den Spektateurs ankam, beweist die Bitte, die der Verfasser von dem Theaterstück „*Les petites maisons*" einem der Darsteller in den Mund legt: „Vergessen Sie ja nicht, Darstellungen solcher Szenen zu senden, bei denen Sie auf Ihrem vornehmen Landsitz zu Ch. aktiv mitwirken. Wenn es mir schon nicht vergönnt ist, zu den Mitwirkenden zu gehören, so lassen Sie mich doch wenigstens Zuschauer sein." Auch La Mettrie sagt in seiner „*L'Art de jouir*": „Der Anblick fremden Genusses ist uns Genuß."

Um sich einigermaßen über die Orgien der besseren Gesellschaft zu orientieren, lese man: *Confessions générales des Princes du sang, auteurs de la Cabale aristocratique*[9]. Man muß das lesen, weil man sonst keine richtige Vorstellung von den

[5] F. Lotheisen, Zur Sittengeschichte Frankreichs, Leipzig 1885, S. 135.

[6] C. Lenient, *La comédie en France au XVIIIe siècle*, I, S. 158; Gay, I, 13.

[7] Vgl. die Aufzählung der wichtigsten bei E. Dühren, Der Marquis de Sade und seine Zeit, Berlin 1900, S. 113

[8] Dühren, a. a. O., S. 114.

[9] *Item, de deux Catins distinguées qui ont le plus contribué à cette infernale conspiration: Plus un acte de repentir de Monseigneur de Juigne Archevêque de Paris. Copie littéralement sur les manuscrits originaux de ces destructeurs de la Liberté et donnés au Public par un homme qui s'en rit. A Aristocratie. Chez Main-Morte, Imprimeur des Commandements secrets de S. A. R. Mgr. le Comte d'Artois.*

unzüchtigen royalistischen Tragödien hat, die in vielen Exemplaren existieren. Oder man muß „*La France foutue*“[10] durchblättern. Das sind die unerläßlichen Dokumente zur Geschichte des erotischen Elements in der politischen Karikatur. Auf dem Titelblatt dieser Schrift sieht man Ludwig XVI. im Beichtstuhl sitzen, wie er der Reihe nach die Beichte abnimmt. Auf der einen Seite kniet ein hoher Herr des Hofes, auf der anderen Seite irgendein prinzliches Dirnchen. Der Inhalt dieses Elaborats sei hier kurz wiedergegeben: Zunächst das Personenverzeichnis:

La France,
England, Zuhälterin, die beim Herzog von Orléans ein Bordell hält,
Die Vendée, Ehrendame und Vertraute Frankreichs,
Der Herzog von Orléans, Bordellwirt,
Der Graf von Puissaye, der König aller Gauner,
Friedrich Wilhelm III.,
Franz II. von Deutschland,
Karl IV., König von Spanien,
Drei Reitknechte des Königs, fünf Engländerinnen, fünf Pagen des Herzogs von Orléans, Truppen und Bürger.

Das Stück spielt in Paris in den Geheimgemächern des Herzogs von Orléans im Palais-Royal. Das Theater stellt ein üppiges Boudoir dar, mit mehreren Sofas geziert.

Exposition des ersten Aktes: Friedrich Wilhelm III., Franz II., Karl IV. und der Herzog von Orléans begeben sich mit je einer der Engländerinnen auf eines der Sofas. Der eine entblößt einen Busen und küßt ihn, der andere liebkost die hinteren Hemisphären, nachdem er sein Mädchen bis zum Gürtel geschürzt hat, der dritte entblößt das seinige von vorn und streichelt es. Die Frauenzimmer stehen oder sitzen auf dem Knie dessen, der sich mit ihnen beschäftigt, je nach der Stellung der Herren. England liegt in der Mitte auf einem Ruhebett in sehr indezenter Stellung.

Exposition des zweiten Aktes: In dem Augenblicke, als die drei Könige Madame la France auf das Ruhebett tragen, kommen die fünf Engländerinnen herbei: Die eine trägt ein Bidet, die zweite einen Topf mit Wasser, die dritte einen Schwamm, die vierte eine Parfümflasche, die fünfte endlich Wäsche. Puissaye macht der Vendée eine obszöne Gebärde, zieht sie zum Sofa hin, wo sie sich ihm hingibt. D'Orléans begibt sich mit England nach dem Sofa gegenüber et exercet actum de retro. Franz und Karl stehen als erwartungsvolle Zuschauer hinter dem Ruhebett et manustupratione se delectant, während Friedrich Frankreich vergewaltigt, die ihren weißen Schleier mit den Zähnen zerfetzt.

---

[10] *Tragédie lubrique et royaliste en trois actes, et en vers. A. Barbe en-con, en Foutre-Manne, L'an des fouteurs, 5796*; vgl. Gay, II, 351—354.

Exposition des dritten Aktes: In dieser Szene treten Orléans, Puissaye und hinter ihnen die Engländerinnen vom Hintergrund aus auf die Bühne. Bewaffnete Bürger kommen von rückwärts und von beiden Seiten auf die Bühne, hinter ihnen Reitknechte von rechts und Pagen von links. Die Bürger stellen sich im Hintergrund in Schlachtordnung auf, die Pagen fallen über die Frauen her. Nach der Ansprache des Herzogs von Orléans an seine Satelliten kommt ein Stallknecht nach vorn, zwei weitere treten von einer anderen Seite auf, und alle nehmen obszöne Stellungen ein. Im Hintergrund sind die Engländerinnen und „schaukeln" sich mit den Pagen usw., die Bewaffneten schieben die Pagen beiseite und üben das Laster der Sodomie aus. Im Vordergrund sitzt Puissaye auf einem Sofa und will die Vendée vergewaltigen. Sie sträubt sich aber heftig. Sobald der Herzog sagt: Hélas, je suis f . . . ., halten alle an und blicken nach dem Herzog auf dem Totenbett. Da verläßt die Vendée Puissaye, um zu La France hinzugehen, Puissaye aber tötet sie. Die drei Könige sehen diese Szene mit verschränkten Armen an, womit angedeutet werden soll, wie sie ruhig zuschauen, wie sich Frankreich selber zerfleischt... — *La France foutue* bedeutet Erotismus in Reinkultur, den Sadismus des „ancien régime", das im Liebeswahnsinn und in geschlechtlichen Perversitäten vollkommen aufgeht und keine Sache, kein Ereignis anders als erotisch empfinden kann[11]. Nach Dühren[12] kann das Werk auch von Sade stammen, was aber sehr wenig für sich hat, denn Sades Art war es nicht, langatmige Verse zu schmieden. Außerdem gab sich Sade als eingefleischten Republikaner, während vorliegende Schrift einen Royalisten zum Verfasser haben muß.

Es sei hier noch der Inhalt einiger weiterer erotischer Theaterstücke dieser Art wiedergegeben[13], wobei die lediglich pikanten außer Betracht bleiben sollten. Da ist zunächst das auch im Druck vorliegende Stück: *Les plaisirs du cloître, comédie en trois actes et en vers libres*, par M. D. L. C. A. V. 1773 zu nennen, das offenbar nie gespielt wurde. Der Verfasser sagt nämlich in der Vorrede: „Diese Komödie war für ein Theater der Gesellschaft verfaßt worden. Die Schwierigkeit der Rollenverteilung stand bisher der Aufführung im Wege. Die Rolle der Agathe und Martons waren leicht zu spielen und von den jungen Damen begehrt. Die Clitandres und des Jesuiten verlangten Darsteller von robuster Kraft, und niemand traute sich die Bewältigung zu. Vielleicht kommt einmal eine günstigere Zeit. Obgleich dieses Stück seine Wirkung dem Spiel auf der Bühne und der Neuheit der Schaustellung verdanken würde, hat der Verfasser geglaubt, daß die Lektüre allein schon amüsieren könnte. Er hat sorgfältig jeden Ausdruck vermieden, der zarte Ohren beleidigen möchte. Warum sollte man keinen Blick auf Dinge werfen, die tagtäglich unter unseren Augen geschehen, die die meisten unserer Leser aus Er-

[11] Vgl. auch Grand Carteret, Das erotische Element in der französischen Karikatur, deutsch von Kary v. Karwath, Wien 1912, S. 131 ff.
[12] A. a. O., S. 484.
[13] Nach Capon-Yve-Plessis, *Les théâtres clandestins*.

fahrung kennen und die bei niemand in Romanen und Erzählungen Anstoß erregen? Wenn sich in diesem Werk einige (!) freie Situationen finden, so halte man sie dem Sujet zugute. Der Autor schmeichelt sich, alles mit der größtmöglichen Dezenz behandelt zu haben." Von welcher Art diese „freien Situationen" sind, davon einige Beispiele: Im ersten Akt liest die Novize Marton in ihrer Zelle ein obszönes Buch, das sie in feurige Erregung versetzt. Ihre Freundin Agathe, die auf der Lauer lag, kommt ihr zu Hilfe. Die Äbtissin überrascht beide und konfisziert das Buch. Marton soll gezüchtigt werden. Im zweiten Akt erfolgt die Züchtigung. Man appliziert der nackten Marton 40 Rutenschläge. Nach der Flagellation eilt Agathe zur Freundin und fordert nun ihrerseits die Disziplin mit der Hand. Dann überlassen sich die beiden Freundinnen der sapphischen Liebe. Agathe verspricht Marton ein noch besseres Vergnügen. Im dritten Akt führt Agathe zu Marton ihren Liebhaber Clitandre und einen Jesuitenpater, worauf eine normale Liebesszene folgt. Allein der Pater, erregt durch den Anblick der beiden Liebenden, Clitandre und Marton, kann der Versuchung nicht widerstehen, seine Freundin Marton zu pädizieren[14].

Dieses Stück erlebte, wie schon erwähnt, keine Aufführung, wohl aber *Vaste, reine de Bordélie, tragédie en trois actes, en vers.* Lausanne i. e. Paris 1773. das von Piron stammen soll. Die berühmte Raucourt und der Schauspieler Lekain sollen die Hauptrollen gespielt haben, was für die Raucourt wohl zutreffen mag, nicht aber für Lekain. Selbst die Namen sind derartig obszön, daß sich eine Inhalts-, vielmehr noch eine Namensangabe verbietet.

Le Bordel ou le Jean-foutre puni, comédie en trois actes en prose. A Poussefort (Paris) 1775, erhebt den Anspruch, moralisch zu wirken. „Was kann besser," sagt der Verfasser, „die jungen Leute davon abbringen, ins Bordell zu gehen, als eine genaue Schilderung aller Widerwärtigkeiten, die ein solcher Besuch mit sich bringt. Um diesen Zweck zu erreichen, muß der Verfasser alle Worte bringen, die man hier liebt, und wer immer im Stil der Huren schreibt, kann diese Ausdrücke nicht vermeiden... (folgen die derben Bezeichnungen aus dem Bereiche der Zotologie). Nach der Lektüre dieses Stückes werden hoffentlich diejenigen, die den unglücklichen Hang haben, ein Bordell zu besuchen, davon abgeschreckt werden, Geld, Gesundheit und Ehre hier einzubüßen."

Das Stück bietet für den Kulturhistoriker manches Interessante. Wenig erfreuliche Zustände müssen bei der damaligen Sittenpolizei geherrscht haben, wenn man folgenden Worten trauen darf:

„Erstens braucht man Geld. Zweitens vertrauen Sie zu viel auf Ihre Freunde. Zu was dienen diese verdammten Freunde? Sie erleichtern Ihnen den Austritt aus dem Hospital, allein sie hindern Sie nicht am Eintritt. Das große Geheimnis besteht also darin, gute Freunde bei der Hand zu haben — aber bei der Polizei. Und wie hat man sie? Mit Geld, Madame Dru."

[14] Capon-Yve-Plessis. S. 43—44.

Das Stück schließt auf die erbaulichste Weise durch den unerhofften Besuch einer Polizeipatrouille. Der Kommissar läßt alle Ausgänge besetzen und frägt jeden nach seinem Woher und Wohin. Bel-Air antwortet:

„Mein Herr, ich bin Soldat aus Champigny. Ich wollte eine kranke Dirne besuchen, gerade als Sie kamen. Ich würde meiner Treu nicht da sein, wäre nicht gekommen, hätte ich geglaubt, Sie hier anzutreffen."

Der Kommissar: „Ich verstehe — Zuhälter..."

Bel-Air: „Beim Himmel, Herr, der König zahlt schlecht, man muß sehen, wo man sich etwas dazu verdient."

Zum Schluß werden einige Dirnen nach Bicêtre geschickt, und der „moralische" Zweck ist erreicht.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: Wenn diese Stücke in Wahrheit gespielt wurden, geschah es mit Ausführung der kleinsten Details? Aus leicht begreiflichen Gründen wird der männliche Partner nicht immer in der Lage gewesen sein, die Vorschriften des Autors zu erfüllen. Yve-Plessis (S. 43) meinen, daß die Gesten nur simuliert wurden und daß die Darsteller lediglich deklamierten, die Handlungen aber durch Gesten andeuteten. In der Mehrzahl der Fälle mag dies zugetroffen haben, doch glaube ich, daß leicht zu bewältigende Szenen in natura dargestellt wurden, wovon ja Beispiele bekannt sind.

Aber alle diese obszönen Stücke mögen für Krethi und Plethi bestimmt gewesen sein. Die Kavaliere des Hofes hielten sich ihre eigenen Pornographen, vor allem der Herzog *Hénin*, über dessen Liebhabereien wir in Anlehnung an Yve-Plessis etwas ausführlicher berichten wollen. 1744 geboren, mit 26 Jahren im Besitz eines ungeheuren Vermögens, leichtsinnig und leidenschaftlich, überließ er sich ungehemmt seinen Lüsten und seiner Leidenschaft für das Theater. Da ihm die Mittel zu Gebote standen, schuf er sich eine eigene Bühne und gewann den gleichaltrigen *Delisle de Sales* als Lieferanten von erotischen Stücken. Diese sind in vier Bänden vereinigt, die ehemals im Besitze des Bibliophilen Alfred Begis waren. Der Titel dieser Sammlung lautet:

Théâtre d'Amour. Composé de pièces grecques, assyriennes, romaines et françaises. A Amathonte. L'an de notre planète 40—780, und enthält folgende Stücke:

Im ersten Band: *Junon et Ganymede, comédie érotique.*

La vièrge de Babylon, comédie érotique.

César et les deux Vestales, Pièce érotique en un acte.

Anacréon, pièce érotique.

Im zweiten Band: *Héloyse et Abeilard, comédie érotique en un acte.*

Ninon et la Châtre, scène érotique.

Ninon et la Chaâtre, scène érotique.

Ninette et Finette, ou les Epreuves d'amour d'une troisième Héloise, pièce érotique.

Im dritten Band: *Le Jugement de Paris, ou Les trois Dards.*

Im vierten Band: *Opuscules Erotiques.*

Dialogue Erotique en seize couplets sur l'air de Myrza avec une pantomime voluptueuse.

A Paphos, L'an 4000 du règne de l'amour.

Die Vorrede legt Zeugnis davon ab, daß diese Stücke in der Tat gespielt wurden:

„Das ganze Altertum klingt wieder von Dialogen einer mehr als freien Liebe, die Elephantis verfaßt hat, deren letzte Abschriften wahrscheinlich bei dem Brande der ptolemäischen Bibliothek mit vernichtet wurden. Maler von Ruf hatten zu diesen mehr als freien Stücken Bilder geliefert, die die Liebe ohne Schleier in allen Attitüden darstellten, die sich die kühnste Phantasie nur denken kann. Ebenso sind uns aus jüngster Zeit die Gespräche der Aloysia und die Sonette Aretins überliefert worden. Ein fremder Fürst, übrigens ein sehr liebenswürdiger Herr, aber ein wenig gelangweilt von den Milchsuppen-Vergnügungen, besaß ein geheimes Theater, zu dem nur Lebemänner seines kleinen Hofes und Damen von Rang, die würdig waren, Kurtisanen zu sein, Zutritt hatten. Das waren die Saturnalien der Regentschaft. Man spielte hier hüllenlos die Priapeia des Petronius und die Orgien des Portier (des Chartreux). Gelegentlich eines ungezwungenen Festes bat mich dieser Fürst um Rat, wie dieses gewagte Schauspiel interessanter zu machen sei. Ich hatte die Schwäche, ihm zu sagen, daß Sokrates selbst in dieser Art sich den Torheiten eines Alcibiades hingegeben habe. Von diesem Augenblick an hatte er keine Geheimnisse mehr vor mir und lud mich in der verbindlichsten Weise ein, sein Theater derart zu veredeln, daß selbst ein Weiser in vergitterter Loge sich dem Genusse des Schauspieles hingeben dürfe.

Vier Stücke dieser Sammlung: Juno und Ganymedes, die Jungfrau von Babylon, Cäsar und die Vestalinnen sowie das Urteil des Paris sind gespielt worden, ohne daß man sich gestattet hätte, ein einziges Wort zu ändern. Die Szene mit Anakreon und die Stücke aus unserer modernen Geschichte, ein wenig dezenter als die anderen, entstammen meiner eigenen Erfindung. Was Ninette und Finette betrifft, deren Urbilder ich gekannt habe, so war ich mindestens zwanzigmal im Begriffe, das Stück den Flammen zu übergeben, und ich habe es hier nur zu einem moralischen Zwecke aufbewahrt, um die Gefahren dieses intimen Theaters zu zeigen, wo die Unschuld verloren geht, bevor die junge Person sich bewußt ist, über eine solche wachen zu müssen. Juno, die Jungfrau von Babylon und das Urteil des Paris, die gespielt wurden, sind nur dreimal aufgeführt worden, damit die Schauspieler keine Zeit fänden, andere als die ihnen zugeteilten Rollen zu lernen. Dann schickte man mir mein Manuskript mit allen von mir ausgeschriebenen Rollen wieder zurück[15]."

Man fragt sich mit Recht, worin dieser moralische Zweck denn eigentlich be-

[15] A. a. O., S. 160—161.

standen haben mag, denn alle Stücke strotzen von Obszönität, so daß ich mir es hier versagen muß, den Inhalt wiederzugeben. Übrigens konnte ja nach dem eigenen Geständnis de Sales überhaupt keine Unschuld mehr in Gefahr geraten, da doch nur Lebemänner und Damen von Rang, „die würdig waren, Kurtisanen zu sein", zu den Schauspielen zugelassen wurden.

Im ersten Stück verführt Juno den Ganymed, im zweiten wird die Entjungferung einer Babylonierin durch den Oberpriester des Tempels dargestellt, Cäsar vergeht sich mit zwei Vestalinnen, endet aber wie Onan usw. Das letzte Stück, „Myrza", sei wegen der beiden Darsteller und weil die Wiedergabe hier halbwegs möglich ist, unverkürzt angeführt. Es ist in dialogisierter Form abgefaßt, wobei der Geliebte die ersten beiden Verse singt, die Geliebte mit zwei weiteren antwortet. Die weibliche Rolle übernahm die berühmte Arnould, Grammont, der Verfasser der „Mémoires" und Sophies Geliebter, die zweite. Der Dialog ist so gewagt, daß der Chevalier in der Oper vor einem ihm unbekannten Publikum nur die ersten sechs Strophen zu singen wagte und auch dieses nur unter anderem Namen. Capon und Yve-Plessis fügten sechs weitere hinzu, aber auch diese beiden wurden angeblich durch das Gewagte in dieser „wollüstigsten aller Pantomimen" und durch die bisher noch nicht dagewesene Ungezwungenheit abgeschreckt und konnten sich nicht entschließen, die letzten vier Couplets zu veröffentlichen. Nachstehend folgt die Szene:

Ort der Handlung: Badezimmer der Sophie, später öffentlicher Ball in der Oper.

Sophie Arnould est dans son bain, quand son boudoir, mal fermé, peut-être à dessein, s'ouvre de lui-même, à la vue de son amant, elle ne peut que jeter avec une heureuse gaucherie sur son corps parfumé, une robe de gaze qui voilait moins qu'elle ne dessinait ses charmes.

I.

G.: Enfin, je vous vois, A., sans défense,
La pudeur seule a voilé ses appas.
A.: Non, non, d'intelligence
Mon cœur ému va voler dans tes bras.

II.

G.: Ta main, A., me cache mal tes charmes,
Laissez mes yeux parcourir ta beauté.
A.: Non, non. Vous m'alarmez.
Je crains mon cœur ardent de volupté.
(G. fait un pas en arrière et tombe aux genoux de S.)

III.

G.: Charmante A., je suis fait pour t'entendre,
J'étais ton maître, et je te rends tes droits.

A.: Quoy, quoy. Tu n'est pas tendre,
Je ne crains plus de rendre sous tes lois.
(Sourire amoureux de S., elle fait signe à son amant de se rapprocher.)

IV.

G.: Sur cette bouche où s'entre'ouvre la rose,
Laisse-moi prendre un baiser amoureux.
A.: Prends, prends (souriant). Même autre chose
Pour toi reserve-on, à droit d'être heureux.

V.

G.: Oui, je pourrais, de ta gorge d'albâtre,
Sans t'offenser, s'effleurer le satin.
A.: Oui, oui, quand l'idolâtre
Je ne crains pas qu'on profane mon sein.

VI.

G.: Sein de Vénus que ta pudeur ignore,
En palpitant tu redouble mes feux.
(A. passe une main autour du cou de son amant et l'invite par ses yeux ardents à être téméraire.)
A.: Vas, vas, poursuis encore
Le bonheur même, amène d'autres vœux.
(G. est ému et s'incline vers le dos de Sophie à demi entr'ouvert.)

VII.

G.: A mes transports livre, A., d'autres charmes,
(Se tournant du côté de la gorge de sa maîtresse.)
Mon cœur palpite et n'ose s'exprimer.
A.: Dis, dis, sois sans alarmes!
(Elle replace la tête de son amant dans sa première attitude.)
Offense-t'on, lorsqu'on sait aimer?

VIII.

G.: (lui montrant le faisceau de myrtes)
Tu vois ces fleurs, c'est aussi qu'à Cythère,
Tout doucement, Vénus punit l'Amour.
(S. conduit le chevalier sur un fauteuil, ou elle le fait asseoir, se met à ses genoux, et se découvre avec une ingénuité feinte, mais pleine de charmes.)

A.: Oui, oui, je te suis chère;
Souris, pardonne et frappe tour à tour.

IX.

G.: Ces coups charmants redoublent mon ivresse,
Relève encore tous ces voiles jaloux!
(S. se prête avec grace, le chevalier avec un feint courroux, la parcourt avec son myrte amoureux depuis la naissance du dos jusqu'à l'extrémité de ses deux demi-globes d'albâtre.)
A.: Dieu, dieu, quelle caresse!
De volupté je meurs à tes genoux.

X.

G.: (il relève S.) Fille d'amour, un bijou reste encore
Gaze indiscrète, écarte-toi soudain.
(Il fait des tendres efforts pour enlever ce dernier voile. A. résiste, mais avec le désir d'être vaincue.)
A.: Non, non, toi, que j'adore,
(La résistance devient de plus en plus faible.)
Puisque je n'ose, ôte-là de ta main.
(Le dernier voile disparaît.)

XI.

G.: Céleste A., tu rougis d'être nue,
Ton œuil ému se détourne de moi.
A.: Ah, ah, baisse la vue,
Où mon délire est indigné de toi.

XII.

G.: Oui, tout me dit, d'être plus téméraire,
Ma bouche ardente ici va se poser.
A.: Dieu!! Dieu!! Que vas-tu faire!
Je suis en feu par ce nouveau baiser. —

Ohne Gesten zum Vortrag gebracht, ließ dieser Dialog das Publikum vollständig kühl. Capon und Yve-Plessis fahren dann Seite 173 fort: „Anders stand es mit Chevalier de Grammont und mit Sophie. Beide beendeten den Dialog in höchster Erregung (woran wohl auch das Bewußtsein mitwirken mochte, sich in solcher verfänglichen Situation den Zuschauern darzubieten). Kaum eine Stunde

später suchte der verliebte Chevalier die Schauspielerin in ihrer Wohnung auf, und beide wiederholten die Szene noch einmal, ohne auch nur eine Geste zu streichen."

Diese Ausschweifungen auf dem Theater des Prinzen beschäftigten natürlich bald die Öffentlichkeit, so daß nach 1779 die Darstellungen aufhörten[16]. Solange der Skandal innerhalb der vier Mauern blieb, ließ man jeden nach seiner Fasson selig werden. Erst, wenn der Klatsch zu weite Wellen warf, schritt die Polizei ein.

Mit dem Herzog Hénin haben wir lediglich einen typischen Fall herausgehoben. Seine perversen Neigungen standen durchaus nicht vereinzelt da: der Herzog von Grammont, der Herzog von Richelieu, der Generalpächter Riche de la Popelinière, die Schauspielerin Guimard und andere liebten obszöne Vorführungen. Näher darauf einzugehen, dürfte sich erübrigen, da die beigebrachten Proben zur Charakterisierung genügen.

7. KAPITEL

Pikante, sentimentale und Kolportageerotik

Aus diesen Gruppen seien hier nur einige der relativ besten kurz erwähnt. Vor allen „*Ma tante Geneviève, ou je l'ai échappé belle* (von Dorvigny) Barra (Paris) 1800, 4 Bände[1]. Der Inhalt ist folgender: Die Tante eines hübschen Mädchens will dieses davor bewahren, von einem Manne genossen zu werden, und da sie selbst als Berufsspezialität die Klistierspritze gebraucht, versucht sie, ihre Nichte ebenfalls darin zu unterweisen. Dadurch würde am besten vorgebeugt, daß ein Mann sie von Angesicht sehen könnte. Die Nichte wird also andauernd von ihrer Tante unter strenger Aufsicht gehalten. Es kommt dabei zu den gewagtesten Situationen. Schließlich weiß die Tante stets im letzten Augenblick den Fehltritt zu vereiteln. Durch komische Situationen wird erwünschte Abwechslung geschaffen. So wird zum Beispiel die Tante zu einem Prior gerufen. Sie eilt darum schnell zum Apotheker und läßt sich zwei Spritzen bereiten, nimmt sich aber nicht Zeit, den Inhalt zu untersuchen, sondern verabreicht ohne nähere Prüfung die Spritze dem Prior. Doch o Wunder! Der Erfolg ist überraschend. Wie ein Luftballon tanzt der Prior zunächst an der Stubendecke und fliegt dann durchs Fenster ins Freie. Es stellt sich heraus, daß der Apotheker unter dem Einfluß von Montgolfier und Blanchard Experimente mit der Füllung des Ballons gemacht und daß die Tante das Füllungsmaterial dem Prior ahnungslos verabreicht hat.

Ebenso pikant wirkt *Le pot de chambre cassé, tragédie pour rire, ou comédie pour pleurer, par Enluminc de Metaphonenville, grand erlifichelier de la fée Brillante* (Grandval père). *A Ridiculomanie* s. d. (1742). In der Vorrede beklagt sich

[16] Vgl. Capon und Yve-Plessis, S. 162—175, und Mémoires secrets vom 29. September 1779.
[1] Vgl. Gay, 3. A., IV, 354.

der Verfasser über den Geschmack seiner Zeit. Man fertige Tragödien, die zum Lachen, und Komödien, die zum Weinen sind. Nun wollte auch er sich in dieser Spezies versuchen. Ein Kavalier, der in den Kampf ziehen will, macht seiner Geliebten einen wundervollen Nachttopf zum Geschenk. Propriet, ein zurückgewiesener Liebhaber, will dieses „Nachtstück" stehlen, um sich für die Ungnade seiner Angebeteten zu rächen. Er läßt das Schloß des Mädchens umstellen, und dieses, in die Enge getrieben, weiß sich nicht anders zu helfen, als daß sie den Topf auf Propriets Kopf niedersausen läßt, was Topf und Kopf zum Verderben ausschlägt. Propriet haucht seine Seele aus mit den Worten:

Ah! qu'il pue ..! mais ma mort entraîne le perfide.
Je ne me plaindrais pas .. s'il avait été vide.

Julie ou j'ai sauvé ma rose[2] mit dem Motto: *La mère en défendra la lecture à sa fille, Hamburg et se trouve à Paris (Leopold Collin), Chez les Marchands de Nouveautés* 1807, zwei Bände, 240 + 272 S., gehört zur Klasse der Tribadenromane. Julie geht durch die verfänglichsten Situationen, bewacht ihre Unschuld aufs sorgfältigste, bis diese endlich tribadischen Praktiken einer Freundin zum Opfer fällt.

Ein viertes Werk, dessen Verfasser man lange Zeit nicht kannte, der aber in Wirklichkeit Godoard *d'Aucourt* ist, vermag auch den heutigen Leser noch zu fesseln. Das Buch heißt: *Thémidore ou mon histoire et celle de ma maîtresse. Londres* (Paris, Cazin) 1781, und wurde neuerdings mehrfach ins Deutsche übersetzt unter dem Titel: Themidor. Meine Geschichte und die meiner Geliebten. Mit einer Einleitung von Guy de Maupassant. Deutsch von Heinrich Töpfer, in der Dionysos-Bücherei aus dem Hyperion-Verlag zu Berlin und im Verlag Rößl & Co., Wien. Es ist überaus flott geschrieben und erzählt die Geschichte eines jungen Parlamentsrats und eines hübschen Freudenmädchens Rozette, das von dem Vater des Geliebten ins Kloster eingesperrt, in kurzer Zeit jedoch von letzterem befreit wird. Neben diesem an sich harmlosen Stoffe geht einher eine treffende Satire gegen den damaligen Präsidenten Dubois, wofür der Verleger Mérisot, da man den Verfasser nicht kannte, in die Bastille wandern mußte. Die Wollust wird hier nur in kleinen Kostbappen verabreicht, es wird alles gesagt, aber in durchaus dezenter Weise, so daß man das Buch mit großem Vergnügen liest[3]. Godoard d'Aucourt ist auch der Verfasser der *Mémoires turcs*, eines geistreichen Sittengemäldes[4].

Auch *Grigri, Histoire véritable traduite du japonais en portugais, par Didaque-Hadeczuca* etc. gehört hierher. Wie der Titel lehrt, wurde es in Anlehnung an Crébillons orientalische Geschichten geschrieben. Grigri ist ein schüchterner Jüngling,

[2] Nicht von Madame Guyet, wie Drujon, Catalogue S. 214, behauptet, sondern von Madame de Choiseul-Meuse, wie Jacob Bibliophile in seinem Neudruck 1882 bei Gay et Doucé, Bruxelles, in längeren Ausführungen nachgewiesen hat. Vgl. auch Apollinaire, L'enfer, S. 50—54.

[3] Vgl. Drujon, Catalogue, S. 376, Monselet, Les Galantéries, S. 93—98.

[4] Monselet, a. a. O., S. 88—90.

der sich um die Königin Amétiste bewerben will. Um ihn sein Ziel erreichen zu lassen, macht ihm eine gütige Fee eine Taschenuhr zum Gebinde, die jedesmal schlägt, wenn er eine Dummheit sagen will, und einen Ring, der ihn in die Finger klemmt, sobald er eine Albernheit zu begehen im Begriffe ist. Es ergeben sich daraus mancherlei komische und pikante Situationen [5].

Diese Romane gehören ebenso wie das folgende Werk schon zur Klasse der wollüstigen Geschichten, die zarte Märchenstimmung atmen und, von Rousseau stark beeinflußt, in Victor Etienne *Jouy* (1764—1843), den Verfasser des Textes von Rossinis Oper „Wilhelm Tell", ihren würdigsten Vertreter gefunden haben. Sein Hauptwerk, das anonym erschien, oft nachgedruckt und für viele vorbildlich wurde, ist „*Galérie des Femmes*", Hambourg (Paris) 1799, zwei Bände von 170 + 154 Seiten [6]. Es enthält acht Geschichten, die sich so betiteln: *Adèle ou l'Innocente, Elisa ou la femme voluptueuse, Eulalie ou la Coquette, Déidamie ou la femme savante, Sappho ou les Lesbiennes, Sophie ou l'amour.* Der beste, aber freieste Dialog ist zweifellos „Sappho". Ein junger Stutzer beschreibt darin seinem Freunde die Tribadenszene dreier Mädchen in wahrhaft klassischer Form. Der Inhalt ist, wie leicht zu erraten ist, stark mit Erotik durchtränkt. Allein die allerliebste Sprache läßt den Leser die Gewagtheit des Stoffes vergessen. Als Jouy auf dem Gebiete der ernsten Literatur Lorbeeren zu erringen trachtete, suchte er, wiewohl vergebens, sein Jugendwerk aus dem Handel zu ziehen [7]. Auch als Sittenschilderer hat Jouy Beachtenswertes geleistet in seinem *L'hermite en province ou observations sur les mœurs et les usages français au commencement du XIXe siècle,* 14 vols. Paris 1818—27.

In den meisten der eben erwähnten und folgenden Schriften fällt auf die eigentümliche Vermischung des Erotischen mit dem Sentimentalen. Weil das tränenselige Gefühl überwiegt, sind die erotischen Szenen auch nicht in allzu drastischer Natürlichkeit ausgemalt, das Hauptgewicht liegt auf den Vorspielen, den Einleitungen zum Hauptakt. Daneben finden sich meistens lehrhafte moralische Erörterungen und Behandlung von wissenschaftlichen Materien, wie zum Beispiel in dem Roman von Huerne de la *Mothes, L'enfantement de Jupiter ou la fille de sa mère.* Amsterdam 1743, 2 vols. [8] Um die Kindschaft einer natürlichen Tochter streiten sich hier drei Frauen aus dem Faubourg de St. Marceau. Wir lernen deren Schicksale kennen und gewinnen Einblick in das damalige Pariser Bürgerleben. Natürlich kommen auch Entführungen darin vor, ferner Reisen, Klosterszenen usw. Gerade dieser Mischmasch bot das beste Lesefutter für das Publikum der unteren Klassen. In

[5] Gay, II, 435.
[6] Vgl. Monselet, *Les galantéries du XVIIIe siècle. Paris* 1862, S. 167—169.
[7] Neuerdings erschien es als Band 2 des „Venuswagens": E. Jouy, Sappho oder die Lesbierinnen. Mit Radierungen von Otto Schoff, deutsch von Balduin Möllhausen; vgl. auch Stern-Szana, S. 77, und Monselet, S. 167—169.
[8] Gay, II, 104 und 568; Monselet, Galantéries, S. 82—87.

dieser Hinsicht hat sich der Geschmack der breiteren Leseschichten wenig geändert. Wenn der Autor nur mit viel Galanterie und einigen Obszönitäten aufzuwarten versteht, bleibt es ihm gnädig verstattet, zuweilen auch mit etwas Ernsterem seinen Lesern zu kommen. Und auch dem Autor wird geholfen. Er kann seine Weisheit, für die er sonst keine Verwendung hätte, mit guter Manier an den Mann bringen. Daraus resultieren dann die gelehrten Romane. Deren Typus ist: *„Le Roman du jour. Pour servir à l'histoire du siècle", A Londres (Paris)* 1754, 2 vols. Theologische und alchimistische Diskussionen wechseln mit galanten Schilderungen ab. Wir sehen dabei Madame St. Farre in einer entzückenden blauen Seidenrobe auf ihrer Chaiselongue ruhen und machen die Bekanntschaft der Komtesse de Liges in Nachtjacke und Musselinunterrock. In dieser galanten Szene tischt uns der Verfasser plötzlich ein höchst gelehrtes Gespräch auf über den Stein der Weisen, die orientalischen und okzidentalen Schismen[9].

Zu derselben Klasse, wenn auch bereits in die Art der beliebten Reiseromane hinüberspielend, gehören: *Mémoires de M. de Volari ou l'amour volage et puni (La Haye* 1746, zwei Bände). Der Titelheld liebt Finette, die er schwängert und verläßt, um einem kleinen Dirnchen nachzulaufen. Er gerät mit dem Liebhaber des Mädchens in Händel, tötet ihn und zieht mit der Geliebten durch die Lande. Auf dieser Reise nun bekommen wir Klatschgeschichten über alle begegnenden Leute aufgetragen[10]. Sades *Aline et Valcour* bewegt sich in derselben Richtung. *Tant pis pour lui, ou les spectacles nocturnes,* 1764, gehört gleichfalls in die Klasse der erotischen Reiseromane, die in Märchenstimmung getaucht sind. Ein Liebender sucht seine Geliebte, die ihm günstige Fee Almanzine schenkt ihm einen Gürtel, der ihn unsichtbar zu machen vermag. Der Verfasser führt den Leser nun quer durch Paris, durch alle Venustempel, petites maisons, Promenaden, Theater usw.

Daneben spielen auch die erotischen *Abenteuerromane* eine große Rolle. Sie streifen schon nahe das Gebiet der Kolportage. Gewöhnlich bildet eine erotische Episode die Einleitung. Der Held muß flüchten, besteht manche Abenteuer in Krieg und Frieden und — nicht zu vergessen — im Reiche der Kypris, bis er schließlich im ruhigen Hafen einer dauernden Neigung landet und zu seiner ersten Flamme zurückkehrt. Eine Orgie bildet fast durchweg den Schluß. Häufig aber schweift der Verfasser ab, redet hin und her, bis er endlich den Faden glücklich verloren hat. Typisch dafür ist: *Les Amours libres des deux frères. Histoire galante par le S. R. J. B. R. A. Cologne, chez Roger Lambin à l'Occasion.* MDCCIX, 336 S. Zwei Brüder verlieben sich in zwei Freundinnen, werden gestört, müssen flüchten usw. nach dem obigen Schema. Briefe, Madrigale und ähnliche Galanterien durchbrechen den Gang der Handlung[11].

[9] Monselet a. a. O., S. 108—109.
[10] Monselet, a. a. O., S. 99—100.
[11] Wahrscheinlich hat der Verfasser von „Jettchen und Julchen auf der Leipziger Messe" von dieser Geschichte eine Anregung bekommen.

Natürlich dürfen auch die blutrünstigen *Kolportageromane* nicht fehlen, wo Grausamkeit mit höchster Wollust gepaart ist nach Art der heutigen Nick-Carter-Geschichten. Das Leben der berüchtigten Briganten zieht an unserem Auge vorüber, und alles ist natürlich dazu angetan, die Sinne aufs höchste anzustacheln und die Phantasie zu erhitzen. Beispiele sind: *Mémoires du fameux Cartouche, chef de brigands, écrits par lui-même.* Ferner: *Histoire de Louis Mandrin avec un détail de ses cruautes etc. Amsterdam* 1756[12].

8. KAPITEL

Perversitäten, Lehrbücher der Liebe, erotische Klubs

Bei der bisherigen Aufzählung haben wir keine detaillierten Unterschiede gemacht zwischen Autoren, die in natürlichen und unnatürlichen Liebesgenüssen mit ihrer Phantasie schwelgten. Dies hätte zu großen Schwierigkeiten und Wiederholungen Anlaß gegeben, da kaum ein Werk auf die Ausmalung des natürlichen Aktes sich beschränkt, um nicht einförmig zu wirken, sondern die anderen Begleiterscheinungen in der libido sexualis werden von den meisten mitverwertet zu größerer Abwechslung und lebhafterer Ausmalung. Als rein päderastischen Roman kann man nicht einmal den „Klosterpförtner" und seine Nachfolger ansprechen. Für die Bigotterie käme in Betracht „*Exercices de dévotion de M. Henri Roch avec Mme. la duchesse de Condor, par feu l'abbé de Voisenon de joyeuse mémoire et de son vivant, membre de l'académie française, s. l. s. d.*[1], welches Werk treffender mit *La dévotion à l'egard du cul et du con de Mme. C.* überschrieben werden könnte[2]. Voisenon schrieb diese Geschichte zur Unterhaltung für seine Freundin, „die er sich zugelegt hatte, wie einst König David die junge Abisay nahm, um sein Alter anzuwärmen. Er schlief stets Seite an Seite mit ihr und ließ sie Jungfrau bleiben". In witziger und bissiger Manier wird hier über die Scheinheiligkeit und Bigotterie hergezogen. Die famose Schrift enthält die Bettgespräche eines Tartüffs mit einer jungen Frau, die an einen alten Mann verheiratet ist. Diese würdigen Abkömmlinge Tartüffs sind zu allen Zeiten zahlreich vertreten gewesen. Unter dem Vorwand, sich gegen die Anfechtungen des Fleisches abzustumpfen, überlassen sich diese Heuchler den größten Ausschweifungen[3]. Nachstehend eine kleine Kostprobe: Die Frau Herzogin läßt folgende erbauliche Rede vom Stapel:

„Wenn ich meine Anfälle habe, bin ich erst recht zu beklagen, und ohne Ihre

[12] Vgl. Du Roure, Analectabiblion, Paris 1837, Bd. 2, S. 456—461.

[1] Paris etwa 1775; Gay, II, 202 und Pisanus Fraxi, Centuria, S. 270—280.

[2] Vgl. Drujon, Catalogue 157. Eine deutsche Übersetzung erschien 1908: „Die Andachtsübungen des Herrn Heinrich Roch mit der Frau Herzogin von Condor, von dem verstorbenen Abbé von Voisenon. Mit einem Frontispiz von Rops. 350 Ex., 8, IV u. 81 S."

[3] Vgl. die interessante Notiz bei Drujon, Livres à clef, S. 348—349.

Barmherzigkeit wäre ich allein und ohne Sakramente gestorben. Gott selbst hat mich angetrieben, Sie darum zu bitten, mir heute bei meinen Andachtsübungen zu helfen. Er hat mich nicht ohne Beichte sterben lassen wollen. Ich danke ihm und Ihnen ebenfalls dafür. Kann ich, Herr Roch, Sie um einen Dienst bitten? Hören Sie: Diese Anfälle packen mich sechs- bis siebenmal, und die letzten sind immer stärker als die ersten. Könnte man nicht, um ihnen zuvorzukommen ... Ich bin gewiß, daß ich ihrer dann ledig werden würde ... wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, würde ich Sie zum drittenmal um das Mittel bitten. Um jeden Gedanken an Sünde und unerlaubtes Vergnügen fernzuhalten, will ich folgendes machen: Ich stelle mir vor, daß mein Gatte zu meiner Heilung das Werk Gottes in meinem Garten verrichtet. Wenn Sie meine Heilung vollendet haben, werden wir unsere Andachtsübungen wieder aufnehmen, wir werden eine zweite geistliche Lektüre veranstalten und im stillen ein wenig beten."

Während Madame so sprach, umfaßte Herr Heinrich Roch sie und begann das Werk Gottes. Kaum war das Werk vollendet, da kam Madame wieder zum Leben und fragte: „Ohne neugierig zu sein, Herr Roch, wie nennen Sie das, was mich heilt?"

„Das heißt: mein Herz!"

„Wie? das ist Ihr Herz? Ich hätte es nie geglaubt. O mein Herr, wie ist doch Ihr Herz für das meine geschaffen! Ich versichere Ihnen, daß ich, wenn unsere Herzen stets beieinander wären, niemals krank werden würde ... usw."

Man sieht, daß dieser Abbé Claude Henri *de Voisenon* (1708—1775) die Eignung besitzt, auch das verfänglichste Thema mit Anmut zu behandeln und dem oft benutzten Stoff neue Seiten abzugewinnen. Er betätigte sich auch sonst als Erotiker. Die kleinen Erzählungen *„Tant mieux pour elle, 1761"*[4] und *„Sultan Misapouf"* sind Kabinettstücke geistreicher pikanter Galanterie. Favart, Voisenons Freund, berichtet übrigens, daß sein Leben untadelig gewesen und daß er beispielsweise das übermütige Stück „Tant mieux" aus Gefälligkeit für eine große Dame (wahrscheinlich die nachstehend erwähnte Komtesse Turpin) verfaßt habe, die von ihm ein Werk nach Art des „Sopha" oder der „Bijoux" haben wollte[5]. Voisenon hatte die geistreiche Komtesse Turpin de Crisse, die Vorsteherin der galanten Gesellschaft „Société de la Table Ronde", zur Testamentsvollstreckerin eingesetzt und ihr seine Manuskripte zur Publikation überlassen. Die freigeistige Dame entledigte sich ihrer Aufgabe auch ohne jede Zimperlichkeit und ohne Furcht vor einem Skandal[6]. Voisenon starb aber erst 1775. Bereits 1767 waren jedoch die *„Romans et contes de l'abbé de Voisenon. Londres (Paris)"* in fünf Teilen erschienen, die außer den bereits genannten noch acht andere erotische Erzählungen

[4] Vgl. Grisebach, Weltliteraturkatalog, I. A., Nr. 682; abgedruckt bei Gay, Analectes, I, S. 3 bis 49.

[5] Gay, Analectes, I, Präf. 23.

[6] *Mémoires secrets* vom 21. August 1776.

in sich schließen[7]. Demnach kann es sich bei der testamentarischen Bestimmung nur um eine Neuausgabe gehandelt haben.

Doch kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. Speziell die Tribadie verherrlichen „*L'histoire de la secte anandryne. Histoire intime de Mlle. Raucourt* und *L'apologie de la secte anandryne ou l'Exhortation à une jeune fille tribade par Mlle. Raucourt, prononcée le 23 mars 1778*". Das zuletzt genannte Werk ist am bekanntesten geworden. Pidansat de Mairobert druckt es in seinem L'espion anglais ab[8]. Es ist die Geschichte eines fünfzehnjährigen jungen Landmädchens, das der berüchtigten Kupplerin Frau Gourdan in die Hände fiel und von dieser an eine „hochstehende Dame geliefert" wurde. Auf diese Weise geriet „Fräulein Sappho" in einen Kreis von Lesbierinnen hinein, die in einem eigens dazu hergerichteten Tempel einen mysteriösen Kultus feierten und zugleich den Drang ihrer Sinne befriedigten. Dieser Lesbierinnenbund war einer der zahlreichen Klubs, die, wie historisch feststeht, und wovon im folgenden einige genannt werden, zu jener Zeit in Paris der Verwirklichung erotischer Phantasien geweiht waren. Die Schilderung gipfelt in einer ausführlichen Rede, worin die große Schauspielerin Raucourt die lesbische Liebe preist. Die Rede bringt wohl das interessanteste und gediegenste Material, das wir überhaupt zum Thema der lesbischen Liebe besitzen[9].

Eine solche Zeit, die die Liebe oder was man dafür ansah, zum vornehmsten Lebenszweck erhebt, muß natürlich auch Lehrbücher zur bestmöglichen Ausnutzung dieses Genusses schaffen. Man liebte ja, wie Abbé Galiani sagte, nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Kopfe. Die Liebe ist den Menschen dieser Zeit eine „*libertinage de la pensée*". Man verwirklichte in ihr die glühenden Träume einer künstlich erregten Einbildungskraft, wonach die Liebe zu einem aufregenden Spiel herabsank. Ovid war tonangebend. *La Mettrie* schrieb seine *L'Art de jouir. A Cythère* 1751" nach ihm. Sein Grundsatz ist der, daß das Höchste, was der Mensch erreichen kann, nur der Sinnengenuß sei. Indem die vermeintliche Geistigkeit des Menschen in der Körperlichkeit begründet ist, haben wir, meint La Mettrie, auch nur nach körperlichem Glück zu streben. Kindisch sei es dagegen, um der Ruhe des Gemüts willen, die trügerisch genug sei, sich den Vergnügungen zu entziehen oder genossene Freuden zu bereuen. Die sinnliche Lust steht bei ihm an erster Stelle, nicht weil sie die einzige, sondern weil sie die allgemeinste ist. Die geistige Lust wird der sinnlichen Lust unterstellt. Die Vernunft sei dem Glücke, also der Lust nicht feindlich, das seien die Vorurteile. Eine Tugend im absoluten Sinne gäbe es nicht, sondern nur relativ Gutes und Böses im Verhältnis zur Gesellschaft. Der wesentliche Unterschied zwischen Gutem und Bösem be-

---

[7] Drujon, Catalogue, S. 355.

[8] Ausgabe 1784, Band X, Brief 9, 11 und 14.

[9] Vgl. die ausführlichen Darlegungen bei Jean Hervez, *Les sociétés d'amour*, S. 236—268; E. Dühren, Der Marquis de Sade, 1. A., S. 172—186; Heinrich Conradt, Lesbierinnen in „Blätter für Bibliophilen", 1908, S. 27—31.

stehe darin, daß bei jenem das öffentliche Interesse über das private siege, bei diesem das Umgekehrte der Fall sei.

Den größten Erfolg aber hatte *Gentil-Bernard* (1710—1775) mit seiner *L'art d'aimer* (Paphos 1775). Zwanzig Jahre hindurch las er mit leiser, verführerischer Stimme Fragmente seines Gedichts in den Pariser Salons vor, und die Damen lauschten in Verzückung dieser wollüstigen Poesie. Voltaire schrieb einen begeisterten Brief an den Verfasser, die Pompadour zog ihn zu ihren Soupers hinzu und beauftragte ihn mit der Abfassung von Stücken für ihr Liebhabertheater. 1775 wurde die „Liebeskunst" gedruckt, aber Bernard war bereits in Geisteskrankheit verfallen.

Dorats „Baisers" wären gleichfalls hier zu nennen, die an zopfiger Galanterie das Höchstmögliche leisten.

Auch *Bertin* (1759—1790) schrieb, von Ovid angeregt, *„Les amours"* (1780) Man kann ihm eine gewisse poetische Begabung nicht absprechen, aber seine übergroße Sinnlichkeit offenbart sich auch in diesem seinem Hauptwerk.

Nur obszön sind folgende anonyme Werke: *L'art de réussir en amour*[10].

Man zögerte nicht, die darin vorgetragenen Lehren in die Wirklichkeit umzusetzen. Zu diesem Zwecke schloß man sich zu den berühmten „Liebesgesellschaften" zusammen, wo man die „Liebe" und den Genuß mit Bewußtsein kultivierte[11]. Die bekanntesten Sociétés d'amour waren:

„L'Académie de ces Dames et de ces Messieurs", durch den Grafen Caylus zu diesem Zwecke ins Leben gerufen, um Fazetien und Werken der leichtgeschürzten Muse den Weg ins Publikum zu bahnen[12]. Graf Tressan, Duclos, Vadé und Graf Maurepas gehörten dieser Gesellschaft an. Dantu, deren Sekretär, hat uns unter dem Pseudonym Vadé die Satzungen und die Geschichte des Ordens überliefert[13]. Die literarischen Produkte dieser Akademie, obwohl frivol und sehr frei, besonders die der weiblichen Mitglieder, ermangeln zu sehr des attischen Salzes, als daß sie für unsern Geschmack angemessen wären[14]. Allerdings scheinen die Begabteren unter den Mitgliedern auch nicht gerade ihr Bestes beigesteuert zu haben, denn Crébillon d. J., der auch dazu gehörte, leistete Vortreffliches, wenn er ungehindert schaffen konnte. 1776 verblich der Orden eines sanften Todes.

Eine andere Gesellschaft, *„La Paroisse"*, versammelte sich regelmäßig bei Mme.

---

[10] Zuerst 1671, dann unter verschiedenen Titeln neu gedruckt, zum Beispiel *Méthode pour bien entretenir une maîtresse, L'art de se faire aimer, Le nouveau jardin d'amour* etc.; *L'art de varier les plaisirs* (auch unter dem Titel *Hic et Hec* Mirabeau zugeschrieben); *L'art de s'égayer en amusant. L'art de F . . . . . en quarante manières; L'art de rendre les femmes fidelles; Le tableau de la volupté ou les 4 parties du jour* (von Du Buisson) und vieles ähnliche (vgl. Gay, I, S. 277 bis 290).

[11] Vgl. *Sociétés badines et bachiques*, Paris 1866, tom. I, p. 39.

[12] *Mémoires secrets* vom 6. Juni 1762.

[13] *Mémoires historiques et galants de l'Académie de ces Messieurs édités dans les Œuvres badines complètes du Comte de Caylus; Amsterdam et Paris* 1787, t. XII, p. 1 ff.

[14] Vgl. *Recueil de ces Messieurs, Amsterdam et Paris* 1745.

Doublet de Persan, die nach dem Tode ihres Gatten so zurückgezogen lebte, daß sie 40 Jahre lang keinen Fuß auf die Straße setzte. Dafür empfing sie die bekanntesten und geistreichsten Tagesgrößen sowie die liebenswürdigsten Frauen. Bachaumont präsidierte. Aus diesem Kreise gingen zuerst die „*Nouvelles à la main*" hervor (so genannt, weil man sie nur mit einer Hand lesen konnte), die offen im Handel zu haben waren. Sie gaben sich ungeschminkt, enthielten solche gepfefferten und ausgelassenen Anekdoten in Vers und Prosa, daß sie verboten wurden, aber — erst 1852[15]. Bachaumont sammelte hier auch in der Hauptsache die Beiträge zu seinen „*Mémoires secrets*".

„Orden und Gesellschaft der Hose" *(Ordre et Société de la Culotte)*, „Die Biene" *(Mouche à miel)*, „Die anakreontische Gesellschaft der Rosati" *(Société anacréontique des Rosati)*, 1778 gegründet, und die „*Valmuse*" waren harmlose Gesellschaften, die ihre Verehrung der Schönheit, dem Weibe und der platonischen Liebe weihten[16].

Auf realere Genüsse ging schon „*L'ordre de la Félicité*" aus, dessen Geschichte uns der rühmlichst bekannte Voisenon[17] berichtet.

Am bekanntesten sind aber wohl „*Les Aphrodites*" („Orden der Aphroditen"), dessen Geschichte, Satzungen, Gelage uns Nerciat in seinem pornographischen Roman „*Les Aphrodites*" genau berichtet. Wenn man seinen Angaben Glauben schenken darf, hat dieser Klub 20 Jahre lang bestanden und während dieser Zeit 4959 Mitglieder gehabt, also, auf die Jahre verteilt, etwa 260 im Jahr. „Das Ganze imponiert beim ersten Zusehen, im Detail verliert es jede Bedeutung!" fügt Nerciat hinzu. Alle Gesellschaftsklassen waren in diesem Klub vertreten, vom Grandseigneur angefangen bis zum einfachen Soldaten. Dabei war die Aufnahme nicht so leicht, dafür aber sehr kostspielig. Jedes Mitglied machte, ungerechnet die Aufnahmegebühr, der Vereinigung ein Geschenk, das seinen Vermögensverhältnissen angemessen war. Außerdem hatte er 10 000 Livres für sich und 5000 für seine Partnerin zu hinterlegen, denn die Damen wurden kostenlos aufgenommen. Das Geld wurde mit 5 Prozent verzinst. Bei Ausscheiden eines Mitgliedes erhielt dieses die 10 000 Livres zurück. Bei seiner Auflösung während der Revolution besaß der Klub ein Vermögen von 4 558 923 Livres, die ins Ausland gebracht wurden. Zweck der Vereinigung war Pflege der Wollust in jeder Form, worüber uns Nerciat ausführlich Kunde gibt[18].

Die lesbische Liebe pflegte der Klub der „*Anandrynen*", worüber Pidansat de Mairobert in seinem Espion anglais eingehende Mitteilungen macht. Das Gegenstück zu diesem Lesbierinnenorden bilden die Päderastenklubs der *Guebres*, der

---

15 *Peuchet, Mémoires historiques tirées des archives de la police de Paris* 1838, t. II, p. 108.

16 Vgl. Hervez, a. a. O., S. 121—156.

17 *Histoire de la Félicité, Amsterdam 1751;* vgl. auch Hervez, S. 188, Anm. 1 und 2.

18 Vgl. Hervez, S. 206—237.

Arracheurs de palissardes[19]. Diese Ebugors (i. e. Bougres) hatten natürlich gleichfalls ihre Satzung und mußten sich verpflichten, auf alle Frauen zu verzichten[20].

Zu nennen wären noch *Société des hermaphrodites* (dieser gehörte Voisenon an), *Société du moment, Compagnie des Réjouis, Lesbos* usw. Die Herzogin von Gesvre war Vorsteherin des Medusenordens, in dem als Mitglieder nur adlige Damen figurierten. Statuen des Priapos, der Sappho und des Apollo neben anderen Symbolen sexueller Genüsse gehörten zur Einrichtung der Kultstätten. Die berüchtigte *Société des amis du crime*, deren Organisation wir in Sades Juliette eingehend behandelt finden, verfügte über ein eigenes Serail von Knaben und Mädchen, ja sogar eins mit Tieren, um jedem Geschmacke gerecht zu werden[21].

Diese Klubs, die allein dem Kultus der Sinne gewidmet waren, soll neben Nerciat noch ein Zeitgenosse anschaulich geschildert haben: *Vicomte de Varause*, in den „Lüsternen Schwestern“[22]. Der Prospekt dieser Übersetzung berichtet über ihn: „Maurice de Varause wurde in der Provinz als der Sohn eines total heruntergekommenen Edelmannes im Jahre 1750 oder 1752 geboren. Dank der Bemühungen seiner Tante, einer der vielen Mätressen Ludwigs XV., erhielt er eine Stellung als Page des Königs. Dadurch erschien ihm die Bahn für die höchsten Ehrenstellen des Hofes frei. Allein die Geschichte, die er im zweiten Band von Pater Eustache erzählt, hat er am eigenen Leibe erlebt. Er wurde mit einer der jugendlichen Favoritinnen des Königs erwischt, und die schönen Träume von Glück, Ehre und Ruhm waren aus. Gnadenhalber wurde er nur mit Versetzung in ein Linienregiment bestraft. Diese Strafe rettete ihn jedoch vor den Revolutionsstürmen, die seine Verwandten und Freunde in Paris teils in die Emigration, teils aufs Schafott rissen. Er blieb verschont, ja 1790 avancierte er sogar zum Oberstleutnant. Als solcher machte er die Affäre von Valmy mit, wurde hier aber durch eine Kanonenkugel, die ihm das rechte Bein zerschmetterte, schwer verwundet. Als er nach monatelangem Siechtum genas, war er ein gebrochener Mensch. Er

---

[19] Vgl. *Anecdotes pour servir à l'histoire secrète des Ebugors a Medoso, l'an de l'Ere des Ebugors* MMMCCCXXXIII (1733); vgl. Hervez, S. 238—274, und Gay. Anal. II, 15.

[20] Vgl. Drujon, Livres à clef, S. 51.

[21] Zur Literatur vgl. *Jean Hervez, Les sociétés d'amour au XVIIIe siècle. Paris*, Daragon, 1906, Stanislaus Przybyszewski, Die Entstehung und der Kult der Satanskirche in „Die Kritik“, 1897, Nr. 134, 135, 148, 149, 150, und E. Dühren, Der Marquis de Sade und seine Zeit, 1. A., S. 67 bis 70 und 135—138. Wohl in Anlehnung an diese erotischen Gesellschaften hatte sich auch in Berlin zur Zeit der Freiheitskriege ein Verein junger Männer und meist verheirateter Frauen gebildet, dessen ausgesprochener Zweck die Beglückung durch Liebe war und dessen Mitglieder „alle Schranken des bloß konventionellen Wohlanstandes unter sich aufgehoben hatten und jede Freude genossen, die nicht mit dem Verlust höherer Freude erkauft wird“. R. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 4. A., 1875, 1. Bd., S. 328.

[22] Deutsch zum ersten Male nach der Brüsseler Ausgabe von 1811 von Tom Swift übersetzt, mit Buchschmuck von Fred Nickles, in 650 Ex., 1910.

ging in ein Kloster, zu den Benediktinern in Reims. Seine Erinnerungen liefen ihm jedoch nach, ließen ihm keine Ruhe, bis er sie endlich dadurch loszuwerden suchte, daß er sie niederschrieb ... Aber, wie wenige können das von sich sagen! Er verliert sich nie über die Grenzen. Auch bei den tollsten Sprüngen seiner Phantasie bleibt er der elegante, geistreiche Mann der hyperraffinierten Kultur. In den höchsten Momenten der Seligkeit sagen seine Liebenden noch ‚Sie' zueinander. Leider starb er schon 1806."

Wie überzeugend klingt doch dieser Bericht! Nur schade, daß er an einem großen Fehler krankt, an der mangelnden Wahrheit. Denn die doch sonst sehr erschöpfenden französischen Biographien schweigen sich über diesen Mann und sein Werk aus. Nicht eine berichtet über ihn, was doch bei einem so „kulturhistorisch interessanten" Werke immerhin wundernimmt. Es bleibt also nur der eine Schluß, daß wir es hier mit einem Bluff des Verfassers oder Verlegers zu tun haben. Das Original erschien tatsächlich erst 1891 unter dem Titel: *Les Nonnes lubriques ou Histoires amoureuses et lascives. Racontées par les réligieuses du couvent du St. Claire. Paris et Amsterdam* 1891, 2 vols.[23]

9. KAPITEL

Die bedeutendsten Erotiker des 18. Jahrhunderts

Wie graziös die galante Zeit zu schildern wußte, beweist auch der entzückende *Roman von Vivant Denon „Point de lendemain". Conte imprimé par Pierre Didot* 1812, auch mit der obszönen Festsetzung unter dem Titel: *La nuit merveilleuse, ou le nec plus ultra du plaisir* (etwa 1800)[1].

Die Entstehung des reizenden Büchleins wird nach den *„Monuments des Arts du Dessin chez les peuples anciens que modernes, recueillis par le baron Vivant Denon,* die dessen Neffe Brunet Denon 1829 herausgab, auf einen Scherz in der Gesellschaft zurückgeführt. Es war 1775 am französischen Hofe. Es wurde behauptet, man könne keine wirkliche Liebesgeschichte schreiben, ohne unanständige Worte zu brauchen. Denon war anderer Meinung und las ein paar Tage später seine Geschichte vor, die alles sagt und doch mit keinem Wort den guten Ton verletzt[2]. Allerdings darf man an solche Entstehungsberichte nicht den strengen Maßstab der historischen Wahrheit anlegen. Denn dieselbe Entstehungsgeschichte soll bekanntlich auch Mussets „Gamiani" haben[3].

[23] Hayn-Gotendorfs Angabe VIII, 68—69. ist falsch; vgl. Stern-Szana, S. 192—193.

[1] Deutsch „Eine einzige Nacht", 1911, von Franz Blei übersetzt und von Karl Walser illustriert (Berlin, Bruno Cassirer). Die vollständigste Ausgabe ist die gleichzeitig mit der obszönen Fortsetzung *Nuit merveilleuse, Paris* 1777, im Jahre 1867 bei Poulet-Malassis in Brüssel herausgekommene: Drujon, Catalogue 322 und Gay, III, 805—806.

[2] Vgl. über die Bibliographie „Die Opale", 2. Band, S. 100—102.

[3] Siehe weiter unten!

Sein Freund *Dorat* (1734—1789), dem er diese kleine Geschichte schenkte, und der sie in seinem Todesjahre veröffentlichte, hatte sich schon vorher durch die 1770 erschienenen langweiligen *„Les baisers“* bekanntgemacht[4]. Eisen und Marillier hatten das Werk mit 23 Vignetten und 22 Culs-de-lampe geschmückt, so daß man nicht im Zweifel sein kann, daß der Illustrator den Hauptteil an der Verbreitung der „Küsse“ trägt. Wie schon der Titel sagt, sind die Gedichte eine Bearbeitung der Basia des Neulateiners Johannes Secundus. Dorat urteilt von seinem Vorbild: „Die Küsse“ des Joh. Sec. gehören zu den besten Produkten der neulateinischen Poesie. Sie rufen zuweilen die Erinnerung an Catull wach, ohne ihn jedoch in seinem entsetzlichen Zynismus zu erreichen. Indes trotz der ihnen gebührenden Achtung dachte ich nicht daran, sie zu übersetzen. Die Schönheiten, die über das ganze Werk zerstreut sind, scheinen mir nicht dazu angetan, in einer anderen Sprache den Leser mit demselben Reiz beglücken zu können. Hier und da habe ich freilich eine Idee von ihm benützt, ohne ihm jedoch sklavisch zu folgen.“ — Uns muten heute seine Gedichte ziemlich zopfig an und lassen uns trotz ihrer Frivolität kalt.

Das gleiche gilt von *Montesquieus „Le Temple de Gnide“, Paris 1725*[5], welches Gedicht nach des Dichters Geständnis nach einer Idee und zu Ehren der Prinzessin von Clermont geschrieben war, „ohne jeden weiteren Zweck, als ein poetisches Gemälde der Wollust zu entwerfen“. Ein Herzenserlebnis und die Lektüre von Fénelons Telemach gaben die Veranlassung dazu. Montesquieu ließ sein Gedicht in Prosa anonym mit königlicher Druckerlaubnis 1725 erscheinen und gab es als eine Übersetzung aus dem Griechischen aus, allein der Stoff ist derart, daß er nur von reich gepuderten und frisierten Köpfen richtig gewürdigt zu werden vermag. Der Abbé Voisenon behauptet, daß seine Nachdichtung Montesquieu zahlreiche Liebschaften eingebracht habe, nur wußte er sie zu verheimlichen. Colardeau und Leonard wandelten die Prosa in die beliebten Verse, in welcher Form das Gedicht am besten bekannt ist. Eisen illustrierte es und rettete das Werk somit vor der Vergessenheit[6].

Grimm, der Freund Diderots und der Philosophen, beurteilte diese ziemlich langweilige Art von Schäfergedichten mit Recht sehr abfällig. Bei diesem absprechenden Urteil mochte ihm wohl die geistreiche Causerie der *„Bijoux indiscrets“*[7] von *Diderot* vor Augen schweben, die allerdings von anderer Art war als die abgeschmackte „Poesie“ der Hirten und Schäfer. Der Verfasser glaubte sie allerdings später verleugnen zu müssen. Aber kein anderer als Diderot kann sie ge-

[4] Gay, I. 314.

[5] Deutsch: Der Tempel zu Gnidos. Übersetzt von G. Merkel, Weimar 1804. In der Hoffmannschen Buchhandlung.

[6] Vgl. Gay, III. 1185.

[7] *Roman érotique et satirique. Pekin* 1748, 3 vols.: Drujon, Catalogue, S. 52.

schrieben haben [8]. Lessing selbst hat dieses Meisterwerk der erotischen Literatur übersetzt. Ein Neudruck, der auch die Beweise beibringt, daß Lessing der Übersetzer ist, erschien 1906 [9].

Die Entstehungsgeschichte ist angeblich folgende: In einer Unterhaltung mit Frau von Puisieux soll, wie deren Tochter berichtet, die Rede auf die schlüpfrigen Romane des jüngeren Crébillon gekommen sein. Diderot habe geäußert, es sei leicht, sich in dieser Literatur zu betätigen, wenn nur eine gefällige Grundlage vorhanden sei. Alles übrige bleibe der Ausführung überlassen. Da diese Behauptung bezweifelt wird, machte sich Diderot ans Werk, und nach vierzehn Tagen waren die „Bijoux" nach einer französischen Falbel fertig und 50 Louisdor verdient. Seltsam genug war aber bereits 1747 ein inhaltlich gleiches Werk erschienen: *Le chevalier qui faisait parler les Cons et les Culs* [10]. Möglicherweise wurde Diderot auch hierdurch beeinflußt und nicht durch die Falbel „*Le chevalier qui faisait parler les cons*" [11]. Noch im Erscheinungsjahr kamen sechs Nachdrucke in Holland unter der Verlagsbezeichnung Monomotampa heraus [12].

Der Inhalt mag hier kurz wiedergegeben werden: Im Königreich Kongo lebt der Sultan Mongogul in der zärtlichsten Verbindung mit seiner Lieblingsfrau Mirzopa. Da ihn aber trotz seines Liebesglückes zuweilen Langeweile beschleicht, wendet er sich an einen Dämon Kukufa, der seinem Hause schon oft geholfen hat. Von diesem erhält er einen Ring, der die seltsame Eigenschaft besitzt, das gewisse Kleinod einer Frau sprechen zu lassen, sobald ein in den Ring gefaßter Stein auf sie hingewendet wird. Gleichzeitig macht der Ring den Träger unsichtbar. Mongogul findet nun großen Gefallen an dem Ringe, denn eine ganze Reihe von Frauen: Alcine, Egle, Fanny, Cypris, Fulvia, Olympia und Zaide müssen ihm ihre Geheimnisse preisgeben. Der Sultan berichtet dies getreulich seiner Mirzopa, und beiden gibt die gewonnene Erkenntnis Stoff zur Kritisierung der damaligen Sittenzustände. Diese sind traurig genug. Von allen befragten Frauen hat keine die Probe auf ihre Treue bestanden. Der Sultan verspricht nun seiner Favoritin ein Schloß und einen von ihr heiß begehrten Wickelschwanzaffen, wenn er nur eine einzige treue Frau am Hofe fände. Bald bietet sich Gelegenheit zur Prüfung. Seine Geliebte fällt in einen Starrkrampf, und der Sultan dreht aus Neugier den Stein auf ihr Kleinod,

---

[8] Vgl. Lessing, Hamburg. Dramaturgie, 84. Stück.

[9] Denis Diderot, Die geschwätzigen Kleinode. Nach einer Übersetzung des XVIII. Jahrhunderts neu herausgegeben von Lothar Schmidt, München, Georg Müller; ferner in Diderots sämtliche Romane und Erzählungen. Deutsch von Jacob und Hollander. Leipzig, Insel-Verlag, Bd. 1. Die erste deutsche Übersetzung trug den Titel „Die geschwätzigen Muscheln". Eine moralische Erzählung. Aus dem Französischen des Herrn Diderot (von Joh. Bapt. v. Knoll). 2 Theile, Franckfurt und Leipzig, i. e. Augsburg bei Mauracher, 1776, 8⁰.

[10] 38 S. mit einem Frontispiz von Eisen; vgl. Apollinaire, L'enfer, Nr. 25.

[11] Vgl. über die Versuche, zeitgenössische Typen und Anspielungen in dem Roman zu finden: Drujon, Livres à clef, S. 136—137.

[12] Vgl. Gay, I, 401, und Hayn-Gotendorf, II, 43.

aber dieses schweigt, woraus sich zu des Sultans freudigster Überraschung ergibt, daß sie die einzige treue Frau am Hofe ist.

Man ersieht aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß die „Bijoux“ kein eigentlicher Roman sind, sondern eine lose Verkettung von novellistischen Erzählungen, eine Galerie der verschiedensten Abschattungen des weiblichen Naturells. „Das Kalte, Feurige, Galante, Kokette, Wollüstige, Zärtliche, Launische, Beständige werden mit psychologischer Korrektheit gezeichnet. Die Heuchelei, Intrige, List, Verstellung, Leichtfertigkeit, Unersättlichkeit der Weiber wird in tausend pikanten Zügen veranschaulicht. Das Weib, könnte man herauslesen, läßt sich durch Eigennutz, Vergnügen, Eitelkeit bestimmen, wenn nicht auch seine Liebe und Treue verteidigt würde. Diderot hat die Satire auf die platonische Liebe nicht vergessen, sich aber nicht enthalten können, auch die Verirrungen des Geschlechtstriebes zu berühren. Die sapphische Liebe der Fricamone zur Acaris, die Neigung der Haria zu ihren Hunden, die Sodomiterei eines Paschas werfen ihre düstern und widrigen Schatten in die komischen Lichter, die gewöhnlich in diesen zynischen Anekdoten spielen. Der bürgerlichen Gerechtigkeit sucht Diderot dadurch zu genügen, daß er den Ehebruch in Kongo sehr strenge, nämlich mit dem Verlust des sündigen Gliedes, der gewöhnlich den Tod nach sich zieht, bestraft werden läßt[13].“

Diderot will mit seinem Werk *ridendo dicere verum.* Zu diesem Zweck dient ihm das komische und phantastische Element sowie der Witz. Aber seine Satire wirkt nicht recht, sie läßt den Leser kalt, denn Diderot besitzt nicht die Wucht und Kraft eines Aristophanes, nicht die gesunde Freude wie Rabelais, nicht die verführerische Frivolität Crébillons. Man spürt den Denker, den Gelehrten, der einen viel zu doktrinären, pedantischen Ton anschlägt, um seinen Zweck erreichen zu können. Diderot kommt nie über eine gewisse Grenze der Dezenz hinaus. Nur einmal wird er freier, dort wo er die Bekenntnisse des reisenden Bijous Cyprias verwertet. Aber hier tischt er uns ein Konglomerat von englischen, lateinischen, italienischen und spanischen Sprachbrocken auf, daß uns ganz wirr wird. Um nicht eintönig zu wirken und um den weiblichen Zwangskonfessionen ein männliches Gegengewicht zu geben, entschließt sich ein Mann zu freiwilligen Geständnissen. Es ist der ritterliche Selim, der, von Mirzopa ausgezeichnet, ihr seine galanten Abenteuer erzählt.

Wie man sieht, läßt das Werk an Phantasie wenig zu wünschen übrig, an Poesie ist es sehr arm. Diderot verleugnete später das Kind seiner Muse und bereute, es geschrieben zu haben.

1796 erschien „*La Réligieuse*“ (Die Nonne) bei Buisson in Paris. Über die Entstehungsgeschichte dieses zu Unrecht übel beleumundeten Buches berichtet Karl Rosenkranz[14] ausführlich. Danach knüpft die Geschichte an eine wirkliche Be-

[13] K. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke. Leipzig 1866, I. S. 64.
[14] A. a. O., II. S. 120 ff.

gebenheit an. Eine Nonne war gegen ihren Willen zur Ableistung der Klostergelübde gezwungen worden. Der Marquis von Croismare, aus dem Kreise der Enzyklopädisten, interessierte sich lebhaft für deren Schicksal. Schließlich begab er sich Familienverhältnisse halber auf sein Landgut. Die Freunde wünschten seine Rückkehr und fingierten deshalb, daß die Nonne aus dem Kloster entsprungen sei und der Hilfe des Marquis bedürfe. Diderot war von Begeisterung für seine Heldin ergriffen und machte sich an die Ausarbeitung dieser Geschichte, die also etwa 1760 entstand. Er schrieb sie nicht mit der Absicht, sie drucken zu lassen[15].

Was dem Buche sein Odium gegeben hat, ist die Darstellung der Tribadenszene zwischen der Nonne und der Oberin. Aber mit welcher Zartheit ist Diderot dabei zu Werke gegangen! Nichts Lüsternes, nichts Obszönes findet sich darin. „Diderot hat immer vor Augen, daß er ein Mädchen schreiben läßt, welches das Laster, von dem es bedroht ist, nur dunkel ahnt. Er läßt es nur so viel sagen, wie notwendig ist, um diese Gefahr zu begreifen[16]." Man fühlt, daß sein ganzes Interesse auf seiten der gepeinigten Nonne ist, deren ganzes Verbrechen darin besteht, nichts als Weib zu sein. Dies aber wird ihr eben verwehrt, und Diderot schildert voller Abscheu diese Infamie und den Versuch, das Triebleben des Mädchens auf unnatürliche Bahnen zu lenken[17].

Diderots dritter hierhergehöriger Roman ist „*Jacques le fataliste*", der um 1772 geschrieben wurde. Er ist ein Konvolut von Erzählungen, durch die Geschichte des Erzählers äußerlich zusammengehalten. Herr und Diener erzählen sich gegenseitig ihre Liebesabenteuer, die zwar frivol sind, nicht aber im Sinne der Libertinage, trotzdem verfielen die Geschichten dauernd der Beschlagnahme[18]. Diderot verteidigt sich selbst gegen den Vorwurf der Obszönität und tadelt, daß man den Alten zugesteht, was man bei den Neueren verdammt. Aber gerade in dieser Verteidigung wird er zuletzt im Ausdruck üppiger und anstößiger als in der Geschichte selbst[19].

10. KAPITEL
Voltaire

Voltaires Namen hat eine seiner Dichtungen bei allen kirchlich Gläubigen in Verruf gebracht: „*La Pucelle d'Orléans*", die bereits 1725 oder 1726 entworfen wurde, denn Voltaire schrieb am 9. Dezember 1736 an Trevian: „Seit zehn Jahren lehne ich es ab, auch nur von einer einzigen Seite der ‚Pucelle' eine Abschrift machen zu lassen," und neunzehn Jahre später sagte er zu d'Argental, es sei ein

[15] Gay, III, 966—967.
[16] Rosenkranz, a. a. O., S. 126.
[17] Vgl. Drujon, Catalogue, 344.
[18] Drujon, Catalogue, 206.
[19] Vgl. Gay, II, 687.

dreißig Jahre alter Schwank. 1735 waren erst neun Gesänge fertig, 1755 bereits fünfzehn. Zunächst zirkulierten die ersten Gesänge nur im Freundeskreise, allerdings mit Wissen und unter Förderung Voltaires, in mehr oder minder vollständigen Abschriften. Die breitere Öffentlichkeit wurde mit dem Werke erst bekannt gemacht, als 1751 bei Voltaires Aufenthalt in Berlin ihm ein Manuskript gestohlen wurde und in unrechte Hände kam. Im gleichen Jahre erfolgte auch der erste unberechtigte Druck, mit dem Titel: *La Pucelle d'Orléans, poème divisé en quinze livres, par M. de V***. Louvain* 1755 (in 12⁰ mit 161 Seiten). Der Band endet mit drei Linien, Punkten und der Bemerkung: Coetera desunt[1]. Diese erste, ohne Vorwissen Voltaires in Frankfurt a. M. veranstaltete Ausgabe rührt anscheinend von dem ehemaligen Kapuziner Maubert her. Sie gibt die frivolen Stellen in unverkennbarer Treue wieder, so das bekannte Eselsabenteuer, bei dem die Jungfernschaft Johannas ein klägliches Ende nimmt. Das gleiche gilt für die Ausgabe von 1761. Voltaire leugnete natürlich, wie es seine Manier war, die Autorschaft dieser gefährlichen Episode und erklärte sie für eine böswillige Unterschiebung. Aber daß auch sie von ihm herrührt, unterliegt wohl keinem Zweifel, denn in einem Briefe an d'Argental vom 7. November 1754 spricht er von dem Gesang vom Esel und fürchtet, daß man ihn druckt, „so, wie Sie ihn zuerst gesehen haben und nicht, wie ich ihn korrigiert habe". 1762 ließ Voltaire eine autorisierte Ausgabe mit zwanzig Kupfern erscheinen, in der die verfänglichsten Stellen gemildert wurden[2]. Die Jungfrau bewahrt hier ihre *pucelage* bis zur Einnahme von Orleans und opfert sie dann erst auf dem Siegesaltar[3].

Das Poem wird eröffnet mit einer sehr intimen Schilderung der erotischen Anknüpfung zwischen dem König Karl und Agnes Sorel. Während die beiden ihrem Liebesidyll leben, wird Frankreich von den Engländern verwüstet. Sie sind schon vor den Toren von Orléans angelangt. Da ergrimmt der Schutzpatron Frankreichs, der hl. Dionys, über die Schlaffheit König Karls und kommt auf einem Sonnenstrahl mitten in die ängstlich beratende Stadtväterversammlung geritten. Er eröffnet den Ungläubigen, daß, ebenso wie Frankreich von einem Weib ins Unglück gestürzt, es durch eine Jungfrau wieder gerettet werden soll. Er wird verlacht und reitet erzürnt auf seinem Sonnenstrahl davon. Voltaire macht uns nun mit Jeanne d'Arc bekannt. Sie ist die Frucht einer Schäferstunde eines Mönches mit einer Bäuerin. Ein englischer Bettelmönch, Dom Grisbourdon, mit der Mantik vertraut, hat nun aus Geisterbüchern erfahren, daß Frankreichs Schicksal an Jo-

[1] Drujon, Catalogue, 333, und Gay, III, 885—888.

[2] *Mémoires secrets* vom 15. April 1762 und 25. Mai 1762; Grisebach, Weltliteraturkatalog, 1. A., Nr. 641.

[3] Ein vollständiges Verzeichnis aller Varianten ist enthalten in dem 8. Bande der *Oeuvres complètes de Voltaire*, Hachette 1866, vgl. auch Apollinaire, S. 274—281. Schon 1763 fand sich der erste deutsche Bearbeiter: Das Mädgen von Orleans, ein Heldengedicht in achtzehn Gesängen. Aus dem Französischen des Herrn Voltaire übersetzt. London, im Verlag der Elzevirischen Erben, 1763, 6 Bl. Vorrede und 238 Seiten in 8⁰ mit 12 erotischen Tafeln à 3 Bildern.

hannas Jungfernschaft hängt. Sofort beschließt er mit einem Rivalen, einem Eseltreiber, dieses köstliche Gut zu erobern. Er schläfert deswegen Johanna ein. Als die beiden Ehrenmänner aber noch über den Vorrang streiten, kommt der hl. Dionys geritten, und sie entfliehen. Hannchen erwacht, deckt sich wieder zu, wird von dem Heiligen mit historischen Waffen ausgestattet und in ihre Mission eingeweiht. Zum Schlusse zaubert Dionys noch ein Grautier mit Flügeln herbei, das Johanna zum König Karl bringen soll. Die beiden gelangen zuerst ins englische Heer, zum Zelt von Hans Chandos, dem feindlichen Führer. Johanna malt einem hübschen Pagen auf die entblößte untere Rückenpartie mit Tinte ein paar Lilien, nimmt dann des Führers Schwert und Samthosen und kommt mit Dionys zu Karl. Der Heilige spornt den König an, und dieser ist auf einmal sehr kriegerisch gestimmt, als er hört, welchen Schatz er an Johanna hat. Diese wird hierauf von des Königs Hofärzten auf ihren Ruhm inspiziert und als Jungfer befunden. Der Kampf kann also beginnen. Nach einigen Ausfällen gegen Philosophie und Klerus schildert uns der Dichter Agnesens Schmerz über ihre Verlassenheit. Sie macht sich in Begleitung Bonneaus auf, um Karl nachzueilen, kehrt unterwegs in dasselbe Gasthaus ein, in dem Johanna weilt, und raubt ihr dort des Chandos Hosen und ihren Panzer. Angetan mit dieser schweren Rüstung, wird sie im Walde von den Engländern aufgegriffen und vor Chandos geführt, der ihr seine Hosen wieder auszieht und sie nackt in Besitz nehmen will, als Johanna in das feindliche Lager stürmt. Die Briten erleiden eine völlige Niederlage, aber Johanna und Held Dunois werden in ihrer Kampfeswut von den übrigen getrennt und finden sich völlig allein. Plötzlich jedoch taucht vor ihnen ein Hündchen auf, und sie folgen dem Tier, das sie auf ein Zauberschlößchen führt. Dieses bewohnt un Ungeheuer, das am Tage Mann, in der Nacht Weib, nur der Wollust lebt. Conculix, so heißt das Ungeheuer, versucht vergebens, bei beiden Gästen seine Wünsche zu befriedigen, und aus Rache will er sie verbrennen. Schon stehen die beiden nackt auf dem Scheiterhaufen, als Dom Grisbourdon auf seinem Esel durch die Lüfte kommt und Conculix überredet, sie zu schonen, er werde Hannchen mit ihm teilen. Plötzlich finden wir Dom Grisbourdon in der Hölle im Kreise der Teufel wieder, und der Satansmönch berichtet von seiner letzten Stunde. Natürlich ist die Szene für Voltaire recht geeignet, um gegen die Kirche scharfe Hiebe zu führen. Er findet dort Konstantin, den heiligen Dominikus und andere. Der Mönch erzählt nun, wie er eben dabei war, mit dem Eseltreiber Johanna zu zwingen, als Johannas Esel durch die Lüfte kam, um sie zu Dunois zu entführen. Da habe er sich schnell in ein hübsches Mädchen verwandelt, so daß Dunois ganz hingerissen gewesen sei. Der Eseltreiber hätte sich nun zu diesem entzückenden Mädchen gewandt, worauf Johanna aus Zorn und Eifersucht ihn mit dem Schwerte durchbohrt habe. Agnes, die sich so schnöde von Hans Chandos verlassen sieht, wendet nun dem Lager der Engländer in den Kleidern des englischen Führers den Rücken. Allein des

Chandos Page hat ihr Fliehen bemerkt und eilt ihr nach. Agnes stürzt, und der Page behandelt ihr die wundgerittenen Stellen. Dann geleitet er sie in ein Gasthaus und läßt sie dort allein. Ein Bettelmönch jedoch weiß die Gelegenheit besser zu nützen. Dunois befreit in der Zwischenzeit eine junge Hexe, Dorothea, vom Scheiterhaufen. Diese berichtet Dunois nun ihre Liebesgeschichte, und ihr Befreier kämpft für sie siegreich. König Karl erfährt jetzt zu seinem Schmerz von dem Verschwinden seiner Agnes, die unterdessen von dem Mönch beglückt wird. Ihre Gunst erhält darauf der Page Montros. Beide werden von den Engländern inmitten ihrer lieblichen Tätigkeit überrascht. Agnes gelingt es, in ein Kloster zu entfliehen, wo sie ihre Sünden büßen will. Aber unglücklicherweise ist die stellvertretende Oberin ein verkleideter Jüngling, und so gelingen ihre guten Vorsätze vorbei. Jetzt brechen die Engländer ins Kloster ein und halten eine wüste Orgie mit den Nonnen. St. Dionys sieht das alles, kommt selbst mit Johanna herbei, um der Wollust Einhalt zu tun. Aber auch der heilige Georg eilt herzu, und die beiden Heiligen fallen sich mit ihren Schwertern an, müssen sich indes, von dem heiligen Gabriel gezwungen, wieder versöhnen. Karl kommt nun mit seinem Beichtiger und Bonneau an das Schloß Cütendres, wo er den jungen Pagen trifft, der dem geilen Mönche, welcher Agnes Gewalt angetan, zuvor das Lebenslicht ausgeblasen hatte. Der Page vergnügt sich noch einmal mit Agnes. Karl hat jedoch endlich erfahren, daß sie im Schloß weilt, und eilt voller Sehnsucht zu ihr. Der Page versteckt sich schnell, wirft aber das Betpult um und wird von Karl entdeckt. Er läßt sich jedoch durch ein Märchen seiner Agnes leicht täuschen. Alles eilt nun den Engländern entgegen. Unterwegs treffen sie Hans Chandos. Johanna kämpft mit ihm und unterliegt. Der geile Engländer möchte ihr die Jungfernschaft rauben, Dionys weiß dies aber zu verhindern. Dorothea wird in der Kirche von Hans Chandos mit allzu freien Zärtlichkeiten belästigt. Trimouille, ihr Geliebter, kommt herbei, und die beiden messen sich im Zweikampf, in dem Chandos Sieger bleibt. Aber Dunois tritt nun auf und schlägt den Engländer nieder. Karl gelingt es, bei Orleans siegreich gegen die Engländer vorzubrechen, aber er verliert seine Agnes, denn die Erde spaltet sich, und all die schönen Mädchen nebst dem Pagen Montros versinken in das Zauberschloß des Conculix. Johannas Esel macht seiner Herrin nun ein Liebesgeständnis, wird jedoch von Dunois verjagt. Unterdessen sind unsere übrigen Helden bei Conculix, der sie aus ihrer Gefangenschaft erlösen will, wenn einer der Gefangenen sich ihm in Liebe ergeben will. Da jedes zurückschaudert, entschließt sich Paul Tirconel, sich für alle zu opfern. Der Esel kommt nun in das Schloß des Conculix, entführt Agnes zu ihrem Karl und eilt zu Johanna, die sich ihm endlich ergibt.

Aus jeder Zeile spürt man, mit welcher Liebe Voltaire die „Pucelle" geschrieben hat. Sein Behagen an den erotischen Situationen, mit denen das Epos durchsetzt ist, läßt sich nicht verkennen. Voltaire müßte ferner auch nicht er selbst sein,

wenn er nicht jede Gelegenheit benutzt hätte, um satirische Seitenhiebe auszuteilen gegen den Hof, Ludwig, seine Mätressen und den Klerus. Strauß[4] urteilt treffend: „Wir Heutigen legen das Gedicht, nachdem es uns zuweilen ergötzt, öfter abgestoßen hat, ziemlich gleichgültig aus der Hand, weil es für uns nicht mehr die Wahrheit enthält. Wir wissen, daß das Weib so nicht ist, oder doch nur unter Umständen so ist, und wenn es so wäre, würden wir uns nicht so lustig darein finden. Unsere Lebensanschauung ist keine frivole mehr; aber wir begreifen, wie sie damals so werden konnte. Es war die praktische Reaktion gegen den christlichen Spiritualismus, die neben der christlichen eintreten mußte. Im kirchlichen Christentum ist das Sinnliche am Menschen grundsätzlich verneint, tatsächlich nur geduldet. Enthaltung, Jungfräulichkeit ist das Höhere, das Wahre, das, was eigentlich sein sollte, wenn es nur könnte. Und in einzelnen Menschen ist es doch auch wirklich, die eben damit sich auf den Gipfel der Menschheit stellen. Die Aufklärung in der sensualistischen Richtung, die sie in Frankreich nahm, sagt, und so weit hat sie ganz recht: nein, der Mensch ist nicht wesentlich Geist. Nun geht sie aber weiter und wird ebenso einseitig wie die Kirche, indem sie fortfährt: sondern er ist Fleisch, Sinnlichkeit. Und sofort gibt sich der Dichter daran, dies in einer Reihe von Bildern anschaulich zu machen, wo durchaus das Fleisch den Geist zu Falle bringt, die vorgebliche Reinheit sich als Heuchelei, die vermeintlich Heiligsten sich als die Verdorbensten zeigen ... In Voltaires ‚Pucelle', können wir sagen, genoß das 18. Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen Eigenschaften nicht zu trennen ist[5]."

Ob ein anderes erotisches Werk: *L'Odalisque, ouvrage traduit du Turc. A Constantinople (Paris) chez Ibrahim Bectas, imprimeur du grand-vézier, auprès de la mosquée de St. Sophie,* 1779, in 18°, von Voltaire stammen soll, wie nämlich behauptet wird, erscheint mir zweifelhaft. Wahrscheinlich hat es *Pigeon de St. Paterne, sous-bibliothécaire de l'abbaye de Saint-Victor,* zum Verfasser[6]. Einige, darunter Gay[7], wollen es *Nerciat* zuschreiben, andere wiederum J. F. *Mayeur de Saint-Paul*[8]. Sicher aber stammt es nicht von Voltaire, obgleich eine Ausgabe von 1796 ganz offen ihm die Autorschaft zuschreibt[9]. Auch von Nerciat kann es nicht stammen, und zwar aus folgendem Grunde: 1787 erschien eine zweite Ausgabe mit dem Titel: *L'Odalisque, ouvrage érotique, lubrique et comique, traduit*

[4] Voltaire, Sechs Vorträge, Volksausgabe, Leipzig, Kroner, 6.—10. Tausend, S. 42.

[5] Die einzige neue Übersetzung, die sich an das Original hält, stammt von Ernst Christoph Bindemann: „Das Mädchen von Orleans". Ein heroisch-komisches Gedicht in 16 Gesängen. Fedor von Zobeltitz hat in einem Neudruck diese Übersetzung der Vergessenheit entrissen. Auch das prüde Albion sicherte das Werk durch eine Übersetzung seinen Landsleuten, vgl. den interessanten Artikel Nr. 243 von Drujon. *Essai bibliographique sur la destruction volontaire des livres ou bibliolytie.* Paris 1880 und Hayn VIII, 247.

[6] Vgl. Hayn, Mon. Nr. 413.

[7] III, 443 u. 3. A. VI, 433.

[8] Monselet, S. 159.

[9] Vgl. Apollinaire, Nr. 579.

du turc, par un membre extraordinaire de la joyeuse faculté phallo-coiro-pygo-glottonomique, à Stambul 1787, in 12°. Höchstwahrscheinlich ging die Ausgabe aus der gleichen Druckerei hervor, die 1785 den ersten Teil von Nerciats „*Le Diable au corps*" unberechtigterweise druckte. Dieser Ausgabe gab sie indessen nicht den Titel, womit Nerciat seine Ausgabe versah, obgleich dies doch nahegelegen hätte, sondern betitelten es: *Les écarts du tempérament ou le catéchisme de Figaro.* Es wäre nun seltsam genug, wenn der Drucker bei *L'Odalisque* sich eng an Nerciat angelehnt hätte, nachdem er es bei „*Le diable au corps*" verschmäht hatte.

L'Odalisque kann übrigens wenig Interesse beanspruchen. Zêni, die Hauptfigur, ist ein kleines Mädchen, das für den Harem des Sultans erzogen wird. Ein Eunuche (!), namens Zulphicara, wird ihr Geliebter. Daran reihen sich Schilderungen aus dem Serail, Eifersuchtsszenen, Liebesabenteuer usw.

II. KAPITEL

Crébillon der Jüngere

In Claude Prosper Jolyot de *Crébillon* (1707—1777) erreichte die frivole Literatur Frankreichs ihren Höhepunkt. Crébillon betrieb als ihr radikalster Vertreter das Geschäft mit Vorsatz und Überlegung. Ton und Geist der damaligen Gesellschaft werden mit einer unerhörten Offenheit wiedergegeben. Immer geistreich, frech, frivol bis zur Besinnungslosigkeit, dennoch aber (mit einer einzigen Ausnahme) vor der äußersten Enthüllung, vor der nackten Darstellung des letzten Gewährens zurückschreckend, so erscheinen uns Crébillons Romane. In seinem Bestreben, das Leben so wiederzugeben, wie es ist, unterstützt ihn sein Mangel an jeglicher Pietät und seine scharfe Beobachtungsgabe. Crébillon besitzt keine Illusionen mehr. Wohin er auch blickt, überall sieht er Ausschweifung und Verlodderung, und diese Zustände spiegeln sich in seinen Werken wider. Wenn man ihm trotzdem Lüsternheit zum Vorwurf macht, so beobachtet man zu wenig, daß ein Schriftsteller, der gelesen sein will, immer der Sklave des Lesepublikums ist. Crébillon will eben gelesen sein, und sein Publikum vergöttert die Frivolität. Aus dieser Wechselwirkung erklärt sich zum Teil die Unmoralität seiner Romane, die auch im prüden England ihre Liebhaber fanden. Englische Lebemänner kamen häufig nach Paris, um dort die verfeinerte Art des Lebensgenusses kennenzulernen, sich Kleider anfertigen zu lassen und wohl ein Dutzend von Crébillons Romanen einzukaufen, um damit Freunden in England gefällig zu sein[1].

Am bekanntesten ist wohl: *Le sopha, conte moral* (!), s. l. n. d. (1741), in 12°. Die erste Ausgabe ist nach Gay unter folgendem Titel erschienen: *Le sopha, con-*

[1] Percy Fitzgerald, The Life of George the Fourth, London 1881, Bd. 1, 62.

leur de rose, conte moral. A Gazuah, l'an 1120 de l'Hégire de l'imprimerie du très-pieu, très-clément et très-auguste Sultan des Indes[2]. Der Titel an sich gibt über die Grundtendenz des Werkes Auskunft genug; hier wie bei Sade werden auf dem Sofa, nicht auf dem Bette, die Liebeskämpfe ausgefochten. Die Geschichte soll ein Märchen im orientalischen Gewande sein, das folgenden Inhalt hat: Almanzei, eine Art von Hofjunker an Schah Bahams Hofe, wird zur Strafe in ein Sofa verwandelt. Er erzählt nachher, was er als solches gesehen hat. Die Bedingungen des Zaubers und der Erlösung sind: er kann sich eine Form, einen Stoff, eine Farbe wählen, welche er will, und dienen, wem er mag, nur Sofa muß er bleiben so lange, bis er in der Nähe eine Begebenheit erlebt, die freilich überaus selten ist, nämlich: Unschuld gegen Unschuld wechselseitig verloren.

Crébillons Roman erregte bei seinem Erscheinen berechtigtes Aufsehen. Am 7. April 1741 erhielt er den Befehl, *de s'exiler à trente lieues de Paris,*[3] weil der König sich und Angehörige des Hofes in der Erzählung porträtiert glaubte. Crébillon flüchtete nach England und gab an, daß er „das Sofa" auf den Wunsch Friedrichs II. geschrieben habe, daß es nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen sei und daß man ihm das Manuskript entwendet habe. Daraufhin erhielt er die Erlaubnis zur Rückkehr. Crébillon nahm sich Gueulette[4] zum Vorbild für seine Geschichte, wie Rudolf Fürst[5] nachgewiesen hat. Er schreibt: „Ein besonders dankbarer Vorwurf für die Zwecke Crébillons war die Seelenwanderung des Mandarinen Fum-Hoam, der nach der Erzählung des Gueulette die geheimsten Dinge in seinen verschiedenen Erscheinungsformen miterlebt hatte. Suchte man nun das Ding, das die bedenklichsten und laszivsten Sachen mit anzusehen gezwungen war, so verfiel ein Kopf wie Crébillon zuerst auf das Sofa." Originell ist Crébillon nur in den erotischen Situationen[6].

An Nachfolgern konnte es Crébillon selbstverständlich nicht fehlen, denn der Erfolg reizte ja direkt zur Nachahmung. Bachaumont[7] zitiert: *La conversation des chaises, ne vaut rien, après le sopha; Le Canapé couleur de feu* (1745), ferner nennt Drujon[8] *Le bidet*. In England wurde das Schoßhündchen als guter Beobachter eingeführt, die Banknote, der schwarze Rock usw. Auch *La chandelle d'Arras* von Dulaurens scheint beeinflußt zu sein.

Ein Beispiel echt französischer Causerie, die mit fein pointierten, psychologischen Tüfteleien reichlich durchsetzt ist, bietet uns Crébillon in seinem eigen-

[2] In Wahrheit bei F. H. Scheurleer in Haag, zuerst undatiert; vgl. Gay, III, 1135.

[3] Dutrait, *Etudes sur la vie et le théâtre de Crébillon. Bordeaux* 1895, S. 72.

[4] *Aventures merveilleuses du mandarin Fum-Hoam, contes chinois* 1715.

[5] Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert, Halle 1897, S. 65.

[6] Eine Nachahmung leistet sich ein neuerer Schriftsteller, der mit E. D. zeichnet: *L'Odyssée d'un pantalon par E. D. Paris. Aux dépens de la Compagnie* 1889. Er behandelt die Geschichte eines jungen Mannes, der in eine Damenunterhose verwandelt wird und seine Erlebnisse in dieser Gestalt erzählt, als er schließlich sein ursprüngliches Ich wieder annimmt.

[7] *Mémoires secrets* vom 27. 10. 1762.

[8] *Livres à clef*, S. 134—135.

artigen Dialog: *Le hasard au coin du feu*[9] und in der dialogisierten Geschichte: *La nuit et le moment.* Auch hier wieder wie überall bei Crébillon ein getreuer Spiegel des liederlichen Lebens am Hofe Ludwigs XV., zwei geistreiche Dialoge über die Liebe. Beide Erzählungen sind innerlich miteinander verbunden. In dem letztgenannten geistvoll geschürzten Dialoge sind nur zwei Personen Träger der Handlung: die Gräfin Cidalise und der Graf Clitandre. Der Schauplatz ist ein Landschlößchen, genauer das Zimmer der Gräfin, die sich abends zurückgezogen und dabei den Riegel vorzuschieben vergessen hat. Clitandre streift in einem einfachen Schlafrock auf dem Flur umher, findet eine Tür offen und schreitet hindurch. Hoffte er, erwartet zu werden, und war dies der Fall? Darüber bleiben wir unaufgeklärt. Denn Crébillon ist der Meister der halben Töne, der mehr erraten läßt, als daß er unumwunden ausspricht, was er denkt. Die Konversation wird also mehr und mehr rege, leicht hüpfend — und immer intimer. Die Gräfin Cidalise will weitere Liebesabenteuer Clitandres vernehmen. Dieser weigert sich aber, weiter zu erzählen, da ihn entsetzlich friere, und erhält endlich nach manchem Hin und Her die Erlaubnis, im Bett der Gräfin seine Erzählung beenden zu dürfen. Nun berichtet er von seinem Zusammentreffen mit Julie an einem heißen Sommertage, wie er mit ihr über den Einfluß der Hitze auf die männliche Kraft diskutiert und schließlich ihr den Beweis gegeben habe, daß bei ihm wenigstens keine Abnahme zu merken sei. So kommt man sich im Bett näher, macht sich kleine Geständnisse, glaubt unzertrennlich aneinander gefesselt zu sein und gelangt schließlich zur Einsicht, daß man sich doch nicht mehr so gleichgültig ist, wie man anfangs annahm. Clitandre läuft nun Sturm, nach allen Regeln der Kunst, bis er endlich sein Ziel erreicht. Es folgt nun die Schilderung anderer Liebesverhältnisse in anschaulicher Weise. Als der Morgen graut, hat Clitandre seinen Bericht und seine Kraft erschöpft[10].

Die Situation in *Hasard au coin du feu* ist das gerade Gegenteil. Vier Personen treten darin auf: der Herzog, die Marquise, Celia und La Tour, der Kammerdiener Celias. Während aber in „La nuit et le moment" der Mann den Angriff unternimmt, ergreift hier die Frau die Offensive. Celia sitzt allein am Kamin mit dem Herzog, dem erklärten Liebhaber der Marquise, ihrer Freundin. Der Herzog, ein glänzender, geistreicher Plauderer, streift alle Arten der Galanterie. Celia manövriert geschickt die Unterhaltung in ein intimeres Fahrwasser. Der Herzog geht darauf ein, kommt ihr entgegen, ohne aber ein Wort zu sprechen, wonach Celia sich sehnt, das Wort: „Ich liebe Sie!" Dazu ist seine Zuneigung zur Marquise zu groß. Trotzdem will er nicht der Narr sein, die günstige Gelegenheit sich entschlüpfen zu lassen, und er erreicht auch, was er will und was man jetzt unter

[9] Vgl. *Mémoires secrets* v. 6. 7. 1763; deutsch: Das Spiel des Zufalls am Kaminfeuer von Karl Brand. Leipzig 1905.
[10] Vgl. Gay, II, 454.

„Liebe“ versteht, „den Austausch zweier Phantasien und die Berührung zweier Schleimhäute“ oder

> *L'amour est une affection*
> *Qui par les yeux dans le cœur entre,*
> *Puis par une défluxion*
> *S'écoule par le bas de ventre. (Piron.)*

Das ist kurz der Inhalt. Würde man es wagen, dieses Stück aufzuführen, so könnte die Mimik, um dem Wortlaut zu entsprechen, nicht anders als obszön sein. Bei der Lektüre jedoch bleibt man von derartigen Bedenken frei. Man kann nur Crébillons Meisterschaft in der Behandlung der Charaktere bewundern. Wieviel Kokotten, wieviel Lebemänner läßt er auftreten! Er gibt keine ausführliche Schilderung, er deutet nur an, streift nur und läßt uns selber den Schluß daraus ziehen. Er zeigt die Zeit mit ihren Lastern und Vorzügen. Das macht den einen Vorzug aus, der andere liegt in dem prickelnden, geistreichen Dialog.

Zu erwähnen wäre weiter *L'écumoire ou Néardané, histoire japonaise, Pékin (Paris) 1734, chez Lou-Chou-Chu-Lu, seul imprimeur de sa Majesté chinoise pour les langues étrangères.* Die erste Ausgabe, einfach „*L'écumoire, histoire japonaise*“ betitelt, soll nach Gay[11] bereits 1733 erschienen sein.

Das angeblich aus dem Chinesischen übersetzte Märchen hat natürlich Crébillon zum Verfasser. Die Erfindung ist originell, aber die Ausführung leidet durch unerträgliche Weitschweifigkeiten sowie die fortgesetzten Einschiebsel, und der Schluß ist matt und langweilig. Der Prinz Tanzai soll sich vermählen. Er wählt aus der großen Anzahl der Bewerberinnen Neardane, womit er dem Willen des Schicksals zuwiderhandelt. Nur ein Mittel gibt es, dessen Zorn zu versöhnen, verrät die ihm gewogene Fee und überreicht ihm einen gewaltigen Schaumlöffel. Diesen solle er am Tage seiner Hochzeit einem alten Weibe, das der Feierlichkeit beiwohnen werde, in den Mund stoßen und dann den Oberpriester Sangrenutio bitten, das gleiche mit sich geschehen zu lassen. Die erste Bedingung wird erfüllt, der Oberpriester aber weigert sich entschieden, dem an ihn gestellten Verlangen nachzukommen, und da dem Prinzen verboten ist, Gewalt anzuwenden, ist er der Rache der Fee Gurke, die die Gestalt des alten Weibes angenommen hatte, wehrlos preisgegeben. Das soll sich bald zeigen. Die Hochzeitsnacht ist da. Kosen und Seufzen ertönt im Brautgemach, schon glaubt sich Tanzai auf dem Gipfel seiner Wünsche, als er bei gleich starken Begierden plötzlich nicht mehr die gleiche Kraft spürt. Voller Staunen über ein so wenig vorhergesehenes Ereignis, versucht er in den zärtlichsten Umarmungen ein Mittel gegen sein Unglück. Alles erregt sein glühendes Verlangen, aber nichts gibt ihm das wieder, wodurch er es der Prinzessin beweisen könnte. Bestürzt und beschämt über den Zustand, in dem er sich be-

[11] II, 68.

findet, legt er sich wieder neben Neardane nieder, in der Hoffnung, daß diese Erstorbenheit schwinden und seine Geliebte selbst zu ihrer Tilgung beitragen werde. Aber wie groß ist sein Erstaunen, als er, wie er nun um die Hilfe einer so teuren Hand fleht, bemerkt, daß es unnütz wäre, sich ihrer bedienen zu wollen. Es zeigt sich seinen Augen kein Gegenstand mehr, auf den die Prinzessin ihre Güte erstrecken könnte. Diese rät ihm nun, mit dem Schaumlöffel zu reiben, um das Verlorene wieder zuerlangen. Aber nun gräbt sich durch Zauber der Löffel in das Fleisch und ist nicht mehr loszubringen. Das Orakel des heiligen Affen, das man nun befragt, rät dem Prinzen, auf die Schneckeninsel zu reisen. Dort wird er auch tatsächlich in seine normale Gestalt umgewandelt, muß aber der Herrin der Insel vierzehnmal hintereinander beiwohnen, damit er Neardane wieder erlangen könne. Die Fee Gurke täuscht ihn abermals. Der Prinz kehrt nach Scheschian zurück und gedenkt, nun endlich bei seiner Gemahlin für Nachwuchs sorgen zu können. Wie groß aber ist sein Schmerz, als er wahrnimmt, daß keine Spur mehr von jener Schönheit bei Neardane zu finden sei, die ihn in diesem Augenblick am meisten interessiert. Als die Prinzessin ihn so betroffen sieht, fragt sie ihn nach dem Grunde. Statt aller Antwort nimmt Tanzai ihre Hand und führt sie an den Ort, den er betrachtet. Beide sind verzweifelt über die unaufhörliche Rache der Gurke. Das Orakel muß wieder in Aktion treten, und Neardane sieht sich gezwungen, zum Prinzen Knebelbart eine Reise zu unternehmen, um wieder des Kleinodes teilhaftig zu werden, wobei sie mehrere galante Abenteuer erlebt. Schließlich werden die Streitigkeiten wegen des Schaumlöffels gütlich beigelegt, und die beiden Liebenden gelangen an das Ziel ihrer Wünsche.

Für unseren heutigen Geschmack ist die Lektüre dieses seinerzeit vielgelesenen Märchens eine qualvolle Arbeit. Der Faden der Geschichte wird zerrissen, geknüpft, von neuem zerrissen und wieder geknüpft. Nebensächlichkeiten werden ebenso weitschweifig behandelt wie der Hauptpunkt und mit philosophischen und galanten Erörterungen verbrämt. — Der Verkauf des Büchleins wurde streng untersagt, was zur Folge hatte, daß man es heimlich verkaufte und eifrig las. Ja die Hofdamen waren ganz „toll" danach [12]. Die Ursache des Verbotes ist darin zu finden, daß in dem Märchen eine Satire gegen den Kardinal Rohan zu erblicken ist, wofür Crébillon einige Zeit in die Bastille wandern mußte [13].

Wahrt Crébillon in den besprochenen Werken noch einigermaßen die Gesetze der Schicklichkeit, so läßt er in dem jetzt zu erwähnenden Werke auch den letzten Schleier fallen. Es sind dies die berühmten „*Tableaux des mœurs du temps dans les différents âges de la vie en dialogues*," mit einem angefügten zweiten Teil: *Histoire de Zairette, Amsterdam* s. d. (Paris 1760), in 4°, mit zwanzig freien Minia-

[12] *Journal littéraire* 1734, 22

[13] Drujon, Cat 137

turen von Carême oder Chardin[14]. In siebzehn Kapiteln schildert uns hier ein wahrhafter Meister das galante Leben des alten königlichen Frankreichs. Siebzehn mit unerbittlichem Auge gesehene und mit zart impressionistischem Pinsel festgehaltene Bilder aus dem Leben fügen sich hier zum Gesamtbilde einer prunkvollen, von heißer Sinnlichkeit erfüllten Epoche der französischen Geschichte. Im Mittelpunkt dieses Kaleidoskops der Leidenschaften steht das Fräulein Therese de S..., eine Dame der Gesellschaft von bezaubernder Schönheit und Anmut. Wir lernen sie zuerst als junges Mädchen kennen, das im Kloster erzogen wird, und schon hier, innerhalb der geistlichen Mauern regt sich in ihr das heiße Blut. Die Sinne lechzen nach Befriedigung, und ein stürmisches Liebesbedürfnis zieht sie zu den Freundinnen und Kolleginnen hin. Wie diese jungen Mädchen im Klosterpensionate in mannigfache, stark sinnliche Beziehungen treten, wie das Frühlingserwachen in den gewagtesten erotischen Spielen und Abenteuern zum Ausdruck gelangt, ist eine der reizendsten und raffiniertesten Partien dieses Werkes. Dann sehen wir das vollerblühte Mädchen als Braut und jungvermählte Frau, die Ehegatten gehen bald ihre eigenen Wege. Auch an lesbischen und flagellantistischen Szenen ist kein Mangel[15].

Dieses glänzende und merkwürdige Buch hat selbst eine sehr merkwürdige Geschichte. Crébillon schrieb es auf Verlangen des Herrn J. Le Riche de la Popelinière, eines außerordentlich reichen Generalpächters, berühmt durch seine großartige Lebensführung, seinen Luxus, seine Verschwendungssucht und seine Vorliebe für die Frauen[16]. Außerdem besaß er die Leidenschaft, als Dichter glänzen zu wollen. Seine Verse sind nicht erhalten, dagegen sind zwei Romane auf uns gekommen. Der eine, „Daira“ betitelt, eine orientalische Geschichte, erschien 1760 in, wie es heißt, nur 25 Exemplaren[17]. Der zweite nicht so umfangreiche Roman ist *Histoire de Zairette*, welchen er, um ihn vor der Vergessenheit zu retten, den „Sittenbildern“ von Crébillon gleichsam als Anhang beifügte. Zairette, in Paris geboren, gelangt nach verschiedenen galanten Abenteuern, in das Reich Karakatay, wo sie den Liebeslaunen des Herrschers Moufhack dienen muß. Diese Liebesszenen sind nun mit ausschweifender Phantasie geschildert.

Wie der Marquis von Paulmy erzählt, wurde dieses Buch Crébillons nur in *einem* einzigen Exemplar[18] in dem Hause und unter den Augen des Popelinière mit außerordentlicher Sorgfalt gedruckt. Nach beendetem Druck wurden die

---

[14] Vgl. Gay, 3. A., VI, 307; und 4. A., III, 1173; *Brunet, Fantaisies bibliographiques*, Paris 1864, S. 26 ff.; Drujon, Cat. S. 371; 1910 erschien eine deutsche Übersetzung von Max Becker mit 10 erotischen Bildern von Choisy le Conin (Marquis de Bayros) in 500 Ex. als Privatdruck.

[15] Vgl. *Monselet, Les galantéries du XVIIIe siècle*. Paris 1862, S. 55—78. „Die Opale“, hrsg. von Franz Blei, Leipzig 1907, 2. Halbband, S. 88—95, und „Der Amethyst“ vom gleichen Herausgeber 1906, Wien, S. 299—313, wo je ein Dialog abgedruckt ist.

[16] *Mémoires secrets* v. 17. 7. 1762 und 13. 1. 1763.

[17] Hayn, II, 2.

[18] Nach den *Mémoires secrets* v. 15. 7. 1763 in 3 Exemplaren.

Platten vernichtet. Das Werk enthielt zwanzig große, besonders schöne Miniaturen von Carême oder Chardin, welche Popelinière in verschiedenen Stellungen darstellen. Nach Popelinières Tode wurde dieser Band, wie die „*Mémoires secrets*" unterm 15. Juli 1763 berichten, in einem versiegelten Pakete vorgefunden, so daß man zunächst La Popelinière für den Verfasser *beider* Erzählungen hielt. Auch Brunet[19] teilt diese Ansicht noch. Der Bericht lautet: „Man weiß, daß Herr de la P. nach Autorenruhm geizte. Man kennt von ihm Romane, Komödien, Chansons usw. Nun hat man vor ein paar Tagen ein Werk von ihm gefunden, das, obzwar gedruckt, doch nie erschienen ist, und heißt ‚Les Mœurs du siècle' in Dialogen. Es ist im Geschmacke des ‚Portier des Chartreux' . . . Es gibt nur drei Exemplare davon, und die waren unter Siegel . . . Eins hat viele entsprechende Stiche von großer Feinheit. Man schätzt den Wert des Buches wegen seiner Seltenheit, Zahl und vollendeten Schönheit der Bilder auf mehr als 2000 Taler. Fräulein de Vandi, eine der Erbinnen, schrie entsetzt auf, als sie des Fundes ansichtig wurde, und bestand darauf, daß man dieses Werk des Teufels sofort verbrenne. Der anwesende Kommissar erklärte jedoch, daß sie nicht allein darüber verfügen könne und daß auch die anderen Erben befragt werden müßten. Er versiegelte das Exemplar neuerdings und machte dem Generalleutnant der Polizei von der Sache Mitteilung, welcher wieder den Minister M. de Saint-Florentin davon verständigte. Dieser ordnete an, daß man von dem Buche für Seine Majestät Besitz ergreife, welcher Befehl auch ausgeführt wurde." Dieses Exemplar kam dann, wie Brunet[20] berichtet, an den Herzog de la Vallière und gelangte nach dessen Tode in den Besitz des Marquis de Paulmy. Dann hörte man längere Zeit nichts mehr von dem Werke, bis Brunet in seinem „*Manuel de Libraire*" erzählt, daß es 1820 nach Rußland in die Bibliothek des Fürsten Michael Gallizin gekommen sei. Im Jahre 1825 wurde diese Bibliothek in Paris versteigert, aber der Katalog erwähnt das Exemplar nicht, da es schon vorher an einen französischen Bibliophilen verkauft worden war. 1868 besaß das Exemplar J. Pichon, der Präsident der „*Société des Bibliophiles*", der es für 3000 Franken nicht veräußern wollte. 1875 gehörte es Frédéric Hankey, einem in Paris wohnenden Engländer[21], später einem Herrn Cousin, der es im Jahre 1891 für 20 200 Franken an einen fremden Bibliophilen veräußerte.

Von dem Werke sind fünf französische Neudrucke erschienen, welche aber sämtlich außerordentlich selten sind, da das Buch beständig beschlagnahmt wurde. Der erste erschien Paris 1863, ein zweiter Brüssel bei Poulet-Malassis 1867 mit Frontispiz von Rops. Die dritte Ausgabe wurde 1875 A Venise (Brüssel) chez Bellopalazzo Imprimeur herausgegeben.

---

[19] A. a. O., S. 26.

[20] *Fantaisies*, S. 26, Anm. 1.

[21] I. Dühren, Das Geschlechtsleben in England, 1903, III, S. 496.

Von sonstigen Werken Crébillons wären noch zu nennen: *Les Amours de Zéo Kinizal, roi de Céfirons* (Amsterdam) 1746, worin er die Liebesabenteuer des fünfzehnten Ludwig schilderte, sowie: *Ah! quel conte!* 1754. *Les égarements du cœur* sind in dem gleichen Stil gehalten, weshalb sich eine Besprechung hier erübrigt.

Daß Crébillon zu seiner Zeit viel gelesen wurde, steht fest. Seine Schriften entsprechen dem Zeitgeschmack, die gewagtesten Situationen mit den sittsamsten Worten der Welt zu schildern. Ohne Esprit in der Unterhaltung besitzt der sinnliche Genuß wenig Reiz. Das witzige Wortspiel ist die Zierde und zugleich die Entschuldigung für die unmoralischen Handlungen. Auch die Märchenform und die Einkleidung in orientalisches Gewand entsprach der Moderichtung. Eigentümlich ist Crébillon die seltsame Vermischung des moralisierenden Tones mit der lüsternen Schilderung der Liebesbeziehungen. Seine Absicht, ein getreues Spiegelbild seiner Zeit zu geben, ist nicht zu verkennen. In vorsichtiger Weise macht sich auch der Satiriker bemerkbar, wenn er kirchliche und politische Mißstände anscheinend unabsichtlich aufs Korn nimmt. Sein Einfluß auf die zeitgenössische Literatur läßt sich leicht nachweisen[22].

12. KAPITEL

Choderlos de Laclos (1741-1803)

Da in diesem Zeitalter die Liebe alles gilt, ist man systematisch geworden und bringt die Verführungskunst in ein regelrechtes System. Mit der bloßen Hingabe der Frau ist es nicht mehr getan. Man hat ja so viel und so oft gekostet, so daß man Bescheid weiß. Der Genuß mundet nur, wenn er mit List und Gewalt erkämpft wird. So stehen sich Mann und Weib als sich mißtrauisch belauernde Streiter, als Feinde gegenüber. Zuerst genießen, dann vernichten, heißt die Parole fortan. In unerreichter Meisterschaft hat *Choderlos de Laclos* in seinen „*Liaisons dangereuses*“[1] all die Einzelheiten hoffähiger Verworfenheit, die die Liebe zum schlauen Betrug entwürdigte, mit der anschaulichen Treue eines guten Photographen wiedergegeben. Ein junges unschuldiges Mädchen wird von zwei genialen Verbrechern verführt und zur gemeinsten und naivsten Dirne gemacht. Eine junge verheiratete und fromme Frau wird von demselben Paar systematisch der Untreue in die Arme und in den Tod getrieben. Und nicht die Liebe, kaum die Sinnlichkeit ist die Triebfeder, sondern die raffinierte Lust am psychologischen Experiment, die vor keinem Verbrechen zurückbebt. Nicht das Verführen allein ist der Zweck,

[22] Vgl. Alfred Nöckler, Crébillon der Jüngere 1707—1770. Leben und Werke. Leipz. Diss. 1911; z. Bibl. Gay, III, 428; IV, 227—228 und Hayn-Gotendorf, I, 669—703, Drujon, *Livres à clef*, S. 37.

[1] *Ou lettres recueillies dans une société et publiées pour l'instruction de quelques autres. Par M. C.... de L... Amsterdam; et se trouve à Paris, chez Durand MDCCLXXXII, 4 Parties in 2, 12⁰.*

sondern das Verderben. Dem Satiriker aber war es kaum so ernst um seine Aufgabe, daß er ihretwegen das graziös-leichtfertige Lächeln des Galliers ganz verlernt hätte. Nebenbei stachelt ihn der Schriftstellerehrgeiz, ein vielgelesenes Buch zu schreiben, und dieser Erfolg winkte ihm nur dann, wenn er, dem Geschmacke seiner Zeit folgend, zur Schilderung des Lasters die buntesten und brennendsten Tinten benutzte. „Aber diese und andere Mängel mehr dienen eigentümlicherweise im letzten Grunde nur dazu, den künstlerischen Wert des Buches und seine Anmut zu heben. Sie verwischen die allzu derben, schweren Züge der Tendenzsatire und machen das Werk leichtfüßiger, tanzfreudiger, so daß man ihm den lehrhaften, moralischen Zweck nicht anmerkt[2].“ Man darf Choderlos nicht den Vorwurf machen, daß er mit großer Liebe das Laster schildere und namentlich den „Helden“ der Verderbtheit mit zu glänzenden Zügen ausstatte. Denn sollte sein Werk wirken und vollkommen sein, so war es bei den Anforderungen einer gerade in diesen Dingen an der Spitze der Kultur marschierenden Gesellschaft unumgänglich notwendig, eben diese Dinge mit äußerster Feinheit und Umständlichkeit zu behandeln. Interessant ist, wie ein Zeitgenosse darüber urteilt. „Fürs erste hat der Verfasser auf seine Frau von Mertuil viel Kunst verwendet. Er hat sie absichtlich verderbt geschildert, damit sie desto mehr mit der engelhaften Reinheit der Frau von Tourvel kontrastiere und selbst gegen Valmont absteche, der bei weitem nicht so arg ist wie sie. Der Verfasser zeigt sich als Menschenkenner und befolgt die Regel. In der Regel nämlich sind die Frauen besser und mehr wert als wir. Weichen sie aber einmal von dem Pfade der Tugend und Weiblichkeit ab, so geht's mit ihnen desto rascher und desto weiter auf der Bahn des Lasters und der Sittenlosigkeit fort.... Das übrige ist ein strafwürdiges Erzeugnis. Es sind Gemälde, tadelnswerter als Aretinos Bilder. Aber die meisten sind elegant, einige wahr, mehrere übertrieben und mit stark aufgelegten Farben ausgemalt. Für diejenigen, welche die große Welt nur vom Hörensagen kennen, hat dieses Werk für eine glänzende Schilderung der allgemeinen Sitten einer gewissen hohen Klasse gegolten und ist in dieser Hinsicht eine der tausend Wogen im revolutionären Ozean geworden, die den Hof verschlungen haben, einer der tausend Blitze im Ungewitter, das den Thron zerschmettert hat.... Mit einem Wort, sein Werk ist das Werk eines Kopfes ersten Ranges, eines in Fäulnis übergegangenen Herzens und des Genius des Bösen[3].“ So gut hatte de Laclos den Ton getroffen, daß man sich fragen konnte, ob der Briefwechsel, für den der Dichter zeichnete, echt oder ein Produkt seiner Phantasie sei, und Laclos sucht durch eine biedermeierische, plumpe Vorrede den Glauben an die Echtheit der Briefe aufrechtzuerhalten.

Über die Entstehungsgeschichte des Werkes berichtet der schon erwähnte Graf

[2] Ars amandi, *Liaisons dangereuses*, hrsg. von Richard Nordhausen, Berlin ca. 1905, Einleitung.

[3] Die Memoiren des Grafen Tilly, hrsg. v. Iwan Bloch, Berlin o. J. Erster Band. S. 302 bis 304

Tilly, wie sie ihm Choderlos de Laclos selbst erzählte: „Ich stand in Garnison auf der Insel Ré und langweilte mich wie in diesem Saale. Ich hatte zum Zeitvertreib ein paar Elegien auf Tote verfertigt, die nichts davon erfahren werden ... kurz, ich hatte ein Geschäft betrieben, von dem ich mir wenig Beförderung und wenig Achtung versprechen konnte, so daß ich mich entschloß, an einem Werke zu arbeiten, das sich von der gewöhnlichen Bahn entfernen, Aufsehen machen und mir noch lange nachhallen sollte, wenn ich schon tief im Grabe liegen und schweigen würde. Ich hatte einen literarischen Freund, der sich in den Wissenschaften einen großen Namen gemacht und in seinem Leben eine Menge Abenteuer bestanden hatte, denen es nicht an Glanz und Eklat, nur an einem Rahmen und einem Schauplatze fehlte. Dieser Mann war im eigentlichen Sinne für die Frauen geboren und in alle Falschheiten und Treulosigkeiten, worin es das weibliche Geschlecht so weit gebracht hat, eingeweiht. Mit einem Wort: wäre er ein Hofmann gewesen, er würde den Ruf eines Lovelace erreicht und denselben im guten Gesellschaftstone noch übertroffen haben. Er hatte mich zu seinem Vertrauten gewählt. Ich lachte über seine Streiche, half ihm aber bisweilen mit meinem Rate. So kannte ich zum Beispiel eine seiner Mätressen, die der Frau von Mertuil so ziemlich nahe kam. Aber erst in Grenoble fand ich das eigentliche Original, welches zu meiner Schilderung gesessen und von welcher meine Frau von Mertuil nur eine schwache Nachbildung ist. Es war eine gewisse Marquise de L. T. D. P. M., von der die ganze Stadt Züge wußte und erzählte, die in der Geschichte der berüchtigtsten Kaiserinnen des alten Rom eine Hauptstelle eingenommen haben würde. Ich zeichnete mir das Merkwürdigste auf und nahm mir vor, zu seiner Zeit Gebrauch davon zu machen. Prevans Geschichte war lange Zeit vorher einem Stabsoffizier bei den Mousquetaires, Herrn von Rochechouart begegnet. Der Vorfall brachte ihn um Ruf und Ehre. Heute würde man darüber lachen. Ich hatte einen Vorrat pikanter Abenteuer und Geschichtchen aus meinen Jugendjahren. Ich verschmolz alles, machte aus den heterogenen Teilen ein Ganzes, erdichtete das Fehlende und schuf insbesondere den Charakter der Frau von Tourvel, auf den ich viel halte und der mir nicht zu den gewöhnlichen zu gehören scheint. Ich verwandte großen Fleiß auf den Stil, und nachdem ich an meinem Werke ein paar Monate gefeilt hatte, schickte ich es ins Publikum [4]." Laclos erreichte, was er beabsichtigte, Erfolg wurde ihm in reichstem Maße zuteil. Noch zu Lebzeiten des Verfassers wurde es 50 mal aufgelegt. Stendhal-Beyle suchte seine Bekanntschaft und war vor seiner Berühmtheit so befangen, daß er sich verlegen wie ein Schulknabe benahm [5].

[4] A. a. O., S. 300—301.

[5] Bibliographie bei Gay, II, 850—852, Hayn-Gotendorf, IV, 4—8; Stern-Szana, S. 139—141; Drujon, *Livres à clef*, S. 545—548; Blei, Das Kuriositätenkabinett der Literatur, Hannover 1924, S. 245—253; 1905 brachte der Insel-Verlag unter dem Titel „Schlimme Liebschaften" nach der Ausgabe Paris 1782 eine Neuausgabe, und der Hyperionverlag München (Hans von Weber) schloß sich in seiner Übersetzung von Franz Blei an die beste französische Ausgabe von 1791 an.

13. KAPITEL
Louvet de Couvray

In striktem Gegensatz zu den „Gefährlichen Liebschaften" steht ein anderes, nicht minder berühmtes Werk: „Die Abenteuer des Chevalier Faublas" von *Jean Baptiste Louvet de Couvray*. Dieser wurde geboren am 11. Juni 1760 zu Paris, war zuerst Privatsekretär, dann Buchhändlergehilfe und veröffentlichte als solcher 1787—1790 sein bekanntestes Werk, wurde 1792 in den Konvent aufgenommen, wo er sich der Partei der Girondisten anschloß, und scheute sich nicht, gegen Robespierre aufzutreten. Er mußte deshalb 1793 flüchten, kehrte nach Robespierres Tode wieder in den Konvent zurück, trat in den Rat der 500 ein und starb am 25. August 1797. Seine „Abenteuer"[1] aber leben für alle Zeiten als das Werk eines großen Dichters fort. Das Werk läßt uns noch einmal alles, was sich die alte Gesellschaft angeschminkt hatte, in rosigster Beleuchtung sehen. Wie die „Liaisons dangereuses" die Zeitgenossen mit einer zynischen Offenheit entsetzten, so entzückte sie das andere mit seiner schönen Lüge, mit seiner verliebten Grazie und seinem holden Leichtsinn, in dem zu leben diese Gesellschaft sich schmeichelte. Der Faublas ist im Gegensatz zu Casanovas selbsterlebten Berichten ein Phantasiebild, die moralische Bilanz dieser Zeit. Das Ganze ist ein Gewebe von lüsternen und wollüstigen Boudoirszenen, wo man sich liebt, geistreich konversiert, über die Liebe debattiert, Tag und Nacht für nichts anderes Sinn hat als den physischen Genuß, wo man sich lächelnd betrügt, sich lächelnd über den Betrug hinwegsetzt und trotz all dieser Nichtigkeit keine Langeweile empfindet. Alles bleibt an der Oberfläche haften, nichts geht tiefer, weder Lust noch Betrübnis, und vor nichts scheut sich diese Gesellschaft galanter Tagediebe mehr als vor einer Leidenschaft, die mit der tändelnden Lebensauffassung auch nicht vereinbar wäre. Faublas stellt diese Hunderte von Einzelzügen in seinem wundervollen Sittengemälde zusammen. Den Inhalt des Romans hier wiederzugeben, kann ich mir versagen. Einerseits ist er zu bekannt, anderseits würde eine gedrängte Erzählung kein Bild von dem reizenden und lebenswarmen Gemälde geben, denn eben die tausend kleinen lasziven und schelmischen Nebenumstände verleihen ihm erst seinen wahren Glanz. „Louvet hat mit einem fast wunderbaren Talente das Ideal der Liederlichkeit aufgefaßt. Die Erfindung ist glücklich, die Sprungfedern, welche sie in Bewegung setzen, sind gelenk, geschickt und wirken gut. Man erstaunt über die Menge von Hilfsquellen und neuen Kombinationen, die der Autor zur Hand hat. Die von ihm erfundenen Situationen sind komisch, originell und gut herbeigeführt. Er hat dramatisches Talent, er weiß, durch welche Mittel man einen Charakter hervorhebt und glänzen läßt. Die Handlung ist voll Feuer, die Bewegung der

[1] *Les amours du Chevalier de Faublas. Paris* 1787, vgl. Grisebach, Weltliteraturkatalog, 1. A., Nr. [illegible]. Drujon, Cat. S. 14; Gay, 3. A. I, 106; Hayn-Gotendorf, S. 286—289.

Szenen voll lebendiger Wärme, welche nie der Wahrscheinlichkeit schadet und keine Entwicklung hemmt. Die allgemeine Komposition dieses Epos der schlechten Sitten ist eine Art von Meisterstück. Zwanzig Charaktere, fünf oder sechs Intrigen vermischen sich, ohne einander Eintrag zu tun, verbreiten sie wechselseitig Licht übereinander, die zärtliche und reine Liebe, der der Verfasser ein Plätzchen gelassen hat, der patriotische Enthusiasmus, den er mit Feuer schildert, gewähren dem Geiste Ruhe, den zuletzt alles ermüden würde, selbst das Laster. Kurz, die Erfindung im Faublas ist reich und fruchtbar, der Stil rein, elegant und leicht, auf einigen Seiten vulgär, viel Anmut, mehr Grazie als Geist, mehr Geist als Wollust, mehr Wollust als Beobachtung und noch mehr Leichtfertigkeit als alles dieses. Endlich ein sonderbares Gemisch von flatterhafter Zärtlichkeit, sinnlichem Rausche und lustig komischen Szenen machen ein ebenso gefährliches als merkwürdiges Werk daraus[2]. Vor allem ist die Natürlichkeit zu loben, mit der das Gefühl geschildert und mit der es motiviert wird. Hier ist keine affektierte Sentimentalität, die mit gemachten Empfindungen prunken will, sondern echte Wahrheit, selbst Hand in Hand mit der größten Frivolität. Die zweite Hälfte des Romans, die später geschrieben wurde, steht dem ersten Teil an unmittelbarer Frische und an Witz bei weitem nach. Zur Illustration des Geistes und der Sprache des Werkes sei die Szene hier wiedergegeben, in der die Marquise anscheinend die Entdeckung macht, daß der junge, neben ihr ruhende Faublas, der sich als Mädchen verkleidet hat, wirklich männlichen Geschlechts ist.

„Tiefes Schweigen herrschte während einigen Atemzügen. Dann fragte mich die Marquise mit sonderbar veränderter Stimme:

— Schlafen Sie schon, schönes Kind?

— Nein, ich bin noch wach!

Sie breitete mit rascher Bewegung die Arme aus und drückte mich an ihren Busen.

— Himmel! rief sie dann mit sehr natürlich gespielter Überraschung aus: Ein Mann! Und mich dann rasch von sich stoßend, setzte sie hinzu: Wie, mein Herr! ist das möglich? . . .

— Madame, ich hatte Ihnen ausdrücklich gesagt . . . erwiderte ich zitternd.

— Ganz recht, mein Herr, aber das war doch nicht zu glauben. Sie durften nicht bei mir bleiben, oder Sie hätten es wenigstens nicht hindern sollen, daß man ein anderes Lager für Sie bereitete.

— Ich habe das doch nicht getan, gnädige Frau, das war doch der Herr Marquis.

— Bitte, mein Herr, sprechen Sie leise! Ich wiederhole, Sie durften nicht bei mir bleiben, Sie mußten gehen.

— Gut, gnädige Frau, ich gehe.

Sie hielt mich am Ärmel zurück.

[2] O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841, S. 357—358.

— Gehen? Ja, wohin denn? Und was tun? Meine Zofen wecken, die Gefahr eines heftigen Auftritts heraufbeschwören? Vielleicht allen Leuten zeigen, daß ein Mann in meinem Bette war?

— Gnädige Frau, verzeihen Sie und geraten Sie nicht in Zorn. Ich übernachte in einem Armsessel, das wird sicherlich der beste Ausweg aus dieser Verlegenheit sein.

Sie hielt mich noch immer fest am Arm.

— Ja, das wäre mir etwas, sagte sie wieder. Ermüdet, wie er ist, und bei dieser Kälte, wo man sich mit Gewißheit einen Schnupfen holt, wenn nicht gar eine lebensgefährliche Krankheit. Eigentlich verdienten Sie es, daß ich Sie solchem Schicksal überließe, doch Sie sollen bleiben, wenn Sie mir versprechen, hübsch artig zu sein.

— Vorausgesetzt, daß Sie mir verzeihen, gnädige Frau.

— Nein, ich verzeihe Ihnen nicht, ich nehme nur mehr Rücksicht auf Sie als Sie auf mich.... Aber nein, eine wie kalte Hand hat er!

Voll Mitleid barg sie sie an ihrem Elfenbeinhals. Von natürlichen Empfindungen und der Liebe geleitet, glitt die glückliche Hand bald etwas herab; eine mir noch unverständliche Erregung ließ das Blut in den Adern kochen.

— Hat jemals eine Frau die Verlegenheit empfunden, in die er mich versetzt, klagte die Marquise.

— Verzeihen Sie, verzeihen Sie, teuerstes Mamachen.

— Sie sind wirklich rücksichtsvoll gegen Ihr Mamachen, Sie kleiner Lüderjahn, Sie.

Dabei zogen mich ihre Arme wieder sanft an sich, und bald waren wir uns so nahe gekommen, daß unsere Lippen sich begegneten. Ich hatte die Kühnheit, auf die ihrigen einen heißen Kuß zu drücken.

— Faublas, haben Sie mir das versprochen? sagte sie fast tonlos. Ihre Hand verirrte sich, ein verzehrendes Feuer raste durch meine Adern.

— Gnädige Frau, verzeihen Sie mir, ich sterbe!

— Mein teurer Faublas . . . mein Freund! . . .

Ich blieb regungslos. Die Marquise hatte Mitleid mit meiner Unbeholfenheit, die ihr gewiß nicht mißfiel, und so half sie meiner schüchternen Ungeschicklichkeit nach. Ich empfing mit ebensoviel Verwunderung als Vergnügen eine Unterweisung, die ich mehr als einmal wiederholte[3]."

[3] Die französischen Ausgaben des „Faublas" sind aufgezählt bei Gay, Bd. I, 170, 175, 322; Bd. II, 547, Bd. III, 1288, 1343. Die erste deutsche Ausgabe, die nur einen Auszug bringt, ist: Ein Jahr aus dem Leben des Chevalier de Faublas, von Louvet de Couvray, aus dem Französischen, 2 Teile in 8°, 1788, Berlin und London (d. h. Schneider in Leipzig). Die erste vollständige Ausgabe erschien 1844 (vgl. Stern-Szana, S. 28). *Madame de Lignolles ou la Fin des aventures de Faublas, manuscrit inédit, trouvé chez un ami de J. B. Louvet, Paris* 1815, steht in keinerlei Zusammenhang mit Louvets unsterblichem Werk. Die erste deutsche Übersetzung kam erst 1848 heraus: Liebesabenteuer des Chevalier von Faublas von Louvet de Couvray, zum erstenmal vollständig übersetzt von Dr. Julius Grammont. Mit 4 (erot.) Kupfern, 4 Bde. Stuttgart 1848. Hayn-Gotendorf, IV, 286/7. Stern-Szana 14.

Zu Unrecht schreibt man Louvet noch folgende Tendenzschrift zu: *Le synode conjugal, ou Aloisia sacra, recueil de conférences, fait et mis au jour par Charles Bonaventure, ex-recollet. Paris, Marandau, l'an IV.* Dieses Werk setzt sich aus antireligiösen Diskussionen über die Ehescheidung zusammen. Über die Ehe und eheliche Pflicht wird in breiter Weise abgehandelt, wobei auf Sanchez und die anderen Moraltheologen dauernd Bezug genommen wird. Der Verfasser des „Faublas" hat an diesem minderwertigen Opus keinen Anteil[4].

14. KAPITEL
Mirabeau

Honoré Gabriel Riquetti Comte de Mirabeau wurde am 9. März 1749 im Schlosse Bignon geboren und starb am 2. April 1791. Seine Lebensgeschichte darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wegen der Entführung der Sophie Ruffey, der Marquise de Monnier, wurden beide von dem erzürnten Gatten verfolgt, Mirabeau im Kerker von Vincennes, Sophie im Kloster interniert. Aber die Motive, die den alternden Grafen Ruffey zur Verfolgung der beiden Liebenden bestimmt hatten, waren wenig edler Natur. Mirabeau schreibt wiederholt dem alten Monnier mit Entschiedenheit die schandbare Absicht zu, von seiner Frau um jeden Preis Nachkommenschaft zu erhalten, die er sonst nicht erhoffen durfte[1]. Die Gründe, die ihn dabei leiteten, entsprangen einem Rachegefühl gegen seine verheiratete Tochter und deren Gemahl, denen er sein Vermögen entziehen konnte, wenn er aus seiner jetzigen zweiten Ehe ein Kind hatte, das in den Augen der Welt als das seinige hätte gelten können. Als diese seine Berechnungen durch Mirabeau und Sophie zunichte gemacht wurden, geriet er in äußerste Erbitterung, und von da an datiert die Verfolgung der beiden.

In demselben Gefängnis, in dem Mirabeau weilte, war übrigens auch der Marquis de Sade zur gleichen Zeit untergebracht, und in der Folgezeit ließ es sich nicht vermeiden, daß beide zusammentrafen. Sade machte am 28. Juni 1780 Mirabeau seine Aufwartung, worüber dieser dem Polizeichef Boucher, seinem „Schutzengel", wie er ihn öfters nennt, folgende Darstellung gibt: „Herr de Sade hat gestern seine Zelle in Brand gesteckt. Er erwies mir die Ehre, sich mir vorzustellen, und ohne die geringste Provokation von meiner Seite aus, wie Sie mir wohl glauben werden, machte er mich zur Zielscheibe seiner infamsten Angriffe. Ich wäre, so meinte er, der Liebling des Herrn von R(ougemont), dem Gefängnisinspektor, und mir würde die Erlaubnis zum täglichen Rundgange gegeben, die ihm verweigert würde. Endlich bat er um meinen Namen, um das Vergnügen zu haben, mir die Ohren

[4] Drujon, Cat. 369.
[1] Briefe II, 344, 408; III, 53.

abschneiden zu können, wenn er wieder in Freiheit wäre. Da verlor ich die Geduld und erwiderte ihm: ‚Mein Name ist der eines Ehrenmannes, der niemals Frauen zerstückelt und vergiftet hat, und der Ihnen diesen Namen mit Stockschlägen auf den Rücken einprägen wird, falls Sie nicht vorher gerädert sein sollten. Die Trauer drum sollte mich wahrhaftig nicht niederdrücken.‘ Er schwieg darauf und hat seitdem nicht gewagt, seinen Mund aufzutun. Wenn Sie mir deswegen grollen, dann immerzu, aber, bei Gott, es ist leicht, sich von fern in Geduld zu üben, doch traurig genug, das gleiche Haus wie ein solches Ungeheuer zu bewohnen [2]."

Allein diese lange Gefangenschaft Mirabeaus und Sophies war keineswegs dazu angetan, die Liebe der beiden zu dämpfen. Sie verzehrten sich in Sehnsucht nacheinander, und ihre Briefe geben Zeugnis von ihrem leidenschaftlichen Temperament [3]. Sophies Entzücken bildet es, wenn Mirabeau seine angeblichen Liebesepisoden mit den vornehmsten Frauen der Hofgesellschaft schildert [4].

Mirabeaus Briefe sind Augenblickseingebungen, höchst persönlicher Art und nicht für die Außenwelt berechnet. Als ihm Gerüchte zugetragen werden, daß man von dritter Seite eine Veröffentlichung plane, schreibt er ganz entsetzt: „Dieser Schlag ist entsetzlich, und wenn ich ihn überlebte, so wäre es nur, um mich zu rächen [5]." Aber Mirabeau besaß zu seinem Leidwesen keine Mittel, diese Absicht zu hintertreiben. Seine Briefe lagen, nach vorheriger Bekanntgabe an die Adressatin, bei den Pariser Polizeiakten. In den Stürmen der Revolution gelangte die ganze Gewalt dieser Behörde samt ihren Archiven an den Pariser Gemeinderat, dessen Syndikus 1792 der Konventsdeputierte Manuel war. Er benutzte seine Stellung, um die Briefe an sich zu nehmen und trotz des Widerstandes der Familie zu veröffentlichen.

Auch mit einer anderen Frau, Julie Dauvers, die er gar nicht kannte, verkehrt Mirabeau brieflich in sehr freier Weise [6]. Die unterdrückte Libido der Liebenden

[2] *L'œuvre de Mirabeau ed. Guilleaume Apollinaire. Paris* 1910, S. 9—10.

[3] In Betracht kommen vor allem die Briefe I, 12, 46, 54; II, 240, 359, 427; III, 14, 274, 288, 293, 305, 377.

[4] *Lettres originales de Mirabeau, écrits du donjon de Vincennes pendant les années 1777—1780, contenant tous les détails sur la vie privée, ses malheurs et ses amours avec Sophie Ruffei, Marquise de Monnier, recueillis par P. Manuel, citoyen français. A Paris, chez J. B. Garnery, 1793, an 3 de la liberté, 4 tom. — Paul Cottin, Sophie de Monnier, et Mirabeau d'après leur correspondance secrète inédite (1775—89). Paris, Plon-Nourrit et Co. 1903. — B. Gastineau, Les amours de Mirabeau et de Sophie Monnier. Suivis de lettres et du testament de Mirabeau par J. Janin. Avec 2 portraits. Paris 1865.* — Mirabeaus Briefe an Sophie, geschrieben aus der Gefangenschaft im Turm von Vincennes. Mit Einleitung und Anmerkungen, zum ersten Male verdeutscht von Otto Flake. München, Georg Müller 1910. Diese Ausgabe ist jedoch sehr unvollständig. Vgl. noch Hayn. IV, 547/8.

[5] Vgl. III, 107 und 351.

[6] *Lettres à Julie, écrites du donjon de Vincennes, publiées et commentées d'après les manuscrits originaux et inédits par Dauphin Meunier avec la collaboration de Georges Leloir. Paris, Plon 1903.*

sucht eben nach einem Ausweg und fand ihn teilweise in diesem erotischen Briefwechsel, der eine wichtige Quelle für das Leben Mirabeaus bietet. Wir erfahren daraus, daß er der Verfasser der berüchtigten „*Ma conversion*" ist, die auch unter dem Doppeltitel: *Le libertin de qualité ou confidences d'un prisonnier au château de Vincennes*[7] öfter nachgedruckt wurde. Gay[8] sucht ausführlich nachzuweisen, daß man Mirabeau zu Unrecht der Verfasserschaft dieses Erotikums bezichtigt, und will es dessen Vater zuweisen, der es unter dem Namen seines Sohnes, um diesen in Mißkredit zu bringen, in den Handel gebracht habe. Aber seinen Beweis kann ich nicht als geführt anerkennen, denn Mirabeaus Zeugnis spricht deutlich genug. Beweis für seine Verfasserschaft bilden die Briefe vom 21. Februar, 5. und 26. März 1780, die hier mitgeteilt werden sollen. Der Brief vom 21. Februar lautet: „Was ich dir nicht mitsende, ist ein ganz verrückter Roman, den ich verfaßt und ‚Meine Bekehrung' betitelt habe. Der erste Ausschnitt mag dir eine Idee des Stoffes geben und dir gleichzeitig zeigen, wie treu ich dir bin: ‚Bis jetzt, mein Freund, war ich ein Taugenichts. Ich lief den Schönen nach, ich war ein Schwerenöter. Jetzt kehrt die Jugend in mein Herz ein. Ich will nur noch für Geld lieben. Ich will mich für Weiber des abnehmenden Sommers als geschworener Hengst ankündigen und sie so alle Monate mal mit dem Popo hüpfen lehren.' — Du glaubst gar nicht, wieviel Gestalten und amüsante Gegensätze dieser Rahmen, der nichts scheint, zutage fördert. Alle Arten von Frauen, alle Lebensalter ziehen hier nacheinander am Auge vorüber. Die Idee ist toll, aber die Einzelheiten sind reizend, und ich werde dir das alles eines Tages vorlesen, auf die Gefahr hin, daß du mir die Augen auskratzest. Ich bin schon fertig mit der Rentiere, der Prüden, der Nonne, der Präsidentin, der Handelsfrau, den Hofdamen, den Alten. Jetzt bin ich bei den jungen Mädchen. Das ist ein großartiges Werk und ein richtiges Lehrbuch der Moral." Am 5. März spricht er von neuem und mit großem Stolz über das Werk. „Meine zärtliche Freundin, wir sind mit dem Schreiben ein wenig im Rückstand, aber ich arbeite um so mehr, so daß ich hoffen kann, bald Geld in der Hand zu haben. Tibull, ‚Die Erzählungen' und ‚Die Küsse' sind fertig. Boccaccio wird übersetzt, und ‚Meine Bekehrung' macht Fortschritte. Ich fertige für diesen Roman, der absolut neu ist und der, wenn ich Buchhändler wäre, mein Glück machen würde, Entwürfe für die Stiche, die keinen anderen gleichen und, so schmeichle ich mir, sehr hübsch werden sollen. Zähle auf mich, Liebe! Ich werde für dich immer einige Schäferstunden übrig haben, und wenn ich viel für mein Portemonnaie tue, wird auch mein Herz nicht leer ausgehen. Wenn du nachsichtig sein willst gegen etwas zu freie Worte und Gemälde, die aber ein nur zu genauer Widerschein unserer Sitten, unserer Korruption, unserer Ausschweifung sind, werde ich dir diesen Roman senden, der weniger

[7] Z. B. Hambourg 1783, 1784.

[8] II, 929—932.

frivol ist, als man im ersten Augenblick zu glauben geneigt ist. Nach den Hofdamen, welche hier eingehend zergliedert sind, habe ich die Nonnen und die Dämchen der Oper behandelt. Nun bin ich gerade bei den Mönchen... Dann werde ich vielleicht einen kleinen Ausflug in die Unterwelt machen (wo ich Proserpina beschlafen will), um hier drollige Bekenntnisse zu vernehmen. Kurz, ich kann dir sagen, es ist eine einzigartige Tollheit, die ich nicht lesen kann, ohne zu lachen." Endlich am 26. März benachrichtigt Mirabeau Sophie, daß er ihr „Meine Bekehrung" schicken will. „Was das Manuskript anbelangt, um das du bittest, so schicke ich es unserem Schutzengel mit der Bitte, es gnädig zu behandeln. Bewahre es gut. Ich kann dir weder den zweiten Teil beilegen noch das Blatt, das ich aus dem Werke genommen habe. Das sind derart natürliche Sachen, daß M. B... sie nicht passieren lassen kann. Ach, Liebling, in der Haft muß man sich die Schenkel schlagen, um fröhlich zu werden, und muß sich zwingen, es zu sein. Ohne dies würde man bald mutlos, tot oder verrückt werden. Übrigens ist ‚Meine Bekehrung' um vieles amüsanter als ‚Parapilla'. Unter einer rauhen Schale ein lebendes und ziemlich moralisches Gemälde unserer Sitten und der aller Zeiten. Die Hofdamen, die Nonnen und Mönche sind hier besonders nach Wunsch gezeichnet."

Wenn folgendes Werk „Mirabeaus Leben und Selbstgeständnisse, nebst der authentischen Darstellung einer der wichtigsten und neuesten Begebenheiten der französischen Staatsreligion o. O. 1790"[9] auf Mirabeau selbst zurückgehen soll, wie der Verfasser den Leser glauben machen will, so ist auf S. 17 gleichfalls ein gewichtiges Zeugnis für Mirabeaus Autorschaft zu finden. Aber auch ganz abgesehen von dieser zweifelhaften Quelle kann nach den bereits angeführten Selbstzeugnissen Mirabeaus kein Zweifel mehr an seiner Urheberschaft bestehen[10]. Sie wurde auch nur von Zeitgenossen abgeleugnet und steht heute wohl ziemlich fest.

Die Originalausgabe, deren Seltenheit lediglich von Restifs „Anti-Justine" übertroffen wird, führt den einfachen Titel: *Ma conversion. Par M. D. R. C. D. M. F. Avec (5) Figures en Taille-douce. Première édition. Londres* (i. e. Neuenburg) MDCCLXXXIII, 8°, 248 S. Die Initialen bedeuten: *Monsieur de Riquetti, comte de Mirabeau fils.* In dem gleichen Jahre erschien bei Louis Fauché in Neufchâtel eine Ausgabe: *Ma conversion, à Stamboul de l'imprimerie des Odalisques,* 1783, in 12° von 191 Seiten. Dies ist *nicht* die Originalausgabe, ebensowenig wie einer der von Hayn-Gotendorf (IV, 551) und Gay (a. a. O.) angegebenen Drucke. Die späteren Ausgaben führten den Doppeltitel: *Le libertin de qualité ou ma conversion,* — oder: *Le libertin de qualité ou confidences d'un prisonnier au château de Vincennes* usw. mit dem bezeichnenden Motto: *Auri sacra fames*[11].

Der Roman ist ganz auf dem Motiv des seine Potenz verkaufenden Mannes

---

[9] Übersetzung von *Précis de la vie ou confession du chevalier de Mirabeau.*

[10] Vgl. a. *Mémoires secrets* v. 3. 1. 1785.

[11] Vgl. a. *Drujon, Cat.* 231.

aufgebaut. Ein den französischen Hofkreisen angehörender Kavalier vergibt seine Gunst gegen Geld der Reihe nach an junge und alte, an mehr oder minder häßliche, aber immer nur an reiche Damen, um auf diese Weise seine kostspielige Lebensweise weiterführen zu können. Die Drucklegung erfolgte, wie Mirabeau selbst zugibt, auch des Geldes wegen, da er tief in Schulden steckte. Daraus folgt, daß wir es bei dem Werk nicht mit einem kulturhistorisch absolut getreuen Zeitspiegel zu tun haben. Nur karikiert zieht das laszive Leben der Epoche an uns vorüber. Aber menschlich bleibt das Werk von großem Interesse[12].

Um einen Begriff von den moralischen Qualitäten des „Helden" zu geben, sei eine Stelle, die recht bezeichnend ist, aus der genannten Übersetzung (S. 119—121) hier angeführt:

„Jetzt können Sie ungeniert und frech den Kopf erheben, dem Laster freien Lauf lassen und die Gemeinheit unter dem Anstrich des Luxus und dem Gewande der Üppigkeit verstecken. Ihr Herz ist noch neu — welch ein Genuß für uns! Es zu verderben, ist eines unserer süßesten Spiele. Man ist mit allen Talenten eines liebenswürdigen Mannes versehen, man muß von denselben also Gebrauch machen. Welche Partei, zum Teufel, möchtest du nehmen, wenn du mit so einem Püppchen, das sich noch schamhaft gibt, beim Souper sitzest? Welche Raffinements der Unzucht lassen sich noch solchen jungen Seelen einflößen! Eine Säuferin soll sie werden und eine Schlemmerin, und die schmutzigsten Reden sollen die ausschweifendsten Handlungen verzuckern. Das ist 'ne Sache, was? Man klatscht der Schülerin Beifall, die ganze Welt macht ihr den Hof, man vergöttert sie, reißt sich um sie und hebt den Meister in den Himmel. Aber das sind nur Äußerlichkeiten. Das Aufschäumen der Sinnlichkeit, dieses verführerische Getränk kann ebensogut von anderen geboten werden, und wenn sie weiter nichts voraus hätte, so würde meine mangelhafte Erziehung keine Lobsprüche verdienen. Ich will also alle Keime der Tugend, die sich vielleicht noch entwickeln könnten, ausrotten, alle Grundsätze der Empfindung zerstören und, wenn möglich, die Niedrigkeit des Blutes, aus dem sie entsprossen, noch verstärken, damit sie zur Beutelschneiderin und zur Korsarin werde, daß sie erbarmungslos und ihr Herz noch gieriger werde als ihre Hände. Unempfindlich für die Liebe, aber durchsetzt mit Launen, kennt sie vom Genuß nur die zügellosen Begierden und das brutale Auskosten derselben. Ihre ganze Geschmacksrichtung muß den Stempel ihres Charakters tragen, und der Gemeinste unter den Sterblichen sei immer der Bevorzugteste. Sie weiß nie etwas von Dankbarkeit, und als gefährliche Sirene behext sie nur, um zu verschlingen. Aber ich will auch, daß ihre gründliche, ihrem Geschlecht von Natur aus eigene und durch meine Bemühung noch gesteigerte Verstellungskunst als

[12] Eine sehr schlechte Übersetzung erschien 1907: „Meine Bekehrung" von M. D. R. C. D. M. F., zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Dr. Franz Deditius. Privatdruck in 500 Exemplaren, X + 186 Seiten.

Schleier für all diese Vollkommenheit diene, daß sich der Anmut einer verführerischen Gestalt das anziehendste Äußere beigeselle, und daß ihre Talente die Wunden vergrößern sollen, die ihre Augen geschlagen haben. Ich will in ihre Seele die ganze Ruchlosigkeit der meinen einpflanzen. Ich will, daß sie einen in diesem Augenblicke auszunutzen versteht, in dem man sich nicht mehr verteidigen kann. Schließlich will ich sie einer Hofdame übergeben, bloß aus dem Grunde, damit sie nach außen hin mehr Sittsamkeit lerne. Dann mag sie ihre eigenen Schwingen ausbreiten, unmündige Söhne der zärtlichen Fürsorge ihrer Väter, den Armen der tränenvollen Mutter entreißen, sie zu Freveltaten verleiten, aber mit solcher Arglist, daß sie selbst sich nie dabei hineinlegt... Wir lachen dazu, wir teilen die gute Beute, wobei wir noch diejenigen, die sich in unseren Schlingen gefangen haben, verhöhnen."

Man erkennt leicht, daß sich diese Gedankengänge mit denen, wie sie Sade besonders in seiner „Justine" und Choderlos de Laclos in seinen „*Liaisons dangereuses*" vertreten, im wesentlichen decken, und daß die Verbindung von Grausamkeit und Wollust durchaus nicht ureigenstes Gebiet de Sades ist.

Im selben Jahr wie „*Ma conversion*" wurde „*Erotika biblion*" verfaßt[13]. Mirabeau hatte es 1780 beendet und schreibt am 21. Oktober d. J. an Sophie: „Meine Absicht war, dir, mein süßes Kätzchen, heute ein neues, sehr eigenartiges Manuskript schicken zu können, das dein unermüdlicher Freund verfaßt hat. Aber die Kopie, die ich für den Buchhändler bestimmt habe, ist nicht fertig, und dir das Original schicken, heißt, es für lange Zeit unterbrechen. Also nächstes Mal. Es wird dich belustigen. Ganz schalkhafte Themata sind es, mit einem nicht minder grotesken, aber sehr delikaten Ernst behandelt. Kannst du glauben, daß man in der Bibel und im Altertum Nachforschungen nach Onanie, Tribadie usw. anstellen kann, kurz nach den anstößigen Materien, die die Kasuisten behandelt haben, dabei alles den Prüdesten lesbar machen, dazu mit philosophischen Ideen durchspicken?" Der Übersetzer des Buches, Heinrich Conrad, sagt in seiner Einleitung: „Einer Erklärung bedarf übrigens dieses Buch nicht, obgleich es vielleicht eines der merkwürdigsten ist, die je geschrieben worden sind. Doch habe ich es für richtig gehalten, den seltsamen Mirabeauschen Kapitelüberschriften eine erklärende Übertragung beizufügen: Ischa oder die Erschaffung des Mannes und dessen Überlegenheit über das Weib. Tropoide oder über die Blutschande. Thalabe oder über die Masturbation. Anandrine oder über die Tribadie. Akripodie oder über die Beschneidung. Kadesch oder über die widernatürliche Unzucht. Behemao oder über die Unzucht mit Tieren. Linguanmanie oder über die Anschauungen der Wollust und Allerlei über Prostitution."

[13] *Erotika Biblion. Ἐν Καινῷ Ἑκατηρον Abstrusum excudit. A Rome de l'imprimérie du Vatican MDCCLXXXIII.* in Gr. 8°, IV + 192 Seiten. Deutsch übersetzt von Dr. Heinrich Conradt, Leipzig, Verlag „Der Spiegel" ca. 1908, wahrscheinlich im „Wiener Verlag" von Fritz Freund, in 400 Exemplaren. Neuerdings in der Dionysos Bücherei, Hyperion-Verlag, Berlin.

Die Originalausgabe: 1783[14] erschien entweder in Paris oder Neufchâtel. Von der ersten Ausgabe, die übrigens in drei Drucken existiert[15] und bei Louis Fauché, Fêvre et Vitel erschien, sollen nur noch 14 Exemplare bekannt sein, da fast die ganze Auflage am 16. September 1796 von der Polizei beschlagnahmt wurde. Der Ausgabe von 1792 widerfuhr das gleiche Schicksal. Sie wurde natürlich auf den Index gesetzt, und zwar unter der Bezeichnung *Amatoria Bibliorum*. Von den vielen Nachdruckausgaben seien nur erwähnt die Ausgabe von Pierrugues (1883) und von Poulet-Malassis (1868)[16]. Mirabeau, der alle Arten der Wollust und Perversität in einem übrigens durchaus einwandfreien Stile behandelt, zeigt, daß bei den alten Völkern, besonders den Juden, dieselbe geschlechtliche Erregbarkeit herrschte wie zu seiner Zeit. Das Werk ist geistreich-erotisch, aber keineswegs pornographisch[17].

Ist die Autorschaft Mirabeaus für diese beiden Werke hinlänglich bestätigt, so ist sie für die folgenden zum mindesten sehr zweifelhaft. Wenn „*Hic et Hec*" (auch *Hic et Haec*), 1798, von ihm stammt, so kann man nur annehmen, daß die Publikation bei Lebzeiten des Verfassers nicht vorgenommen wurde, daß aber der Verleger eine Abschrift des Werkes sich habe verschaffen können und auf Grund dieses Manuskripts nach Mirabeaus Tode die Schrift veröffentlicht habe. Es handelt sich hier um einen Schüler der Jesuiten von Avignon, der nach der Vertreibung des Ordens sich als Hauslehrer in einer reichen bürgerlichen Familie niedergelassen hatte. Die Personen gehören sowohl dem Adel wie der Geistlichkeit an, und die ganze Handlung läßt an Witz, sprühender Laune und Laszivität nichts zu wünschen übrig. Die Originalausgabe führt den Titel: *Hic et hoec, ou l'Elève des RR.PP Jésuites d'Avignon, orné de (4) figures*. Berlin 1798 (2 tom. in 12°, 46 + 137 Seiten). Die Bilder sind galant, aber nicht frei. In dieser Ausgabe ist der Dialog „*Les chevaux neufs*" enthalten, der in den späteren Ausgaben fehlt[18]. Von den Jesuiten ist übrigens nur auf den ersten Seiten des Buches die Rede. Eine deutsche Übersetzung führt Hayn (III, 407) an im Abschnitt über die Jesuitenliteratur, ohne jedoch Mirabeau als Verfasser zu nennen: Hic und Hec oder die Kunst, die Vergnügungen der Liebe und der Wollust zu vermannigfachen, bewiesen von den Vätern der Gesellschaft Jesu und ihren Schülern. Boston und London 1830, Verlag von Chiavatutti & Co. 8°[19].

Le Rideau levé ou l'éducation de Laure. Cythère (Alençon, Jean Zacharias Malassis)[20] führt das Motto:

---

[14] Die Angabe von Gay und Stern-Szana, S. 143: 1782 beruht auf einem Irrtum.

[15] Vgl. Apollinaire, Nr. 393.

[16] Vgl. Drujon, Cat. 149.

[17] Vgl. noch Apollinaire, Nr. 27, und Gay, II, 150—155.

[18] Zur Bibliographie vgl. Gay, II, 479; Drujon 190; Stern-Szana, S. 144.

[19] Nach Stern-Szana, S. 145, vielleicht siebziger Jahre.

[20] 1786, 2 Bände, VI, 98 + 122 S. mit 12 Gravüren und Vignetten, von Godoard père.

Retirez-vous, censeurs atrabileurs,
Fuyez, dévots, hypocrites et fous,
Prudes, guenons et vous, vieilles mégères,
Nos doux transports ne sont pas faits pour vous.

Nach einer Anmerkung des Bibliothekars von Alençon, M. Louis Dubois, soll *Le Rideau levé* das Werk eines Marquis de Sentilly sein. Der Autor beabsichtigte ohne Zweifel, eine Apologie des Inzests zu schreiben. Aber er führte, vielleicht bedenklich geworden, seine Aufgabe nicht zu Ende. Der Roman, wie er heute besteht, stammt aus der Feder eines neuen Bearbeiters. Laura, deren Erziehung vollkommen in den Händen des Vaters liegt, erhält eine neue Erzieherin, die sich merkwürdigerweise oft in dem Zimmer ihres Vaters aufhält. Neugierig geworden, befestigt Laura an dem Vorhang in dessen Zimmer einen Faden, den sie durch das Schlüsselloch in ihr Zimmer leitet. Eines Tages zieht sie leise den Vorhang beiseite und sieht ihren Vater in verfänglicher Situation mit der Gouvernante. Ihr Tun ist jedoch bemerkt worden. Sie darf Zeuge sein und erhält die Aufklärung, daß sie kein natürliches Band mit ihrem „Vater" verbindet. Da sie jedoch noch zu jung für die Liebeskämpfe ist und der „Vater" ihr feuriges Temperament kennt, läßt er einen Keuschheitsgürtel ihr anmessen, den sie bis zu ihrer Reife tragen muß. Erst dann wird sie davon befreit, und jetzt folgen die breit geschilderten Orgien mit „Vater", Jünglingen usw., in philosophischer Einpackung[21].

Le chien après les M(oines), Fascicule in 8° und 32 S., gegen 1782 erschienen, bildet eine lustige Satire gegen die Mönche. Sie wird Mirabeau zugeschrieben, stammt aber eher von Mercier de Compiègne oder Thévenot de Morande. Am Schlusse des Skandalosums findet sich ein Brief an Fräulein Guimard, so daß der Schluß naheliegt, daß ein Verehrer dieser Tänzerin und nicht der Freund der Marquise de Monnier der Verfasser ist[22].

Le degré des âges du plaisir ou jouissance voluptueuse de deux personnes de sexes différents, aux différentes époques de la vie, recueillies sur des mémoires véridiques, par Mirabeau, ami des plaisirs. A Paphos, de l'Imprimerie de la Mère des amours, 1793 (in 18° mit 8 Fig.), läßt mehr vermuten, als in Wirklichkeit gehalten wird. Einige hübsche Anekdoten, weiter nichts. Mirabeau kann meines Erachtens dafür verantwortlich gemacht werden[23]. — Dasselbe gilt von *Correspondance d'Eulalie ou Tableau du libertinage de Paris,* 2 vols. Es sind Liebesbriefe von Prostituierten. Wir lernen die Pariser Ausschweifungen in ihrer ganzen Aus-

[21] Vgl. zur Bibliographie Stern-Szana 143/4, Hayn, IV, 551, Drujon, Cat. 352, Gay a. a. O. Deutsche Ausgabe: Honoré Gabriel Victor Riquetti Graf von Mirabeau. Lauras Erziehung. Ein Beitrag zur Erziehungskunde. Vollständige Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Hans Larsen. Leipzig 1904. Verlag von Erich Kolber, Kl.-8°, 151 S., 2 Teile in einem.

[22] Vgl. Gay, II, 571.

[23] Drujon, Cat. 116.

dehnung kennen und auch die Schilderung eines Lesbierinnenkultus wird uns nicht erspart[24].

Irrtümlicherweise wird Mirabeau von mehreren Bibliographen auch folgendes Skandalwerk zugeschrieben: *L'espion dévalisé, par Baudoin de Guémadenc, ancien maître de requêtes, Londres* 1782, gr. in 8°. Die sehr seltene erste Ausgabe dieses Skandalosums ist voll Pikanterien vom französischen Hofe mit eingestreuten Gedichten. Die beiden letzten Kapitel behandeln den Menschenschacher des Landgrafen von Hessen. Vortrefflich, voll feinen Spottes ist das 5. Kapitel, das die sieben Verwaltungsjahre des alten Maurepas und seine frivolen Grundsätze vortrefflich charakterisiert[25].

Mirabeaus Werke fanden weite Verbreitung, doch nicht in Frankreich allein, und wurden auch von Frauen gelesen. Die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand, Pauline Wiesel, begeisterte sich für ihn, wie aus einem Briefe von Gentz hervorgeht, wo dieser sie als „kalte Libertinagen" ablehnt und der Freundin ähnliche Produkte Voltaires, Crébillons und Grécourts empfiehlt, welche Schriftsteller das Beste in dieser Gattung geleistet haben[26].

15. KAPITEL
Nerciat

André-Robert Andréa de Nerciat, geboren zu Dijon am 17. April 1739, gestorben zu Neapel im Januar 1800, führte ein ziemlich abenteuerliches Leben. Frühzeitig unternahm er Reisen, um sich in den Sprachen zu vervollkommnen, trat dann in die Dienste des Königs von Dänemark und kehrte schließlich nach Frankreich zurück. 1775 bekleidete er den Rang eines Oberstleutnants, wurde pensioniert, durchreiste Belgien und kam 1780 an den Hof des Landgrafen von Hessen-Kassel, wo er zum Unterbibliothekar ernannt wurde. Da ihn die Zeitungen beschuldigten, die ihm unterstellte öffentliche Bibliothek in Unordnung gebracht zu haben, nahm er seinen Abschied, wurde Direktor der Bauten des Herzogs von Hessen-Rothenburg und ging schließlich nach Frankreich zurück. Während der Revolution wanderte er wiederum aus und diente beim Herzog von Braunschweig. 1798 wurde er von der Königin Karoline von Neapel mit einem geheimen Auftrag an den Papst gesandt, unterwegs aber von den französischen Truppen angehalten und ins Gefängnis geworfen. Kurz nach seiner 1800 erfolgten Entlassung starb er.

[24] Gay, I, 838.

[25] Vgl. Friedrich Lewitz, Mirabeaus Jugendleben, Breslau 1852, S. 473; und *Du Roure, Analectabilion ou extraits critiques* etc. Paris 1887, 2. Bd., S. 464—470: Preuß. Staatsbibliothek Ag 3840.

[26] Rud. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Breslau, 4. A., 1875, Bd. 1, S. 320.

Nerciat ist als Schriftsteller ausgezeichnet durch seinen Geist und seinen Stil. Seine Dialogführung ist glänzend und verrät eine bedeutende dramatische Geschicklichkeit. Auch in seine erotischen Szenen weiß er Abwechslung zu bringen, nie stößt er durch gemeine Redensarten ab, sondern weiß auch bei den freiesten Szenen durch gefällige Sentiments über die handgreifliche Deutlichkeit hinwegzutäuschen. Ungeachtet aller dieser Vorzüge lassen seine Schriften den Leser kalt, denn das Haupterfordernis, das wir bei keinem Schriftsteller missen mögen, fehlt bei ihm: das Gemüt. Er gehört zu jener Klasse von Rokokomenschen, denen Choderlos de Laclos in seinem unsterblichen Roman ein unvergängliches, aber kein rühmliches Denkmal errichtet hat.

Sein Hauptwerk ist: *Félicia ou mes fredaines.* Paris 1775, (2 Bände) in 18°. Als Motto ist gewählt: *La faute en est aux dieux qui m'ont fait si folle.* Am Anfang des zweiten Bandes findet sich folgendes Poem:

Voici, mon cher ouvrage,
Tout ce qui t'arrivera,
Tu ne vaut rien, c'est dommage:
N'importe, on t'achètera
Jusqu'au bout, avec courage,
Le plus catin te lira,
Et ainsi que c'est l'usage,
Au feu te condamnera,
Mais le plus sage en rira.

Die Person der Félicia ist, wie es scheint, keine Phantasiegestalt[1], sondern existierte in Wirklichkeit. Sie war eine Freundin des Verfassers und begegnet uns in „*Monrose*" und den „*Aphrodites*" wieder. Die Heldin erblickte auf einer Korsarenbarke das Licht der Welt. Ein Italiener adoptiert sie und läßt ihr eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen. Frühzeitig erwachen ihre erotischen Neigungen, und mit 14 Jahren verdreht ihr ein kleiner Tanzmeister den Kopf. Mit 19 Jahren verliebt sie sich in den Chevalier d'Aiglemont. Dann kommt ein Prälat an die Reihe. Ihre Abenteuerlust zieht sie nach Paris. Unterwegs wird sie von Räubern angefallen, aber von einem jungen ritterlichen Helden, Monrose, befreit. Ihre Liebesabenteuer mit ihm füllen die erste Hälfte des zweiten Bandes. Beide verschmähen es jedoch nicht, trotz ihrer großen Liebe zueinander, in fremden Jagdrevieren zu wildern. Félicia gerät an einen reichen Engländer, Lord Sidney, der einer sonderbaren Neigung frönt. Er lädt junge Paare und hübsche Mädchen auf sein Schloß und belauscht sie ungesehen, denn das Schloß hat doppelte Wände. Es reiht sich nun Episode an Episode, und eine Unzahl von Personen tritt auf.

[1] Drujon, Cat. 161, Gay, 3 A., III, 302; Franz Blei, Das Kuriositätenkabinett der Literatur. Hannover 1924, S. 42/3

Nach all den Liebesszenen gibt es eine Massenhochzeit. Lord Sidney heiratet eine gewisse Zeila, die verloren und wiedergefunden und von ihm immer angebetet wurde. Aiglement führt ein junges Backfischchen heim, nur Monrose entzieht sich den ehelichen Banden, er findet seine Familie wieder, wird Soldat und avanciert zum Kapitän.

Als Fortsetzung zu „Félicia" dient: *Monrose ou le libertin par fatalité, suite de Félicia* (4 pts. en 3 vols. S. l. [Paris]), 1791[2]. In diesem Roman finden wir neben dem Titelhelden und Félicia völlig neue Personen, deren Hauptbeschäftigung, abgesehen von den unvermeidlichen sexuellen Ausschweifungen, in der Kaprice besteht, Theater spielen zu wollen. Von einer fortlaufenden Handlung ist in dem Roman nichts zu spüren. Zuweilen ödet er an. Nerciat empfindet das selbst, wenn er gegen Ende des vierten Bandes sagt: „Ich gestehe dir zu, geliebter Leser, daß der Gang aller dieser Abenteuer vom Schema abweicht. Diese einzigartige Mischung von Tugenden und Schwäche, von Kaprice und Gefühl, dieser schroffe Übergang von Trauer zum Vergnügen, von Lust zu Gewissensqualen, von Zorn zur Zärtlichkeit, daß all dies dich möglicherweise unangenehm berühren wird, wenn du den hausbackenen Geschmack nach regelrechten Stücken hast, wo jeder Schauspieler die Maske seiner Rolle von Anfang bis zu Ende bewahrt. Die Mehrzahl meiner Personen sind zur Hälfte keusch und zur Hälfte von einer Verdorbenheit, der in der Hauptstadt zu entgehen zu den größten Kunststücken gehört, besonders wenn man die Neigung dazu hat und die Mittel besitzt, sie zu befriedigen." Félicia ist hier zur Präsidentin der ausschweifenden Liebesgesellschaft avanciert. Von Interesse ist dieses Werk noch aus dem Grunde, weil der Hermaphrodit Nicette wahrscheinlich als Modell für Zambinella in dem kleinen Roman „Sarrazine" von Balzac gedient hat.

Weiter wäre zu nennen: *Mon noviciat ou les joies de Lolotte* (S. l. [Berlin] 1792, 2 vols. in 18° avec 2 grav. érot.). Der Verfasser schildert hier die erotischen Erlebnisse eines Freudenmädchens in der ihm eigenen Verquickung von geistreichelnder Philosophie und Zügellosigkeit unter reichlicher Verwendung der Dialogform. — Die Übersetzung dieses Werkes bildet den dritten Band der „Priapischen Romane", Rom, Seraph, Cazzovula (!) (Berlin, Himburg) 1791—97[3].

Bekannter ist: *Le Diable au corps. Œuvre posthume du très-recommandable Docteur Cazzone, membre extraordinaire de la joyeuse Faculté phallo-coiri-pygoglottonomique. Avec fig. en taille-douce de Monnet.* S. l. MDCCCIII[4].

[2] Bei Cazin; vgl. Drujon, Cat. 265; Gay, II, 267; Monselet 153/4.

[3] Vgl. Gay, III, 258; Hayn, V, 361.

[4] 12°, 3 vols. (1. Ausgabe) und 6 vols. in 18° (253 + 251 + 254 S.), 2. Ausgabe. Der erste Teil erschien bereits 1785 unter dem Titel: *Les Ecarts du tempérament ou le Catéchisme de Figaro, exquisse dramatique. A Londres.* (Gay, I. 887, und ders. Analect. III, 13; Apollinaire. 427/9). 1793 kam als unberechtigter Nachdruck wie die vorige Ausgabe, noch vor dem Erscheinen des Originalwerkes, eine zweite veränderte Ausgabe heraus mit dem Titel: *Les écarts du libertinage et du tempérament ou vie licentieuse de la comtesse de Mott-en-feu, du vicomte de Molengin, du Valet Pinefort, de la Coubanal, d'un âne et de plusieurs autres personnages. Nouvelle édition. A Conculix, chez l'abbé Boujarron, bon bretteur.* 1793.

Der Roman ist, wie alle Werke Nerciats, mit Dialogen reichlich durchflochten und freien Ausdrücken durchsetzt. Ein paar lüsterne Damen treiben hier ihr Unwesen, die Frau Marquise und ihre Freundin, die Gräfin Motte-en-feu, ferner ein deutscher Prälat, der seinen Lebenszweck darin sieht, schönen Frauen die eindeutigsten Ritterdienste zu leisten, die liebenswürdige Frau Couplet, die raffinierteste Kupplerin von ganz Paris. Dann der würdige Abt mit seinen Mönchen, die alle am Liebesaltar der kleinen Gräfin opfern müssen, Nicola, die ernste, eifersüchtige, und Philippine, die sanfte, liebenswürdige Dienerin der Marquise, die beide dem Beispiel ihrer Herrin nacheifern. Da sind noch der allezeit getreue Hektor, alias Bel-Amour, der Knabe Felix, der schon längst kein Knabe mehr ist. Da ist die ergötzliche Erscheinung des Kapuziners, der vor nichts zurückschreckt und so das Wunder fertig bringt, die durch das Fieber gequälte Marquise zu heilen. Da ist ferner der Neger Zamor und schließlich der Esel [5].

Wie uns Nerciat hier ein Sittengemälde der französischen Gesellschaft entwirft, das in der Hauptsache dem Leben abgelauscht und nur zum wenigsten der Phantasie des Verfassers entsprungen ist, so haben wir es auch bei dem folgenden Erotikum mit einem, wenn auch nicht streng historischen, so doch stets auf Tatsachen fußenden Zeitgemälde zu tun. Es ist dies: *Les Aphrodites ou fragments thalipriapiques pour servir à l'histoire du plaisir. Lampsaque* 1793 [6]. Die „Aphroditen", auch „Morosophen" genannt, waren unter Philipp von Orleans eine Vereinigung von Personen beiderlei Geschlechts. Ihren Versammlungssitz hatten sie um Paris, am Abhang des Tales von Montmorency. Ein gewisser Marquis de Persan führte den Vorsitz. Der Zweck des Ordens der „Aphrodites" war lediglich die Befriedigung der sinnlichen Lust [7]. Diese tatsächlichen Verhältnisse nahm nun Nerciat zum Vorwurf für seinen Roman, schmückte ihn mit eigenen Zutaten und verbrämte ihn mit den Brocken seiner zusammengelesenen sophistischen Philosophie [8]. Von der Originalausgabe sollen nur noch vier Exemplare existieren, davon eins ohne die Kupfer in der Bibliothek in München [9]. Natürlich wurde das sittengeschichtlich wertvolle Werk auch ins Deutsche übertragen: *Les Aphrodites*. Thalipriapeische Fragmente. Beiträge zur Geschichte des Liebesgenusses. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen von E. D. Loty. Gedruckt in der Kaiserlichen Hofdruckerei, 2 Bände, Paris 1908.

---

[5] In neuester Zeit wurden zwei deutsche Übertragungen veranstaltet, die eine mit dem Titel „Der Teufel im Leibe", übertragen von G. Cordesmuhl (ps.), wahrscheinlich im Wiener Verlag 1906 in 500 Ex., die zweite betitelt: Pandämonium. Deutsche Ausgabe von Heinrich Conrad, 3 Bände mit den 12 Gravuren von Félicien Rops, o. O. u. J. ca. 1906, in 950 Ex., vgl. Hayn, V, 362.

[6] Mit 8 erot. Gravuren von Freudenberg. 8 Teile in 8° von 800 Seiten (Gay, I. 887; Drujon, Cat. 29; Gay, 3. A., I, 277; Hayn, Mon. Nr. 35).

[7] Vgl. Gay, I. 242, Hayn, V. 359—360, Stern-Szana 147—148; Monselet 161—164.

[8] Vgl. Dühren, Der Marquis de Sade, S. 136, Drujon, *Livres à clef*, S. 72—73.

[9] Hayn, V. 360 und Stern, Geschichte der erot. Literatur, II, 104.

Der Inhalt von „Les Aphrodites“ sei hier wiedergegeben: Der Chevalier steigt von seinem Pferd und tritt in eine Villa vor den Toren von Paris ein. Zwei Wächter, von denen der eine stumm, der andere taub ist, geleiten ihn zur Madame Durut, der Besitzerin des Freudenheims. Sie empfängt ihn freudig, hat sie ihn doch vor vier Jahren in die Geheimnisse der Liebe eingeweiht und seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. In stürmischem Verlangen vollziehen sie zweimal den Akt, die Durut läßt ihn alle ihre Reize bewundern, die trotz ihrer 36 Jahre noch immer die Männer bezaubern, und entläßt ihn dann in ein Boudoir, wo ihm eine Negerin die tätigen Werkzeuge wäscht und eine Dienerin mit einer Schokolade erquickt. Inzwischen ist die stolze und hochmütige Herzogin von Enginieres eingetreten, die sich hier mit einem Grafen ein Rendezvous geben will. Sie ist empört, daß er sie warten läßt, läßt sich ein Bad herrichten und verlangt nach passender Lektüre. Madame Durut bringt ihr Mirabeaus „Ma conversion“ und „Le fils d'Hercule“; das erstere verwirft die Adelsstolze, weil dieser Edelmann an der Revolution tätigen Anteil genommen hat. Die Durut spinnt eine neue Intrige, sie macht die Herzogin neugierig auf den Chevalier, den sie für ihren Neffen ausgibt. Sie läßt ihn rufen unter dem Vorgeben, daß die Dame, die eine bekannte Schauspielerin sei, ihm zu einer Anstellung in ihrer Truppe verhelfen könne. Bei passender Gelegenheit läßt die Durut die beiden allein, und der Chevalier leistet der Herzogin Kammerzofendienste beim Verlassen des Bades. Diese, der der junge Mann gefällt, schlägt ihm vor, seinerseits ins Bad zu steigen, sie hofft, durch Zungenspiel von ihm sinnlich erregt werden zu können. Der Chevalier jedoch spielt trotz ihres Sträubens die Rolle des erklärten Liebhabers, was die Dame in große Wut versetzt, da sie Liebesbeweise des in ihren Augen Nichtadligen als schimpflich empfindet. Unterdessen ist nun der erwartete Graf, der Liebhaber der Herzogin, eingetroffen. Madame Durut, die ihn empfängt, weiß geschickt ihn davon abzuhalten, den Seitensprung der Herzogin zu stören. Sie schickt ihm Celestine, ihre angebliche Stiefschwester, die den Grafen zu einem zweimaligen Opfer anreizt. Während dieses Liebeskampfes ist die Durut zu der Herzogin und dem Chevalier geeilt und bestätigt der erleichtert aufatmenden Herzogin, daß der vermeintliche Neffe tatsächlich ein Adliger sei. Erfreut gibt sich die Herzogin ihrem Ritter noch einmal hin, als zur Unzeit der Graf, dem das Warten zu lange gedauert hat, hereintritt und ungewollt Zeuge seiner Niederlage sein muß. Ein Duell scheint unvermeidlich, aber der Geschicklichkeit der Durut gelingt es, die beiden Nebenbuhler zu versöhnen, und bei einem trefflichen Mahle, zu dem auch Celestine zugezogen wird, werden die Rollen vertauscht, die Herzogin erwählt sich den Grafen, der Chevalier Celestine, so daß allseitige Zufriedenheit und Befriedigung herrscht. Die Gäste entfernen sich, und die Durut bleibt mit Celestine allein zurück. Sie vertiefen sich in die Rechnungsbücher, und wir erfahren, daß in diesem Monat ein Überschuß von 1200 Livres erzielt worden ist. Die Außenstände werden durchgeprüft und

dabei die perversen Liebhabereien einiger Mitglieder eingehend besprochen. Als die Prüfung beendet ist, klingelt die Durut nach der Schokolade. Da niemand kommt, geht die Durut, um nachzusehen und schiebt endlich scheltend und fluchend das Negermädchen Zoe und den kleinen Lulu vor sich her, die sie beide beim Liebesakt ertappt hat. Sie ist vor Wut außer sich, aber Celestine sperrt die beiden Liebenden in ein Nebengemach, um sie vor der Durut zu schützen. Hier vollenden die beiden ihr Werk, was die Zurückbleibenden beobachten. Während die Durut, die eifersüchtig auf die Liebesbeweise des kleinen Lulu ist, hinauseilt, um einen Bedienten zu holen, der die Türe einschlagen soll, läßt Celestine die beiden entschlüpfen.

Als nächster Besuch erscheint die Marquise Fieremotte, die einen Reisebegleiter sucht, den ihr die Durut in der Person des Herrn von Limecœur beschaffen will. Da dieser noch nicht eingetroffen ist, vertreibt sich die Marquise die Zeit mit Belamour bei der Lektüre des Erotikons „Matinée libertine". Der Erwartete trifft pünktlich ein, aber nur, um zu erklären, daß ihm der Posten nicht zusagt. Durut ist unmutig und eröffnet den Beschluß der Marquise. Diese will ihn erst einmal sprechen, aber beide sollen maskiert sein. Limecœur wird in einen bequemen Schlafanzug gesteckt und zur Marquise geführt. Ihre Stimme bezaubert ihn gleich derart, daß er sich in ihre Arme stürzt und fünfmal den Gipfel der Seligkeit erklimmt. Die Marquise aber, die ihn für seine anfängliche Weigerung strafen will, entschlüpft ihm mit Hilfe der Durut. Man versetzt ihn in den Glauben, sie sei bereits in ihrem Wagen nach Paris davongefahren und sei häßlich wie die Nacht. Limecœur aber will von seiner Leidenschaft nicht lassen.

Das nächste Kapitel verschafft uns die Bekanntschaft mit dem Herrn von Trottignac, der, weil er zu sehr bramarbasiert, durch einen Mechanismus in einen Käfig gestürzt wird. Ein Arzt untersucht ihn, ob er nicht etwa infiziert ist. Darauf prüft Celestine die Stärke seiner Leistungsfähigkeit, indem sie an sein erigiertes Glied 150 (!) Pfund hängt, die der Athlet mit Leichtigkeit drei Minuten trägt. Auf die Empfehlung eines Mitgliedes hin wird er aufgenommen. Madame, die ihn nach einem für ihn reichlich aufgetragenen Essen aufsucht, muß sich neun seiner Liebesbeweise gefallen lassen, die ihr nicht unangenehm sind. Am nächsten Morgen sucht sie die Marquise auf und erfährt von ihr, daß sie mit Limecœur einig geworden sei. Nun spielt die Durut Kupplerin. Anstatt des Belamour, den die Marquise befohlen hat, entsendet sie den Chevalier Alfons, den wir schon kennengelernt haben, verkleidet als Diener zu ihr, und diesem gelingt es, sein Ziel, das immer das gleiche ist, zu erreichen. Limecœur ist ja inzwischen nach Paris vorausgefahren.

In den folgenden Kapiteln erfahren wir von einer Wette zwischen einem Prinzen X und dem Grafen Schimpfreich, daß sieben Männer sieben Frauen nacheinander beglücken können. Der Graf berichtet von seiner Liebe zur Gräfin Eulalia, der er

verlobt gewesen, der er aber untreu geworden sei. Er findet sie, die er jahrelang gesucht hat, unter den Liebeskämpferinnen des Turniers der Frau von Wakifut wieder. Trotz dem Erlebten trägt er ihr seine Liebe an, sie weist ihn zurück, erklärt sich aber mit einer einjährigen Bedenkzeit einverstanden, wenn der Graf von seiner Verfolgung abläßt und sogleich abreist. Dieser willigt ein, und der Prinz erlangt die Gunst der Gräfin. Spiel, Tanz und Umarmungen schließen das Fest ab. Damit schließt der erste Band.

Jetzt ist der Schauplatz zunächst ein Landhaus in der Nähe von Paris. Frau von Montchaud macht ihrer Kusine Frau von Valcreux Bekenntnisse aus ihrem Eheleben, daß ihr verstorbener Gatte ihrem Temperament nicht genügte, und daß die 37 Mönche des Klosters sich als Mitarbeiter betätigten. Madame Durut kommt an und bringt für Frau von Valcreux einen gewaltigen Godemiché mit, den sie erwirbt und der sofort mit Hilfe ihrer Kusine einer Probeleistung unterzogen wird. Frau von Montchaud verabredet mit der Durut ein Rendezvous mit Trottignac für Sonnabend, da er die ganze Woche besetzt sei. Das zweite Fragment berichtet, daß Graf Schimpfreich im Duell gefallen ist und der Frau von Wakifut sein großes Vermögen ererbt hat, das diese aber zunächst ausschlagen will. Das dritte Fragment vermittelt uns die Bekanntschaft mit der Gräfin Motte-en-feu, die der Durut über die Zahl ihrer Liebhaber Bericht erstattet. Alles ist genau verzeichnet.

Die Gräfin: Errate, wieviel Namen darin sind!

Durut: Wie kann ich's wissen! Vierhundert.

Die Gräfin: Br! Geh nur zu den Tausendern über und...

Durut: Nun also! Tausend und einige?

Die Gräfin: Ja, einige Tausend, aber wieviel?

Durut: Einige Tausend! Zwei? Drei?

Die Gräfin: Du bist noch weit entfernt.

Durut: Weit? Wenn ich Sie beleidigen sollte, so haben Sie es sich selbst zuzuschreiben ... also viertausend?

Die Gräfin: 4959, seit dem ersten Tage bis heute.

Durut (sehr ergötzt): 4959!

Die Gräfin: Aber bedenke doch: In zwanzig Jahren! Bedenke, daß ein Jahr 365 Tage hat! Das macht also kaum 260—280 Tiere jährlich und nicht einmal einen täglich.

Durut (ihr das Kleid mit schelmischer Ehrfurcht küssend): Das ist gar nichts, gerechter Gott!

Die Gräfin: Du wirst sehen, jeder Stand ist vertreten...

Und nun folgt die Aufzählung der Prinzen, Adligen, Prälaten, Offiziere, Richter, die niedern Pfaffen, Mönche, Soldaten, Diener, Neger, Mulatten und ein großer Posten: Unbekannt! Aber die Gräfin will nicht müßig bleiben. Die Durut schlägt ihr vor, zuzusehen, wie Trottignac und Fringante, eine Dienerin, sich miteinander

ergötzen, während sie von hinten bedient wird. Es geschieht. Aber der unersättliche Trottignac reißt sie zu sich aus dem Guckfensterchen und bedient sich ihrer, so daß sie in ihr Tagebuch vier (!) neue Liebhaber als unbekannt und zwei als bekannt buchen kann. Es folgt nun ein Liebestrio zwischen Celestine, Belamour und dem Vicomte von Culigny, der mehr der mannmännlichen Liebe zugetan ist, aber auch die weiblichen Reize nicht verschmäht.

Im nächsten Stück erfahren wir nach einer tribadischen Szene zwischen Celestine und Fringante, daß der Tölpel Trottignac von vier Weibern als gemeinsamer Zuchtstier ausgehalten werden soll. Ein neues Fragment bringt uns etwas unwahrscheinliche Liebesszenen zwischen Celestine und Fringante einerseits und einem Prälaten, dem Abbé Dardamour, und dem Marquis de Fessange anderseits.

Ein Marquis von Limifort tritt jetzt auf, der von Koblenz kommt, sich ein Weib wünscht, aber alle besetzt findet. Die Durut verschafft ihm die Jungfernschaft Violentes, die diesen Augenblick lange herbeigesehnt hat. Der Marquis zahlt entzückt die verlangten 50 Louis und nimmt Violente als Jockey verkleidet mit sich.

Der Rest ist ziemlich kunterbunt und wenig geeignet zur ausführlichen Wiedergabe. Den Hauptteil nimmt die Erzählung der Mystifikation eines spleenigen Engländers ein. Dieser hat sich in ein Mädchen vergafft, das er mit sich nimmt. Sie schmuggelt ihren Liebhaber als Sekretär ein. Als der Engländer einmal verreisen muß, macht man ihm weis, seine Geliebte sei gestorben. Sein angeblicher Sekretär aber berichtet, daß er sie habe einbalsamieren lassen. In Wirklichkeit aber ist dieser balsamierte Leichnam aus Wachs eine Nachbildung. Diese schleppt der Engländer stets mit sich und hat für nichts Interesse als für diese tote Geliebte. In Wahrheit ist sie schwanger geworden. Die Gräfin Motte-en-feu läßt nun einen Hokuspokus vom Stapel und erweckt angeblich die tote Geliebte zum Leben zurück. Selbstverständlich hat die verschmitzte Dirne den Platz des Wachsbildes im letzten Moment eingenommen.

Im Nachwort berichtet Nerciat, daß die Aphroditen infolge der Revolution flüchten mußten, in einem fernen Lande sei der Orden wieder eröffnet worden.

1908 erschien unter dem Namen Nerciats eine deutsche Ausgabe, deren Original ich nicht habe feststellen können. Ich vermute wie Hayn, daß wir es hier mit dem Bruchstücke aus einem größeren Roman zu tun haben. Es betitelt sich: Liebesfrühling. Blätter aus dem Tagebuche der Marquise von Montrevers. Korinth 5861. Wenn es wirklich von Nerciat geschrieben wurde, so muß dieses Werk als sein gelungenstes angesprochen werden. Nur ein Meister kann es geschrieben haben. Die Inhaltsübersicht, die ich im folgenden kurz gebe, erschöpft bei weitem nicht den Reiz des Originals, was natürlich nicht wundernehmen kann, da ich mich hier auf kurze Andeutungen beschränken muß.

Die angebliche Verfasserin des Werkes kommt mit 16 Jahren in ein Kloster, wohin sich ihre Mutter mit dem Reste ihres Vermögens nach erfolgter Scheidung

von ihrem Manne zurückgezogen hatte. Schon durch ihre Lehrer empfing sie theoretisch Unterricht in der Liebe, die Praxis wurde ihr aber erst im Kloster beigebracht. Zu ihrer Bedienung gab man ihr ein niedliches Kammerkätzchen, das mit ihr in einem Bette schlafen muß. Im Traume offenbart diese Kleine ihr intimes Verhältnis mit dem Leibkutscher. Die Erzählerin weiß sich dies zunutze zu machen, und es beginnen tribadische Spielereien zwischen den Mädchen. In einer Nacht erzählt Felicia, so heißt das Kammerkätzchen, ihre bisherigen Erlebnisse. „Infolge einer Schrulle ihres Onkels, dem sie nach dem Tode ihrer Eltern zur Erziehung anvertraut worden war, erhielt sie Knabenkleider und wanderte nun mit einer Savoyardentruppe nach Paris, ohne daß jemand ihr eigentliches Geschlecht kannte. Bei einem Freudenmädchen wird sie unabsichtlich Zeuge eines Liebeskampfes und versucht nun, wieder zu Hause angelangt, mit ihrem Bettgenossen, einem Savoyardenrüpel, das Erlebte in die Tat umzusetzen. Sie wird aber von dem Erwachten zurückgestoßen und verläßt heimlich die Truppe. Auf der Straße wird sie von einem ihr bekannten Schauspieler aufgelesen, der sie mit in seine Wohnung nimmt und dort pädiziert. Ihr Verführer wird aber sofort aus dem Bett geholt und wegen einer Schuldforderung ins Gefängnis gebracht. Ein Unbekannter nimmt sich ihrer an und entjungfert sie. In ihren Erzählungen werden die beiden von einem jungen Mann unterbrochen, der sie belauscht hat und seinen Besuch ihnen um Mitternacht in Aussicht stellt. Pünktlich stellt er sich ein und genießt nach einigen fruchtlosen Versuchen bei dem jungen Mädchen das Kammerkätzchen. Nach allerhand losen Spielen verspricht er, am nächsten Abend einen bescheidener ausgestatteten Freund mitzubringen. Am nächsten Morgen belauschen die beiden Mädchen die Mutter der Erzählerin bei onanistischen Spielen. Die der Kleinen abgenommenen erotischen Bilderbücher geben Anlaß zu einer Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter mit befriedigendem Ausgang. Am Abend verliert die Erzählerin endlich ihre Jungfernschaft, wird aber von ihrer Mutter in der schönsten Beschäftigung überrascht. Tochter, Kammerkätzchen wie der Verführer, dessen Bekanntschaft sie zuerst gemacht hatten, bemühen sich nun vereint, ihren Zorn zu beschwichtigen, und der Graf, ein ehemaliger Liebhaber der Mutter, wie sich jetzt herausstellt, ergreift trotz ihres Sträubens von ihr Besitz, und die beiden Mädchen mit ihren Galanen folgen dem Beispiel der Mutter. Am nächsten Morgen versucht diese vergebens, ihrem Töchterchen Moral zu predigen und ihr die Überzeugung beizubringen, daß sie durch ihr Betragen eine günstige Heirat verscherzt habe. Die Erzählerin läßt sich von diesem ihr vorteilhaft dünkenden Plan nicht abbringen. Zunächst unternehmen die drei Frauen einen Ausflug und teilen sich in die Liebkosungen der drei Herren. In dem Absteigequartier, das sie aufgesucht haben, werden sie nun als voyeurs ungesehen Zeuge von den widerlichen Ausschweifungen zweier Lustgreise, von denen der eine der Onkel des Grafen ist, der den Anstoß zur Entjungferung der Erzählerin

gegeben hat. Da es schon spät ist, weiß der liebenswürdige Neffe durch einen geschickt formulierten Brief an die Äbtissin des Klosters die drei Frauen zu bestimmen, nicht mehr ins Kloster zurückzukehren. Und nun erzählt der Graf seinerseits seine Liebesgeschichte mit der Äbtissin und seine Liebesabenteuer im Kloster. Er hatte die Bekanntschaft von Eulalia (so hieß die Äbtissin) im Bade gemacht und war ihr auf ihr Bitten in Mädchenkleidern ins Kloster gefolgt, wo sie sich heimlich belustigen. Dem Grafen gefällt jedoch die Fessel nicht sonderlich, er macht durch einen geheimen unterirdischen Gang Ausflüge in die Stadt und bestimmt einen Freund, des Nachts seine Rolle zu spielen. Er selbst vergewaltigt eine Dienerin im Schlafe, wird von Eulalia überrascht, und in ihrer Eifersucht bringt sie ihm mehrere Stiche mit dem Messer bei. Die Erzählung des Grafen wird nun unterbrochen durch die Abendmahlzeit, an der vier Engländer, von denen der eine mit dem Grafen bekannt ist, teilnehmen, und mit der Bande der Italiener, die wir schon in Gesellschaft der beiden Jubelgreise kennen gelernt haben, werden sexuelle Orgien gefeiert. Von dem reichlich genossenen Punsch betrunken geworden, findet sich die Erzählerin neben dem Neffen des englischen Lords und erfährt während der Unterhaltung, daß letzterer sich mit ihrem Vater schlagen wolle. Zufällig kommt letzterer während seiner Reise hier vorbei, und es gelingt der Tochter, eine allseitige Versöhnung herbeizuführen. Diese macht nun die Bekanntschaft des Neffen der Kupplerin, bei der sie wohnt. Der Neffe steckt in Mädchenkleidern und, zur Päderastie erzogen, empfindet er lebhafte Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, von der ihn aber die Verfasserin durch praktische Exerzitien bald heilt. Die Erzählerin trifft nun Félicia wieder, die als verkleideter Jockei mit einem deutschen Baron auf Reisen gegangen war, und erfährt ihre Geschichte bis zu ihrem Eintritt als Kammermädchen, wie sie mit ihrem letzten Lehrer gelebt, ihn betrogen, an Lues erkrankt und geheilt, ein Kind bekommen und Geliebte des Vaters ihrer ehemaligen Herrin geworden war. Es folgt nun ein blutschänderischer Auftritt zwischen der Tochter und dem Vater, und die kurze Geschichte seiner Herkunft, die aus einem Ehebruch erfolgte. Die Tochter sucht nun ihr Vergnügen darin, Félicia mit dem Neffen der Kupplerin zusammen zu bringen, und da beide in ihrer Kleidung sich gegenseitig über ihr wahres Geschlecht täuschen, findet die Erzählerin Gelegenheit, die Verwirrung und den erhöhten Reiz der beiden anschaulich zu schildern. Inzwischen kommt Fanfaro, ihres Vaters Leibjäger, der Geliebte ihrer Mutter, zurück. Er sodomisiert Félicia, und beide erfahren nun, daß sie Bruder und Schwester sind. Mit der Erzählung einiger weiterer erotischer Abenteuer schließt das Buch.

Wie man sieht, an Abenteuern ist kein Mangel, und der Liebhaber von pikanten Situationen kommt auf seine Rechnung. Indes mit welcher Grazie ist das Buch geschrieben, wie lebenswahr und lebensecht! Aber obwohl sich der ganze Inhalt um nichts weiter als die sexuelle Betätigung dreht, findet sich kein einziger obszöner

Ausdruck in dem Roman, alles wird mit verhüllten und poetisch gemilderten Worten gesagt, so daß der Leser unwillkürlich sich dem Reize der Erzählung hingibt.

Nerciats „*Contes saugrenus*“, A Bassora 1787[10], und „*Contes nouveaux*“ (Liège 1777) seien nur nebenbei erwähnt. Sie sind in Versen geschrieben, sehr geistreich, sehr frei, aber auch sehr langatmig[11]. Gay (I, 717) bestreitet überdies die Verfasserschaft Nerciats und will sie Sylvain Maréchal zuerteilen[12].

16. KAPITEL
Marquis de Sade

Ihren Kulminationspunkt erreichte die erotische Literatur der galanten Zeit mit dem *Marquis de Sade*. In seinen Werken ist alles vereinigt, was sich nur eine im Kote der verwerflichsten Gemeinheit wühlende Phantasie ersinnen kann: eine Umkehrung aller Werte. Das Gute wird in den Schlamm getreten, dem Verwerflichsten ein Loblied angestimmt und der Abschaum der Menschheit als führende und erlauchte Geister sowie als erstrebenswertes Ideal hingestellt. Was eine ausschweifende, wahnwitzige Phantasie an Verbrechen und ekelerregenden Szenen nur ersinnen kann, wird in teuflischer Abscheulichkeit mit grinsendem Behagen der Welt als einzig lebenswerter Zustand angepriesen. Nichts gibt es, was diesem Scheusal heilig wäre, nichts Edles, wonach er seine schmutzige Hand nicht ausstreckte, es nicht begeiferte und besudelte. Menschenwürde — ein leeres Wort ohne Begriff! Menschen kommen für ihn nur in Betracht, soweit sie seiner höllischen Wollust dienen, und diese wird zur höchsten Potenz aufgestachelt beim Anblick der gräßlichsten Leiden, die man andern bereitet. Die Wonne eines Lüstlings darf nur mit Schmerzen eines andern erkauft werden. Die Genußempfindung eines Weibes kann erheuchelt sein, ihr Schmerz niemals. Grausamkeit, die erste Tugend und noch erstrebenswerter, wenn sie mit geschlechtlicher Aktivität verknüpft ist. Nichts ist so abscheulich und verworfen, daß es nicht eine Quelle des Genusses werden kann. Jules Janin[1] hat ganz recht, nur zu recht, wenn er schreibt: „Soll ich Ihnen die Bücher de Sades analysieren? Blutige Leichname, den Armen ihrer Mütter entrissene Kinder, junge Frauen, die man zum Schluß einer Orgie erwürgt. Pokale, angefüllt mit Blut und Wein, unerhörte Folterungen. Man heizt Siedekessel, richtet Folterbänke, zieht Menschen bei lebendigem Leibe die Haut ab. Man schreit, man flucht, man beißt sich untereinander, man reißt einander das Herz aus dem

[10] 170 Seiten in 8° (Ex. in München, vgl. Hayn. Mon. Nr. 160).

[11] Vgl. Drujon, Cat. 105.

[12] Vgl. *Bibliographie anecdotique et raisonnée de tous les ouvrages d'Andréa de Nerciat par M. de C***, bibliophile anglais etc. Londres, Joh. Ales. Hoogs, éditeur-libraire Burlington Arcade et se trouve à Paris, à Bruxelles et à Stuttgart*, 1876, Kl.-8°, 64 S.

[1] Der Marquis de Sade in „*Revue de Paris*“ 1834, S. 321.

Leibe, und das ohne Aufhören, zehn Bände hindurch, und auf jeder Seite, in jeder Zeile, immer und immer wieder." Einer derartigen Anschauung, bei der alle naturgemäßen und von der Sitte geheiligten Schranken durchbrochen werden, bei denen der Verfasser in Blut und Grausamkeit, Gemeinheit und Abscheulichkeit sich nicht genug tun kann, ist natürlich die Scheu vor dem Höchsten abgestreift. Gott, Religion, sittliche Gebote sind nur leere Begriffe zur Übung eines grauenhaften Witzes und zur Erhöhung der Wollust. Die Diener der Kirche werden zu Helfershelfern in den ekelhaftesten Praktiken und unzüchtigen Betätigungen. Sie sind es hauptsächlich, die sich nicht genug tun können in widerlicher Verhöhnung und Verspottung aller Sitten- und Kirchensatzungen. Nun denke man sich: Obszönitäten, Grausamkeiten und Gotteslästerung mit einer scheußlichen Philosophie zusammengemengt und aufgetragen, viele von den Szenen nach erlebten und erschauten Begebenheiten, das Beispiel einer verderbten Gesellschaft stets vor Augen, einer Gesellschaft, deren einzelne Glieder sich in Ausschweifungen zu überbieten trachten, die nach dem süßen Gift der Pornographie in allen Lebensäußerungen verlangen und jeden begrüßen, der eine Variation der Genüsse zu bieten imstande ist — und man wundere sich noch, daß die Revolution kam und kommen mußte. Der verderbliche Einfluß einer mit den undenkbarsten Greueln operierenden Phantasie muß sich endlich fühlbar machen. Die Fäulnis griff von der sogenannten Gesellschaft auf das Volk über, und wenn die Grausamkeit als Stimulans der Wollust gepriesen und im kleinen betätigt wurde, so war das Blutvergießen der Schreckensmänner nur eine Vergröberung und Ausführung der Lehren einer verseuchten Klasse im großen. Wenn diese Leiden und Blut sehen mußte, um froh zu werden, so empfanden Robespierre und Genossen nicht weniger Vergnügen und Wollust, wenn die Köpfe dutzendweise unter dem scharfen Messer der Guillotine zu Boden kollerten.

De Sade paßte in eine solche Zeit, er war ihr typischer Repräsentant. Flaubert urteilt treffend über ihn: „Sade ist das letzte Wort des Katholizismus. Aus Sade spricht der Geist der Inquisition, der Geist der Folterstrafe, der Geist der mittelalterlichen Kirche, der Abscheu vor der Natur[2]." Ich folge nachstehend im großen und ganzen Dührens und Apollinaires Ausführungen[3]. 1791 erschien seine „*Justine*", die in ihrer ersten Auflage nur obszön ist, ohne die blutrünstigen Ereignisse der späteren Auflagen aufzuweisen[4]. 1797 kam die gemeinschaftliche Ausgabe

[2] E. und J. Goncourt, Tagebuchblätter, Notiz v. 29. 1. 1859.

[3] Eugen Dühren, Der Marquis de Sade und seine Zeit, Berlin 1900. Derselbe, Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit, Berlin 1904, wo die Literatur ziemlich vollständig zusammengetragen und Sades Werke eingehend analysiert werden; zur Bibliographie ist besonders zu vgl. Apollinaire, Nr. 501–538.

[4] *Justine, ou Les Malheurs de la Vertu. „O mon ami! la prospérité du crime est comme la foudre, dont les feux trompeurs n'embellissent un instant l'atmosphère que pour précipiter dans les abîmes de la mort le malheureux qu'ils ont ébloui." En Hollande, chez les Libraires Associés* 1791. 2 vols. in 8°, 283 + 191 S., vgl. Drujon, S. 215–216.

der „*Justine et Juliette*" mit 104 scheußlichen Illustrationen heraus, scheußlich sowohl hinsichtlich des Sujets wie der Ausführung nach[5]. De Sade ist sich bewußt, etwas Besonderes geboten zu haben. In der Vorrede sagt er: „Die Tugend selbst, mag sie auch einen Augenblick zittern, muß vielleicht einmal ihre Tränen vergessen, aus Stolz, in Frankreich ein so bedeutendes Werk zu besitzen, in dem die zynischste Sprache mit dem stärksten und kühnsten System, den unsittlichsten und gottlosesten Ideen verbunden ist." Die Tendenz bzw. der Inhalt seines berüchtigten Buches ist dürftig genug. In „Justine" gerät die Tugend, verkörpert durch die Titelheldin, immer mehr ins Unglück und verfällt dem Laster und Bösen. Das Glück des Lasters bildet das Thema der „Juliette", wo der Triumph des Lasters in grausigen Bildern gemalt wird. Der Grundgedanke dabei ist, daß es entweder keinen Gott gibt oder daß dieser sich wenigstens nicht um die Menschen kümmere, sonst würde die Tugend auf Erden nicht so viel leiden und das Laster nicht derart triumphieren. „Werden die Menschen nicht sagen, daß, wenn die Tugend vom Unglück verfolgt wird, das Laster gedeiht und beides in den Absichten der Natur liegt, es unendlich besser ist, mit den Bösewichtern zu gehen, die begünstigt sind, als mit den Tugendhaften, die zugrunde gehen! Um diese Anschauung zu unterstützen — ein längeres Verschleiern ist unnütz —, wollen wir der Öffentlichkeit die Geschichte der tugendhaften Justine berichten. Es handelt sich darum, daß die Dummköpfe endlich aufhören, jenes lächerliche Götzenbild der Tugend anzubeten, das sie nur mit Undankbarkeit belohnt, und daß Leute mit Verstand sich um so sicherer fühlen, wenn sie die verblüffenden Beispiele von Glück und Wohlfahrt sehen, die das Laster und die Ausschweifung fast mit unumstößlicher Gewißheit begleiten. Es ist zweifellos peinlich, einerseits die schrecklichen Unglücksfälle schildern zu müssen, von denen die sanfte und empfindsame Frau überhäuft wird, die aufs beste der Tugend gehorcht, und anderseits zeigen zu müssen, wie die Leute glücklich sind, die diese selbe Frau quälen und zu Tode hetzen. Aber der Schriftsteller, der genug Philosoph ist, um die Wahrheit sagen zu können, steht über diesen Unannehmlichkeiten, und durch die Notwendigkeiten zur Grausamkeit gezwungen, reißt er mit unbarmherziger Hand die abergläubischen Hüllen herab, mit denen die Dummheit die Tugend verschönern will, und zeigt dem unwissenden Mann, den man betrog, das Laster inmitten der Reize und Genüsse, die ihm ununterbrochen folgen. Solche Empfindungen werden diese Schrift leiten. Und aus diesem Grunde werden wir mit zynischer Sprache, den unsittlichsten und gottlosesten Ideen das Verbrechen beschreiben, wie es ist, das heißt triumphierend, immer zufrieden und

[5] Unter dem Titel: *La nouvelle Justine ou les malheurs de la vertu, suivi de l'histoire de Juliette, sa sœur, ou les prospérités du vice. Ouvrage, orné d'un Frontispice et de cent Sujets gravés avec soin. En Hollande 1797. Paris, Bertrandet?* 10 Bände in 8⁰, davon 4 der „*Justine*" und 6 der „*Juliette*" angehörend.

beglückt, und die Tugend wird man gleicherweise immer unglücklich, bekümmert und gepeinigt sehen[6]."

In demselben Stile wie Sades großes Werk ist auch gehalten: *La philosophie dans le boudoir. Ouvrage posthume de l'Auteur de Justine,* 2 Bde., *A Londres, aux dépens de la Compagnie*[7]. Möglicherweise hat Mirabeau mit seiner „*Education de Laure*" die Anregung dazu gegeben. Die Erziehung eines jungen Mädchens zum Laster wird in Form von Dialogen und langen lehrhaften Vorträgen erörtert, nur ab und zu von praktischen Ausführungen der gepredigten Ausschweifungen unterbrochen. Die Handlung tritt zurück hinter den theoretischen Erörterungen[8]. Nach Dühren (S. 372—373) mag auch kurz der Inhalt wiedergegeben werden. Im ersten Gespräch treten Mme. de St. Ange und ihr Bruder, der Chevalier de Mirvel, auf. Die erstere ist ein Juliettetypus, die alles, was mit ihr in Berührung kommt, vergiftet. Ihr Bruder tritt mehr in den Hintergrund. Die Szene beherrscht Dolmancé, ein im Laster konsequenter Zyniker, Päderast und Atheist. Eugenie von Mistival, ein junges Mädchen, wird zum Besuch erwartet. Mme. St. Ange hat sie theoretisch bereits soweit verdorben, daß ihr nur die Praxis noch fehlt, um eine richtige Dirne zu sein. Im Laufe eines einzigen Nachmittags wird sie nun in alle Mysterien des Geschlechtslebens eingeweiht. „Später werden zu dem praktischen Unterricht auch der Chevalier und ein Gärtnerbursche sowie der Idiot Augustin zugezogen, so daß Eugenie das Arrangement obszöner Gruppen kennen lernt. Gegen Abend, als Eugenie sich bereits in das grausamste erotische Scheusal verwandelt hat, kommt ihre Mutter gerade zur rechten Zeit. Unter den Augen der jauchzenden Tochter wird sie scheußlich vergewaltigt, von einem Knecht Lapierre syphilitisch infiziert, und bevor man zu Tische geht, muß Eugenie an ihrer Mutter die Infibulation vornehmen."

Ein Vorbild der „*Justine et Juliette*" bildet „*Aline et Valcour ou le Roman philosophe, écrit à la Bastille, un an avant la révolution de France. A Paris* 1793, in 4 Bänden. Es werden so ziemlich dieselben Charaktere geschildert. Bis auf eine Vergiftung und einige Flagellationsszenen enthält dieses obszöne Erzeugnis keine Schilderung von Grausamkeiten. Bloch skizziert den Inhalt kurz: „Valcour, ein tugendhafter junger Mann, liebt Aline, die edle Tochter der edlen Frau des grau-

[6] Eine eingehende Inhaltsangabe findet der Leser in Dühren, Der Marquis de Sade, S. 325 bis 370. Deutsche Übersetzungen: Die Geschichte der Justine oder die Nachteile der Tugend, Gr.-8°. 2 Titelbl., 420 S. in 550 Ex. und — Die Geschichte der Juliette oder die Vorteile des Lasters, Gr.-8°, 2 Titelbl., 607 S. in 550 Ex. Beide aus dem Französischen übertragen von Dr. Martin Isenbiel (i. e. Richard Fiedler), 1906, Privatdruck, vgl. Willy Schindler, Das erotische Element in Literatur und Kunst, 2. A., Selbstverlag Berlin, 1907, S. 70—74. Im gleichen Jahr erschien eine zweite Übersetzung von Raoul Haller in 4 Bänden o. O. u. J. Stern-Szana, S. 154, führt noch eine dritte deutsche Übersetzung an, die 1920 herausgekommen sein soll: Marquis de Sade, Justine und Juliette, die Leiden der Tugend und die Wonne des Lasters, 280 + 204, 301 + 290 S., angeblich in 480 Ex., vgl. Hayn, VII, 24—34.

[7] 290 + 216 S. MDCCXCXV (1795), mit 5 obszönen Bildern. Deutsch von Dr. A. Schwarz 1907, 2 Bände 500 Ex. und davon anastasischer Neudruck, Berlin 1922.

[8] Dühren, Der Marquis de Sade, S. 370.

samen und lasterhaften Präsidenten de Blamont. Dieser möchte seine Tochter gern an den alten Wüstling Dolbourg verheiraten, zumal da er schon früher die tugendhafte Sophie, die er für seine Tochter hält, diesem alten Freunde als Mätresse ausgeliefert hat. Er will, wenn dieser Heiratsplan gelungen ist, dem Dolbourg seine Frau zur Geliebten geben, um von ihm dessen Frau, also seine Tochter in gleicher Eigenschaft zurück zu erhalten. Der Plan mißlingt. Aline tötet sich, Madame de Blamont wird auf Befehl des Gatten vergiftet. Valcour geht ins Kloster, Dolbourg wird tugendhaft, und der Präsident muß fliehen. In Rosa und Leonore sind zwei lasterhafte weibliche Personen geschildert. Leonore, die überall Glück hat, erscheint als Pendant zur Juliette."

Schließlich sei noch des Pamphlets gegen Napoleon zu gedenken, wodurch sich Sade die Feindschaft des mächtigen Korsen zuzog. Es ist *„Zoloé et ses deux Acolythes, ou Quelques décades de la vie de trois jolies femmes. Histoire véritable du siècle dernier, par un contemporain. A Turin et se trouve à Paris, chez tous les marchands de nouveautés. De l'imprimerie de l'auteur. Thermidor, an VII."* In 18°, XII+142 S. Ausschweifungen Napoleons und seiner Umgebung bilden den Inhalt. Zoloé stellt Josephine dar, und unter den deux Acolythes (Lameda und Volsange) sollen Madame Tallien und die Visconti zu verstehen sein. Sade erzählt in sehr saloppem Stil die Orgien dieser drei Damen mit drei männlichen Partnern. Was die Freiheit der dargestellten Szenen anbelangt, so erhebt sich Sade hier nicht besonders über die Obszönität seiner Konkurrenten. Nur die politischen Anspielungen, die Angriffe auf Napoleon und seinen Kreis ließen die Veröffentlichung so gefährlich erscheinen, daß Sade das Werk im Selbstverlage, vielleicht auch in eigener Druckerei hergestellt, veröffentlichte[9]. Nur diesen satirischen Ausfällen gegen Napoleon, nicht seiner Sittenlosigkeit hatte Sade die Feindschaft des Herrschers zu verdanken. Hilgers[10] ist deshalb im Irrtum, wenn er die Obszönität als Grund hierfür angibt. Im Juli 1800 kam dieser Schlüsselroman heraus, der einen gewaltigen Skandal verursachte. Man erkannte darin mit leichter Mühe Napoleon (d'Orsac, Anagramm für de Corse), Barras (Sabar), Tallien (Fessinot) und andere wieder. Am 5. März 1801 wurde Sade bei seinem Verleger Bertrandet (oder Massé) verhaftet, dem er das umgearbeitete Manuskript seiner „Juliette" brachte. Diese diente zum Vorwand für seine Verhaftung, und daraus resultiert wohl die falsche Behauptung, daß de Sade seiner Sittenlosigkeit seine Einkerkerung zu verdanken habe. Im Hospital von Charenton wurde er gefangen gehalten, wo er auch im Alter von 75 Jahren am 2. Dezember 1814 starb. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß Sade seine „Justine" in einer Luxusausgabe dem Konsul und seinen beiden Teilhabern an der höchsten staatlichen Gewalt überreichen konnte, und daß

[9] Vgl. *Brunet, Fantaisies bibliographiques, Paris, Gay* 1864, S. 67.

[10] Index der verbotenen Bücher. Freiburg i. B. 1904, S. 260.

Napoleon keine andere Strafe für diese Unverfrorenheit wußte, als das Werk ins Feuer werfen[11].

In den letzten Jahren hat Dühren noch ein weiteres Werk de Sades aufgefunden, das nur im Manuskript erhalten war: „Die 120 Tage von Sodom oder die Schule der Unzucht", und das Dühren in den „Neuen Forschungen" (S. 381—414) ausführlich bespricht. Im folgenden gebe ich inhaltlich das Resultat seiner Untersuchung wieder. Das Manuskript hat eine reiche Geschichte. Gerüchtweise war wohl bekannt, daß de Sade einen Roman *„Les 120 Journées de Sodome ou l'école du libertinage"* verfaßt habe[12]. Man hielt jedoch das Werk für verloren, weil im Jahre 1832 das Manuskript eines unedierten Romans[13] im Beisein eines Sohnes de Sades verbrannt wurde. Dieses vernichtete Manuskript wurde irrtümlicherweise für das Manuskript der *„120 Journées de Sodome"* gehalten. Dühren gelang es, das Manuskript wieder herbeizuschaffen. Die Schrift wurde von Sade während seiner Gefangenschaft in der Bastille verfaßt. Der Marquis schrieb dieses Werk, das in der französischen Ausgabe 526 Druckseiten im Lexikonformat umfassen würde, wie aus einer handschriftlichen Note de Sades auf dem Manuskript selbst hervorgeht, in der Zeit vom 22. Oktober bis zum 27. November 1785, also in 36 Tagen! Sade arbeitete daran täglich nur drei Stunden, und zwar von 7 bis 10 Uhr abends. Er schrieb auf lose Blätter, die er dann der Länge nach zu einer Rolle von 12 Meter aneinanderklebte. Den auf diese Weise entstandenen Streifen beschrieb er dann, da er offenbar an Papiermangel litt, auch rückwärts. Das Manuskript bildet also einen 12:0,01 Meter langen, beiderseitig beschriebenen, aufgerollten Streifen. Als der Marquis 1789 die Bastille verließ, verblieb dieses Manuskript zunächst mit anderen Sadeschen Schriften in der Bastille. Dann gelangte es auf kurzem Umweg in den Besitz der Familie Villeneuve-Trans, wo es drei Generationen hindurch lagerte, bis es hier durch Dühren entdeckt wurde. Am 23. Juni 1924 stand es bei dem Berliner Antiquar Paul Graupe zur Versteigerung an, fand aber keinen Liebhaber. Einem jungen deutschen Romanisten gelang die Entzifferung der fast mikroskopisch kleinen und mit der Zeit beinahe unleserlich gewordenen Schrift dieses Manuskripts[14]. Es handelt sich hier unzweifelhaft um das von Restif de la Bretonne erwähnte Werk. Die Eigenheiten von Sades Satzbau, seiner Redewendungen und seiner Erzählungsweise finden sich wieder. Vor allem jedoch ist die Sade eigentümliche Verteidigung der ausschweifendsten Wollust klarer zum Ausdruck gebracht als in allen seinen anderen Werken. De Sade wollte in dieser Arbeit, die um vieles größer angelegt als selbst die umfangreiche „Justine", aber nur zum kleineren Teile ausgeführt, deren vollständiger und präziser Plan jedoch

[11] Vgl. Dühren, Neue Forschungen, S. 334—335, Zeitschr. f. Sexualwissensch. I, 29—31; Blei, Das Kuriositätenkabinett der Literatur, Hannover 1924, S. 344—350, und Apollinaire, Nr. 358.

[12] Auch Restif spricht davon in seinem Buche „*Monsieur Nicolas*", vgl. Dühren 384—387, und Pisanus Fraxi behandelt es ausführlich in seinem „Index librorum prohibitorum", Nr. 422—424.

[13] *Les journées de Florbelle*; Dühren 353. [14] Bloch, a. a. O. S. 393.

erhalten ist, alle sexuellen Perversitäten, die überhaupt denkbar sind, an 600 verschiedenen Beispielen veranschaulichen. Der Plan des Romanes ist folgender: Vier reiche Wüstlinge, zu blasiert, um an den gewöhnlichen Genüssen des Lebens noch Geschmack zu finden, vereinigen sich zu einer ebenso seltsamen als wollüstigen Unternehmung. Sie lassen sich durch Kuppler und Kupplerinnen, die in ihrem Auftrag ganz Frankreich durchziehen, die schönsten Knaben und Mädchen aus angesehenen und vornehmen Familien entführen. Aus diesen Kindern werden die allerschönsten ausgewählt und mit anderen Objekten der Lust auf ein einem der Wüstlinge gehöriges, unzugängliches Felsenschloß gebracht. In diesem Schloß schließen sich die vier Wüstlinge mit ihren Opfern ein, alle Zugänge werden vermauert, die einzige Brücke, die den Fels, auf dem das Schloß steht, mit der Außenwelt verbindet, wird abgebrochen. Und nun beginnen, vor jeder Überraschung und Störung gesichert, in dem prächtig und zweckmäßig eingerichteten, mit allem Nötigen versehenen Schlosse seltsame Orgien. Vier der erfahrensten Bordellwirtinnen von Paris haben die Aufgabe, den Wüstlingen die Erlebnisse aus ihrem Berufe detailliert und nach einer bestimmten Ordnung zu erzählen. Eine jede berichtet einen Monat hindurch die 150 interessantesten Fälle geschlechtlicher Perversität, die sie in ihrer Praxis erlebt hat. Es werden also im ganzen 600 verschiedene, systematisch geordnete und stufenweise immer seltenere und perversere Fälle sexueller Ausschweifung erzählt. Das ganze große Gebiet der Psychopathia sexualis wird auf diese Weise anschaulich und gründlich aufgerollt. Die bei den Erzählungen anwesenden Objekte der Lust jeden Geschlechts und Alters dienen den Wüstlingen dazu, die in ihnen durch das Anhören der Erzählungen erregten sexuellen Begierden sogleich zu befriedigen.

Dr. Eugen Dühren (Iwan Bloch) brachte zuerst die französische Originalausgabe 1904 angeblich als Privatdruck des „*Club des Bibliophiles*" in Paris 1904[15] heraus. Zum ersten Male wurde es ins Deutsche übertragen von Karl von Haverland, illustriert von Karl Maria Diez: Die hundertzwanzig Tage von Sodom oder die Schule der Ausschweifung vom Marquis de Sade, Privatdruck, Leipzig, 650 Exemplare, 2 Seiten Vorwort, 254+258 Seiten in 4°.

Außer diesen bekanntesten Elaboraten Sades wäre nichts weiter an bemerkenswerten Schriften hervorzuheben. Neben den gedruckten Erzeugnissen seiner Feder sind noch manche Manuskripte erhalten, die Dühren Seite 482—486 aufführt[16].

[15] In Wahrheit bei Max Harrwitz in Berlin-Nikolassee.

[16] Zur Bibliographie vgl. außer Dührens Schriften: *Le marquis de Sade, l'homme et ses écrits. Etude bio-bibliographique, par M. G. Brunet, Sadopolis, chez Justin Valcourt, rue Juliette etc.* (i. e. *Bruxelles, Gay* 1860) — Gay, IV, 742—743, für *Justine et Juliette:* II, 507 und 752—755, für 120 Tage von Sodom: I, 522; für *Philosophie dans le boudoir:* III, 730; Hayn, VII, 24—34 gibt ein ziemlich vollständiges Verzeichnis auch der nichtdeutschen Erotika Sades. — Justine und Juliette oder die Gefahren der Tugend und die Wonne des Lasters. Kritische (!) Ausgabe nach dem Französischen des Marquis de Sade, Leipzig, Carl Minde, Kl.-8° (1874), Druck von Ernst Sorge in Arnstadt, bringt nicht das Original, sondern eine kritische Zergliederung von Sades Hauptwerk.

17. KAPITEL
Restif de la Bretonne

Sades Antipode, der ihm jedoch in vielen Dingen gleicht, ausgenommen in der nur Sade typischen Grausamkeit, ist *Restif de la Bretonne*[1]. Seine gedruckten Werke zählen 212 Bände. Die bloßen Hinweise auf die Titel umfassen bei Gay drei Spalten (IV, 712—715) und bei Hayn einen Druckbogen (VI, 431—445). Restif ist in gleicher Weise Graphomane wie Sade. Er beschreibt sein Leben, seine Erlebnisse Tag für Tag, ohne Wesentliches zu erfinden. Unbedenklich verwendet er seine Korrespondenz und scheut sich auch nicht, die Namen von Personen wiederzugeben. Er will die Wahrheit schildern. „*Je dois et je ne dois rien dire que la vérité, fût-elle impertinente.*" Und „*impertinente*" wird sie bei unzähligen Gelegenheiten. Denn Restif ist auch Erotomane. Die Frauen müssen seinem Leben Inhalt geben, ohne sie ist er nichts. Drum dreht sich sein ganzes Denken und Fühlen nur um sie, die Bringerinnen des Genusses, die Quellen der Freude — kurz um das Geschlechtliche. Eulenburg[2] urteilt über ihn: „Er wurde von wütendster Sinnlichkeit gepeitscht und durch den Götzendienst des eigenen Ich in eine Art Exhibitionismus hineingetrieben. Daher hat er wie kein zweiter verstanden, die Entstehung, Eigentümlichkeit und Gewalt der Geschlechtsliebe zu analysieren und dem Ich einen geradezu raffinierten Kultus zu widmen." So erzählt er uns in „*Monsieur Nicolas ou le cœur humain dévoilé*" (Paris 1794—1797, 16 Bde.) die Geschichte seines Lebens, das heißt seiner erotischen Eroberungen. Im 13. Band *(Mon Calendrier)* führt er Tag für Tag Buch über alle Frauen, deren Bekanntschaft er gemacht, die er verführt und geschwängert hat. Wahrscheinlich sind auch Anekdoten und Erlebnisse anderer darin verwebt, denn der Graf Tilly erwähnt (Memoiren II, 120), daß er, obwohl Restif unbekannt, von diesem um den Bericht einiger erotischer Erlebnisse angegangen wurde, daß er ihn jedoch kühl abfallen ließ. Trotz der nicht allzu sparsam bemessenen Obszönitäten und der überaus freien Szenen gebührt diesen Aufzeichnungen doch ein nicht zu unterschätzender Wert. Schiller hielt viel davon und sandte an Goethe am 2. Januar 1789 folgendes Schreiben: „Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif ‚*Cœur humain dévoilé*' je gesehen oder davon gehört? Ich habe es nun gelesen und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftige

[1] 1734—1806. vgl. Eugen Dühren, Restif de la Bretonne, Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator, Berlin, Harrwitz 1907. Rétif-Bibliothek, Verzeichnis der franzos. u. deutschen Ausgaben und Schriften von und über Retif de la Bretonne, unter Mitwirkung von Max Harrwitz, hrsg. v. Dr. Eug. Dühren, Berlin 1906; *Monselet, Ch., Rétif de la Bretonne. Sa vie et ses amours docum. inéd., ses malheurs, sa vieillesse et sa mort; ce qui a été écrit sur lui, ses descendants, catalogue complet et detaillé de ses ouvrages etc.* Paris 1854. Blei, Das Kuriositätenkabinett der Literatur. Hannover 1924. S. 262—270. *P. L. Jacob Bibliophile, Bibliographie et Iconographie de tous les ouvrages de Restif de la Bretonne.* Paris 1875.

[2] In „Die Zukunft" v. 25. März 1899. S. 512.

sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen, und die Mannigfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Lebens in einer gewissen Volksklasse muß interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch unschätzbaren Wert."

Bekannt sind „*Les Contemporaines ou aventures des plus jolies femmes de l'âge présent*. Lpz. et Paris 1780—1782", 17 Bände. Es sind eine Reihe von auf Erlebnissen beruhenden Erzählungen und Sittenschilderungen aus dem Volksleben[3]. Nach altbewährtem Rezept will Restif Catulls Wort: *Lasciva nobis pagina, vita proba!* an sich selbst zur Geltung bringen. „Wenn", so sagt er in der Vorrede zu seinen „Contemporaines", „die Wissenschaft achtbar ist, kann man dies von der falschen Scham nicht behaupten. Die ‚Zeitgenossen' sind ein Stück von moralischer Medizin. Wenn die Einzelheiten schlüpfrig sind, in seinen Grundzügen ist es ehrbar und der Zweck nützlich. Was ist ein Romanschriftsteller? Der Maler der Sitten. Die Sitten sind verderbt. Soll ich also die Sitten eines Idealwesens schildern? Ihr anständigen Frauen, spart euer Nasenrümpfen für diese durch und durch verlodderte öffentliche Moral, für diese infamen Zweideutigkeiten, für diese freien Manieren, für die schamlosen Ausdrücke, die man sich jeden Tag vor euch und euren Töchtern gestattet. Aber aus der notgedrungenen Anstößigkeit, die einen moralischen Zweck hat und bessern will, machet dem Schriftsteller, der den Mut hat, euch den Spiegel der Laster vorzuhalten, um euch zur Erkenntnis zu bringen, kein Verbrechen." Indessen trotz dieser schönen und an sich berechtigten Worte spürt man doch auf jeder Seite, mit welchem Wohlbehagen Restif gerade bei den intimsten Dingen verweilt und wie er sich gütlich tut in der breitesten Ausmalung der sittenwidrigsten Begebenheiten und Situationen. Der Zweck soll die Mittel heiligen, aber der Zweck ist um kein Jota besser als die angewandten Mittel.

Das umfangreiche Werk fand auch sofort einen deutschen Übersetzer in der Person des trefflichen Mylius: Die Zeitgenossinnen, vom Verfasser des neuen Abeillard. Aus dem Französischen. Berlin bey Christian Friedrich Voß & Sohn, 1781 bis 1787, 11 Bände. Der elfte Band erschien in Königsberg und Leipzig bei Gottl. Leberecht Hartung[4]. Der Herausgeber sagt in Band 4, S. 392: „Man hat sich in der Idee betrogen, die man sich von einem Buche gemacht hat, das nicht heimlich verkauft wird. Ich bin nicht gesonnen gewesen, die skandalöse Chronik unserer Zeit bekannt zu machen, sondern habe wirklich geschehene Geschichten aus allen Klassen der Gesellschaft genommen. Weit davon entfernt, der Bosheit Futter vorstreuen zu wollen, die sich vorzüglich an die Großen heftete, hat mein Freund,

[3] Vgl. *Drujon, Livres à clef*, 231—234.

[4] Vgl. Hayn, VI, 439—441.

dessen Absichten ich schätze und hochhalte, gewisse Begebenheiten verkappt, deren Heldinnen Frauenzimmer vom ersten Stande waren, indem er sie in den Mittelstand gesetzt hat. Wenn eine Begebenheit aus der bürgerlichen Welt ist, so bleibt sie unbekannt und beleidigt niemanden, und gleichwohl wird der moralische Endzweck nicht minder wirksam erreicht."

Le paysan perverti ou les dangers de la ville (La Haye et Paris 1776, 8 Tle.) und *La paysanne pervertie* (ebd. 1784, 8 Tle. in 4 Bd.) wollen zeigen, wie auch die erhabenste Tugend durch die Berührung mit dem Laster notgedrungen zugrunde gehen muß. Man findet die bizarrste Sammlung von Abenteuern und Charakteren, die man sich denken kann. Dazu ist das Milieu stets ein anderes. Restif führt uns in Wirtshäuser, Kaschemmen, in die Kirche, zu Freigeistern, ebenso gern in den Salon der Weltdame wie in das Boudoir der Prostituierten, am liebsten aber ins Bordell. Das Buch ist in Briefen geschrieben und besteht aus nur lose zusammengereihten Szenen. Die Charaktere sind gut entwickelt, und man fühlt, daß Restif hier aus dem vollen Leben geschöpft hat. Restif hielt dieses Erzeugnis für sein bestes, das er nicht für seine Zeit, sondern für die Nachwelt geschrieben haben wollte[5]. Wegen dieser beiden Werke hatte Restif übrigens seltsamerweise Unannehmlichkeiten mit der Polizei, vielmehr mit der Zensur, die alle möglichen Einwendungen gegen die Veröffentlichung machte und den Druck zwei Jahre lang verzögerte. Es bedurfte unerhörter Anstrengungen und der ganzen Zähigkeit Restifs, um das Werk freizubekommen. Er berichtet selbst von 72 ergebnislosen Gängen zur Polizei[6]. Diese Animosität gegen vorliegende Sittenschilderung nimmt um so mehr wunder, da doch viel ärgere Skandalosa anstandslos passierten.

Von hohem Interesse sind *„Les nuits de Paris, ou le spectateur nocturne" à Londres et se trouve à Paris,* 1788—1794. (16 Teile in 8 Bänden mit 18 Bildern.) Restif arbeitete ununterbrochen 20 Jahre daran, indem er jeden Morgen das, was er in der Nacht gesehen und erlebt hatte, aufzeichnete. Die acht Bände bilden deshalb ein treffliches Spiegelbild der damaligen Sittenzustände.

In *„Ingénue Saxancour ou la femme séparée (Liège* 1786—1789. 3 Bände) arbeitet Restif in dem Stile de Sades. Das Buch erzählt anscheinend die Geschichte seiner unglücklich verheirateten Tochter, die nach der Hochzeit sich allen ausschweifenden Launen ihres Gatten, der ein Wüstling der gemeinsten Sorte war, fügen mußte und die unglaublichsten Grausamkeiten des Roués erduldete. Der Stoff bringt es mit sich, daß an Obszönitäten, an Zynismus und Grausamkeit kein Mangel herrscht. A. Dumas benutzte diesen Roman aber stark in seinem „Ingénue" 1854[7].

Folgt hier Restif bewußt oder unbewußt de Sade, so wendet er sich in einem

[5] Graf Tilly, Mémoires, II, 121

[6] Vgl. Gay, Anal. III, 98—99

[7] Vgl. Gay, 3. A., IV, 129 und Drujon 204

anderen Werke mit aller Schärfe gegen ihn und seine grauenhafte Phantasie. Diese erotische Streitschrift betitelt sich: „*L'Anti-Justine, ou les délices de l'amour. Par M. Linguet, a(vocat) au et en Parlem(ent) etc. au Palais Royal 1798, chez feu la veuve la Girouard, très connue,* 2 Bände in 12°. Von den 60 Bildern, die auf dem Titelblatt angegeben werden, ist kein einziges erschienen, und von den acht angekündigten Teilen kam nur ein einziger ganz zur Ausführung, der zweite bricht mitten in einer Periode ab. Der erste Teil reicht bis Seite 204, der zweite beginnt mit Seite 207 und geht bis Seite 252[8]. Restif soll überhaupt nur 6 Exemplare in seiner Kellerdruckerei fertiggestellt haben, von welcher Zahl die Geheimabteilung der Pariser Nationalbibliothek die Hälfte zum Teil unvollständig besitzt. Ein Original besaß zuerst La Bedoyère. Auch in den Händen von Cigognes befand sich eins, der es an den Herzog von Aumale verkaufte. Von da kam es für 2000 Franken an den bekannten Frédéric Hankey. Dessen Bücher erwarb Pisanus Fraxi, der seine Bibliothek dem Britischen Museum hinterließ. Hier muß also noch eine Originalausgabe sein[9]. Heute ist das Buch durch manche Nachdrucke verbreitet. Restif will, daß man sein Werk als von dem bekannten Advokaten Linguet geschrieben betrachten soll. Nun heißt dieser aber nicht Jean Pierre, sondern Simon Nicolas Henri. Wie in allen seinen Werken schildert der Verfasser hier sich selbst, aber in solch geistloser Weise, daß trotz der aufeinandergetürmten erotischen Situationen der Leser schon bei den ersten Kapiteln das Buch angewidert aus der Hand legt. Keine Entwicklung, kein ernst zu nehmender Gedanke, nur Pornographie in Reinkultur, aber unwahrscheinlich und vor allem anödend. Die Titel sind so vielsagend, daß ich es unterlassen muß, sie hier wiederzugeben. Blutschänderischer Verkehr zwischen Vater und Tochter sowie von Mutter und Sohn nimmt in der Darstellung einen breiten Raum ein.

Die Obszönitäten, von denen die „Anti-Justine" strotzt, sollen zu einem moralischen Zweck geschrieben sein. Restif äußert sich in der Vorrede dazu: „Niemand war wohl mehr entrüstet über die schmutzigen Werke des scheußlichen Marquis de Sade, das heißt der ‚*Justine*', des ‚*Boudoir*', der ‚Theorie der Wollust', die ich im Gefängnis las. Dieser Elende stellt die Wonnen der Liebe immer und ewig nur in Begleitung von Folter und Mord dar. Mein Zweck ist, ein Buch zu schreiben, das saftiger als die seinen ist und das die Frauen getrost ihren Männern empfehlen sollen, um besser bedient zu werden, ein Buch, in dem das Herz sehr wohl neben den Sinnen seinen Platz haben kann, in dem die Wollust keine Grausamkeit kennt, in dem die Liebe, rein natürlich aufgefaßt, ohne die geringsten Ziereréien und Bedenken, nur fröhliche und wonnige Bilder vorführt. Man soll die Frauen anbeten, wenn man es liest, man soll sie vergöttern, wenn man sie nachher genießt.

[8] Vgl. Drujon, Cat. 28; ders. *Bibliolytie*, Nr. 7; Gay, III. 387; Hayn, VI. 431.

[9] Auch Geh. Sanitätsrat Dr. Moll in Berlin will vor einiger Zeit einen Originaldruck besessen haben, wie er dem Verfasser persönlich mitteilte, ohne aber die Adresse des Erwerbers bekanntzugeben.

Hoffentlich wird man dann den Menschenschlächter nach Gebühr verabscheuen, der am 14. Juli 1789 als weißbärtiger Greis aus der Bastille geschleppt wurde. Möge das reizvolle Werk, das ich veröffentliche, die seinigen vernichten. Ein schlimmess Buch also, aber in guter Absicht geschrieben. Ich jedenfalls, *Jean Pierre Linguet,* zur Zeit Gefangener in der Conciergerie, erkläre feierlichst, daß ich dieses Werk, so toll es sein mag, nur in der allerbesten Absicht verfaßt habe. So hat zum Beispiel die Blutschande nur deshalb ihren Platz darin, um den abgestumpften Wüstlingen die Grausamkeit zu ersetzen, mit denen de Sade ihre Sinne aufstachelt."

Wie schon aus dem Vorwort ersichtlich, verfolgt Restif lediglich den Plan, möglichst krasse Gemälde der Wollust zu liefern, er verschmäht es deshalb, dem abgeschmackten Schema der Durchschnittserotiker zu folgen, daß er den Neuling eine erotische Szene seiner Eltern oder eines Liebespaares beobachten läßt, sondern beginnt sofort mit Perversitäten. Zunächst sind die acht Schwestern Gegenstand seiner jugendlichen Wollust, dann wohnt er versehentlich seiner Mutter bei, und schließlich verführt der Vater seine eigenen Töchter, das heißt, „verführt" ist nicht so wörtlich zu nehmen, denn sie geben sich gutwillig hin und sind ebenso ausschweifend wie der Erzähler. Neben der Liebhaberei für schöne Schuhe scheint der Verfasser besonders eine Vorliebe für den Cunnilingus gehabt zu haben, denn diese Befriedigung der Libido kehrt regelmäßig wieder. Auch eine Szene nach Art des geschmähten Sade findet sich in dem Erotikon. Ein Schuft, namens Vit-Nègre, verkauft seine Frau einem Mönch für 60 000 Franken. Dieser vergewaltigt sie bestialisch, so daß sie an den Folgen stirbt, schlachtet sie dann und zerstückelt sie, um sie zu verspeisen[10].

18. KAPITEL

Charakteristik der erotischen Werke des 18. Jahrhunderts

Welchen Zweck derartige Schriften verfolgen, leuchtet ohne weiteres ein. Gewiß, eine Anzahl von Werken verwendet die Erotik nur als Beiwerk. Ihr Hauptzweck ist die Satire, das Pasquill die Schmähung, sei sie nun politisch, antiklerikal oder persönlich. Manche andere wiederum lassen künstlerische Absichten nicht verkennen und erreichen auch das, was sie wünschen. Der größte Teil dieser

[10] Zur Bibliographie vgl. Gay, I, 235; *Gay,* Analect. III, Hayn, VI, 431—445; Apollinaire [illegible], der über die in der „Hölle" der Nationalbibliothek sekretierten Bände der *Anti-Justine* nähere Angaben macht. Dem vielgeschmähten Napoleon ist nämlich die Erhaltung so manches Erotikons zu verdanken, darunter natürlich auch die der *Anti-Justine.* 1803 hatte er als Erster Konsul den Befehl erteilt, bei den Buchhändlern des Palais-Royal und den dortigen Prostituierten nach erotischen Büchern zu fahnden und sie zu beschlagnahmen. Zwei Exemplare sollten von jedem Buche aufbewahrt, die andern vernichtet werden. Drujon, *Livres à clef,* 54—64; 495 bis [illegible], 705—717, 760—769. *Monselet, Rétif de la Bretonne, Sa vie et ses amours,* Paris 1854. Eug. Dühren, Rétif-Bibliothek. Verzeichnis der franz. und deutschen Ausgaben und Schriften von und über Rétif de la Bretonne. Berlin, Harrwitz 1906.

Werke wird jedoch geschrieben zur *Entflammung der erotischen Begierden*, des sexuellen Begehrens oder zur Bereicherung der geschlechtlichen Lust, und da die Franzosen des Rokoko Künstler des Genusses waren, wußten ihre Herren und Damen der Feder auch genau das Maß zu finden, um die beabsichtigte Wirkung mit ihren Elaboraten auf andere nicht zu verfehlen. Vor allen Dingen sind sie frei von der deutschen Schwerfälligkeit. Es wird geplaudert, gespielt, gelacht und — geliebt, anmutig, graziös, verführerisch, aber ohne rechte Leidenschaft, nicht aus dem inneren Leben, dem Gefühl heraus. Man will wahr sein, um wahr zu wirken, aber diese Wahrheit ist aus dem Zeitgeist geboren. Derartige Erotika, die ihren Zweck, zu verführen, unverhüllt merken lassen, flattern nun in kleinen, unscheinbaren Bändchen in die Welt hinaus, werden gekauft und eifrig gelesen.

Daneben stehen die *Heuchler*, die sich eine Maske vorbinden, um unerkannt zu bleiben und mit besserem Erfolge ihr Wesen treiben zu können. Verabscheuenswert ist das Laster? Gewiß. Man muß also davor abschrecken? Ohne Zweifel. Wie kann das aber geschehen als durch eine möglichst getreue Wiedergabe desselben? Denn je mehr man es entschleiert, um so mehr Abscheu und Widerwillen flößt es ein. Nur so hat die Tugend überhaupt Wert, wenn sie auf Erfahrung gegründet ist. Außerdem setzen alle Gesetze Strafen für Verbrechen fest. Wie will man sie aber meiden, wenn man sie nicht gründlich kennt? Ein zweiter triftiger Grund also, sie möglichst unverblümt in der abschreckendsten Gestalt zu schildern. Aber gerade die Sünden auf sexuellem Gebiete sind mannigfacher Natur, darum bedürfen sie auch mannigfacher Behandlung. Die Unkeuschen, wird seltsamerweise zugegeben, würden allerdings dadurch noch mehr zur Lust angereizt, aber denen sei nichts heilig. Die Guten indes würden auf alle Fälle in ihrer Tugend bestärkt. Quod erat demonstrandum.

Auffällig ist die große Zahl der Werke, die sich *gegen den Klerus*, die Mönche und Nonnen, wenden. Das hat ja allerdings seinen Grund, denn der durch den Zölibat bedingte sittenlose Lebenswandel der Geistlichen hatte sich zur Landplage ausgewachsen, und die Nonnenklöster waren weiter nichts als verkappte Bordelle. Die Nonnen handelten dabei nach dem tröstlichen Wort: Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben, und vergaßen darüber ihr Gelübde. Aber der Erotiker bezweifelt das. Um bei der Armut anzufangen, sagt er, kann ein Mädchen seine Bedürfnislosigkeit besser dokumentieren als dann, wenn es sich bis aufs Hemd auszieht? Kann es in seinen Worten und Handlungen eine entzückendere Keuschheit in ihrem Glanze zeigen, als in einer von der Natur geschaffenen und strahlenden Nacktheit? Kann eine Nonne einen größeren Beweis von Gehorsam geben, als daß sie auf Befehl ihres geistlichen Beraters die Röcke schürzt, ihre Jungfernschaft opfert oder sich flagellieren läßt? Diese Auslegung hat wenigstens den Vorzug der Originalität für sich.

Unangenehm aber wird der Eindruck, wenn unter dem *Deckmantel der Moral*

der Sittenprediger in lüsternen Obszönitäten schwelgt. Da geißelt ein sittlich entarteter Kapuziner die Laster seiner Zeit, aber in Ausdrücken und Ausmalungen, die keinen Zweifel darüber lassen, wie wenig ernst dem Prediger es mit seiner angeblichen Entrüstung ist.

Auch an *Wegweisern für die Lebemänner* fehlt es nicht, wovon manche kulturhistorisches Interesse beanspruchen können. Wir gewinnen Einblick in das Pariser Prostituiertenleben, in die Affären der Lebemänner, Lebedamen und die Skandalchronik. Und weil die Ausschweifung allgemein und eine Jungfernschaft nur noch in der Wiege zu haben ist, gibt ein anderer menschenfreundlicher Schriftsteller wieder Ratschläge, wie Liebhaber sich dieses seltene Gut verschaffen können, wie sie vor Ausbeutung sich schützen müssen, damit ihnen nicht Ausgemergelte als Jungfrauen angehängt werden. Aber auch für die Mädchen ist gesorgt, indem ihnen Mittel anempfohlen werden und deren Anwendung vorpraktiziert wird, um ihre lädierte Jungfernehre als intakt dem neugebackenen Ehemann vortäuschen zu können.

Da sich nun, wie ersichtlich, die Vorstellungen des Lesers nur in der Erotik bewegen wollen, das Leben jedes Durchschnittsmenschen aber noch andere Ziele kennt als den geschlechtlichen Genuß, werden mit Vorliebe diejenigen Personen als Hauptträgerinnen der erotischen Handlungen gewählt, die ihr ganzes Leben der „Liebe" widmen. Das sind die *Freudenmädchen* und die *Kupplerinnen*. In der Tat, wieviel Erfahrungen kann eine Dame aus der Halb- und Viertelswelt machen, von wieviel Erlebnissen in ihrer Laufbahn kann sie berichten! Man vergleiche nur als typisches Beispiel: „Die Memoiren der Fanny Hill" und ferner „Josephine Mutzenbacher"! Ihr Locken, ihr Reizen, ihr ganzes Gebaren gründet sich auf Erfahrung, die sie beim Männerfang gemacht hat, auf Kenntnis der Männerpsyche. Und im Genusse selbst muß sie den Wünschen jedes einzelnen entgegenkommen und seinen Lüsten, mögen sie auch noch so verderbt sein, sich anbequemen. Ihr Geschäft bringt das nun einmal so mit sich.

Erlebt nun schon die Dirne, speziell natürlich im Liebesleben, sehr viel, um wieviel mehr übertrifft sie die Kupplerin! Denn die Dirne, wenn sie auch noch so geschäftsgewandt ist, kennt doch meistens nur den Geschmack der Männer, und zwar nur eines kleinen Teiles, denn gewöhnlich wird sie nur eine ganz bestimmte Gesellschaftsklasse zu ihrer Klientel zählen. Ihre Erfahrung leidet deshalb immer an einer gewissen Einseitigkeit. Von dieser ist die Kupplerin frei. Ihr Beruf bringt sie in Verbindung mit allen Schichten der Bevölkerung. Sie zählt sowohl Frauen wie Männer zu ihrer Kundschaft, weiß dem Verlangen nach dem andern wie der Begierde nach dem eigenen Geschlechte gerecht zu werden. Sie vermittelt stämmige Schifferknechte und kraftstrotzende Landburschen mit derselben Leichtigkeit wie vollbusige gereifte Schönen und kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen. Sie verschafft dem geilen Wüstling die in allen Künsten

der Hurerei bewanderte Dirne und weiß die Jungfernschaft eines kaum reif gewordenen Backfisches aufzustöbern. Sie verhilft dem unverfälschten Triebe des einfachen Naturburschen zur Befriedigung und bequemt sich den Wünschen eines durch Kultur verfeinerten Geschmackes an. Sie kommt in Berührung mit der Hefe des Volkes und zählt die Großwürdenträger des Reiches sowie die Hofdamen der Königin zu ihren Kunden und Kundinnen. Kurz, sie kann mit Recht von sich behaupten, daß nichts Menschliches ihr fremd sei. Und von dieser weltgewandten und mit allen Hunden gehetzten Person kann man allerlei erfahren, sobald sie nur aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen auszukramen beginnt. Deshalb sind auch die „Memoiren", „Bekenntnisse", „Geständnisse", „Tagebücher" usw. der Kupplerinnen so häufig in der erotischen Literatur dieser Zeit anzutreffen. Das Gewerbe einer derartigen Mittlerin war noch nicht so sehr verpönt und mit dem Brandmal der Schande behaftet, wie es heute der Fall ist. Letzten Endes gehörte auch die Pompadour diesem Berufe an, und Madame la Comtesse hatte keine zu verachtende Bedeutung. Ihr Treiben spielte sich mehr in der Öffentlichkeit ab und war darum ziemlich bekannt. Man konnte von solchen Bekenntnissen auch etwas erwarten und sah sich in derartigen Hoffnungen keineswegs getäuscht. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß diese Memoiren usw. zum größten Teil nur fingiert sind und bekannten Freudenmädchen, Operndamen und Kupplerinnen angehängt werden, um größere Absatzmöglichkeiten zu erschließen.

Solche Werke gingen reißend ab, und mancher arme Schlucker, dem noch ein bißchen Schamgefühl verblieben war, entschuldigt sein Tun mit dem Geschmacke des Publikums, dem er sich anbequemen müsse, um nicht zu verhungern.

Auch die Folgen eines unvorsichtigen Genießens werden in Form einer Beichte behandelt. Den galanten Krankheiten errichtet man in der „*Foutromanie*", „*Cacomonade*" und ähnlichen Werken ein fragwürdiges Denkmal. So erzählt zum Beispiel in „*Les dégoûts du plaisir*" (*Frivolité, Lampsaque* MDCCLII, 8°, Breslauer Stadtbibliothek 8 nE 715) der Verfasser seine Leidensgeschichte. Er verliebt sich in eine verheiratete Frau, macht ihr Geschenke, erwirbt ihre Gunst, zugleich aber auch ein Geschenk, das er nicht erwartet hatte. Er muß lange auf Heilung warten, lernt bald darauf Auguste, ein Opernmädchen, kennen, die ihm ihren Lebensgang erzählt. Er läßt sich wieder hinreißen und steckt sich von neuem an. Gemeinsam mit ihr wartet er die Heilung ab und verschwört die Liebe und die Frauen, die er jetzt verachtet.

Das ist überhaupt das Endresultat jedes aufs äußerste gesteigerten Genießens, der hinter jedem starken Rausch tückisch lauernde Kater. Für den Gegenstand der Sehnsucht, dessen erstrebter Besitz vor der Erfüllung nicht hoch genug eingeschätzt und bezahlt werden kann, findet der durch seine eigene Leidenschaft Ge-

prellte nicht Schmähungen genug. Nur die Reue, der Ekel, die Übersättigung können solche Werke zeitigen wie die des Marquis de Sade.

Was die Technik des Durchschnitts der erotischen Schriften betrifft, so kehrt darin ein gewisses Schema wieder. Typisch ist die *Steigerung*, mit der die erotischen Szenen vorgeführt werden. Vom leisen Erwachen der Sinnlichkeit an werden wir bekanntgemacht mit allen Stadien, die eine libidinöse Phantasie nur ersinnen kann. Sehr beliebt ist das Schlüssellochmotiv: Das in der Pubertät befindliche Mädchen belauscht durch das Schlüsselloch ein Liebespaar oder die Eltern beim Akt, und die ihr bisher noch unbewußten geschlechtlichen Vorstellungen nehmen greifbare Gestalt an. Üblich ist auch die stufenweise Einführung der Unerfahrenen in die geschlechtlichen Geheimnisse. Die Rolle der Aufklärenden übernimmt dann gewöhnlich eine ältere erfahrene Freundin. Die Naive muß zu diesem Zweck so naiv als möglich sein, damit die in allen Liebeskünsten bewanderte Freundin so recht ihr Licht leuchten lassen kann. Meist ist sie verheiratet und berichtet der erstaunt Aufhorchenden ihre Deflorierung mit den einleitenden Vorspielen und den sich daran anschließenden sexuellen Orgien. Die Naive muß Fragen stellen, um die Erzählung nicht eintönig werden zu lassen. Oder ein junger Mann berichtet über seine Erfolge im Reiche der Venus in geschlossenem und deshalb wenig pikantem Vortrag. Im Anfang hält sich die Beichte immer in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit, und das erste Liebesabenteuer wird reizend und anschaulich geschildert. Sobald aber dieser Höhepunkt überschritten ist, geht dem Erzähler anscheinend meistens die Kraft und der Atem aus. Er weiß nichts Neues mehr zu erfinden. Seine ganze Kunst besteht jetzt darin, die erotischen Szenen möglichst zu häufen und die eine immer widerlicher und unwahrscheinlicher als die andere zu gestalten. Selten nur findet sich die Beschränkung auf einzelne erotische Situationen, die dann aber mit allem erdenklichen Raffinement der Erfindung und mit viel Witz ausgemalt werden. Ein derartiges Können jedoch bleibt stets das Vorrecht eines echten Künstlers, und diese sind auch in diesem Zeitalter auf dem Gebiete der Erotik dünn gesät.

10. KAPITEL

Literarische Verkappung

Von jeher war die Einschätzung des Erotischen verschieden. Was der eine für erlaubt hielt als Ausdruck kräftigster Sinnesfreude, als Objekt und Betätigungsfeld für treffenden Witz, als Streitmittel gegen tatsächlich oder angeblich erlittenes Unrecht oder schließlich auch als Ansturm gegen veraltete Anschauungen, erschien dem andern als frechste Verhöhnung geheiligter Sitten, als Blasphemie, als verdammenswerter Frevel an der herrschenden Moral. Man tat darum alles, um

den unruhigen Geist, den man fürchtet und haßt, auf die bequemste Weise stumm zu machen, und kannte man den Verfasser nicht, so hielt man sich eben an den Mittler der Gedanken, den Verleger oder Drucker. Und da diese begreiflicherweise kein Verlangen spürten, die Macht ihrer Gegner am eigenen Leibe zu erproben suchten sie ihre Tätigkeit möglichst im Dunkeln zu halten und auf mancherlei Weise die Verfolger irre zu führen. Das bequemste Mittel für den Schriftsteller Verleger und Drucker war, sich überhaupt auf dem Titelblatt nicht zu nennen ein erotisches Werk also anonym in die Welt hinauszusenden. Das war das Natürlichste und setzte keine geistige Anstrengung voraus. Allein gerade diese Anonymität auch bezüglich des Ursprungsortes lenkte um so mehr die Augen der aufmerksamen Feinde auf die Druckschrift, lockte indes die Leser und Käufer, für die es bestimmt war, nicht allzusehr an. Man setzte deshalb eine Ortsbezeichnung, wählte diese aber so auffallend, daß auch das kaufkräftige und lesehungrige Publikum stutzig werden mußte. Das billigste war, die Schrift als aus fremden Landen herrührend zu bezeichnen, was ja um so unwahrscheinlicher wirkte, als doch die Publikation in der Heimatsprache gedruckt war. Für deutsche Erotika waren beispielsweise beliebt: Boston (Reginald Chesterfield), Baltimore, Cincinnati, Chikago, Neuyork, Pennsylvanien, Amsterdam, Brüssel, Paris, London, Madrid, Rom, also eine der Hauptstädte der Welt, ohne jede nähere Beziehung zum Inhalt, nur um auf leichte Weise der Zensur zu entgehen. Oder man wählt auch doppelte Orte, wie Paris und London, Stambul und Avignon, Frankfurt und Leipzig, Berlin und Leipzig, Amsterdam und Köln usw. Französischen Werken dagegen gibt man mit Vorliebe die Ursprungsbezeichnung aus englischen oder holländischen Städten. London oder Londres findet sich vielfach, auch Oxford wird zuweilen genannt. Amsterdam, Rotterdam, Leyden, A la Haye müssen oft herhalten, dagegen finden sich selten Schweizer Städte. Am gebräuchlichsten bleibt dann immer noch Lausanne. Häufiger sind dagegen italienische wie Florence, Naples, Capri, Rome. Für Deutschland kommt Hamburg, Leipzig und hauptsächlich Köln in Betracht. Die italienischen Verleger wählen Paris, London oder Philadelphia. England dagegen in ausgeprägtem Nationalbewußtsein verschmäht es im allgemeinen, anderen Ländern seine erotischen Sünden aufzubürden. Fast durchweg wird London, seltener Paris und Neuyork genannt.

Zuweilen bleibt man auch stilgerecht. „*L'Odalisque*", welches Werk fälschlicherweise Voltaire zugeschrieben wird, führt die Bezeichnung Constantinople. Fromaget ließ seinen „*Cousin de Mahomet ou la folie salutaire*" gleichfalls in Constantinople[1] erscheinen. Die meisten antiklerikalen Schriften erotischen Einschlags segeln unter der Flagge: Rome.

Am beliebtesten sind jedoch die Phantasienamen, die ja oft willkürlich gewählt sind, vielfach aber auf den Inhalt hindeuten. Durchschnittlich hält letzterer, was

[1] Tatsächlich natürlich in Paris: Gay, II, 374.

die Ortsangaben vermuten lassen. Mitunter werden freilich von spekulativen Köpfen ganz harmlose Elaborate, wobei das Titelblatt noch das Beste am ganzen Werke ist, als angeblich höchst verfängliche Bücher dem Publikum vorgesetzt. Verbindungen mit *πόλις*, aus denen die Hindeutung auf den Geschlechtsgenuß zu lesen ist, finden sich in großer Anzahl. Die hauptsächlichsten seien genannt: *Arétopolis, Bordélopolis (chez Pinard, rue de la Motte), Cocuxopolis, Coitopolis, Cornopolis, Eleutheropolis, Erotopolis, Foutopolis, Foutròpòlis, Frivolopolis, Cocupolis, Couillopolis, Heliofoutropolis, Heliopolis, Kakogynäkopolis, Lupanaropolis, Lutipolis, Luxuriopolis, Mystificatopolis, Pailardisoropolis, Pathopolis, Sadopolis, Sardanopolis, Scatopolis, Scoropolis, Vitapolis (du Boudoir de Conine).*

Dann wird auch eine Bezeichnung gewählt, die keinen Zweifel über den Inhalt aufkommen läßt: *Paphos, Lesbos, Cythère,* allein oder mit Zusätzen, sind dabei am gebräuchlichsten, zum Beispiel: *Paphos, l'an des plaisirs; Cythère, l'an des plaisirs et de la liberté; à Cythère, chez le gardien du temple; à la nouvelle Cythère, au jardin de l'Eden.*

Seltener finden sich folgende Ortsangaben: *Sybaris, Lampsaque, Rome chez Philotanus, A Tribaldis de l'imprimerie de Priape, Cypriper chez Ganymede, A Gamahuchon etc.*

Vereinzelt begegnet man gesuchten Bezeichnungen wie: *Paris à la 6e chambre, A Seymourhouse, allée du c(on), près le square des F(outeurs), Rome, en signe des sept péchés capitaux; Concarneau, Château des Tuilleries et dans toutes les cours étrangères; Paris, les libraires du Palais Royal; A Cologne, chez Robert le Turc, au coq hardi; A Paris, chez un libraire qui n'est pas triste; A Paris, dans un coin, où l'on voit tout; A Gaillardeville, chez Urbain le Joyeux; De l'imprimerie de la Société; Au Parnasse, chez les héritiers d'Apollon, Pampelune; Société cosmopolite* und andere.

Ein beliebtes Mittel ist ferner, dem Gegner die Veröffentlichung in die Schuhe zu schieben. Geistliche, Mönche, Jesuiten sollen als Verbreiter gelten. *A Rome, aux dépens de la congrégation de l'Index* will die Nachdrucksausgabe von Dulaurens *L'Arétin* gedruckt sein. *Le Compère Matthieu* läßt Dulaurens angeblich in *Malte, aux dépens du Grand-Maître* erscheinen. Mirabeau sendet seine Streitschrift *Erotica Biblion* vom Jahre 1783 mit dem Etikett: *Rome de l'imprimerie du Vatican* in die Welt. Die theologische Sittenschilderung „*Le Monialisme, histoire galante, écrite par un ex-religieux* 1770" will aus *Rome, aux dépens des convents* seine Reise angetreten haben. Auch sonst wird Rom für die theologischen Streitschriften, die sich gegen den verlodderten Klerus wenden, als Druckstätte verantwortlich gemacht.

Erwähnenswert sind noch folgende Ausgaben: *A Sodome et à Cythère et se trouve plus qu'ailleurs dans la poche de ceux qui le condamnent, A Democritos, aux dépens des fouteurs démagogues; Imprimé sous le manteau et ne se vend nulle*

part; Partout et nulle part, mais dans l'arrière-boutique de tous les librairies, en l'an de joie; Au mont Caramel en la sacrée confiserie; A Plaisance, Imprimé dans le monde; A J'endonne; A Villeneuve, de l'imprimerie de l'hymen; A Luxurville, chez Hercule Tapefort, imprimeur des dames; Priapeville, imprimerie galante etc.

Zuweilen wird kein Ort genannt oder kein bestimmter Namen, dann heißt es: *Imprimé aux dépens de bons amis; imprimé aux dépens de la veuve jeune; imprimé aux dépens de l'auteur; chez marchands de nouveautés.*

Als bestes Aushängeschild hat aber in der Geschichte der erotischen Literatur die Firma eines Mannes gedient, von dem wir nicht wissen, ob er überhaupt gelebt hat oder nur der Phantasie eines findigen Verlegers sein Dasein verdankt: *Pierre Marteau* (Peter Hammer), *Cologne* (Köln). Ein französischer Bibliograph, *Léonce Janmart de Brouillant*, hat über ihn ein ganzes Werk geschrieben[2]. Stern gibt in seiner „Illustrierten Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker" (!!) I, S. 34—43, einen Auszug, so daß ich hier auf ihn verweisen kann. Seit 1660 bedienten sich sowohl obskure sowie sehr bekannte Verleger seines Namens, um pikante Literatur auf den Büchermarkt einzuschmuggeln. Bis ins 20. Jahrhundert verlor die originelle Erfindung nichts von ihrer Anziehungskraft. Karl von Holteis „Don Juan" segelt noch unter dieser Flagge.

20. KAPITEL

Verbreitung der erotischen Literatur

Das Rokoko kann man mit Fug und Recht als das klassische Zeitalter der erotischen Literatur bezeichnen. Dieser ungeheuren Produktivität, die jedem Geschmack gerecht wurde, mußte aber naturgemäß eine dementsprechende Nachfrage gegenüberstehen. Wenn die Zahl schon in den sechziger Jahren (um 1760) trotz mancher polizeilicher Schikanen[1] eine für unsere Begriffe exorbitante Höhe erreicht hatte, so wuchs sie, je näher die Revolution herannahte und noch nach dieser politischen Explosion ins Ungeheure. Mercier berichtet darüber aus dem Jahre 1796[2]. „Man stellt nur noch obszöne Bücher aus, deren Titel und Kupferstiche in gleichem Maße der Scham und dem guten Geschmack Hohn sprechen. Überall verkauft man diese Ungeheuerlichkeiten, auf Tischkörben, an den Seiten der Brücken, an den Türen der Theater, auf den Boulevards. Das Gift ist nicht teuer, 10 Sous das Stück. Die ausgelassensten Erzeugnisse der Wollust überbieten einander und greifen ohne Zügel und ohne Scheu den öffentlichen Anstand an.

[2] *Histoire de Pierre de Marteau, Imprimeur à Cologne, XVIIe et XVIIIe siècle, l'état de la liberté de la Presse en France. Paris, Maison Quantin* 1888, 510 numerierte Exemplare. Das Werk erscheint demnächst in einer vom Verfasser vorliegender Schrift veranstalteten deutschen Übersetzung.

[1] Vgl. *Mémoires secrets* v. 14. 12. 1762.

[2] A. Schmidt, *Tableaux de la Révolution Française*, Jena 1875, Bd. 2, S. 86 ff.

Diese Broschürenverkäufer sind gewissermaßen privilegierte Zotenhändler, denn jeder Titel, der nicht ein unflätiger ist, wird ostentativ von ihrem Schaubrett ausgeschlossen. Die Jugend saugt hier ohne Hindernis und ohne Bedenken die Grundstoffe aller Laster ein[3]." Es entsprach also durchaus der Wahrheit, wenn auf dem Titelblatt dieser Heftchen meist der Vermerk zu finden war: *„Se trouve chez tous les marchands de nouveautés"*, und *„Se trouve plus qu'ailleurs dans la poche de ceux qui le condamnent"*. Die entsetzliche *„Justine et Juliette"* des Marquis de Sade mit ihren ebenso schlechten wie grauenhaften Kupfern lag aufgeschlagen in allen Schaufenstern. Für unsere prüden Begriffe ist diese verbürgte Tatsache etwas Ungeheuerliches. *Mercier de Compiègne* (1763—1800), zuerst Privatsekretär, Marinebeamter, zuletzt Buchhändler, veröffentlichte eine Menge von Neudrucken galanter, erotischer oder skatologischer Werke und betätigte sich auch selbst in diesem Literaturzweig. Sogar in der Bastille befand sich eine geheime Druckerei, in der die obszönsten Bücher gedruckt wurden, mit denen die Polizei einen einträglichen Handel trieb[4].

Die besten Erotiker seiner Zeit fanden in *Cazin* einen liebe- und verständnisvollen Verleger. Er verband gleichzeitig das Geschäft des Druckers mit dem des Herausgebers. 1724 in Reims geboren, ergriff er das einträgliche Gewerbe eines Buchhändlers und das noch einträglichere eines Verlegers erotischer Werke, was ihm einen zweimaligen Ausschluß aus der Gilde der Buchhändler eintrug. Seine Beziehungen zu *Mercier de St. Leger* und *Merard de Saint-Just* erleichterten ihm den Vertrieb und brachten ihn auf den Gedanken, eine hübsche Kollektion von galanten Erzeugnissen nach eigenem Geschmack herauszugeben, was ihm die Klasse der Bibliophilen durch hohe Wertschätzung seiner Editionen lohnte. Noch heute spricht man anerkennend von den Cazinischen Drucken. Bis 1792 blühte sein Geschäft, dann aber brachte ihm die Revolution zuerst den Ruin, dann den Tod. Er fiel durch eine Kanonenkugel beim Verlassen seines Stammcafés[5].

Beispiele von ganz auffälligen Ausgeburten der erotischen Phantasie sind uns verbürgt überliefert. Die Wagenschläge der Kutschen wurden mit pornographischen Zeichnungen verziert, und die Damen übertrafen die Herren darin an Ausgelassenheit[6]. Diese suchten dann wieder auf einem anderen Gebiete den Rekord zu schlagen, indem sie sogar ihre Kleider mit obszönen Bildern zierten, nämlich die *vestes de petits-soupers*. Da nach der herrschenden Mode die Röcke zugeknöpft

[3] Ebenso in „Paris" ein Gemälde von Mercier, verdeutscht von Georg Walch, Leipzig 1784, 6. Teil, S. 83 ff.

[4] P. *Manuel, La Police de Paris dévoilée. Paris, An II, tom. I*, S. 23 ff.

[5] Vgl. Gay, I, 505 und *Brissart-Binet, Cazin, sa vie et ses éditions, par un Cazinophile. Cazinopolis (Reims) 1863. Bulletin du Cazinophile. Période Initiale du Petit Format et Vignettes et Figures Collection Cazin, par A. Corroënne. Paris, E. Rouveyre, 1880; Miscellanées bibliographiques publiés par Edouard Rouveyre & Octave Uzanne etc. Paris, Rouveyre 1878*, Bd. II, S. 140.

[6] *Rousseau, Nouvelle Héloïse* V, 2.

getragen wurden, konnte man den oberen Teil der Weste nicht sehen. Dieser wurde von reichen Wüstlingen mit obszönen Stickereien ausgeschmückt, und bei gewissen Gelegenheiten knöpften sie ihre Röcke auf und ließen die Bildchen bewundern.

Natürlich gab es neben den billigen Schriften für das gemeine Volk noch bibliophile Leckerbissen, die von Künstlern der Zeit illustriert, nur den reichen Elegants vorbehalten blieben[7]. Die Pompadour besaß eine ganze Bibliothek solcher Erotika und bekennt selbst in den Briefen an ihre Freunde, daß sie bei der Lektüre die stimulierende Wirkung solcher Schriften angenehm an sich erfahren habe.

Auch wenn de Sade in seinen Elaboraten von obszönen Büchern und Bibliotheken spricht, so beruht dies ganz und gar auf Wahrheit. Bezeichnend ist die Stelle im dritten Buche der „Juliette", wo diese und Clairmil in der Wohnung des Karmeliters Claude herumstöbern und auf eine ausgezeichnete pornographische Bibliothek stoßen. Juliette sagt darüber: „Man macht sich keinen Begriff davon, was für obszöne Bücher und Bilder wir dort fanden." Den Reigen eröffnet „*Le Portier des Chartreux*", nach Juliettens Worten „ein mehr scherzhaftes als wollüstiges Werk". Dann folgt die „*Académie des Dames*" (Die Gespräche der Aloysia Sigea), die gut geplant, aber schlecht gelungen sei. Die „*Education de Laure*" (von Mirabeau) sei eine elende Schmiererei, denn sie enthalte zu wenig Wollust, grausame Spielereien und Mordtaten. Nur von der „*Thérèse philosophe*" ist Juliette begeistert, denn hier finde sich Wollust in schönster Harmonie mit der Gottlosigkeit. Die „elenden kleinen Broschüren, die in den Cafés und Bordellen ausliegen", werden mit einem verächtlichen Seitenblick gestreift.

Auch die Délibène kann in ihrer Bibliothek eine große Sammlung von Erotizis aufweisen. Juliette soll sie benutzen und die Bücher bei der Messe lesen, um so den Zwang, einer „solchen abscheulichen Zeremonie beiwohnen zu müssen, nicht so schmerzlich zu empfinden".

Noch zwei weitere Kronzeugen will ich sprechen lassen. Der eine ist *Casanova*. In seinen „Erinnerungen"[8] berichtet er: „Als die Stunde nahte, ging ich in den Tempel der Liebe. Während ich auf meine Göttin wartete, belustigte ich mich damit, mir die Bücher einer kleinen Bibliothek anzusehen, die sich im Boudoir befand. Sie waren nicht zahlreich, aber sorgsam ausgewählt und so recht des Ortes würdig. Man fand da alle Schriften gegen die Religion und alles, was die wollüstigen Federn über die Freuden der Liebe geschrieben haben — verführerische Bücher, deren Stil den Leser in Flammen setzt und ihn nötigt, die Wirklichkeit zu suchen, von der sie nur das Abbild schildern. Mehrere reich gebundene Foliobände enthielten nur laszive Kupferstiche. Ihr großes Verdienst bestand weit mehr in der Reinheit der Zeichnung als in der Geilheit der Stellungen. Es waren die englischen Stiche zum ‚*Portier des Chartreux*', die Bilder zu Meursius Aloysia

[7] Siehe nächstes Kapitel.

[8] Volksausgabe, München, Müller, Bd. II, S. 345.

Sigea Toletana und andere, und alle waren von seltener Schönheit. Zahlreiche kleine Gemälde bedeckten außerdem die Wände des Kabinetts — lauter Meisterwerke in derselben Art wie die Kupferstiche. Seit einer Stunde war ich damit beschäftigt, diese Sachen mir anzusehen, und ihre Betrachtung hatte mich in eine nicht mehr zu bändigende Erregung versetzt, als ich meine Geliebte (M. M.) in Männertracht eintreten sah."

Der zweite Chronist ist Goethe, aus dessen Bericht zu ersehen ist, daß selbst rauhe Kriegshelden auf ihren Feldzügen derartige Stimulantien mit sich führten. Er erzählt in „Wahrheit und Dichtung"[9], wie er in dem Zimmer des Königsleutnants Thorane erotische Gemälde fand. „Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen. Ich ermangelte nicht zu forschen, was darin verborgen sei, und ohne mich lange zu besinnen, zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemälde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt."

Daß auch die Bordelle mit solchen Reizmitteln für Impotente ausgestattet waren, bedarf eigentlich keiner weiteren Erwähnung. So war zum Beispiel in dem berühmten Freudenhause der Madame Gourdan ein kleines Gemach, die sogenannte „Infirmerie". Das Licht fiel von oben herein. An den Wänden hingen wollüstige Bilder und Kupferstiche, in den Ecken standen ebensolche plastische Bildwerke, auf den Tischen lagen obszöne Bücher[10]. In der 1750 erschienenen Lebensbeschreibung der nach dem Ausspruch der Brüder Goncourt delikatesten Liebeskünstlerin des 18. Jahrhunderts, *Clairon*, heißt es unter anderem: „Um mich begehrter zu machen, bildete ich meinen Geist durch belehrende und pikante Lektüre. Brantome und Aloysia entzückten mich durch tausend Schönheiten. Die reizenden Bilder, die ich in ihnen fand, waren ein köstlicher Augenschmaus, und ich konnte nur mit Ungeduld die Zeit erwarten, um die Bilder in Wirklichkeit umzusetzen."

Die Bibliothek der *Maréchale de Luxembourg* bestand nur aus den 36 Positionen des Aretino, der *„Thérèse philosophe"* und der *„Académie des Dames"*. Sie schildert kurz und treffend die Wirkung der obszönen Lektüre, wenn sie von einem *livre polisson* des Grafen Besenval behauptet: „Man kann es nur mit einer Hand lesen."

Das größte Kontingent der Leser stellten die Frauen, die in ihrer Heuchelei so weit gingen, obszöne Bilder als Gebetbücher einzubinden, um sich die Langeweile während der Messe zu vertreiben und doch als fromm zu gelten. So berichten zum Beispiel die „Memoiren des Herzogs von Choiseul" folgendes artige Geschichtchen: „Nicht um die Welt hätten die Schloßherrschaften von Hautefontaine und ihre Gäste am Sonntag die Messe versäumt. Andächtig ging alles in die Kirche. Aber man wundere sich nicht, wenn man hier und da ein Lächeln

[9] Ausgabe Cotta 1863, Bd IV, S. 31.

[10] *L'espion anglais, Londres* 1784, Bd. II, Brief 24, S. 386 ff.

die Lippen der Betenden umspielen sieht. Jeder hat ein Buch in der Hand, aus dem er eifrig liest. Dem Einband nach ist das Buch ein Gebetbuch, sein Inhalt aber besteht aus einer Sammlung schlüpfriger, skandalöser Geschichten. Daraus macht kein Mensch ein Geheimnis. Alle diese Bücher blieben die Woche hindurch in der Kapelle zur Verfügung der Bedienten und der Wächter, die sich nach Belieben daran ergötzen konnten." In der „*Voyage dans le boudoir de Pauline*" aus dem Jahre 1800 von *La Libordière*, in welchem Buche der Verfasser Schilderungen von der Lebeweise der Mädchen seiner Zeit gibt, rühmt er von seiner Geliebten: „Sie werden bei ihr vergeblich nach diesen obszönen Gravüren suchen, die man heute ebenso ungeniert ausstellt wie früher fromme Gemälde, und dementsprechend auch keine wollüstigen Schilderungen, keine üppigen Gemälde, die zur Verführung bestimmt sind..., ich gebe Ihnen aber den Rat, gewisse literarische Kabinette zu besuchen. Dort werden Sie die auserlesenste Sammlung der schönsten Romane finden, die Frankreich seit vier Jahren geschaffen hat." Man trug auch kein Bedenken, derartige Skandalosa Damen zum Geschenk zu machen, und fand dies ganz in der Ordnung. Die Bücher waren schon im Taschenformat gehalten, um sie überall mitführen zu können, und eigens zu ihrer Aufnahme bestimmte Taschen fanden sich in jedem Kleide. Bezeichnend genug für die weibliche Lüsternheit ist auch folgendes Gespräch aus den „Rivalen des Sheridan" (etwa 1751).

Lydia Languist auf einem Sofa. — *Lucia*, ihre Dienerin.

Lucia: Ja, Madame, ich bin durch die halbe Stadt gelaufen, um das Buch zu holen. Ich glaube nicht, daß es eine Bibliothek gibt, wo ich nicht war.

Lydia: Und du hast den „Preis der Standhaftigkeit" nicht finden können?

Lucia: Wirklich, nein.

Lydia: Noch „*Les mépris du cœur*"?

Lucia: Gerade, als ob das Unglück sich an dieses Werk geheftet hätte, soeben hat es Fräulein Sukey genommen.

Lydia: Hast du nach „*La situation délicate*" gefragt?

Lucia: Gewiß, Madame, ich habe mich überall erkundigt. Ich würde es bei Frédert bekommen haben, aber Milady Lounger hatte es so beschmutzt und mit ihren Nägeln gezeichnet...

Lydia: Ach, ich weiß, stets, wenn sie einen Roman von mir gelesen hat, hat sie einen Finger, der zu freien Bemerkungen geeignet ist. Ich glaube, sie läßt nur deshalb ihre Nägel wachsen, aus Freude darüber, daß wir ihre Randbemerkungen sehen. Was bringst du mir denn also?

Lucia: Oh, hier, Madame, „*L'homme sensible*".

Lydia: Warte, es kommt jemand. Schnell, sieh nach, wer es ist.

Lucia: Oh, der Herr Baron und Ihre Tante.

Lydia: Schnell, liebe Lucia, verstecke die Bücher, schnell, schnell. Wirf „Tanzai" unter meine Toilette, bringe „Das Sofa" ins Kabinett; stelle den „*Adul-*

tère innocent" hinter die „Menschlichen Pflichten", stecke Ovid unters Kopfkissen und die *„Bijoux indiscrets"* in deine Tasche. Hier, stelle zur Ansicht hin *„La fille sage"* und lasse die „Reden" offen auf dem Tisch liegen.

Lucia: O Madame, Ihr Friseur hat ja die „Reden" bis zum Kapitel „Der Zorn" zerrissen, um Papillaten daraus zu machen.

Lydia: Hilft nichts. Öffne beim Kapitel „Klugheit" und gib mir die „Briefe des Lord Chesterfield". —

Sade preist seine eigenen Werke als Muster obszöner Lektüre an. Ein Abbé liest in dem Hinrichtungssaale des Erzbischofs von Grenoble die *„Philosophie dans le boudoir"* [11]. Schon oben wurde erwähnt, daß seine Bücher in allen Buchhandlungen aufgeschlagen auslagen. Sie waren überall zu haben, wurden in den Katalogen angeführt und ohne jedes Hindernis verkauft. Ein großer Kapitalist unterstützte mit reichen Mitteln den über das In- und Ausland sich erstreckenden Vertrieb, wobei er natürlich Anteil am Gewinn hatte. Sade durfte es sogar wagen, den fünf Machthabern des Direktoriums je ein Exemplar der Prachtausgabe seiner „Justine" zu überreichen. Auch dann noch, als Napoleon schon Konsul war, erfuhr die Verbreitung dieser Pornographika keine Einschränkung. Das änderte sich plötzlich im Jahre 1801. Im vorhergehenden Jahre hatte Sade nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, ein heftiges Pamphlet gegen Napoleon und seine Umgebung zu richten. Es war der Roman *„Zoloë et ses deux acolytes"* [12]. Diese Blasphemie Napoleons und der antireligiöse Inhalt der Werke de Sades und nicht die darin herrschende Unsittlichkeit war der Grund zu ihrer Verfolgung, die nun mit äußerster Strenge einsetzte und sich jetzt auch auf die meisten anderen erotischen Werke ausdehnte. Alle im Besitz seiner Soldaten und der Dirnen befindlichen Werke dieser Kategorie wurden auf das Geheiß Napoleons weggenommen und vernichtet. Nur zwei Exemplare von jedem Werk bewahrte man auf und sekretierte sie in der Pariser Nationalbibliothek. Peuchet, ein ehemaliger Archivar der Polizeipräfektur unter Napoleon, berichtet dies. Parent-Duchatelet nahm einen Einblick in das Verzeichnis der Bücher und sah diese selbst in einem Winkel des Erdgeschosses liegen [13].

Noch heute sind die Bücher erhalten, und der Bestand ist durch Neuerwerbungen sehr angewachsen. Sie werden jedoch streng behütet. Am besten gelangte man früher dazu durch Empfehlung der heimischen Regierung.

Neben der Pariser Nationalbibliothek ist am reichsten an galanter Literatur das *Palais Bourbon* in Paris. Diese große Sammlung stammt gleichfalls aus der Zeit der großen Revolution und war einst Eigentum des berühmten Rechtslehrers und Politikers Gaston Camus, der 1793 vom Konvent ausgeschickt wurde, um Du-

[11] Justine IV, 263

[12] E. Dühren, Der Marquis de Sade 1900, S. 315—316

[13] A. J. B. Parent-Duchatelet, Die Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechts in Paris, übersetzt von G. M. Becker, Leipzig 1837, Bd. II, S. 183.

mouriez zu entwaffnen, von diesem aber den Österreichern als Gefangener übergeben und erst zwei Jahre später gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Nach Paris zurückgekehrt, ergriff ihn das Sammelfieber. Massenhaft wurden damals die galanten Bibliotheken des ausgewanderten Adels auf den Büchermarkt geworfen, und Camus kaufte alles auf, was sich auf die Jesuiten bezog, Theologisches und vor allen Dingen Galantes. Seine Sammlung schenkte er später dem Palais Bourbon, wo damals der Rat der Fünfhundert tagte und jetzt die Deputiertenkammer ihren Sitz hat. Heute ist diese Bibliothek am meisten besucht.

21. KAPITEL

Die erotische Illustration

Das *ancien régime* erstrebte die Steigerung der sinnlichen Genüsse ins Endlose, die Variierung der sinnlichen Lust bis ins kleinste Detail. Literatur und Kunst dienen lediglich als Dienerinnen beim Tanz um Priaps Wahrzeichen. Mag nun das Sujet aus der Mythologie oder aus dem täglichen Leben gegriffen sein, gleichviel, die Vorliebe für das stark Pikante, für das Unterstreichen der sexuellen Note findet sich unverkennbar allen Kunsterzeugnissen aufgeprägt. Nicht die Nacktheit als solche schätzt man, denn ohne jede Nebenabsicht dargestellt wirkt sie keusch. Was aber fangen die genußlüsternen Dämchen und Kavaliere dieser Zeit mit diesem fremdartigen Begriff „Keuschheit" an! Genuß ist die Losung, also hat sich auch der bildende Künstler diesem Verlangen zu unterwerfen. Fuchs[1] sagt treffend: „Die bildliche Darstellung der Frau in der Rokokokunst war ausschließlich erotisch. Die Zeit wertete sie nur als ‚Genußmittel', die Kunst präsentierte sie nur als erotischen Leckerbissen, das geschah auf die mannigfaltigste Weise. Die häufigste ist, indem man sie mit Vorliebe in Situationen zeigt, die die Gedanken des Beschauers unbedingt auf das Liebesgeschäft hinlenken müssen, das pikant drapierte Himmelbett lockt zum Beispiel dutzendemal als verführerisches Liebeslager aus dem Hintergrund. Ist es nicht das Bett, dann ist es irgendein Ort, der zur Liebe „wie geschaffen erscheint". Noch auffälliger ist die körperliche Haltung der Frau, sie präsentiert sich selbst im dezentesten Kostüm und in der harmlosesten Situation stets so, als erfülle sich bereits in der nächsten Minute ihr einziger Lebenszweck..." Die Kunst dient dem Vergnügen, der Lust, und der Künstler muß sein ganzes Können daran setzen, um den Wünschen seiner Auftraggeber gerecht zu werden[2].

[1] Geschichte der erotischen Kunst, Band 1, Berlin 1908, S. 116—117.

[2] Vgl. Cornelius Gurlitt, Das französische Sittenbild des achtzehnten Jahrhunderts im Kupferstich. Berlin, Julius Bard 1913; *G. de Gonet, Tableau de la littérature frivole en France depuis le XIe siècle jusqu'à nos jours, Paris 1882; E. Pilon, Scènes galantes et libertines des artistes du XVIIIe siècle, Paris s. d.*

In allen illustrierten Romanen oder anderen ähnlichen Erzeugnissen der Zeit findet man diese Hinneigung zum Lüsternen, gleichgültig, ob ein Anonymus oder ein bedeutender Künstler das Buch durch seine Kunst verschönert. Der bedeutendste ist wohl Charles *Eisen*.

Eisen kann neben Gravelot unbedenklich als der beste Illustrator des Rokoko gelten. Um wieviel mehr würden wir über die Fülle seines Schaffens in Erstaunen geraten, wenn mehr als der kleine Bruchteil seiner Schöpfungen auf uns gekommen wäre. Denn viel, sehr viel ging verloren. Von seinen Gemälden blieb uns so gut wie nichts erhalten, nur aus seinen Skizzen können wir beurteilen, welch ein vollendeter geistreicher Maler er gewesen sein muß.

Über sein Leben ist wenig zu berichten. 1720 in Valenciennes als Sohn eines mittelmäßigen Malers geboren, wird er frühzeitig von seinem verständigen Erzeuger mit den Geheimnissen seines künstlerischen Berufs vertraut gemacht. In Gemäldesammlungen eignet er sich Stil und Komposition so gründlich an, daß er das Geschaute aus dem Gedächtnis wiederzugeben vermag. 1742 kommt er in die Zeichenschule des Kupferstechers *Le Bas* in Paris, in der er in allen Feinheiten seines Handwerks meisterlich ausgebildet wurde. Mit 25 Jahren heiratet er die um 13 Jahre ältere Tochter seiner Zimmervermieterin. Nun tritt der Zwang des Verdienenmüssens an ihn heran, da er inzwischen auch Vater geworden ist. Er gibt ein Vorlagenwerk mit radierten Entwürfen von Vasen, Ornamenten, Figuren und Bauten heraus, das Anklang findet, und erweist sich auch als tüchtiger Maler. Da er jedoch, in der Hauptsache wohl wegen Geldmangel, sich weigert, die Taxe für die Aufnahme in die Malergilde zu bezahlen, beschlagnahmen die Aufseher der Gilde in seiner Werkstatt sämtliche Gemälde und Malutensilien. Mit 31 Jahren tritt er endlich in die Akademie von St. Lukas ein, wo er sich schnell Anerkennung zu erringen vermag, wird Zeichenlehrer der Pagen und Garden des Königs, darf sich „Zeichenlehrer der Pompadour" und „Zeichner des Königs" nennen, mit einem Gehalt von 7500 Livres. Aber in seinem Übermut verscherzt er sich diese sichere Stellung und kommt aus Not, Elend und Sorge nicht mehr heraus. Nun trennt er sich von seiner Familie und lebt mit einer Mätresse zusammen. 1777 zieht er nach seiner Heimat und stirbt dort am 4. Januar 1778.

Eisen wäre nicht der Eisen, als den wir ihn kennen, wenn er nicht in dem Luxusbedürfnis seiner Zeit den geeigneten Nährboden für seine Kunst gefunden hätte. Es kam ihm zustatten, daß die reichen Lebemänner und insbesondere die Generalpächter sich darauf versteiften, sehr elegant gebundene und verschwenderisch illustrierte Bücher in ihre Bibliothek einzureihen. Eisen, in künstlerischem Mitgenießen der amoureusen Geschichten, kommt diesem Geschmack entgegen, da er mit seinem eigenen zusammentraf. Unzählig sind seine Illustrationen, seine Vignetten und Culs-de-lampes, und er hat auch das Glück, daß die Nadel seiner Kupferstecher und Radierer mit wunderbarer Genauigkeit den zarten Strichen seines Stiftes sich

anzupassen vermag. Allein Eisens Kunst sind Grenzen gesteckt, die für unsern modernen Geschmack besonders fühlbar sind. Seine Erfindungs- und Gestaltungskraft für pikante Situationen ist grandios, das künstlerische Empfinden staunenerregend, aber seine Hauptwirkung liegt im Stoff, in der Fülle der zur Befriedigung zusammengetragenen luxuriösen Einzelheiten. Was seinen Bildern insgesamt fehlt, ist die Seele, die er ihnen trotz seiner hohen Kunst nicht einzuhauchen vermag. Seine Gesichter wirken nicht, bleiben selbst in der pikantesten Situation infolge des fehlenden Mienenspiels leer und ausdruckslos. Aber diesen Fehler teilt er mit den meisten Malern und Zeichnern seiner Zeit, die diese verschminkten Puppengesichter und weichlichen Züge der Modekavaliere im Bilde darzustellen bestrebt sind. Oder lag es an den Gesichtern selbst, denen jede Belebtheit fehlte?

Die berühmtesten Werke der galanten Literatur hat Eisen durch seinen Zeichenstift geschmückt. Die „Verwandlungen der Götter" Ovids, die in vier Bänden 1767—1771 erschienen, enthalten nicht weniger als 57 Zeichnungen von ihm. Lafontaines Fabeln und Erzählungen (1762) erhob er durch sein Genie zu der begehrtesten Ausgabe des Jahrhunderts. Von den 140 Kompositionen stammen 80 Stiche von Eisen, 58 von Choffard. Dorats *„Baisers"* (1767) brachte er lediglich durch seine graziöse Kunst auf die Nachwelt. Hier ist Eisen der Dichter, und Dorat wirkt demgegenüber nur als Kommentator der Stiche.

Alles in allem ist Eisen ein Zeichner, wie ihn die Zeit brauchte, ein Künstler, der durch seine graziösen Schöpfungen mit der Immoral der literarischen Erzeugnisse versöhnt. „Überall zeigt sich Eisens Kunst als ebenso reizend wie verderbt. Er hat die weibliche Nacktheit mehr geliebt wie irgendein anderer Künstler seiner Zeit und hat ihr eine gewisse gezierte Anmut gegeben," heißt es bei Thieme-Becker (X, 427—428), mit welcher kurzen Charakterisierung Eisens Kunst aber noch lange nicht genügend gekennzeichnet ist.

Neben Eisen rangiert Pierre Philippe *Choffard* (1730—1809), der im wesentlichen Autodidakt war. Seine erste größere Aufgabe waren die Culs-de-lampes und Fleurons (58 Blätter) für die Fermierausgabe der *„Contes"* von Lafontaine, die vom Reichtum seiner Erfindungsgabe und der federnden Leichtigkeit seiner Radiertechnik Zeugnis ablegen. In den Schlußstücken nahm er ähnlich wie Gravelot auf den Inhalt der graziösen Erzählungen in deutlichen Anspielungen Bezug. Es folgen nun die Stiche zu den Titeln und Umrahmungen von Ovids Metamorphosen von 1767 bis 1771, wozu er 37 Blätter beisteuerte. Für andere Werke und Künstler lieferte er nur den zarten ornamentalen Schmuck, mit dem er seine Bildnisse umgab. Choffard war außerordentlich fruchtbar. 855 Nummern umfaßt der Katalog von Portalis-Beraldi[3]. Manches Galante findet sich darunter, aber nichts eigentlich Obszönes.

Philipp *Carême* (1734—1796) war in der Hauptsache Maler, lieferte aber auch

[3] Vgl. a. Thieme-Becker, VI, 521/522.

Vignetten und Illustrationen für Bücher, darunter für *Le Décameron français*, Paris 1772, und eine Ausgabe der *Fables de Lafontaine* (1765—1775). Auch an den obszönen Zeichnungen zu Crébillons „Sittenbildern" soll er mitgearbeitet haben[4]. Von anderer Seite macht man wiederum *Chardin*, der aber hauptsächlich als Maler glänzte, dafür verantwortlich[5].

Siegmund *Freudenberger* (1745—1801) hat sich gleichfalls als sehr galanter Zeichner einen Namen gemacht. Seine Arbeiten, die bis zum leichten Bleistiftentwurf durch große Frische und Beweglichkeit des Striches, seine Farbskizzen, die durch ihre feine, eher zurückhaltende Tönung sich auszeichnen, machen die von ihm illustrierten Bücher noch heute zu einem begehrten Sammelobjekt. Von seinen Stichen sind besonders zu nennen: *Les mœurs du temps, Lison dormoit, La gaieté conjugale, La complaisance maternelle*[6].

P. C. *Marillier* (1740—1808) verhalf durch seine graziöse Zeichenkunst den Fabeln Dorats zum Hinüberschlüpfen in die Nachwelt[7].

Auch *Moreau* und Hubert François *Gravelot*, eigentlich Bourguignon (1699 bis 1773) schmückten die bedeutendsten Produkte des erotischen Büchermarktes mit köstlichen Zeichnungen, die noch heute die Freude jedes Bibliophilen bilden. Gravelot hatte nach mancherlei Irrfahrten in der politischen und sozialen Karikatur sich versucht, ehe er zur Buchillustration gelangte. Da er bequem und ohne Ehrgeiz war, illustrierte er selten ein ganzes Werk. Eine Shakespeare-Ausgabe in London und der Dekameron in Paris bilden rühmliche Ausnahmen. Am meisten glänzte er in Liebesszenen. Neben Cochin, Eisen, Moreau ist er der Hauptvertreter der französischen Buchillustration.

Charles Nicolas *Cochin d. J.* (1715—1790) war einer der beschäftigtsten und zugleich hervorragendsten Künstler seiner Zeit. Als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller tat er sich in gleicher Weise hervor. Umfangreich waren seine Arbeiten für Buchschmuck, den er zum Teil für die „*Contes*" Lafontaines von 1743, dann für den Boccaccio von 1757 und manches andere Werk ausführte. Durch Kränklichkeit und Überhäufung mit Arbeit bestimmt, beschränkte er sich schließlich auf die Zeichnung allein und überließ das Stechen anderen[8].

Während die genannten Künstler als Meister des Galanten glänzen und mit Ausnahme von Freudenberger die derbsinnliche Note verschmähen, ist François-Rolland *Elluin* (1745 bis etwa 1810) der Vertreter des typisch Erotischen in der Kunst, wie ihn das Jahrhundert nur wünschen mag. Kein bedeutendes Erotikon dieser Zeit ist zu denken ohne Gravüren von ihm. Selbstverständlich fehlt bei allen die Signatur, allein seine charakteristische Zeichenweise läßt sich nicht verkennen,

[4] Vgl. Thieme Becker, V. 592.
[5] Thieme-Becker, VI, 385—387.
[6] Vgl. Thieme Becker, Allg. Lexikon der bildenden Künstler, Leipzig 1916, Bd. 12, S. 430.
[7] Vgl. Portalis-Beraldi, III, 18—22.
[8] Thieme-Becker, VII, 1912, S. 139.

sobald man die von ihm illustrierten Elegien Tibulls in der Übersetzung Mirabeaus zum Vergleich heranzieht. Der Verleger Hubert Cazin fand in ihm einen kongenialen Illustrator. Die sotadischen Bücher dieser Zeit genießen bei den heutigen Bibliophilen ihre Wertschätzung größtenteils nur wegen der Bilder von Borel und Elluin. Letzterer verbindet mit seiner geistreichen Frivolität noch Witz und Geschmack, während Borel ohne jede künstlerische Note nur obszön wirkt. Illustriert sind von Elluin unter anderen: *Woman of Pleasur (!) ou la fille de Joie, La foutromanie, Felicia ou mes fredaines par A. Nerciat, Mémoires de Saturnin, Le Meursius francais, Thérèse philosophe, L'Arétin français.*

Nach einem unverbürgten Gerücht, das anscheinend der Bibliophile *Bérard* in Umlauf gesetzt hat, soll Elluin zuerst Friseur der Halbweltdamen gewesen sein, denen er erotische Bücher verschaffte. Da dieser Handelszweig blühte, sei er auf den Gedanken gekommen, selbst diese Bücher zu illustrieren, und habe sich aus diesem Grunde mit Borel in Verbindung gesetzt. Diese Anekdote ist gut erfunden, das ist aber auch alles. Elluin lernte bei dem Graveur Beauvarlet gründlich sein Handwerk und kam erst durch den Verleger Cazin zur Illustration der seiner Natur angemessenen Werke. Um 1810 starb er in seiner Heimatstadt, von Ausschweifungen zermürbt[9].

Hubert Cazin, der Verleger, hatte um sich einen Stab erster Illustratoren und Stecher gesammelt, so Marillier, Duplessis-Bertaux, Dreppe usw., über allen aber glänzte Borel und neben ihm Elluin. Sicher die Perle der erotischen Cazin-Ausgaben, die von Elluin-Borel illustriert wurden, ist *L'Arétin français, par un membre de l'Académie des Dames. Londres (Paris)* 1787. „Niemals hat sich die Natur mit so viel Kunst und Anmut geeint, es ist die höchste Vollendung des Kupferstichs, die hier geboten wird und in manchen Blättern direkt eine malerische Wirkung erzielt. Niemals ist ein heikler Gegenstand so gefällig vorgetragen worden, daß man über die künstlerischen Qualitäten völlig den Zweck des Dargestellten übersieht: an der Hand der Aretinischen Sonette eine Ars amandi zu geben[10]!"

[9] *Roger Portalis et Henri Beraldi, Les Graveurs du dix-huitième siècle,* tome II, Paris 1881, S. 118—124, Thieme-Becker X, 1914, S. 474.

[10] Reybaud in „Die galanten Stecher des XVIII. Jahrhunderts in Frankreich." Leipzig 1911, S. 24.

C. DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

I. KAPITEL

Erotik in der Durchschnittsliteratur

Nach der Revolution und im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren die Sittenzustände in Frankreich um keinen Deut besser als in der vorrevolutionären Zeit. Die Demimondaine gab auch weiterhin den Ton an[1]. Eine Polizeiverordnung gebot zwar, alle liederlichen Weibsbilder, die sich öffentlich feilboten, aufzugreifen, eine Maßregel, die aber an der Menge der Dirnen scheiterte[2]. Es gab allein 950 Häuser in Paris, in welchen öffentliche Bälle gegeben wurden und in denen die Halbwelt sich ihre Opfer suchte. Da die Gerichtsverhandlungen in vollster Öffentlichkeit stattfanden, auch wenn die prekärsten Dinge verhandelt wurden, denn „nur nichtswürdige Frauenzimmer würden sich dabei einfinden", drängte sich jung und alt dazu, gleichsam als ob es sich um eine pikante Theatervorführung handelte. In den Theatern selbst bestrebte man sich, Zucht und Sitte wiederherzustellen. Am 27. Juni 1794 war das ehemalige französische, jetzt in „Gleichheitstheater" umgetaufte Schauspielhaus eröffnet worden, in welchem sich die Schauspieler verpflichteten, auf der Bühne stets Sitte und Schamhaftigkeit heilig zu halten. Allein es blieb beim Versprechen, und die Menge besuchte schon aus dem Grunde die Theater, um zu Hause Holz und Licht zu sparen[3].

Die Prostitution konnte nicht eingedämmt werden. Sie drängte sich vielleicht nicht mehr so offensichtlich auf wie früher. Wie vornehm und gesittet es in einem guten Pariser Bordell zuging, berichtet zum Beispiel Castelli[4] aus eigener Anschauung sehr ausführlich. Diener in Livree, Herren und Damen in Gesellschaftstoilette. Kein roher Ton, keine über die Schranken der Sittlichkeit und Ehrbarkeit geführte Unterhaltung. Nach dem Schlusse des Soupers zieht sich jeder Herr mit der Holden, die er gewählt hat, in deren Zimmer zurück.

Allein solche Häuser dienten nur dem zahlungsfähigen Publikum. Die Not war groß, und in der Provinz verschmähte man jeden Firnis. Der schon erwähnte Castelli berichtet zum Beispiel (I, 376) von Dijon, daß kleine Knaben das Handwerk der Kuppelei ausübten, die kaum 7—14 Jahre zählten. Ein jeder pries dem Reisenden seine Ware an und suchte den Konkurrenten zu unterbieten.

Bei derartigen Sittenverhältnissen war natürlich auch an geheimer, unterirdischer Literatur kein Mangel. Man druckte eben die alten Erotika, die sich stets gleichbleibender Beliebtheit erfreuten, nach und fand auch willige Abnehmer.

[1] Voss. Ztg., Nr. 104 von 1798.
[2] Voss. Ztg., Nr. 100 von 1798.
[3] Voss. Ztg. 1794, Nr. 84; 1795, Nr. 23; 1798, Nr. 78 und 90.
[4] „Memoiren meines Lebens", München 1912, I, S. 349—352.

Einen Fortschritt gegen die Revolutionszeit können wir allerdings verzeichnen: Man vertrieb diese Werke nicht mehr so ungeniert in vollster Öffentlichkeit, sondern wahrte den Schein, denn die Polizei sah, seit 1815, den Händlern mit derartiger Ware etwas schärfer auf die Finger. Wie der Absatz von statten ging, berichtet uns der Augenzeuge Castelli[5], dem wir hier noch einmal das Wort geben wollen. „Am meisten unterhielt mich im Palais Royal ein alter dicker Kerl, der hart am Eingang stand, viele große und kleine Bücher auf dem Kopfe, unter den Armen, in den Taschen, in der Brust und sogar in den Stiefeln stecken hatte, so daß er wie ein wandelnder Buchladen aussah und den Mund gar nicht mehr zubrachte. Aber wie spekulativ schrie der Mann auch! Alles, was er öffentlich feilbieten durfte, rezitierte er mit einer durchdringenden gellenden Stimme daher, alles, was unter die verbotenen Artikel gehörte, sagte er den Vorübergehenden leise ins Ohr."

Die Zeit der Restauration hatte von der Vorzeit ein schlimmes Erbe übernommen. Es galt nun, mit eisernem Besen auszukehren. Napoleon selbst wollte von einer nominellen Zensur nichts wissen, obwohl sie tatsächlich geübt wurde. Nach seinem Sturze führte man sie offiziell wieder ein. Allein es war nicht leicht, diese Erotika, die den Markt überschwemmten und in jedem Buchladen zu haben waren, zum Verschwinden zu bringen. Der Verfasser konnte man nicht habhaft werden, sie waren meist in den politischen Wirren außer Landes geflohen. So ging man denn daran, die Zirkulation dieser antireligiösen oder erotischen Schriften beim Vertriebe einzudämmen. Am 15. Oktober 1825 erließ die Regierung die „*Note des ouvrages à supprimer dans les cabinets de lecture, rédigée d'après les retranchements faits, sur les catalogues, par messieurs les Inspecteurs de la librairie*[6]", in der allgemeine Richtlinien zur Unterdrückung dieser verderblichen Lektüre gegeben wurden. Der Erfolg entsprach bei weitem nicht den Erwartungen, wie die andauernden Konfiskationen und gerichtlichen Verhandlungen zeigen, in denen lange Gefängnis- und Geldstrafen über die Schuldigen verhängt wurden. Der Erfolg konnte schon deshalb kein durchschlagender sein, weil die Räder der Organisation nicht genau ineinandergriffen. Mochten zum Beispiel auch die Buchhändler und Verleger, um Beanstandungen zu vermeiden, direkt vom Minister die Erlaubnis zur Publikation eines etwas freien, aber literarisch hochstehenden Werkes erhalten haben, so kehrte sich doch das Gericht nicht daran, sondern verurteilte frisch darauf los, wenn die wieder prüde gewordene öffentliche Meinung eine Verurteilung erheischte. Diese Maßregelung traf dann meistens solche Werke, die zum Besten der französischen Literatur gehören, zum Beispiel Lafontaines „Erzählungen"[7].

[5] A. a. O. I, 339—340.

[6] Drujon, Cat. 277.

[7] Vgl. Drujon, Cat. 104.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts kamen nun die transparenten obszönen Karten in Mode, die für das weniger zahlungsfähige Publikum einen Ersatz für die wegen der Verfolgung teuer gewordene erotische Literatur boten. Auf der einen Seite der Karte sah man nur eine glatte Fläche, und die Obszönität des Dargestellten kam erst zum Vorschein, sobald man die Karte gegen das helle Licht oder eine brennende Lampe hielt. Die Buchhändler befaßten sich weniger mit dem Vertrieb dieser Schmutzartikel, desto mehr die Hausierer, wie es ja auch heute noch geschieht.

Sehnsüchtig schaute man jetzt nach den großen Liebeskünstlern und -künstlerinnen vergangener Zeiten, und deshalb konnten die „Memoiren" solcher prominenten Persönlichkeiten auf reißenden Absatz rechnen. So legte man eben die Liebesdenkwürdigkeiten bekannter Libertins, wie zum Beispiel die des Herzogs von Lauzun[8], neu auf, oder man schuf neuen Elaboraten ein großes Absatzfeld, wenn nur der Hang nach Pikanterien befriedigt wurde. Findige Köpfe kamen auf den allerdings nicht neuen Gedanken, das Leben von Hetären dichterisch zu verarbeiten, zum Beispiel in den „*Mémoires de Ninon de Lenclos*"[9], „*Mémoires de Mme. la marquise de Montespan*"[10], „*Mémoires de Mlle. Sophie Arnould*"[11] usw. Viel lieber las man noch die „*Mémoires secrets*", die meist anonym oder unter einer Deckfirma erschienen, was durchschnittlich in der Bedenklichkeit des Inhalts begründet war. Zum Teil kramen diese Memoiren pikante Details aus dem Privatleben der französischen Herrscher aus, zum Beispiel *Les Mémoires secrets de la famille d'Orléans*, *Mémoires sur la reine Hortense et la famille impériale*, *Mémoires du duc de Normandie, fils de Louis XVI.* usw.[12] Die Behörden gingen scharf dagegen vor, und manche „Erinnerungen", die in deutscher Sprache unbeanstandet erschienen, wie die Briefe der Elisabeth-Charlotte, der Mutter des Regenten, brachten den Herausgebern lange Gefängnis- und hohe Geldstrafen ein.

Von den Unterhaltungsromanen, die bei ihrem Erscheinen Aufsehen erregten, sind zu nennen: *Madame Putiphar par Petrus Borel, le Lycanthrope. Paris* 1839. In diesem Roman ist die Pompadour die Titelheldin, die in einer Szene als Potiphar dargestellt wird[13]. Der Verfasser schildert hier die Liebesabenteuer eines ehrgeizigen Anwalts mit zwei Nonnen. Wegen einiger (16) zu freien Stellen verfiel der Roman der Beschlagnahme. Das gleiche Schicksal widerfuhr Xavier de *Montépin* wegen seines Romans „*Les filles de plâtre*" 1855[14].

---

[8] Vgl. Gay, III, 144.

[9] Gay, III, 140.

[10] Gay, III, 136.

[11] Gay, III, 140.

[12] Drujon, Cat. 251 ff.

[13] Vgl. Gay, 3. A. IV, 361 und *Jules Claretie, Petrus Borel, le Lycanthrope, sa vie et ses œuvres. Paris* 1865, S. 84—105.

[14] Drujon, Cat. 165.

An erotischen *Liedern,* die in oft gelungenen Sammlungen zusammengestellt wurden, ist Frankreich zu dieser Zeit gleichfalls nicht arm. Freilich wird hier in Erotik das Menschenmögliche geleistet, und es nimmt nicht wunder, daß die meisten dieser Sammlungen eingezogen und die Herausgeber hart bestraft wurden. 1844 erhielt zum Beispiel ein Kolporteur, der den *Chansonnier des filles d'amour* (Brüssel 1832) verbreitet hatte, 5 Jahre Gefängnis und 6000 Frank Geldstrafe[15]. Und doch war diese Sammlung noch zahm im Vergleich mit anderen, denn sie enthielt außer Pirons Ode an Priap nur 45 Chansons von Béranger. Viel derber und zotiger sind „*Le Chansonnier du B .... suivi du Père Brisemotte et du Père l'Enconfeur* etc. *Paphos* (Paris, um 1830), *Chansons grivoises, ou vaudevilles de Cythère, dédiés à Priape. Bruxelles* 1825[16], *Parnasse satirique du XIXe. siècle recueil de vers piquants et gaillards de MM. Béranger, Hugo Deschamps etc. Rome, à l'enseigne des sept péchés capitaux*", die an Ausgelassenheit mit den obszönsten Produkten des 18. Jahrhunderts wetteiferten.

Die wenig erfreulichen Zustände am *Theater* boten natürlich reichlichen Stoff zur Satire. Ich nenne von wertvollen Werken hier nur *Les femmes de théâtre* von *Alphons Lemonnier, Paris* 1864, und *Bouis-bouis, Bastringues et caboulots de Paris,* von Ego. Der Verfasser der letztgenannten Schrift war niemand anderer als Alfred d'Aunay, der Herausgeber des Figaro, der sehr offenherzige Schilderungen von der sittlichen Korruption beim Theater bot, was ihm jedoch wie seinem Verleger mehrmonatige Gefängnisstrafen eintrug[17].

Daß sich die Pamphlete ebenso gegen die Person des Königs richteten wie gegen andere Sterbliche auch, überrascht nicht weiter. Der typische Franzose ist von dem Gefühl der Ehrfurcht nicht zu sehr beschwert. Wir könnten deshalb Dutzende derartiger Skandalosa anführen, begnügen uns jedoch mit einigen kurzen Hinweisen. Daß Napoleon I. kein Tugendspiegel war, bedarf für den Kenner der Geschichte keiner Erörterung. Er hatte seine anerkannten Mätressen und wilderte auch gern in fremden Revieren.

Willkommenen Spott zu erotischen Scherzen bot später auch sein Namensvetter Napoleon III. und seine Heirat mit der feurigen Spanierin Eugenie von Montijo. Das nationalstolze Volk der Franzosen rümpfte über diese „Mesalliance" in gleicher Weise die Nase, wie es seinerzeit die Großväter getan hatten, als der sechzehnte Ludwig die Österreicherin Marie-Antoinette heimführte. Nur waren die derben Spottverse, die schnell geboren, ebenso schnell von der Bildfläche verschwanden, nicht von dem geifernden Hasse durchtränkt, der die Elaborate gleicher Art aus dem 18. Jahrhundert so ungenießbar macht. Ich nenne hier: *La Femme de César. Biographie d'Eugénie Kirkpatrik Théba de Montijo, impératrice des Français, par*

[15] Drujon, Cat. 80.
[16] Drujon, Cat. 84.
[17] Drujon, Cat. 59.

l'auteur des Nuits de St. Cloud. Londres (Bruxelles) 1862, ferner *Le mariage d'une Espagnole par Mme. U. R.* (M. de S.) *Londres* 1866. Diese Initialen sollten glauben machen, daß Madame Urbain Rattazzi (Marie de Solms) die Verfasserin dieses Pamphlets wäre. Man kam aber bald dahinter, daß ein gewisser P. Vesinier es verfaßt habe, der dafür achtzehn Monate Gefängnis und 1000 Frank Geldstrafe zudiktiert erhielt[18]. Das Buch erzählt die angeblichen Liebschaften der Eugenie mit drei Prinzen aus dem Hause Orleans, General Navarez, Rothschild usw.

Nach dem 4. September 1870 wurde Paris mit „*Badinguettes*" überschwemmt, die nur wenige Bogen stark in allen Formaten, zuweilen auch illustriert, gedruckt wurden. Sie zeichneten sich durch große Zügellosigkeit aus und ließen im Ausdruck die französische Grazie und Galanterie gänzlich vermissen. Auch der bekannte Napoleongegner Henri Rochefort trug diesem Zeitgeschmack Rechnnug. Nach dem Sturz der Kommune ging die wiedererstarkte Regierung mit aller Schärfe gegen diese obszönen Produkte vor, und es gelang ihr auch, dem Unwesen Einhalt zu tun[19].

Im vorangegangenen Jahrhundert hatte man sich den Klerus nicht anders als „liebend" vorstellen können. In unzähligen Sotadizis hatte man Kübel voll Unrat auf die tiefgesunkenen Diener der Kirche ausgeschüttet, und das nicht ohne Berechtigung. Die Revolution fegte viele ihrer Vorrechte weg, verdrängte sie aus dem Mittelpunkte des Interesses, und die Restauration wies ihnen ein bescheidenes Plätzchen zu. An Zahl und Einfluß geringer, vermochten sie ihr sittenloses Treiben besser zu bemänteln. Die Zahl der gegen sie gerichteten Pamphlete hält deshalb auch keinen Vergleich mit denen des 18. Jahrhunderts aus. Meist werden diese Skandalschriften in Form von Liebesromanen auf den Markt geworfen. *L'enfant du Jésuite* von *Launier* (1822) schildert das an erotischen Schandtaten reiche sittenlose Leben eines Jesuitenzöglings bis zu seiner Verschickung auf die Galeere. *La femme de Jésuite* (1826), *Les mystères d'un évêché* (1872), *Le roman d'un prêtre* (1876) enthalten stark mit glühender Erotik durchtränkte Angriffe gegen die Kirche sowie deren Diener. *Crimes, délits et scandales au sein du clergé pendant ces derniers jours, par Villeneuve et Casenade* (Paris 1861) und *Mœurs des convents, abbayes et monastères* etc. (Paris 1843) versuchten auf aktenmäßiger Grundlage alle erotischen und sonstigen Schandtaten der Kirche und der Geistlichen zu registrieren und dadurch aufklärend zu wirken. Die allzu breite Schilderung intimer Szenen und die offensichtliche Verallgemeinerung beeinträchtigten jedoch die Wirkungen dieser Schriften und machten sie zum Gegenstand dauernder Verfolgungen.

Auch die Keime der heute stark ins Kraut geschossenen *Sexualwissenschaft* finden sich in diesem Jahrhundert bereits im Werden. Vor allem ist hier zu nennen:

[18] Drujon, Catal. 242. Pisanus Fraxi, Index S. 63—64.

[19] Drujon, Catalogue 44. E. Fuchs, Geschichte der erot. Kunst, 1. Band, Berlin 1908, S. 383 ff.

Des divinités génératrices, ou du culte du Phallus, chez les anciens et les modernes, des cultes du dieu de Lampsaque, de Pan, de Vénus etc. *Par J.-A. D*** (Jacques Antoine Dulaure) Paris* (1806). In diesem Werke behandelt Dulaure in achtzehn Kapiteln den Phallusdienst, welchen er, wie Charles François *Dupuis* es vor ihm in den „*Origines de tous les cultes ou réligion universelle, Paris* 1794", getan, allerdings irrtümlicherweise auf den Sonnenkultus zurückführt, aber in treffender Weise beschreibt, wie er sich bei den Ägyptern, Syriern, Juden, Phöniziern, Phrygiern, Persern und Assyriern vorfindet. Auch bespricht er ausführlich die Verehrung des Lingam bei den Indern, erwähnt kurz den entsprechenden Kult bei den Mexikanern und wendet sich dann den Griechen und Römern zu. Ein Kapitel widmet er der Verehrung der Venus, insoweit sie mit dem Phallusdienst in Beziehung steht. Das zehnte Kapitel beschäftigt sich mit dem Phallusdienst bei den Galliern, Spaniern, Germanen und Slawen. Höchst interessant und lehrreich sind dann die folgenden Abschnitte, welche sich mit dem Phallusdienst bei den alten Christen beschäftigen, deren Kult die sittenlosen Orgien des Altertums noch übertreffen. Das Werk erlebte neuerdings eine Auferstehung: „Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker" von J. A. Dulaure. Verdeutscht und ergänzt von Fr. S. Krauß und K. Reiskel, mit Nachwort von H. Ihm und Alfred Kind. Leipzig 1908[20].

Der bekannte Bibliophile *Paul Lacroix* verfaßte seine „*Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde, depuis l'antiquité la plus reculée jusqu'à nos jours par Pierre Dufour, Paris* 1851—1853". Es ist dies das erste umfassende Werk, das über die so wichtige Materie geschrieben wurde und das bis zu Blochs Monumentalwerk tonangebend geblieben ist. Leider blieb es ein Torso, da Lacroix, der andauernden gerichtlichen Verfolgungen müde, die Lust verlor, es zu Ende zu bringen[21]. Quellennachweise und Belege aus zeitgenössischer Literatur wird man vergebens in dem Kompendium suchen, so daß die wissenschaftliche Nachprüfung und Benutzung erschwert wird. Trotz der Gewagtheit des Stoffes läßt sich nirgends eine lüsterne Anspielung entdecken, im Gegenteil, man könnte fast den Eindruck gewinnen, daß ein prüder Moralfex der Verfasser wäre, so oft kehren die entrüsteten Verwahrungen wieder, wenn nicht Lacroix' sonstige wissenschaftliche Tätigkeit den Beweis dafür erbrächte, daß unser Autor für verbotene Literatur ein feines Verständnis besitzt.

Die *Aufklärungsliteratur* findet sich gleichfalls bereits in zahlreichen Schriften vertreten. Als „Wegweiser für Liebende" kann zum Beispiel gelten „*Physiologie de la première nuit de noces*" von Octave de *Saint-Ernest*, 1842. Vor Geschlechtskrankheiten warnt „*Egide contre le mal de Vénus ou l'art de se préserver des Ma-*

[20] Vgl. die Besprechung von Oppert in Zeitschrift für Ethnologie, 38. Jhrg., 1906, S. 809, Deutsch als Bd. I der von Friedrich S. Krauß herausgegebenen Beiwerke zum Studium der Anthropophytheia, vgl. a. Bonneau, Curiosa, 319—325.

[21] Vgl. Drujon, Cat. 193/194.

ladies vénériennes" von *Morel de Rubempre* (1826) sowie die weitverbreitete Abhandlung des Arztes Ambroise *Tardieu: Etude médico-légale sur les attentats aux mœurs,* 3. A., 1859, der Gay[22] einen ausführlichen Artikel widmet.

Für das *Unterhaltungsbedürfnis* sorgten unzählige galante Schriftsteller, von denen ich nur einige herausgreife. Jean *Richepin* ließ 1870 „*La chanson des Gucux*" erscheinen. Diese Gedichtsammlung läßt an Gewagtheit des Stoffes nichts mehr zu wünschen übrig. Seine *Idylle de pauvres, fils de fille, ballade de joyeuse vie, fleurs de boisson* sind wahre Meisterstücke lüsterner Erotik, und man kann nur bedauern, daß der reichbegabte Autor sein immenses Talent nicht einer besseren Aufgabe widmete. Den Zeitgeschmack traf er allerdings sehr gut, denn die erste Auflage wurde innerhalb eines Monats abgesetzt. Richepin büßte freilich diesen Erfolg mit einem Monat Gefängnis[23].

Paul de Kock (1794—1871) fand ebenfalls bei seiner schlüpfrigen Darstellung der sittlichen Gebrechen der modernen französischen Gesellschaft zahlreiche Leser. Sein Gesamtwerk umfaßt 55 Bände.

Henry de Kock blieb an Lüsternheit nicht hinter seinem Namensvetter zurück. Er versuchte die Gunst seiner Leser durch ein pikantes Skandalwerk „*Histoire des libertins et libertines célèbres de tous les temps et de tous les pays*" (1870) zu gewinnen und schrieb auch manches andere freie Geschichtchen, zum Beispiel „Der Mord im Kastanienwäldchen oder die ereignislose Hochzeitsnacht", von B. Möllhausen[24], in dem das Blutrünstige und Erotische zu einer seltsamen Einheit sich zusammenfanden.

Als fruchtbarster Vertreter des galanten Romans im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts und als geistreicher Plauderer kann unbedenklich *Marcel Prévost* gelten, der in seinen zahlreichen Schriften die intimen Beziehungen zwischen Mann und Weib mit einem seltsamen Zauber der Sprache und wundervollem Verständnis für die physiologischen und psychologischen Zusammenhänge darzustellen vermag. Seine Gemälde sind von berückender Lebenswahrheit[25].

Die Bedeutung dieser und all der anderen ungenannten Schriftsteller liegt in der naturwahren Schilderung zeitgenössischer Zustände, die sie ungeschminkt darstellen. Denn jede Macht, die augenblicklich am Ruder ist, prägt der Zeit ihren Stempel auf. Im dritten Kaiserreich trat wiederum die Kokotte die Herrschaft an. Sie zieht alles in ihr Machtbereich und diktiert die Gesetze. Kokottenmoral wird bestimmend für die Auffassung auf allen Gebieten der geschlechtlichen Moral. Kokottengeist diktiert die Mode, beherrscht die Ausdrucksformen des Geistes, die Sprache. Ihr ureigenstes Gebiet ist ja zu allen Zeiten die Betätigung

[22] II, 187—190.

[23] Drujon 79 und Apollinaire, Nr. 587.

[24] Zur Bibliographie vgl. Gay, II, 442, 539—545, III, 935 und 1248; Hayn, II, 594.

[25] Vgl. Elisabeth Mannes, Marcel Prévosts Ansicht über die Frauen. Bonner Dissert. 1914.

der Sexualität. Sie bleibt nur logisch und stilgerecht, wenn sie alle Verhältnisse des Lebens auf den Generalnenner ihres unkultivierten Geschmacks bringt. Mit ihren Polypenarmen reißt sie alles mit unwiderstehlicher Macht an sich, und die ihr anheimfallenden Opfertiere, die aus ihren grausamen Umarmungen keine Rettung mehr sehen, liefern sich schließlich dem Ungetüm „Kokotte" mit Leib und Seele aus, schätzen sich glücklich, das Loblied ihrer Herrin singen zu dürfen. Und „ein Zeitalter der Kokotte kann naturgemäß keinen innigeren Kultus kennen, als den der weiblichen Körperformen, es kann keinen Gesprächsstoff haben, dem mehr Wichtigkeit beigelegt wird, als den Diskussionen über diese oder jene körperlichen Vorzüge einer bestimmten Frau und den Schilderungen der Zufälligkeiten und Abenteuer bei den Feldzügen im Dienste der Venus. Kein größerer Ruhm darum für eine Frau, als wenn ihre Reize in aller Leute Mund sind[26]."

Der wirkliche Beginn ihrer Herrschaft auf dem Theater und der Literatur datiert eigentlich seit der *„Dame aux camélias"* (1840) von *A. Dumas fils*. Eine Prostituierte verliebt sich in einen jungen Mann aus vornehmer Familie, die natürlich mit der Wahl des Verliebten nicht einverstanden ist. Das Mädchen entsagt, angeblich aus Liebe, gesteht dem Geliebten fälschlich, daß sie einen anderen liebe, und stirbt schließlich an der Schwindsucht.

Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Sind die Charaktere gefallener Mädchen oder Frauen überhaupt einer poetischen und dramatischen Bearbeitung zugänglich? Die Frage dürfte zu bejahen sein. Der Fehltritt oder der Ehebruch sind in ihren Folgen im Leben oft tragischer Natur. Auch die größten moralischen Eiferer werden vor dem Eingeständnis zurückschrecken, daß ein einmaliges Straucheln über den Wert oder Unwert eines Weibes ausschlaggebend entscheiden soll. Schuld verlangt freilich Sühne, und diese erschöpft sich in Reue und dem Bestreben zur Umkehr. Die Reue, ein rein innerlicher Vorgang, bedarf, um anschaulich zu wirken, einer dritten Person, des Zuschauers oder Lesers. Aber die Reue, beginnend mit der Einsicht von der Verwerflichkeit ungerechten Handelns bis zur Verurteilung, durch geläuterte geistige Beurteilung ist ein sehr langwieriger psychologischer Prozeß und setzt langwieriges Zergliedern der erwachenden seelischen Triebkräfte und eingehende Begründung voraus, die in dem eng gesteckten Rahmen eines Dramas, das doch zur Darstellung bestimmt ist und demnach mit der verhältnismäßig kurzen Zeit der Aufführung rechnen muß, sich schwer verwirklichen läßt. Das gestellte Problem eignet sich mehr für epische als für dramatische Bearbeitung.

Aber der französische Dramatiker der Neuzeit erhebt auch gar nicht den Anspruch, ein logisch aufgebautes und den Gesetzen der innerlichen Wahrscheinlichkeit entsprechendes Theaterstück zu liefern, denn in den modernen Ehebruchstücken sollen nicht die unausbleiblichen Folgen des Lasters dargestellt werden,

[26] Fuchs, Die Karikatur der europäischen Völker, 2. Bd., Berlin 1901, S. 153.

sondern dieses wird vielmehr in allerlei pikanten Wendungen und Situationen ausgenützt, um das Publikum auf die angenehmste Art zu unterhalten und im Interesse des eigenen Geldbeutels zugkräftige Stücke zu schreiben. „Die Franzosen glauben, daß man, wenn auch vielleicht nicht im Leben, so doch immerhin in der Komödie ein wenig nach geschäftsmäßiger Demimonde leben, ein wenig die Ehe brechen könne, wenn's nur dem Dramatiker beliebt und dem Publikum gefällt, die Geschichte mit einem glücklichen Komödienschluß gekrönt zu sehen[27]."

Fragt man sich, aus welchen Gründen die modernen Ehebruchstücke mit ihren Entkleidungsszenen ihren beispiellosen Erfolg aufzuweisen haben, dann ist die Antwort nicht schwer. Das moderne, aufreizende und nervenzerrüttende Leben mit seinem Jagen nach Erwerb läßt in den meisten keine rechte Sammlung aufkommen. Der Durchschnittsfranzose sucht abends im Theater Erholung und Unterhaltung. Den Esprit läßt er gelten, und ist der Dialog witzig, mit galanten Anspielungen durchsetzt, reizt er zum Lachen, dann hat der Schriftsteller bzw. Dramatiker seine Pflicht erfüllt und erntet Beifall.

Die Stoffe der Komödienschreiber und Dramatiker sind ja meist auch dem Leben abgelauscht. Käufliche Liebe findet sich bei Mann und Weib. So erzählt zum Beispiel Poritzky[28] von dem Pariser Studentenproletariat, daß manche seiner Angehörigen sich nur dadurch über Wasser halten, daß sie auf dem Gebiet der Erotik leistungsfähig sind. „Die Nachfrage seitens unersättlicher lüsterner Weibchen war sehr groß. Männliche Studenten, welche die Natur bei der Schaffung der unteren Extremitäten begünstigt hatte, waren begehrt und, wie der Terminus der Börse lautet, die Tendenz willig."

Auf der gleichen Stufe wie das Theater stand (besonders zur Zeit des dritten Kaiserreichs) der *Roman*. Der gewöhnliche Feuilletonroman beschönigte das Laster und umkleidete es mit allem Glanze der Romantik. Die Ehebrecherin war ein Engel, die Kurtisane stets ein entzückendes Wesen und ihr Gewerbe nur ein *péché mignon*. Die Liebhaber, die Verführer waren stets schön, hochherzig, außerordentlich männlich, unwiderstehlich. Die betrogenen Gatten jeder Art dagegen immer niederträchtig, pathetisch, dumm-gutmütig oder einfach lächerlich. Und jede Intrige war in eine Wolke von Moschusduft und *poudre de riz* gehüllt[29]. Intimitäten! das war die Losung im Roman ebenso wie im Theater. Die Brüder Goncourt erwähnen zum Beispiel in ihrer Tagebuchnotiz vom 14. Februar 1866 eine Äußerung von Dumas dem Älteren: „Was wollen Sie, rief er, wenn man beim Theater nur Geld verdienen kann mit Trikots, die platzen. Mit solchen Trikots hat Direktor Holstein sein Glück gemacht. Er befahl seinen Tänzerinnen, nur Trikots anzulegen, die eine geplatzte Naht hätten, und zwar immer an derselben Stelle. Da

[27] G. Gussel, Das moderne Ehebruchsdrama. Wien 1876, S. 13.

[28] Meine Hölle, Berlin 1906, S. 86.

[29] Vgl. Vizetelly, Emil Zola, Berlin 1905, S. 75.

hatten die Operngläser gute Tage. Aber die Zensur mischte sich schließlich ins Spiel, und die Vermieter von Operngläsern sind heute aufgeschmissen!"

Zur Charakterisierung der zeitgenössischen Sittenverhältnisse mögen zwei Zitate hier Platz finden. In dem trefflich dem Leben abgelauschten Roman von Kurt *Münzer*, Der Ladenprinz oder das Märchen vom Kommis (München o. J., S. 290—291), heißt es: „Lucian genoß tief dieses Flanieren in Paris, untätig, rein schauend, war in Freuden reicher als die fünf Tage vorher. Da hatte er am Montmartre die Höhlen des luxuriösen Lasters kennengelernt, Orgien, die kalt ließen, weil sie bestellt und bezahlt waren und nicht aus der Empfindung kamen, sondern von Akteuren und Aktricen gestellt wurden, Nacktänze und lebendige Illustrationen zu Aretinos Sonetten und den Gesprächen der Aloisia Sigea, Szenen aus dem Leben der philosophischen Therese und der Marquise von Montrevers ließen schnell kalt. Nun lernte Lucian das echte Laster kennen, das in Paris so billig ist. Er kam in Opiumhöhlen und auf die lasziven Bälle im Quartier St. Michel, in die Atelierregion des Montparnasse. Er besuchte die römischen Bäder, wo in Dampfwolken die erotischen Figuren griechischer Tonkrüge und Vasen gestellt wurden, nicht mehr schamlos in dieser olympischen Atmosphäre, im Kreise verzückter Zuschauer, wo die Erfindungen des Nero schön erschienen, da schöne Jünglinge es waren, die sie zeigten."

Nun wird man vielleicht einwenden wollen: Ja, ein Roman! In ihm sind der Phantasie des Schriftstellers ja keine Schranken gesetzt. Das wirkliche Leben setzt der Ausgelassenheit doch gewisse Grenzen! Diese *captatio benevolentiae* wird hier aber an ein ungeeignetes Objekt verschwendet. Man höre, was ein gewiß unverdächtiger Schriftsteller wie Alexander *Moszkowski*[30] aus eigener Anschauung berichtet: „Die Nuditätswelle überschwemmte ganz Paris. Mit Ausnahme der alten Elitetheater, die in ihrem gefestigten Repertoire einen natürlichen Deich fanden, widerstand keine Bühne der wilden Flut, und wie die Pilze schossen neue Schaustätten heraus, in denen das Thema der Nacktheit stupide oder witzig variiert wurde. Auf dem Theater Horloge, Champs Elysées, erschienen Prévosts ‚Demi-Vierges' in travestierten Gesellschaftsszenen. Die jungen Damen des Stückes waren en face ganz korrekt bekleidet, zeigten indes an der Kehrseite einen breiten Kleiderspalt vom Hals bis zu den Waden, so daß jede Halbjungfer, je nach Stellung und Wendung, als elegante Salondame oder als Venus Kallipygos wirkte. Das Olympia-Theater auf den großen Boulevards gab ein pantomimisches Drama, das alle Phasen einer Hochzeitsnacht mit peinlicher Genauigkeit darstellte. Als man späterhin versuchte, einzelne Teile dieses Stückes in kinematographischer Wiedergabe nach Berlin zu verpflanzen, verfiel schon der erste Ansatz der staatsanwaltschaftlichen Guillotine, während es in Paris gegenüber einer Wiedergabe durch lebende Schauspieler gar nicht mehr verlohnte, Zensur und Polizei zu mobilisieren. In der

[30] Das Panorama meines Lebens, Berlin 1925, S. 134/135.

‚Cigale', einem reizenden Vorstadttempel der leichtgeschürzten Muse, wogte die Nacktheit über die Rampe hinweg bis in den Zuschauerraum. Nachdem es auf der Bühne nichts mehr zu enthüllen gab, warfen Kapellmeister und Orchestermusiker alles Entbehrliche ab, und bald beteiligte sich das Publikum an der Orgie des Blößenwahns... In vielen Etablissements der Pigallegegend nahm die Splitternacktheit allegorische Formen an: man zeigte die Kardinaltugenden oder die sieben Todsünden als bewegte lebende Bilder, ohne Trikotausflüchte, und man überspitzte die Effekte durch optische Hilfsmittel, besonders durch Spiegelreflexe dergestalt, daß noch immer etwas Unbestimmtes zu erraten blieb, wenn auch schon alles blank vor den Augen lag..." Aber man feierte auch Feste, die sich von den in den erotischen Theatern der Revolutionszeit dargestellten Szenen in nichts unterschieden. „Die Künstlergilde von Montmartre ging hier voran mit den Sensationsveranstaltungen des *‚Bal des quatre-z-arts'* und des *‚Bal du Courier'*, die sich in den weiten Räumen des Moulin rouge austobten. Diese Bälle standen unter der Diktatur einer strengstens durchgeführten Kostümvorschrift, mit den wechselnden Forderungen Altgriechisch oder Orientalisch oder Renaissance usw., und man hatte eine Kette von Instanzen zu passieren, die mit geschärfter Sachkennerschaft jede Tracht prüfen und jede nicht absolut stilechte aussperrten... Bis zur Mitternacht vollzog sich die Lustigkeit als eine historisch getönte Augenweide in allen Formen der Dezenz, und durch keine Geste noch Anspielung verriet sich die eigentliche Tendenz des Balles. Dann erschien plötzlich, von Lichtflut übergossen, eine vereinzelte Frauengestalt auf der Empore, die von der Festleitung vorbestimmte Signalgeberin, deren Kostüm so eingerichtet war, daß es mit einem bänderlösenden Griff abgeworfen werden konnte. Restlos, ohne Rückstand irgendwelcher Dessous. Und in der nächsten Minute flog von aller Weiblichkeit ringsum bis zur entlegensten Nische jede Verhüllung... Genug, daß von diesem Moment die Tracht nichts mehr galt und die Fleischlichkeit alles. Bis auf die Begriffsspur war die Scham ausgetilgt, und der Chronist sieht sich genötigt, vor dem Prospekt der anschließenden Massenszenen den Vorhang zu ziehen[31]." Aber das waren Privatvorstellungen. Wie aber stand es mit den öffentlichen?

Zola protestiert ergrimmt gegen den Beifall, der jedesmal losbrach, so oft eine der sogenannten Schauspielerinnen durch ihre Zuckungen und Körperverrenkungen irgendeinen obszönen Ausdruck noch unterstrich. „Welch eine Schmach!" rief er aus. „An dem Tage, da irgendein Weib auf die erhabene Idee kommen wird, die Rolle einer Hure au naturel zu spielen, wird ganz Paris vor Begeisterung außer sich geraten. Und wie könnte es anders sein? Wir sind in Schmach und Schande aufgewachsen, wir sind die Bastardsprossen eines verfluchten Zeitalters. Noch sind wir bloß bis zum Hüfterenken und Busenentblößen gekommen, doch werden

[31] Moszkowski, a. a. O., S. 133.

wir mit Sicherheit den gefährlichen Abhang hinunter bis in den Rinnstein fallen, es sei denn, wir raffen uns auf und werden freie Männer[32]!"

Zolas Ruf verhallte unbeachtet. Marcel Prévost zeigt uns mit unerbittlicher Schärfe das im Innersten verdorbene Leben seiner Zeit und seines Volkes in einem wenig erfreulichen Spiegelbild. Ein Beispiel schlimmster sittlicher Depravation bei körperlicher Unberührtheit sind seine *Demi-vierges*. Alles ist hier dem wohlerzogenen jungen Mädchen der besseren Kreise gestattet, vorausgesetzt, daß es mit unverletzter physischer Jungfernschaft in die Ehe tritt. Daß unter solchen Umständen eine sittlich reine Ehe nicht gedeihen kann, die Eltern kein Vorbild für ihre Kinder bilden können, liegt klar zutage.

Die meisten Werke der anderen Schriftsteller auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur, wie Belot, René Maizeroy, Brégand, Méténier, Larocque, streifen schon bedenklich das Pornographische. Besonders hervorzuheben wäre hier noch der unter dem Pseudonym *Willy* sich verbergende Schriftsteller Henry Gauthier-Villars. Er stellt nichts anderes dar als das Geschlechtsleben in allen seinen Gestalten, Ehebruch und Perversitäten. Die Darstellung und die Wahl des Ausdrucks ist so frei, daß nur noch ein kleiner Schritt zu tun übrig bleibt, um in das sumpfige Gebiet der Pornographie zu gelangen. Das Gefährliche seiner Schriften liegt in der graziösen und anschaulichen Schilderung, die in halbverdeckten Wortspielen alles zu sagen oder doch wenigstens anzudeuten vermag, so daß die Phantasie des Lesers zum Mitarbeiten und zum Fortspinnen des begonnenen Gedankens angeregt wird. Willy malt, was das Sexuelle anbelangt, grau in grau und wandelt so in Zolas Spuren, dem er aber hinsichtlich seiner Objektivität bei weitem nachsteht. Seine ins Deutsche übertragenen Romane (in den berüchtigten Verlagen Gustav Grimm in Budapest und Wiener Verlag erschienen) verfielen sämtlich der Beschlagnahme. Es wären zu nennen: Minna, Minnas Eheirrungen, Claudinens Schuljahre, Claudinens Ehe, Claudine in Paris, Annies Geständnisse, Suzette will mich verlassen, Ein häßlicher Herr, Ein sauberer kleiner Alter usw.

Paris hat bekanntlich auch heute noch nicht seinen Ruf als Musterstadt der Venus vulgivaga eingebüßt, und nur Brüssel macht ihm in diesem Punkte eifrige Konkurrenz. Der Fremde, der in das Seinebabel kommt, sucht im Durchschnitt erotische Genüsse. Frühzeitig finden sich deshalb bereits gedruckte Verzeichnisse und Wegweiser im Weiberfleischmarkte. Schon im 18. Jahrhundert waren solche Bordellführer im Schwange gewesen, zum Beispiel *Oraison funèbre de très-haute et très-puissante dame Madame Justine Paris etc. A Lupanaropolis* 1786, das eine hochstehende Persönlichkeit zum Verfasser haben sollte[33]. Im 19. Jahrhundert treten solche Führer, der wachsenden Bevölkerung und der Vermehrung der Verkehrsmittel entsprechend, aufdringlicher und zahlreicher in Erscheinung. Bei

[32] Vizetelly, a. a. O., S. 98.
[33] Vgl. Apollinaire, Nr. 80 und 81.

jedem fliegenden Buchhändler, in Nachtlokalen und Ballsälen werden die *Guides à l'étranger à Paris* vertrieben, entweder als bloße obszöne Illustrationen oder, was häufiger geschieht, als gedruckte Leitfaden für den genußsüchtigen Provinzialen oder Fremden. Die Adresse der Bordelle und der Freudenmädchen, ihre Preise und die Beschreibung der sexuellen Praktiken und Perversitäten finden sich in unverblümter Deutlichkeit sowie erschöpfender Vollständigkeit verzeichnet[34]. Zum Beispiel *Les bordels de Paris* (Pisanus Fraxi, Index S. 427), *Les bordels de Londres* (Pisanus Fraxi, Index S. 321), *Bruxelles la nuit. Physiologie des établissements nocturnes de Bruxelles. Par Mario-Aris. Bruxelles chez tous les Libraires.* 1868 (2 Bde. 176 und 79 S. Verfasser war ein Redakteur Bizonno-Derivan: Pisanus Fraxi, Index S. 477); *Almanach de Bruxelles la nuit pour 1869 rédigé par une société de noctambules bavards, illustrés par Frédéric Poublon. Bruxelles, Mario-Aris éditeur* 1869, 64 S.; *Les cocottes, biches et lorettes, réponse des cocottes de Br. à la physiologie des établissements nocturnes. Bruxelles, Vandeschonten, signées Henri Coël (M. Emile Ilexis;* vgl. Pisanus, Index S. 145). Natürlich haben solche Führer, da sie schnell veralten und zu oft der Beschlagnahme verfallen, nur eine kurze Lebensdauer. Trotzdem scheint das Geschäft für die skrupellosen Verleger sehr einträglich zu sein, was aus der großen Zahl solcher Listen erhellt.

An direkt pornographischen Elaboraten leidet Frankreich natürlich auch in diesem Jahrhundert, besonders gegen Ende, keinen Mangel, und es fällt schwer, aus der übergroßen Masse dieser Erscheinungen die markantesten Beispiele hier anzuführen. Wir müssen uns auch hier wiederum lediglich mit einigen Stichproben begnügen.

Des Marquis de Sade eigentümliche Vermischung des Grausamen und Erotischen sowie seine Vorliebe für philosophische Exkursionen zur Rechtfertigung seiner perversen Neigungen konnte natürlich nicht ohne Einfluß und Nachahmer bleiben. Toulotte schrieb: „*Le Dominicain ou les crimes de l'intolérance et les effets du célibat, Paris* 1803," ganz in Sades Sinne, und der Verfasser von *Le Tartufe libertin ou le triomphe du vice. A Cythère, chez le gardien du temple*[35] paßte sich seinen Gedankengängen so gut an, daß man sein Erotikon für ein Werk de Sades hielt. In Wahrheit entstand es um 1830, da Personen geschildert wurden, die erst unter Louis-Philippe lebten.

Mon cousin Mathieu von *Rabau* ist eins der zahlreichen obszönen politischen Pamphlete, wie sie zur damaligen Zeit massenhaft auf den Markt geworfen wurden. *La malice des grandes filles* (1845) enthält eine Fülle von Klatsch und Skandalgeschichten, die sich gegen Schauspielerinnen und bekannte Damen der Gesellschaft richteten.

[34] Vgl. Gay, 3. A., II, 7?
[35] Drujon, Catal. 37?

Der erste bedeutende erotische Typ, der um 1830 auftauchte, war der des Mayeux von *Traviès*. Er ist der geborene Zyniker, also fast immer erotisch, ja direkt obszön[36]. Seine körperliche Mißgestalt verschafft ihm nur Glück bei den unersättlichen Weibern, welche die außerordentliche Potenz des Buckligen wohl zu schätzen wissen. Logischerweise ist Mayeux, abgesehen von der bildlichen Darstellung, der Held manchen Erotikons. *Les douze journées érotiques de Mayeux, Les douze travaux d'Hercule, Les amours secrètes de M. Mayeux, écrits par lui-même* sind die bekanntesten[37].

Louis Protat ist der Verfasser einer erotischen Groteske: „*Serrefesse, Tragédie par Louis Pine-A-L'Envers, membre du Caveau, mais avoué près la Cour impériale de Paris. Partout et nulle part, l'an de Joie* MDCCCLXIV". Die figurierenden Personen sind: Pinecul, Hurenwirt und Dieb; Cuillardin, Oberkloakenfeger; Cruche, angeblicher Kastrat, ein Kondomverkäufer; Pinolie, Cruches Frau; Serrefesse. Die ganze Fabel dreht sich darum, daß Cuillardin die Serrefesse vergewaltigt und von Cruche sowie seinen Kollegen deswegen umgebracht wird, nachdem sich Serrefesse erschossen hat. Die Sprache ist unflätig, der Witz sehr spärlich. (Die Groteske erlebte eine Übertragung ins Deutsche: Serrefesse, Parodistische Tragikomödie von Louis Pine-A-L'Envers, Mitglied des Caveau. Aus dem Franz. übers. von Theophil Marquardt. Leipzig 1910, in 500 Ex. Der Hauptreiz dieser Übersetzung liegt in den 25 farbigen und trotz der Übertreibung sehr lebenswahren Zeichnungen. Außerdem kennt man von Protat noch „*L'Examen de Flora*" (1846), ein Werk, das durch erotische Zügellosigkeit, aber auch an literarischem Wert die meisten der zeitgenössischen Produkte in den Schatten stellt.

Von erotischen Schriftstellern im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wären noch hervorzuheben: *Le Nismois*, dessen Elaborate größtenteils als Theaterstücke geschrieben sind. Allerdings würde kein Theaterdirektor der Welt den Mut zu ihrer Aufführung haben. *L'Auberge Cornemuse, La petite Bucheronne, Le confesseur de Madame* sind die bekanntesten und besten Stücke von ihm. Bei Gay und Stern-Szana (S. 169) sind sie genauer verzeichnet.

Einer der fruchtbarsten französischen Erotiker ist der unter den Initialen *E. D.* (Dumoulin) sich verbergende Pornograph, dem man literarisches Geschick nicht absprechen kann. Stern-Szana[38] (S. 161—167) gibt eine genaue Bibliographie, der ich hier im wesentlichen folge. E. D. ist Flagellant, aber nicht enragierter, denn neben dieser Perversität finden sich auch Orgien des natürlichen Genusses reichlich vertreten. *Défilé de fesses nues. Recueil de lettres érotiques (Paris chez la petite Lolotte. Galéries du Palais Royal* 1890), *Jupes troussées (Londres, Imprimerie de la société cosmopolite* 1889), *Maîtresse d'école (aux dépens de la Compagnie*

[36] Vgl. Gustav Kahn, Das Weib in der Karikatur Frankreichs. Stuttgart 1907, S. 31 ff.

[37] Drujon, 26 und Apollinaire, Nr. 632.

[38] S. 161—167.

1890) halten, was der Titel verspricht. Es ist flagellantistische Erotik in Reinkultur[39]. Gay urteilt über das letztere: „Die Abenteuer sind mit größter Aufrichtigkeit und einem Luxus an Einzelheiten erzählt, die für die Wirklichkeit sprechen. Der Titel sagt genug vom Sujet des Romans: es sind tribadische Szenen in einem Mädchenpensionat[40].“ *„Le marbre animé“* (1889) ist das verjüngte Thema der Liebe von Pygmalion und Galathea. Der Held des Romans entzündet die Wollust in der lebenden, aber marmorkalten Statue einer Prinzessin[41]. Registrieren will ich lediglich noch: *Odor di femina, L'Odyssée d'un pantalon, Souvenirs de Mrs. Martin-tt*[42]. Der Autor vergißt nie, auf dem Titelblatt sich als Verfasser einer anderen Schmutzschrift zu bezeichnen, und gibt damit zur Genüge zu erkennen, daß er Fabrikarbeit, und anscheinend sehr gut bezahlte, liefert. In letzter Zeit ist E. D. vielfach ins Deutsche übertragen worden, unter der Ursprungsbezeichnung Amsterdam, Budapest und Altona.

Als bester Tribadenroman dieser Zeit kann unbestritten *„Un été à la campagne, correspondance de deux jeunes Parisiennes recueillie par un auteur à la mode.“ Amsterdam (Paris, Poulet-Malassis)* 1868, gelten. Stets hat man Gustave *Droz* (1832—1895) als den Verfasser dieses Erotikons gehalten, der jedoch gerichtlich erwirkte, daß sein Name auf dem Titelblatt nicht genannt werden durfte. Der Roman enthält Briefe zweier junger Pariserinnen, einer Gouvernante und eines früheren Zöglings, die die Gefühle ihrer jungen Seelchen sich gegenseitig mitteilen, ihre erotischen Beobachtungen und Erfahrungen und schließlich ihre erste Einführung in die Liebe[43].

2. KAPITEL

Die bedeutendsten Erotiker dieser Zeit

Frankreich hat nur eine Blütezeit der erotischen Literatur gehabt, das war das 18. Jahrhundert. Weder vorher noch nachher wurden so viele unvergängliche erotische Meisterwerke geboren. Aus dem letzten Jahrhundert sind nur wenige hervorzuheben.

In Betracht käme zunächst *Honoré de Balzac* (1799—1850). Mit seinen *„Contes drolatiques“* (1832—1837, 3 vols.) versuchte er, den erfrischend-sinnlichen Geist der alten Fabliaux wie die Derbheit von Rabelais zu neuem Leben zu erwecken. In der Sprache der Altfranzosen erzählt er Geschichten bedenklichsten Inhalts nach Art der italienischen Novellisten und leistet sich auch manchen ge-

[39] Vgl. Gay, II, 206, 751 und 794.
[40] Vgl. a. Hayn, II, 297.
[41] Gay, III, 31.
[42] Hayn, II, 281—282, 287, 306.
[43] Vgl. Apollinaire, Nr. 822, Hayn, II, 87.

pfefferten Spaß. 36 Geschichten enthält das Buch, und eine immer lustiger als die andere, jede in ihrer Gewagtheit aber auch an die Grenze des Möglichen gehend. Wer würde nicht über den Mönch Amador lachen, der das beste Mittel besaß, um den Prozeß der Abtei zu gewinnen! Oder wen ergötzt nicht der Hahnrei, der ein gewisses Ding nicht wiedererkannte! Die Belustigungen des guten Königs Ludwig XI. gehören bereits in das Bereich der Skatologie. Der „gute" König leistet sich den Spaß, auf den Rat seiner Geliebten ein Abführmittel unter die Speisen mischen zu lassen, als aber die Wirkungen sich zeigen, jeden an der Aufsuchung des geheimen Gemachs zu verhindern. Die daraus sich ergebenden Szenen sind von überwältigender Komik. Diese „drolligen Erzählungen" sind das einzige Werk Balzacs, das die Jahrhunderte überdauern wird[1].

An Gehalt und an Einfluß aber ragt aus der Fülle der zeitgenössischen Lyrik ein Mann hervor, der noch heute als Nationaldichter gefeiert wird: *Béranger* (1780 bis 1857), der eigentliche Schöpfer des französischen Chansons. Er singt für das Volk und trifft den Volkston wie kein zweiter. Die Sangbarkeit seiner Lieder erobert ihm die Herzen aller. Er weiß sich in die Seele des vom Schicksal Geprüften und Verstoßenen hineinzuversetzen, und diese Fähigkeit, mitzuleiden und mitzufühlen, verschafft ihm die Sympathien aller. Béranger ist groß in der politischen Satire wie im einfachen Liedchen. Seine Hauptstärke liegt aber im erotischen Chanson. Hier stellt er nicht die aufpeitschende Leidenschaft, die sentimentale Liebe dar, er kennt nur die Liebelei, die er verherrlicht und mit gallischem Witze verbrämt. Man lacht über den braven Spießbürger, der sich der durchsichtigen Freundschaft des Herrn Senators rühmt, man lacht über das Lied zur Hochzeit der beiden Liebenden, die seit mehr als zwanzig Jahren auch ohne gesetzliche Verbindung verheiratet sind. Daneben aber steht die Verherrlichung des Ehebruches, der sinnlichen Liebe, das carpe diem, was zuweilen etwas peinlich berührt. Kunterbunt findet sich das alles in den Sammlungen, das rührende Abschiedslied der Maria Stuart neben einem frechen Gassenliedchen, das Lied des Königs Yvetot neben dem ausgelassensten Grisettenchanson.

Neben diesen, bereits bedenklich die Grenzen des guten Geschmacks streifenden Gedichten hat Béranger auch direkt in das Bereich des stark Erotischen fallende Lieder gedichtet, die sich allerdings in den offiziellen Sammlungen nicht finden. Zum ersten Male wurden sie publiziert mit dem Titel: *„Chansons morales et autres par P. J. de Béranger", Paris* 1815. Diese Sammlung wurde erst beanstandet, als 1821 ein Neudruck davon erschien. Béranger selbst erhielt drei Monate Gefängnis und 50 Franken Geldstrafe wegen Beleidigung der Moral und der Religion. Beanstandet waren *Les capucins, les chantres de paroisse, mon curé; le bon dieu; Deo gratias, Déscente aux enfers; Les missionnaires* und *Le roi Christophe.* 1832 fanden

[1] Die beste deutsche Übersetzung stammt von Benno Rüttenauer; vgl. Hayn, I, 169 und Gay, I, 517.

sich Bérangers erotische Liedchen vereinigt in „*Le Chansonnier des filles d'amour*". *Bruxelles*, welche Sammlung mit Pirons Ode an Priap eingeleitet, größtenteils Bérangers obszöne Stücke enthielt[2]. Im Jahre 1834 gab der Verleger Perrotin in Paris eine vollständige Sammlung von Bérangers Werken in vier Bänden heraus, mit 104 Illustrationen geziert. Diesen vier von Didot gedruckten Bänden fügte der Verleger einen fünften Band an, der aber nur im geheimen abgesetzt wurde, weil er alle erotischen Gedichte Bérangers enthielt. Aber noch im gleichen Jahr verfiel dieser Band der Beschlagnahme[3]. Dreißig Jahre später gab Poulet-Malassis alle klandestinen Gedichte Bérangers in einer neuen Ausgabe heraus: *Les gaietés de Béranger. Quarante-quatre chansons érotiques de ce poète, suivies des chansons politiques et satiriques non recueillies dans ses œuvres prétendues complètes. Amsterdam, Aux dépens de la Compagnie* MDCCCLXII. Diese Ausgabe ist die vollständigste. Zwei Proben daraus mögen folgen:

Je suis heureux, je ris, je chante,
Et pourtant forme des désirs,
Dans cette fête qui m'enchante,
Je pense à de nouveaux plaisirs.
Près de blonde ou brune chérie,
Au bruit de joyeuses chansons,
Je veux qu'ici chacun s'écrie:
Recommençons, recommençons!

J'aime le vin, j'aime Lisette:
Près de mon lit j'ai du meilleur,
Je verse à boire à la fillette
Et remplis son verre et son cœur,
Le doux jus plaît tant à belle,
Que lorsque nous nous reposons,
„Encore un coup, vite!" dit-elle,
„Recommençons, recommençons!"

Recommençons fête si sage,
Mes chers amis, et pensons bien,
Qu'hélas! dans peu sonnera l'âge
Où l'on ne recommence rien.
Projetons des fêtes nouvelles
Tant que, libres dans nos façons,

[2] Gay. 3. A., II, 183.
[3] Moniteur v. 30. 12. 1834, ferner v. 15. 12. 1843.

Nous pourrons dire avec nos belles:
Recommençons, recommençons!

— — —

Les deux sœurs.

Zoé, de votre sœur cadette,
Que voulez-vous entre deux draps?
Que sans chemise je me mette?
Fi, ma sœur, vous n'y pensez pas.
Mais à vos fins vous voilà parvenue
Et vous baisez ma gorge nue
Vous me tiraillez,
Me chatouillez,
Mais au fond ce n'est rien,
Je le sens bien,
Mais au fond ce n'est rien.

Pour vous en prendre à notre sexe,
Avez-vous mis l'autre aux abois?
C'est peu que votre main me vexe,
Vous usez pour vous de mes doigts.
La tête aux pieds la voilà qui se couche;
Ciel! où mettez-vous votre bouche?
Ciel! pour une sœur,
Quelle noirceur!
Quelle douceur!
Mais, etc.

Rougirions-nous! je le demande,
Si nos amants pouvaient nous voir.
Pourtant il faut que je vous rende
Le plaisir que je viens d'avoir.
Je m'enhardis, car jamais, que je sache,
Je n'ai baisé d'homme à moustache.
Ah! nous jouissons,
Et des garçons
Nous nous passions.
Mais, etc.

Ne croyez pas que je contracte
Ce goût, déjà trop répandu,

C'est bon pour amuser l'entracte
Quand le grand acteur est rendu.
Ce que je crains, ô sœur trop immodeste,
C'est d'avoir commis un inceste.
Peut-être est ce un cas
Dont nos prélats
Ne parlent pas,
Car au fond ce n'est rien,
Je le sens bien,
Car au fond ce n'est rien.

Kann man also diese Zeit auf dem Gebiete der erotischen Literatur als ziemlich steril ansehen, so bewahrte dafür das Land auf dem Schwestergebiet, in der Kunst, auch weiterhin seine Vormachtstellung. Eduard Fuchs, der beste Kenner der Materie, sagt[4]:

„Vom Jahre 1825 an war Frankreich auf dem erotischen Bildermarkt tonangebend, und es bleibt auch hinfort dauernd der Hauptlieferant. Die Zeichner Bouchot, Poitevin, Deveria, Maurin, Gavarni, Johannot, Monnier treten in diesen Jahren auf den Plan. Von Größe war in den Werken dieser Zeichner nur in den Schöpfungen Poitevins und Monniers etwas zu spüren, und zwar vor allem in den berühmten ‚Diablerien' des ersteren, die tatsächlich nicht nur zum Kühnsten und Phantastischsten, sondern auch vielfach zum Tiefinnigsten zählen, was die erotische Bildkunst je hervorgebracht. Johannot und Monnier sind demgegenüber die boshaft zynischen Schilderer der Kleinbürgerlüsternheit. Ähnliches darf auch von Gavarnis erotischen Lithographien behauptet werden, während Bouchot wiederum mehr an Poitevin heranrückt. Was die anderen an Größe vermissen lassen, ersetzen sie an Quantität. Vor allem Maurin und Deveria waren geradezu unerschöpflich in immer neuen erotischen Lithographien, und zwar brachten sie diese gleich serienweise auf den Markt. Diese beiden und die ihnen Gleichartigen huldigten einzig der Obszönität, ohne jede höhere Idee. Obgleich sie sich als Antiphilister gebärdeten, ist alles, was sie an Derartigem schufen, nur idealisierte Biedermeiersinnlichkeit. Die Darstellung des Geschlechtsaktes in hunderterlei Variationen war ihr einziges Motiv, und höchstens die graziöse und niemals ordinäre Behandlung ist es, die sie auszeichnet. Sie sind die begeisterten Verherrlicher der Mechanik der Liebe, sie wissen nur von physischen Wonnen zu erzählen, die die männliche Potenz der Frau, die weibliche Pikanterie dem Manne bereitet. Im besonderen ist es ein glühender Kultus der einzelnen erotischen Reize des weiblichen Körpers" ... Zahlreiche galante Lithographien, die in den dreißiger Jahren des verflossenen Jahrhunderts öffentlich erschienen, wurden zur gleichen Zeit

[4] Illustrierte Sittengeschichte, 3. Ergänzungsband, S. 308—309.

für die Liebhaber direkt erotischer Bilder ins Obszöne variiert. Mit dem Aufkommen der Photographie erreichte die Hochflut ihr Ende.

Von diesen Künstlern ist einer auch als Schriftsteller hervorgetreten: *Henry Monnier*, der von 1799 bis 1875 lebte. Er leistete als Maler, Dichter und Schauspieler in gleicher Weise Bedeutendes. Schon als kleiner Beamter im Justizministerium zeigte er eine angeborene Beobachtungsgabe, einen Blick für die Lächerlichkeiten, Schwächen und Eigenheiten seiner Umgebung, die er mit seinem Zeichenstift festzuhalten versuchte. Im Jahre 1820 ließ er ein kleines Bändchen erscheinen: *„Mœurs administratives dessinées d'après la nature par Henry Monnier, ex-employé au Ministère de la Justice"*. Gleichzeitig schuf er die Gestalt des Joseph Prudhomme, jenen würdevollen, selbstgefälligen, beschränkten Biedermann, der in Frankreichs Literatur seitdem ebenso heimisch geworden ist wie Molières Tartufe. Monnier gerät bald in den Kreis Gleichgesinnter, wie Musset, Paul de Kock, Gautier, Gavarni, und läßt seiner Laune die Zügel schießen. Er entwirft mit raschen Strichen seine erotischen Kompositionen, die ursprünglich ohne den Gedanken der Veröffentlichung nur für seine Freunde bestimmt waren. Als man 1862 das erotische Theater an der Rue de la Santé gründete, steuerte er ein kleines Kabinettstück voll sprudelnder Laune bei: *„La Grisette et L'étudiant"*[5]. Der Inhalt ist an sich belanglos, nämlich eine Liebesszene der beiden Personen, Schmollen und Wiederversöhnen, aber die ganze Art der Behandlung macht den Reiz aus:

Der Student sitzt allein und liest einen Brief: „Dienstag mittag bin ich bei dir, eher früher als später. Lieb mich immer, wie ich dich liebe! Sei gescheit und verständig, aber nicht zu ausgelassen! Wenn du willst, werden wir ein bißchen über die Stränge schlagen." (Er spricht:) 11.10 Uhr, sie wird nicht kommen! (Wieder lesend:) Dienstag mittags. (Für sich:) Sie verspätet sich sicher nicht. Ich will den Stuhl richten. 11½. (Er liest wieder:) Eher früher als später bin ich da! (Es klopft vernehmlich.) „Wer ist da?"

Eine flötende Stimme: „Ich!"

Der Student stellt sich, als kenne er sie nicht: „Welcher Ich? Bist du's?"

„Ja, ich!" (Er öffnet, herein tritt die Grisette, rot wie ein Pfingströschen. Man bedenke: sechs Treppen hoch!) „Guten Tag, mein Hündchen. Wie geht's? Gotte doch, ist das hoch! Ich bin ganz außer Atem. Und dein Hausdrachen frägt mich immer, zu wem ich will. Verstehst du das? Sie läßt es mich jedesmal wiederholen, damit ich mich ärgern soll. Ich verabscheue dieses ekelhafte Weibsstück. Bekomme ich keinen Kuß? Laß mich erst meinen Hut ablegen!"

Der Student hilfsbereit: „Gib her, mein Engel!"

Die Unterhaltung wird immer lebhafter, leidenschaftlicher und endet schließ-

---

[5] *Champfleury, Henry Monnier, sa vie, son œuvre, Paris* 1879. S. 303/4, bestätigt, daß dieses und das folgende Werk Monnier zum Verfasser hat, daß es aber gegen seinen Willen von Gay gedruckt wurde; vgl. Gay, 3. Aufl., V, 114.

lich in Seufzern. Aber als die Grisette stöhnt: „Ach, wie hinreißend du liebst! Töte mich! Ach, töte mich!" ertönt eine Baßstimme von nebenan warnend: „Keinen Mord in diesem Hause, wenn ich bitten darf!" ohne daß die Verliebten sich in ihrer Tätigkeit stören lassen.

Ebenso graziös ist das andere Werkchen: *„H . . . y M . . . r. Les deux Gougnottes. Dialogues infames, scènes réelles de la vie de nos mondaines. Se trouve à Londres à la Société occulte de Bibliophile*[6], das auch einen neueren bei Hayn nicht verzeichneten Übersetzer gefunden hat: „Die Lesbierinnen". Ein Dialog von Joseph Prudhomme, deutsch von Paul Marein[7]. Des Inhalts brauchte sich Crébillon mit seiner geschmeidigen Erzählungskunst nicht zu schämen. Zwei Pariserinnen, jung, schön, elegant, genußsüchtig, besuchen eine Freundin in deren Landhaus. Die beiden, die sich bisher nicht kannten, erhalten ein gemeinsames Schlafzimmer zugewiesen. Zunächst bewegt sich das Gespräch noch in konventionellen Bahnen. Man plauscht über gesellschaftliche Ereignisse, über den Gatten. Beide fühlen sich unverstanden. Sie lächeln einander zu, machen sich Geständnisse, das Gespräch wird immer freier, intimer, man rückt näher zusammen im breiten Doppelbett, wagt einige Zärtlichkeiten, die erwidert werden. Die Unterhaltung wird heißer, glühender, bis sich beide Frauen ihren Sehnsüchten hingeben. Der Reiz des Werkchens liegt nicht in dem Stoff selbst, sondern in der Art der Behandlung, in der witzigen und geistvollen Ausgelassenheit, die doch nie die Grenzen des guten Geschmacks vermissen läßt. — —

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts ist gegenüber der ersten Hälfte ein wenig fruchtbarer. Es erweckt fast den Eindruck, als hätte sich die erotische Phantasie in der Zeit der Aufklärung und Revolution erschöpft, so daß es erst eines gewaltigen Atemholens bedurfte, um mit frischen Kräften das vielbeackerte Feld weiter zu pflügen. Ich kann mich auch im folgenden nur auf die bedeutendsten Namen beschränken, um nicht ins Uferlose zu geraten.

„Die Teuflischen" von *Barbey d'Aurévilly* gehören noch heute zu den Meisterwerken der neueren französischen Literatur, doch sind sie nur in kastrierter Gestalt bekannt. Die Originalausgabe *„Les diaboliques"* par J. Barbey d'Aurévilly, Paris, E. Dentu 1874, in 12°, VIII+356 S., erregte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen und Anstoß. D'Aurévilly ist zwar ein höchst merkwürdiger Dichter, einer der kräftigsten Repräsentanten der französischen Spätromantik. Blendender Geist, vollendete Ritterlichkeit, verblüffend viel psychologische Beobachtung, eine entzückende Art zu plaudern, eine robuste Freude am Derb-Sinnlichen, Erotisch-Mysteriösen und Perversen zeichnen sein Werk aus. In diesen Novellen aber hatte

[6] Ca. 1864, in 77 Ex. vgl. Apollinaire, Nr. 197, Drujon, Cat. 143, Gay, Anal. III. 29—30; Hayn, V, 141.

[7] 350 Ex. wohl bei C. W. Stern in Wien ca. 1913 erschienen und mit einer Radierung von Rops geziert.

er sich allzu sehr gehen lassen. Die sechs Geschichten waren derartig offenherzig und ungeschminkt, daß sie in der ersten Fassung nicht verbreitet werden konnten. Sie verfielen wegen Unzüchtigkeit und Gotteslästerung der Beschlagnahme. D'Aurévilly, zur Verantwortung gezogen, erklärte natürlich, es habe ihm fern gelegen, auf die Lüsternheit seiner Leser zu spekulieren, er habe im Gegenteil moralisch wirken wollen, indem er die Laster geißelte, und zu diesem Zwecke hätte er lebenswahr bleiben müssen. Man schenkte zwar seinen Worten Glauben, doch wurden die noch vorhandenen 480 Exemplare mit seinem Einverständnis vernichtet[8].

Auch Joris *Karl Huysmans* gehört zum Teil hierher. In seinem Roman *Là-bas* (da unten) geißelt er die Erlebnisarmut unserer Zeit, und seine Phantasie kreist sehnsüchtig um die religiösen und satanistischen Ekstasen des Mittelalters. Gilles de Rais ist ihm eine problematische Natur, er war doch wenigstens ein Kerl, dem das ewige Einerlei der Tage nicht genügte, und der sich in Mord und geschlechtlichen Ausschweifungen sein Dasein erlebnisreicher gestaltete. Manche krasse Szenen finden sich in dem Roman, und treffend charakterisiert Huysmans den von seinen erotischen Spukgebilden Verfolgten, von Satyriasis Besessenen:

„Es scheint, daß vor ihm die Natur erkrankt, und daß eben seine Gegenwart sie verderbt. Zum ersten Male begreift er die Unsauberkeit im unbeweglichen Dasein der Wälder, entdeckt er priapische Feste im Leben des Hochwaldes. Hier erscheint ihm der Baum als lebendes Wesen, aufrecht, Kopf nach unten, eingegraben mit dem Haarschopf seiner Wurzeln, Beine gestreckt in die Luft, gespreizt, verzweigt in immer neue Schenkel, die gleichfalls sich öffnen und immer kleiner werden, je weiter sie vom Stamme sich entfernen. Dort ist zwischen diesen Beinen ein anderer Ast eingerammt in einer unbeweglichen Wollustkrümmung, die sich wiederholt und von Zweig zu Zweig bis zum Wipfel hin abnimmt. Dort hinwiederum scheint ihm der Schaft ein Phallus zu sein, der sich aufsteift und unter einem Rock aus Laubwerk verschwindet, oder im Gegenteil, er schießt aus einem grünen Vließ heraus und taucht in den überpelzten Bauch des Erdbodens. Bilder verstören ihn. In der bleichen und glatten Rinde der langschäftigen Buchen findet er die Haut der Knaben wieder, leuchtend in pergamentenem Weiß. Die rissige Elefantenhaut der Bettler erblickt er in der schwarzen, verrunzelten Hülle der alten Eichen. Endlich gähnen, wo die Äste sich gabeln, Löcher auf, Mündungen, um deren ovale Einschnitte die Rinde in Wulsten sich legt, faltige Öffnungen, die einen verschmutzten Mastdarm oder einen klaffenden tierischen Geschlechtsteil vortäuschen. Noch andere Visionen ergeben die Ellenbogen der Äste: Grübchen unter den Armen, Achselhöhlen mit einem Haarwuchs aus grauen Flechten. Im Stamme des Baumes selbst sind Wunden, die sich zu großen Lippen verlängern unter Büscheln von rötlichem Samt, unter moosigen Tuffs. Überall steigen die obszönen Formen aus der Erde auf, schießen wirr zum Himmelszelt auf, das satanisch ver-

[8] Drujon, Cat. 124.

wildert, die Wolken schwellen zu Brustwarzen, spalten sich steißförmig, blähen sich zu fruchtbaren Schläuchen, streuen sich aus in breiten Ergüssen von milchigem Samen. Sie stimmen ein in die düstere Schwelgerei des Hochwalds, wo nichts mehr bleibt als Bilder von riesenhaften oder verzweigten Schenkeln, als weibliche Deltas, als die Form des großen V, als sodomitische Mäuler, verschrägte Wunden, feuchte Abflußlöcher[9]."

Und weiter: „Im großen und ganzen mündet hienieden alles in den Akt, den du verwirfst. Das Herz, das im Rufe des edelen Bestandteiles am Menschen steht, hat die gleiche Form wie der Penis, der als niederes Glied gilt. Und das ist äußerst symbolisch, denn alle Liebe des Herzens mündet in das Organ, das ihm ähnelt. Wenn die menschliche Einbildungskraft sich damit abgibt, künstliche Wesen zu beleben, dann ist sie darauf angewiesen, die Bewegungen der Lebewesen im Akt der Fortpflanzung nachzubilden. Siehe die Maschinen an, das Spiel der Kolben in den Zylindern: es sind in gußeisernen Julias stählerne Romeos. Die Arten des menschlichen Ausdrucks unterscheiden sich keineswegs vom Hin und Her unserer Maschinen. Dies ist ein Gesetz, dem man huldigen muß, wenn man nicht entweder impotent oder heilig ist."

Welches tiefe Einfühlen in die Natur, welches Verwachsensein mit der angeblich unbelebten Materie und welches philosophische Versenken in die Geheimnisse der sexuellen Triebkraft auch im Anorganischen! Es braucht nur des Fortspinnens der darin liegenden Gedanken, um ein Erotikon par excellence zu schaffen.

3. KAPITEL
Musset (1810-1856)

Er schrieb die erotische Geschichte „*Gamiani ou deux nuits d'excès par A. D. M.*"[1] Über die Entstehungsgeschichte sind zwei Versionen im Umlauf. Nach der einen, die man auch für Vivant Denons „Eine einzige Nacht" in Anspruch nimmt, soll in Gesellschaft mehrerer Bohemiens die Rede auf die Minderwertigkeit der erotischen Literatur gekommen sein. Man könne kein derartiges Werk schreiben, ohne mit Obszönitäten um sich zu werfen. Musset bestritt dies und erbot sich zum Beweise des Gegenteils. Nach drei Tagen las er die Gamiani vor, die doch alles sagt und kein unflätiges Wort gebraucht. Nach der anderen Version ist das Schriftchen ein Pamphlet gegen Mussets Geliebte George Sand. Die beiden unternahmen bekanntlich zusammen 1834 eine Reise nach Venedig, wo Musset von einem Gehirnfieber befallen wurde. Während seiner Krankheit soll ihn die

[9] Vgl. dazu Oskar Panizza, Das Verbrechen im Travistock Square. Hier wird der Bericht eines Swedenborgianers wiedergegeben, der in seiner überhitzten Phantasie die Selbstbefleckung von Rosen und Magnolien beobachtet zu haben glaubt.

[1] Grisebach, Weltliteraturkatalog, 2. A., Nr. [illegible]

Sand mit einem Italiener betrogen haben, weshalb er sie verließ. Die Verlassene streute nun das Gerücht aus, er sei impotent. Aus Rache dafür stellte Musset die Sand unter der Type Gamiani als Tribade dar. Diese Version findet sich auch in den „Memoiren einer Sängerin" vertreten. Die erste Version scheint allein zutreffend zu sein, denn Grisebach[2] und Hayn-Gotendorf[3] kennen eine Ausgabe von 1833, also noch vor der Reise nach Venedig. Und Fuchs, der übrigens die Verfasserschaft Mussets in Abrede stellt, reproduziert das Titelbild mit der Jahreszahl 1833[4]. Das Werk wurde nur für einen engeren Freundeskreis gedruckt, wozu der Verfasser noch vier laszive Zeichnungen lieferte. Der ungarische Schriftsteller K. M. Kertbenyi berichtet in einer handschriftlichen Notiz in einem Nachdrucksexemplar, welches sich im Besitze von Dr. Paul Lindau befand, daß Musset es ihm selbst gezeigt habe. Für Mussets Autorschaft erklären sich Brunet, Heinrich Conrad, Gay und Grisebach, dagegen Bonneau, Hayn-Gotendorf und Fuchs. Ich halte Musset für den Verfasser, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens verleugnen sich auch in diesem Erotikon nicht Mussets Stileigentümlichkeiten, zweitens hat Musset es selbst Bekannten gezeigt, drittens schon unmittelbar nach der Publikation schrieb man es Musset zu, und dieser hat sein ganzes Leben lang kein einziges Mal diesem *on dit* widersprochen. Ausschlaggebend, das will ich zugeben, ist keiner der drei Gründe, aber solange man keine schwerer wiegenden dagegen anführen kann und sich lediglich auf das Gefühl stützt, mag man sie schon akzeptieren[5].

Durch Indiskretion kam das Manuskript in die Hände eines Brüsseler Verlegers, der es in Großquart erscheinen ließ. Der Text ist auf 28 Seiten lithographiert. Beigegeben sind ein Frontispiz und elf kolorierte Lithographien, sieben von Deveria, die übrigen von Grevedon. Es existieren heute zahlreiche Übersetzungen davon.

Der Inhalt ist in großen Zügen folgender: Auf einem Hausballe fällt dem Baron Alcide die Hausfrau auf. Er kann sich diese Tatsache nicht erklären, bis hinter ihm ein alter Lebemann spöttisch murmelt: *Ah, c'est une tribade!* Nun wird ihm manches klar, und er beschließt, Gamiani zu belauschen. Deshalb versteckt er sich in einem Alkoven hinter Kleidern, bis endlich die Hausfrau mit Fanny eintritt, einem blühenden Mädchen von 17 Jahren. Fanny weiß nicht, wohin sie soll, da draußen der Regen in Strömen fällt, ein Wagen aber weit und breit nicht zu sehen ist. Gamiani bietet ihr Gastfreundschaft an. Sie soll mit ihr übernachten. Fannys Sträuben besiegt sie mit Schmeicheleien und Liebkosungen, wobei sie das Mädchen eilfertig entkleidet. Als beide nackt sind, vermag

[2] A. a. O. und Hayn-Gotendorf, IV, 499.
[3] Illustr. Sittengeschichte, 3. Ergänzungsband, S. 267.
[4] Vgl. Hayn-Gotendorf, II, 499—500; Gay, 3. A., III. 401, 4. A., II, 386—388 und Stern-Szana, 156—159.
[5] Vgl. weitere Nachweise bei Drujon, Cat. 173.

Gamiani ihr Temperament nicht mehr zu zügeln. Ihre tribadischen Gelüste brechen durch. Fanny, zuerst erschrocken, überläßt sich endlich in ihrer sinnlichen Erregung den Manipulationen der Hausfrau. Alcide, der in seinem Versteck alles belauscht hat, springt nun plötzlich hervor und wirft sich trotz der Angriffe Gamianis auf Fanny. Nach dem Akt wird die Versöhnung unter erotischen Spielen geschlossen. Gamiani erzählt nun, wie sie zu ihrer anormalen Veranlagung gekommen sei. Als Mädchen wäre sie von ihrer Tante in ein Kloster gebracht worden. Dort hätten nach einer furchtbaren Flagellation alle Mönche ihre Lust an ihr ausgelassen. Seitdem habe sie einen Widerwillen gegen Männer. Fanny berichtet darauf ihr erstes Liebeserwachen. Darauf folgt wieder eine Umarmung zwischen dem jungen Mädchen und Alcide, der nun seinerseits sein erstes Liebesabenteuer mit drei Dirnen schildert, was Gamiani derart erregt, daß sie, von der Umarmung Alcides nicht befriedigt, sich im Nebenzimmer mit Hilfe ihres Hundes Medor und eines Godemichés befriedigt. Im zweiten Teil wird nun erzählt, wie Alcide in der Folgezeit alles aufbietet, um Fanny von der Tribade fern zu halten. Aber Gamiani verschafft sich Zutritt zu Fannys Schlafzimmer, und nach einigem Zureden ist das Mädchen wieder in ihrer Gewalt. Alcide beobachtet von neuem alles aus seinem Versteck. Gamiani setzt ihre Erzählung aus dem ersten Teil fort. Nach ihrer Vergewaltigung sei sie in ein Kloster gegangen, wo sie in die Geheimnisse der sapphischen Liebe eingeweiht wurde. Es folgen nun Berichte über Koitusszenen mit einem Orang-Utan und einem Esel, ferner ein Abenteuer mit einem Mann, der aufgehängt wird. Der Strick reißt, und die Oberin bricht ein Bein. Infolge des Skandals sei das Kloster aufgehoben worden und sie habe ihre Freiheit wiedererlangt. Gamiani mischt jetzt einen giftigen Liebestrunk für beide, und in einer wahnsinnigen Umarmung beenden beide ihr Leben, ehe Alcide ihnen zu Hilfe kommen kann.

Das ist der Inhalt. Manche gute Schilderung, manche poetische Wendung findet sich in der Erzählung. Daneben auch manche Verzerrung und viel Verlogenes. Besonders der Schluß ist ganz absurd und widerlich.

4. KAPITEL

Theophil Gautier (1811-1872)

versuchte „Gamiani" in seiner *Madame de Maupin* (1833) nachzuahmen. Auch sein kleiner Roman *Celle-ci et celle-là, ou la jeune France passionnée*. Paris 1853, erregte durch offenherzige Schilderung erotischer Begebenheiten derartig das Aufsehen pruder Kreise, daß er der Beschlagnahme verfiel[1]. Außerdem gilt Gautier

[1] Drujon Cat. 75

unbestritten als der Verfasser eines urkräftigen Erotikons, in Form einer Reisebeschreibung, die der Verfasser an eine Pariser Freundin richtete: „*Théophile Gautier, Lettre à la Présidente. Voyage en Italie 1850. De l'imprimerie du Musée secret du Roi de Naples 1890*", in Gr.-8°, 48 S. Die „Präsidentin" ist eine Madame Sabatier, der auch Baudelaire einen Zyklus seiner Gedichte widmete[2]. Madame Sabatier, wohnhaft in der Rue Frochot, empfing nur Künstler, und an jedem Sonnabend vereinigte sich die Mehrzahl der Freunde an ihrer Tafel. Gautier, Flaubert, Baudelaire und Henry Monnier waren ihre Stammgäste. Sie wünschte keine Courmacherei und hörte es gerne, wenn von den abstraktesten und ernstesten Dingen in ihrer Gegenwart gesprochen wurde. Man gab ihr deshalb den Beinamen die „Präsidentin", und sie trug ihn mit aller Grazie und unnachahmlichem Charme[3].

Der Schwiegersohn Gautiers und Herausgeber des „Briefes" sagt in seiner Vorrede: „Was den Ton betrifft, der in diesem Briefe herrscht und den, ich gestehe es zu, ich mich zu mildern bemüht habe, so darf man nicht vergessen, daß der Verfasser 24 Jahre alt war, als er ihn schrieb, daß er an einen intimen Freund gerichtet war, der ebenso der romantischen Sturm- und Drangperiode angehörte wie er selbst, und an den zotigen Atelierton gewohnt war. Übrigens war der Brief nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, was unnütz ist, noch zu bemerken. Théophile Gautier hat zwei oder drei Briefe in seinem Leben geschrieben, mehr um sich in der Rabelaisschen Derbheit, die ihm eigen war, und an dem Gebrauch verschollener Worte zu üben, als aus gemeinen Motiven, wie man vielleicht glauben könnte. Meister Gautier vermochte die Sprache der alten gallischen Erzähler mit verschwenderischer Beredsamkeit zu beherrschen. Einer der Briefe, von denen ich spreche, ist ganz in der Art Rabelais'. Und von diesem vollendeten Lesestücke sprechen die Künstler unseres Berufes, die es kennen, mit Enthusiasmus. Es ist der Bericht über eine Reise nach Italien, hat mehr als 20 Seiten und würde eine Plakette bilden, wenn es druckbar wäre."

Das Werkchen fand 1906 einen deutschen Übersetzer und wurde 1907 noch einmal in einer französischen Luxusausgabe veröffentlicht[4].

Von Erotik sind auch die meisten seiner anderen poetischen Schöpfungen durchtränkt, so daß sich die Aufnahme mancher Stücke in die offiziellen Sammlungen verbot. Sie erschienen gesondert: *Théophile Gautier. Poésies qui ne figureront pas dans ses œuvres, précédées d'une autobiographie. France. imprimerie particulière.* 1873, in 150 Exemplaren.

[2] Ch. Baudelaire, Die Vorhölle, deutsch von Erich Oesterheld. Berlin 1911, S. 90.
[3] Vgl. Ernest Féydeau, Souvenirs intimes de Th. Gautier.
[4] Vgl. Hayn, II. 506.

5. KAPITEL
Stendhal-Beyle (1783-1842)

Daß auch Stendhal Erotiker war, dürfte den wenigsten bekannt sein. Es läßt sich zwar nicht mit zwingenden Gründen beweisen, wohl aber schließen. Schon als zwölfjähriger Knabe las Stendhal Erotika, so *Nerciats Félicia* und die *Liaisons dangereuses*. Er erzählt selbst in seinem „*Vie de Brulard*": „Ich fand Mittel und Wege, in die Bibliothek meines Vaters zu dringen. Es fand sich da eine köstliche Sammlung von Elzevierausgaben, aber unglücklicherweise verstand ich kein Latein. Ich versuchte ein paar Artikel in der Enzyklopädie zu lesen, aber was war das alles nach der Lektüre von Felicia und der neuen Heloise[1]!" Ferner ist bekannt, daß Romain Colomb, der Testamentsvollstrecker Stendhals, in übereifriger Diskretion 282 leidenschaftliche Briefe der Gräfin Clementine Curial an Stendhal und höchstwahrscheinlich auch die von anderen Damen verbrannte[2]. In der Bibliothek von Grenoble wird auch ein Manuskript aufbewahrt unter Nr. 5896, das eine unvollendete und unbetitelte erotische Erzählung aus dem Jahre 1801 enthält[3]. Er war berühmt und berüchtigt als Erzähler kleiner Geschichten. Wenn er der Gesellschaft „italienische Freimütigkeit" zutraute, erzählte er gern kleine Intimitäten, und zwar derart, daß man jeden Augenblick die unglaublichste Entgleisung ins Erotische befürchten mußte, während er der Anekdote plötzlich die harmloseste Wendung zu geben verstand. Eine dieser Historietten hat uns Balzac in einem halbverschollenen Sammelband verschiedener Autoren aufbewahrt, und zwar in *Contes brunes* (1832), deutsch von A. Schurig in „Simplizissimus" vom 1. März 1909.

6. KAPITEL
Victor Hugo

wird neuerdings als Verfasser eines obszönen Werkes genannt: „*Le Roman de Violette*", das auch ins Deutsche übersetzt wurde: Der Roman der kleinen Violette, deutsch von Fritz Mautner, Berlin 1908. Es wird hier die Geschichte eines fünfzehnjährigen Mädchens erzählt, das vor den Nachstellungen ihres Dienstherrn zu einem Kunstmaler flüchtet. Diesem dient sie zuerst als Modell und später als Geliebte. Eine junge Gräfin hat überdies ein Auge auf den niedlichen Backfisch geworfen, weiht ihn in den lesbischen Kult ein und bildet dann mit dem Maler zusammen ein nettes Trio. Violette geht nun zur Bühne, wo sie ihre Fertigkeiten

[1] Ausgewählte Briefe Stendhals, deutsch von Arthur Schurig, München und Leipzig 1910, S. XIX, und W. Weigand, Stendhal und Balzac, Leipzig 1911, S. 21.
[2] Schurig, S. LXI.
[3] Ebenda, S. LXI.

und Fähigkeiten noch vervollkommnet. Daneben einher gehen einige weitere Tribadenszenen.

Wie man sieht, ein Erotikon wie hundert andere, ohne besondere Kunst geschrieben. Von Victor Hugos Stil ist nicht das geringste zu spüren. Viel eher weist die Vorliebe für Sapphos Freuden auf ein Weib als Verfasserin hin. Apollinaire[1*] glaubt diese auch in der Gräfin *Maurice de Boissiron* oder einer Madame *Querouen de Boussiron* gefunden zu haben, einer sonst wenig bekannten Schriftstellerin. Jetzt noch den Verfasser ausfindig zu machen, dürfte auf Schwierigkeiten stoßen, daß es aber Victor Hugo *nicht* war, kann wohl als ausgemacht gelten. Sein Name mußte nur herhalten zur Unterstützung einer verlegerischen Spekulation.

7. KAPITEL

Flaubert und sein Kreis

Flaubert, der stilistische Akrobat und ästhetische Realist, ging selbstverständlich an erotischen Problemen nicht mit Scheuklappen vorüber. Beweis: „*Madame Bovary*" (1857) und „Der heilige Antonius von Padua[1]". Madame Bovary ist die Geschichte einer überspannten Frau, die an einen braven, aber beschränkten Mann gekettet ist. Sie vernachlässigt ihre Wirtschaft, treibt sich mit Liebhabern herum, sinkt immer tiefer und vergiftet sich zuletzt. Flaubert wurde wegen dieses Romans angeklagt, aber freigesprochen[2]. Das Gericht erkannte an, daß er in allen seinen Schilderungen streng sittlich verfahren sei.

Flaubert war eben wahr, wahr gegen andere und am meisten gegen sich selbst. Sein Tagebuch beweist es, das ziemlich stark erotische Stellen aufweist. In Nr. 6 und 7 des „Pan", Jahrgang 1911, hatte Wilhelm Herzog im Verlage von Paul Cassirer Flauberts Tagebuch erscheinen lassen. Trotzdem der Herausgeber verschiedene Stellen abgeschwächt, ganze Sätze weggelassen und verschiedene Stellen punktiert hatte, wurde gegen ihn und den Verleger Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften erhoben. Doch kam das Gericht nur zu einer Verurteilung von je 50 Mk. Geldstrafe[3]. Bei den Sonntagszusammenkünften von Flaubert, Zola, Daudet und Turgenjew tat man sich wenig Zwang an. Der Ton, der hier herrschte, erinnerte an Rabelais, wenn nicht an Villon. Man nannte einen Spaten einen Spaten[4].

Auch Flauberts Freunde schwelgten bei ihren literarischen Produkten in der Ausmalung ziemlich freier Situationen. Maupassant besonders zeigt sich in seinen

1* Apollinaire, L'enfer, Nr. 52 und 161.
1 Drujon, Cat. 237.
2 Gay, III, 937, und Bornhak, Geschichte der franz. Literatur. Berlin 1886, S. 597.
3 Zeitschrift für Bücherfreunde 1911, Beibl. S. 215.
4 Vizetelly, Emil Zola, Berlin 1905, S. 120.

Werken als ein idealisierender Realist. Als kritischer Geist und kühler Beobachter menschlicher Schwächen geht er natürlich auch an den differenzierten Erscheinungen des Sexuallebens nicht achtlos vorüber. Ja, manche seiner Romane und Novellen sind direkt mit Erotik gesättigt, auf dem intimen Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander aufgebaut. So, wenn er in der Novelle „Ländliche Gerichtsbarkeit" von den komischen Anstrengungen einer alten Bäuerin berichtet, ihrem ausgehaltenen Galan das Gütchen, das sie ihm für seine Gunstbezeugungen geschenkt hat, wieder abzujagen, sobald er ihr untreu geworden ist, oder von dem jungen Abbé, der drei Knaben auf der Reise als Anstandswauwau beigegeben ist, berichtet, der unterwegs Hebammendienste leisten muß, oder wenn er das Leben und Treiben in einem Bordell beschreibt (Maison Tellier), oder die kalte Mondaine „Am Bettrand" schildert, wie sie durch verführerisches Entkleiden ihren Gatten so toll macht, daß er auf ihre Bedingung, sie nur dann besitzen zu dürfen, wenn er sie wie seine Mätressen bezahlt, eingeht, oder wenn er den kläglichen Gatten abkonterfeit, der eine Messalina von Gattin „zu sehr liebt" und von seiner Liebe geheilt wird, als er ihr einen kräftigen Liebhaber verschafft. Er berichtet von den kleinen Abenteuern der niedlichen Modistinnen, ihrer Jagd nach Lust und Geld, von dem kleinen Bootsmädchen, der „Fliege", der die vier Väter ihres totgeborenen Würmchens versprechen, ihr ein neues zu machen, von dem Eremiten, der nichtsahnend seine eigene uneheliche Tochter beschläft, von „Pauls Frau", die durch ihre tribadischen Gelüste den Geliebten zum Selbstmord treibt, er zeigt die Überraschung eines Liebespärchens, das vergessen hat, den Riegel vorzuschieben, das romantische Verlangen einer alten braven Spießbürgerfrau, „Im Grünen" ein Schäferstündchen zu feiern, die Erstlingsheldentaten eines Pensionärs, der an Stelle eines Backfisches seine bejahrte Pensionsmutter zur Geliebten gewinnt, er behandelt in durchaus ernster, sachlicher Weise das Problem der unerwünschten Mutterschaft in „Nutzlose Schönheit", oder er zeichnet mit wenigen Strichen die skrupellos leichte Auffassung von der ehelichen Treue an einer vornehmen Dame von Welt, die in unbesiegbarem Drange einem vorübergehenden Herrn vom Fenster aus zuwinkt, wie sie es einer Prostituierten abgelauscht hat, und, als der Angelockte darauf reagiert, um keinen Skandal zu erregen, sich ihm hingibt.

In einer Tagebuchnotiz vom 17. Februar 1882 entrüsten sich die Brüder Goncourt mit Recht über die schmutzige Scheinheiligkeit gewisser Kritiker. Einer dieser Herren hatte erklärt, daß er gegen seinen Willen einen Blick in die Werke des Marquis de Sade habe tun müssen.

Dieser Tage nun, fährt die Notiz fort, erklärte mir Maupassant, daß dieser selbe Kritiker ihn gebeten habe, von Kistemaeckers und anderen belgischen Verlegern ihm eine Sendung unzüchtiger Bücher zu besorgen, die jenseits der Grenzen erscheinen. — Warum wurde nun gerade Maupassant mit dieser Aufgabe betraut? Die Vermutung liegt nahe, daß der Kritiker bei seinem Beauftragten eine be-

sondere Vorliebe und eine gewisse Vertrautheit mit dieser Art literarischer Produktion voraussetzte, und ferner wohl mit Recht vermutete, daß Maupassant Verbindungen mit dieser Art Verlegern hatte. Dann dürfte es aber wohl innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen, daß Maupassant entweder selbst Liebhaber erotischer Literatur war, oder daß man in Freundeskreisen von seiner eigenen Tätigkeit auf diesem Gebiete wußte. Und letztere ist tatsächlich bescheinigt. Es existiert eine gewagte Groteske von ihm, die überhaupt nicht gedruckt wurde. Sie führt den Titel „*La maison turque à la feuille de Rose*" und wurde mit Robert *Pinchon* gemeinsam verfaßt. Das Manuskript, auf dem die Autoren sich nicht nennen, wurde von dem Maler Leloir mit Zeichnungen versehen und befindet sich in dem Besitz des Malers Le Pottevin, eines Vetters von Maupassant. Das Stück ist nach des Verfassers eigenem Ausspruch „furchtbar unanständig" und nach der Angabe des „*Illustre parisien*" vom 23. Februar 1903 „schlüpfrig, um einen Unteroffizier erröten zu lassen". Die *Maison turque* ist ein Bordell. Maupassant selbst spielte den Bordellhalter. Das Stück wurde 1875 im Atelier des Malers Leloir, ein zweites Mal 1877 bei dem Maler Becker aufgeführt. „Flaubert, Turgenjew, Zola und andere waren Zuschauer. Zola blieb ernst, Turgenjew applaudierte. Flaubert erfrischte sich an dem frechen Liebesspaß. Eine Zuschauerin, Suzane Lagier, verließ unter Protest das Lokal. Die Frauen, acht an der Zahl, sollten nach einem Briefe Maupassants maskiert erscheinen. Die Erinnerung an den wundervollen Leichtsinn des Stückes war so lebendig, daß, wie Edmond de Goncourt erzählt, noch dreizehn Jahre später die Unterhaltung gelegentlich darauf zurückschweifte[5].

Noch zwei andere Werke segeln unter seinem Namen. Zunächst „*Les cousines de la colonelle*". (Die erste Ausgabe erschien in zwei Teilen, der erste 1880, der zweite 1885 mit einem Titelblatt von Rops bei Gay et Doucé in Brüssel). Gay nennt diskreterweise Maupassant nicht als Verfasser, trotzdem er als Verleger ihn kennen mußte[6]. Es enthält die Geschichte zweier Schwestern, von denen die eine eine normale Ehe mit einem schwächlichen Gatten, die andere, ohne den Ring am Finger, einen Liebesbund mit dem Geliebten schließt, davon aber enttäuscht wird. Die wirklich erotischen Szenen sind dünn gesät und überdies mit großer Zurückhaltung ausgemalt. Maupassant hat die Verfasserschaft entschieden in Abrede gestellt. Dieses Erotikon soll nach einer anderen Version von einer Frau, Maurice de Boissiron, einer intimen Freundin der George Sand, verfaßt sein[7], worauf auch die Vorliebe für die tribadischen Szenen hindeutet[8].

[5] Paul Mahn, Guy de Maupassant. Berlin 1908, S. 72—73.

[6] Zur Bibl. vgl. Gay, I. 754—756, Hayn-Gotendorf, IV, 436—437. Zeitschrift für Bücherfreunde 1902/03, S. 368.

[7] Apollinaire, S. 44.

[8] Vgl. Hayn, IV, 436—437. Deutsch: Die Nichten der Frau Oberst von Madame la Vicomtesse de Cœur Brulant. Aus dem Französischen von Wilhelm Förster, Holland 1920, 367 S., auch unter dem Titel „Agnes und Christine" oder „Die beiden Schwestern". Roman, St. Velden. Verlag von Georg Kißnacht (ca. 1926), 183 S.

Der zweite Roman, der Maupassant zugeschrieben wird, heißt „Abenteuer einer Pariser Kokotte. Von Lena dem ...“ [9]. Der Übersetzer leitet dieses kuriose und sittengeschichtlich hochinteressante Werk mit folgenden Worten ein: „Das vorliegende Werk, das ich in einer Pariser Bibliothek auffand, wird in dortigen bibliophilen Kreisen allgemein Guy de Maupassant zugeschrieben. Die äußeren Gründe, die man dafür geltend macht, ergeben allerdings keinen lückenlosen Beweis. Es ist aber bekannt, daß der junge, noch unberühmte Maupassant einige ultrarealistische, äußerst erotische Romane verfaßt hat. Maupassant dürfte nicht nur durch seine starke Hinneigung zu erotischer Darstellung, die auch in seinen anerkannten, unsterblichen Meisterwerken recht deutlich hervortritt, sondern auch durch steten Geldmangel ... zur Produktion rein erotischer Werke, für die ein unbekannter Autor leichter einen Verleger findet, angeregt worden sein. Dieser Roman ist ein Meisterwerk ... Der Leser findet hier ein Werk, das nicht als bloßer erotischer Roman gewertet werden darf ... In diesem Roman wird ein ungemein interessantes und fesselndes Weltstadtsittengemälde, reich an merkwürdigen Figuren, sonderbaren Geschehnissen und spannender Handlung, aufgerollt. Das ganze galante Paris, vom Jahre 1880 ungefähr, passiert Revue vor uns. Wir lernen das Boudoir einer vornehmen Kokotte und die Separées der aristokratischen Restaurants kennen. Wir werfen einen Blick hinter die Kulissen der großen Varietés und in jene Absteigequartiere, die den Bedürfnissen der flüchtigen Galanterie dienen. Wir sehen den reichen Lebemann, die grande Cocotte, die hochbezahlte Prostituierte, die ihren Klienten nur im High-Life sucht, wir sehen Anhängerinnen des lesbischen Liebeskultus, den Journalisten, der es versteht, sich alle galanten Damen gewogen zu machen, den verschwenderischen Bankier, der seinen perversen Gelüsten Tausende opfert, die kluge kleine Ballettratte, der zur rechten Zeit der Trikot platzt usw. Die Beziehungen aller dieser Personen sind mit einer realistischen Treue ohnegleichen geschildert und wirklich mit ausgezeichneter Psychologie dargestellt. Die Frage, ob Maupassant der Verfasser ist, wird sich mit Sicherheit wohl kaum je beantworten lassen. Aber wenn er es wäre, dieses seines Geisteskindes brauchte er sich nicht zu schämen.“

Der dritte im Bunde ist Emil *Zola*. In seinen Jugendjahren schrieb er im Stile von Lafontaine ein erotisches Schriftchen: „*Le diable ermite*“, in dem der gefällige erotische Stil des guten Abbés erfolgreich nachgeahmt war. Daß seine sonstigen bekannten Werke von erotischen Situationen wimmeln, ist ja bekannt. Man vergleiche zum Beispiel die grandiose Entmannungsszene an dem gemordeten Maigrat in „*Germinal*“:

Nun hörte man die gellende Stimme der Brulé:

„Man muß ihn verstümmeln wie einen Kater!“

[9] Dieser Roman wurde 1909 von Paul Felix Breunwald ins Deutsche übersetzt; fehlt bei Hayn; das französische Original ist mir nicht bekannt.

„Ja, ja! Auf den Kater! Auf den Kater! Er hat zu vieles getan, der Schweinehund!"

Schon zog ihm die Mouquette die Hosen aus, zog sie herunter, während die Levaque die Beine des Toten in die Höhe hob. Und die Brulé spreizte die Schenkel auseinander und faßte mit den fleischlosen Händen der alten Weiber diese erstorbene Mannbarkeit. Sie faßte alles, riß daran mit solcher Anstrengung, daß ihr dürres Rückgrat sich bog und ihre langen Arme krachten. Die weichen Fleischteile widerstanden, sie mußte nochmals zufassen und brachte endlich den ganzen Fetzen los, ein zottiges, blutendes Feischbündel, das sie in der Luft schwang mit einem Triumphgeschrei:

„Ich habe es, ich habe es!"

Gellende Stimmen begrüßten die scheußliche Trophäe mit Schmähungen:

„Ach, du Hund, du wirst unsern Mädchen nicht mehr den Bauch füllen!"

„Ja, jetzt ist's aus, du machst dich nicht mehr an uns bezahlt, wir werden nicht mehr alle gezwungen sein, dir den Hintern hinzuhalten, um ein Brot zu bekommen."

„He du, ich bin dir zwei Frank schuldig. Willst du was à conto haben? Ich will schon, wenn du noch kannst."

Diese Witze erfüllten sie mit einer entsetzlichen Heiterkeit. Sie zeigten sich das blutende Bündel wie ein böses Tier, von dem jede zu leiden gehabt hatte. und das sie nun endlich vernichtet und hier leblos in ihrer Macht hatten. Sie spien darauf, streckten die Kinnbacken vor und wiederholten in einem wütenden Ausdruck ihrer Verachtung:

„Er kann nicht mehr, er kann nicht mehr! Das ist kein Mann mehr, den man jetzt in die Erde schmeißen kann. Nun verfaule, du Nichtsnutz."

Die Brulé steckte dann das ganze Bündel auf ihren Stock und, es in die Höhe haltend, zeigte sie es wie eine Fahne und setzte sich in Bewegung, gefolgt von der heulenden Schar der Weiber. Blutstropfen rannen herab. Dieses elende Fleischstück hing da wie ein Abfallstück in der Fleischbank eines Schlächters. — —

Wollte man alle Stellen, die der prüden Moralanschauung nicht entsprechen, zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschweißen, man erhielte ein Werk, das als grob unzüchtig dem Staatsanwalt zum Opfer fallen müßte. Dieser Versuch der Kompilation ist auch tatsächlich in Frankreich unternommen worden. Ende 1896 verfaßte ein Büchertrödler, Antoine *Laporte*, eine Zusammenstellung: *„Zola contra Zola. Erotica naturalistes des Rougon-Macquart"*, in welchem er die gewagtesten und naturalistischen Szenen aus Zolas Schriften aneinanderreihte. Die duftende Blütenlese ist mit einem Titelbilde von ausgesucht feinem Geschmack geziert: eine Menge von Abfuhrkübeln ist vor dem Gebäude der 40 Akademiker aufgefahren und versperrt den Weg dazu. Jeder Kübel trägt den Namen einer Schrift Zolas[10].

[10] O. Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum 19. Jahrhundert. 2. A. Leipzig 1898, S. 240.

Aber „Zola ist bis zum Ekel roh, er wühlt in den Scheußlichkeiten des menschlichen Lebens, er fürchtet sich vor keinem üblen Geruch, er läßt die ‚Heldinnen' und ‚Helden' Vokabeln sprechen, die in ehrbaren Wörterbüchern fehlen — aber er ist nie und nimmer schlüpfrig. Er kennt keine lüsternen Andeutungen, er hebt keine Vorhänge halb auf und lädt dadurch die Phantasie zur Ergänzung ein. Was er Häßliches zu sagen hat und zu zeigen, das sagt und zeigt er mit der Roheit der Wahrheit und des Zornes[11]."

8. KAPITEL
Paul Verlaine (1844-1866)

hat uns in seinen bekannten Gedichten Verse von hinreißender Kraft und einer natürlichen Anmut geschenkt, denen wir Deutschen nur weniges an Gefühlsechtem und -wahrem an die Seite zu stellen haben. Verlaine entzückt uns durch seine völlig unfranzösische Natürlichkeit. Aber diese bekannten Gedichte in offiziellen Sammlungen sind nicht der ganze unverfälschte Verlaine. Man muß auch seine geheimen Bücher kennen, um sich ein richtiges Urteil über ihn bilden zu können. Dann freilich müssen wir gestehen, daß er unserem Empfinden näher gerückt bliebe, wenn uns die Kehrseite seines dichterischen Schaffens erspart geblieben wäre. Nicht daß Verlaine Erotiker war, verstimmt uns, nur daß diese erklügelte Erotik als kalte Feuergarbe verpufft, nicht als heißer Lavastrom aus einem glühenden Innern machtvoll hervorbrach, wirft einen häßlichen Schatten auf seinen Charakter. „*Les Amies*", eine Folge von sechs sehr freien Sonetten, die das tribadische Triebleben zweier knospender Mädchen behandeln, entzücken noch trotz der schwülen Grundstimmung durch den reizenden Wohllaut der Sprache[1]. Ich setze das vierte zur Probe hierher:

> Die junge Frau im roten Haar, das lose
> herabfällt, redet zu dem blonden jungen
> Mädchen mit klugen verführerischen Zungen,
> und ihre Stimme bebt im Wortgekose.
> Steigender Saft du, hold erblühnde Rose,
> dein Wuchs ist wie ein Buchenleib geschwungen,
> Laß meine Finger irren in dem Moose,
> wo zart die frische Knospe aufgesprungen.
> O laß mich trinken unterm keuschen Grase
> die Tropfen reinen Taus, der sie befeuchtet,
> in dessen Glanz die zarte Blüte leuchtet —

[11] E. Engel, Psychologie der franz. Literatur, Berlin 1904, S. 234.

[1] Von Franz Evers meisterhaft verdeutscht in „Gedichte von Paul Verlaine", hrsg. von Stefan Zweig, 2. A., Berlin und Leipzig 1907, S. 96—101.

damit dir, Liebste, selige Ekstase
die reine Stirn erleuchte und erfreue,
wie Morgenrot die matte Himmelsbläue.

Diese wunderbar zarten Gedichte würden das Bild des Dichters nicht verdunkeln. Daneben aber stehen die beiden Sammlungen „*Femmes*" und „*Hombres*". Stefan Zweig, wohl der beste Kenner Verlaines, sagt darüber:

In seinen letzten Jahren erschienen seine beiden klandestinen Werke „Hombres" und „Femmes" in je 500 Exemplaren. (?) Mit ihnen hat sich V. in die Reihen der größten Pornographen aller Zeiten gestellt, hat die Tradition der liebenswürdigen Cochonnerie eines Grécourt, Piron jäh abgebrochen, um mit einer bisher unerhörten Schamlosigkeit subjektive Pornographie zu geben . . . Sie sind — wenn auch in der Form glatt und von equilibristischem Geschick — das denkbar Widerwärtigste an Selbstenthüllung, das Vollständigste als Lexikon perverser Künste, das Brutalste an realistischer Darstellung. Die sexuelle Gaminerie Verlaines, die sich in den Zeiten der „Fêtes galantes" manchmal mit den zarten Sentiments seiner sensitiven Seele zu einer koketten, scherzhaft-lasziven Art vereinigte, ist hier nackt und obszön . . . Tragisch wirkt die Depravation eines Greises, der auf Hospitalzetteln, mit unruhiger Schrift, seine Laster und verfallenen Nacktheiten reimte. nur um der paar Frank willen, mit denen er sich einen Absinth zahlen konnte. Und so wie ein mit Rimbaud gemeinsam verfaßtes, in dem päderastischen Buche „Hombres" reproduziertes Gedicht „Le trou du cul" die Legende eines rein psychischen und ätherischen Freundschaftsbundes, so stürzt Vorhandensein und Verbreitung dieser Bücher wohl auch endgültig die Legende des „reinen Toren [2]".

Diesen Worten Zweigs kann ich mich nur anschließen. Schamlos seine Seele, seine geheimsten Empfindungen um Geld einer gaffenden Menge zu entschleiern, das beraubt den Betreffenden der Sympathie, die wir einem, der aus innerstem Triebe seine Laster und Fehler beichtet, nicht versagen würden.

Als Ausgaben kommen in Betracht:

Femmes. Imprimé sous le manteau et ne se vend nulle part, in Gr.-12°, 72 S., 480 Exemplare auf Van-Geldern-, 20 auf Japan-Papier. (Erster Nachdruck bei Charles Hirsch in London erschienen.) Verlaine erhielt 12 Pfund Sterling für das Werk. Es sollte zuerst *D'aucunes* betitelt werden und mit *Parallèlement* und *Hombres* einen Band bilden unter dem Gesamttitel „*Cellulairement*". Die erste Auflage erschien 1890 in 8° in Belgien in 175 Exemplaren und verfiel der Beschlagnahme, der nur wenige Exemplare entgingen [3], ferner: *Femmes, Poèmes érotiques*, 49 Seiten in 4°, in 19 Exemplaren gedruckt. *Imprimé le 11 août 1907 par C. Schmidt à Bâle. Paris* 1907 *pour L. Renoir et ses amis*. Die erste deutsche

[2] Stefan Zweig, Verlaine, Berlin, o. J. in „Die Dichtung", Bd. 30, S. 70.

[3] Vgl. *Les derniers jours de Paul Verlaine, par F. A. Cazals et Gustave Le Rouge* in „*Mercure de France*" 1911, S. 247 ff.

Übersetzung veranstaltete Kurt Moreck: „Paul Verlaine. Deutsche Umdichtung des Buches ‚Femmes' von Kurt Moreck mit vier bisher unveröffentlichten Gedichten[4] aus dem Manuskript. 1919. Paul Stegemann, Hannover, in 600 Exemplaren"[5].

Hombres. Imprimé sous le manteau et ne se vend nulle part. 8°, 48 Seiten, dazu Text- und Inhaltsverzeichnis, gedruckt in 525 numerierten Exemplaren, davon 25 auf Japanpapier, 500 auf Van-Geldern-Bütten. Es gibt von dieser Ausgabe auch unvollständige Exemplare, in denen die Seiten 6 und 10 versetzt sind, so daß das Gedicht „Balanide II" sich irrtümlich vor „Balanide I" befindet. Übersetzung: Paul Verlaine, Männer. Deutsche und französische Ausgabe des Buches *Hombres.* 4°, in 1100 Exemplaren. 1919. Beide Übersetzungen verfielen der Beschlagnahme[6]. In dem letztgenannten Werke sind alle jene Dichtungen vereinigt, die dem Liebeserlebnis mit Arthur Rimbaud entsprangen, also Preislieder der uranischen Liebe[7].

Les Amies, scène d'amour sapphique. Sonnets par le licencie Pablo de Herlagnez. Segovie (Brüssel) MDCCCLXX. Dies ist die zweite Ausgabe in 100 Exemplaren und 16 Seiten. Die erste Ausgabe erschien bereits 1867 (50 Exemplare und 20 Seiten). Man munkelte, daß François Coppée die Druckkosten bezahlt habe[8]. Poulet-Malassis in Brüssel war der Verleger, wie aus einem Brief vom 20. Dezember 1867 des Verlegers an den Dichter hervorgeht. *Donos* hat ihn in seiner Verlaine-Biographie mitgeteilt. Diese Sonette fanden dann ihren Platz in der Sammlung *Parallèlement*[9].

Diese drei Gedichtfolgen wurden bereits 1907 vereinigt: *Paul Verlaine, La trilogie érotique (Amies-Femmes-Hombres), illustré de 15 compositions originales par van Troizem et augmentée d'un avant-propos par un bibliophile Verlainien. Paris* 1907, in 235 Exemplaren.

Um die beiden Gedichtbände treffend zu charakterisieren, wäre es erforderlich, gerade eines oder das andere seiner stark erotischen Gedichte hier zu bringen. Da dies indessen nicht gut angängig ist, begnügen wir uns mit dem Abdruck des

---

[4] Falsch! von Moreck selbst.

[5] Weitere Übersetzungen: Pul (sic) Verlaine. Frauen. Vollständig freie deutsche Umdichtung von Ferdinand Bodenstein mit 4 bisher unveröff. Ged. i. Manuskript. Privatdruck. Leipzig 1921, 100 Ex. 8°, 64 S. — Frauen. Deutsche Ausgabe des Buches „*Femmes*", ca. 1920, Gr.-8°, 32 S. auf Japan, mit 10 Originalradierungen von G. M. Philipp. — Frauen. 12 Originalradierungen von G. M. Philipp. Auf Bütten, signiert, nur 20 Abzüge, 4°, ca. 1923.

[6] Vgl. die abfällige Besprechung von Frank Thieß in Hann. Anz., Nr. 278 v. 27. 11. 21.

[7] Einen Ausschnitt aus dem Verhältnis der beiden Dichter zueinander, das mit einer rohen Handgreiflichkeit von seiten Rimbauds endete, behandelt sehr anschaulich Erwin Dieterich, Der [illegible]. Stuttgart 1917, S. 32—41.

[8] Vgl. Apollinaire, Nr. 178, Deug n. S. 90, und Gay, 3. A., I, 115.

[9] Sie erschienen auch in folgenden Ausgaben: *Paul Verlaine. Oeuvres libres. Amies, femmes, hombres. 2 vgn. Paris, pour les 500 bibliophiles* (1923), 90 pp. in 12°. — Freundinnen. Amies. Deutsche u. franz. Ausg., besorgt v. K. Moreck, Gr.-8°, o. O. u. J. Privatdruck in 500 Ex. — Freundinnen. Sechs Sonette. M. 7 Radierungen von R. R. Junghans. Umdichtung von Kurt Moreck. Berlin o. J. (1920) bei [illegible], Gr.-4°, 120 Ex. — Eine weitere Übersetzung erschien 1921 bei A. R. Meyer in Berlin-Wilmersdorf.

verhältnismäßig zahmsten Gedichtes aus den „Femmes" in der Übersetzung von Moreck:

Ludwig der Fünfzehnte verschmähte die künstlichen Düfte.
Ich eifere ihm nach und liebe sie nicht sehr.
Riechkissen und Flakon mag ich nicht mehr,
doch sollen unbefangene, pikante Lüfte
voll starkem Anreiz um die Körper fließen.
Ich liebe — und es ist nach Wunsch und Wissen —
wenn in der Nacktheit dem begehrten Fleisch
der Tüchtigkeiten und der Reife Duft entbricht
mit schöner Frauen Fleischarom zugleich.
Sogar vergöttere ich — still, nörgelnde Moral! —
jene verheimlichten Gerüche aus dem Tal
unsres Ergötzens, vor wie nach der Paarung
und während dieser göttlich-schönen Offenbarung.
Wenn mein Geruch dann übermüd und matt
sich wie die andern Sinne im Genuß gesättigt hat,
meine Augen ersterben gegen ein erlöschend Gesicht,
so steigen als Erinnerung und Bericht
verrankter Körper von den süßen Füßen,
die sich im zarten Schweiß der Decken küssen,
aus der Ermattung nach dem Wollustspiel
Düfte von Menschheit, die nicht ohne Schamgefühl,
und gut, so gut, man möchte sie einsaugen.
Was könnten uns danach noch fremde Gifte taugen,
ein Wohlgeruch von Pflanzen oder Tier,
der euch das Herz verwirrt, den Kopf verdreht,
da ich, was jeder Wollust Gipfelspitze,
so rein der Schönheit Quintessenz besitze?

9. KAPITEL

Charles Baudelaire

Neben Verlaine rangiert als fast ebenbürtig Baudelaire, der Dichter der Dekadenz, des Abnormen, der Gottheit und Liebe nur als willkommene Vorlagen betrachtet, um daraus die Anregung zu einem kühl-glatten Gedicht zu schöpfen. Die Begriffe verkehren sich bei ihm, das Gute ist schlecht und das Böse das Ideal. In den „Blumen des Bösen" offenbart sich seine krankhafte Manie, das Häßliche

zum Gegenstand seiner Poesie zu machen. Doch kann man ihn nicht eigentlich als Erotiker bezeichnen, obwohl auch er der Venus vulgivaga in seinen Gedichten huldigte, wenn auch nicht in dem Ausmaße wie Verlaine. Sechs Gedichte seiner „Fleurs du mal" in der ersten, bei Poulet-Malassis erschienenen Ausgabe wurden als unsittlich von der *police correctionelle* verurteilt und durften in keiner weiteren Ausgabe erscheinen. Baudelaire publizierte sie aber mit einer Titelzeichung von Rops[1] 1866 in Brüssel mit anderen vorzugsweise satirischen Gedichten als Privatdruck in den „*Epâves*[2]", die jetzt so gut wie unauffindbar sind[3]. Le prince A. Ourousof druckte sie zum ersten Male mit den Varianten in einem Privatdrucke. 1910 erschienen die erotischen und satirischen Gedichte in 350 Exemplaren bei Oesterheld & Co. in Berlin[4] unter dem Titel „Die Vorhölle".

Das Gedicht: „Es klagt die Maid im Mondenschimmer: Wie lange wird die Liebe dauern?" gab Anlaß zu einer pornographischen Parodie[5]. Baudelaire setzte sich in richtiger Selbsteinschätzung bereits im 21. Jahre die passende Grabschrift:

> Hier ruht, der sich jung zu den Würmern trollte,
> Weil er zu viel mit den Weibern tollte[6].

Auch Baudelaire teilte die Vorliebe für erotische Literatur, wie aus einem Briefe vom Oktober 1865 an Poulet-Malassis hervorgeht: „Sehr liebenswürdig von Ihnen, teilten Sie mir den Preis eines Exemplars der Justine von Sade mit und wo man sie findet. Auch wüßte ich gern den Preis der Aphrodites, des Diable au corps und was nach Ihrer Meinung die charakteristischen moralischen und literarischen Qualitäten ähnlicher Salopperien sind. Was zum Teufel will der Sieur Baudelaire mit diesem Paket Dreck anfangen? Der Sieur Baudelaire hat hinreichend Geist, um das Verbrecherische im eigenen Herzen zu studieren. Diese von Ihnen erwartete Notiz ist für einen großen Mann bestimmt (wahrscheinlich Sainte-Bouve, der Baudelaire einmal nach einer schmutzigen Geschichte fragte, die bei Poulet-Malassis erschienen ist), der das Verbrecherische nur bei den anderen Menschen studieren zu können glaubt[7]." Die „*Epâves*" haben als Buch ihren Wert eingebüßt, seitdem in den von Crépet besorgten *Œuvres Posthumes* und der Ausgabe der *Fleurs du Mal* bei Crès, Paris 1917, auch die seinerzeit verbotenen Stücke mit enthalten sind.

[1] Vgl. Holitscher, Baudelaire in „Die Literatur", hrsg. v. Brandes, S. 46; Franz Blei, Das Kuriositätenkabinett, S. 180.

[2] Drujon, Cat. 146, Gay, 3. A., III, 187.

[3] Apollinaire, Nr. 135, und Grisebach, 1. A., Nr. 828 nennen noch eine Ausgabe von 1874.

[4] Hrsg. v. Erich Oesterheld und Heinrich Horvat, mit 6 Zeichnungen von Percy Walter Wolff, als Privatdruck.

[5] Vgl. *Nouveau Parnasse satirique du XIX siècle, Bruxelles 1881*, und *Orousof, Le tombeau de Charles Baudelaire, Paris* 1896, S. 117.

[6] Oesterheld, Vorhölle, S. 75.

[7] Blei, Das Kuriositätenkabinett, S. 130/131

10. KAPITEL

Das erotische Theater

Zum Schlusse sei noch verwiesen auf „*Le théâtre érotique de la rue de la Santé*“[1]. Dieses erotische Theater hat von 1862 bis 1864 tatsächlich existiert. Es verdankt seine Entstehung einer Bierlaune. Im Kreise junger Bohemiens kam der Gedanke auf, ein kleines Marionettentheater zu schaffen, zur Belustigung weniger Auserwählter. Es sollten possierliche Stücke gegeben werden, ohne daß die Dichter ihrer Phantasie Fesseln anlegen sollten. Die Idee kam zur Ausführung, und am 27. Mai 1862 wurde das Theater in Anwesenheit von 25 jungen Schriftstellern, Verlegern und Künstlern eröffnet. Champfleury, Monselet, Alphonse Daudet und Poulet-Malassis saßen unter den Geladenen. Die Aufführungen fanden sogar eine günstige Beurteilung in der Presse. Der „Boulevard“ brachte in seiner Nummer vom 1. Juni 1862 eine Besprechung, in der es unter anderem hieß: „Noch ein neues Theater! Ein intimes Theater! Theatron erotikon, das heißt, ein Theater mit liebreizenden Marionetten. Nur keine Aufregung, alles hält sich in den anständigsten Grenzen. Die Pritschenschläge sind zu allen Zeiten die Schützer der Moral, und wenn die Mutter ihr Töchterchen nicht hierher führen kann, so wird dafür die gastliche Stätte zum Sammelpunkt des Vergnügens für talentvolle Maler und Literaten werden[2].“

Damit der Leser sich über den Inhalt einen ungefähren Begriff machen kann, gebe ich den Inhalt der aufgeführten Stücke hier kurz wieder:

Les yeux d'amour von *Lemercier de Neuville* ist trotz seiner erotischen Ungebundenheit ein psychologisch sehr interessantes Stück. Sylvia, eine noch junge Bordellmutter, beklagt sich in einem Monologe, daß sie immer nur den intimen Verkehr zwischen ihren Zöglingen und den Besuchern fördern dürfe, daß ihr aber selbst kein Schäferstündchen beschieden sei. Sie entschließt sich deshalb, selbst einmal auf den „Strich“ zu gehen. Das Glück ist ihr günstig. Dorante, ein bekannter Kuppler und Mädchenhändler, will zur Abwechslung einmal für den Geschlechtsgenuß zahlen. Da Sylvia ihm gefällt, folgt er ihr. Durch seine stattliche Ausrüstung verführt, geht sie auf sein Verlangen, erst nachher zu bezahlen, ein. Dann aber nach erreichtem Ziele, gibt sich der Kuppler zu erkennen und meint brutal, in seinem Bordell würde er sie nicht dulden, da sie so dumm sei, nicht auf vorheriger Bezahlung zu bestehen. Und nun lüftet auch Sylvia ihre Maske, bekennt ihr Liebesverlangen und macht ihm den Vorschlag, ihr Zuhälter zu werden, was er auch annimmt.

Un caprice, von demselben. Florestan, ein verheirateter Schürzenjäger, kommt zu einer Dirne mit dem ominösen Namen Urinette, die aber noch bei der Toilette

[1] *Suivi de la Grande symphonie des punaises, Partout et nulle part. Bruxelles, l'an de joie 1864.*
[2] Vgl. Gay, 3. A., VI, 325, und Drujon 374., insbesondere Apollinaire, S. 92—114

ist. In dem Einleitungsmonologe brüstet er sich, daß er nahe daran gewesen sei, bei seinem schlafenden Weibchen die eheliche Pflicht zu erfüllen. Abwechslung sei aber reizender, und er wolle sein Pulver nicht vorher verschießen. Als nun aber die Dirne eintritt und ihn zum Akt reizt, erleidet er ein schmähliches Fiasko. Urinette läßt ihn wütend allein. Nun aber zeigt Meister Iste seine „caprice" und ersteht zu neuem Leben. Doch Urinette ist unversöhnlich, und Florestan bekommt notgedrungen moralische Anwandlungen. Warum in die Ferne schweifen! Nur bei der Gattin wohnt das wahre Glück.

Scapin macquerau von *Glatigny*. Lucinde, die Tochter Corbins und Verlobte Pignouflards, will sich die geheimen Teile nicht waschen. Der Vater klagt dem Bordellwirt Scapin sein Leid, und dieser erbietet sich, in seinem Puff dem Mädchen das Waschen beizubringen. Corbin geht auch darauf ein. Zufällig besucht der Verlobte Lucindens das Bordell und trifft natürlich hier seine Braut. Die Verlobung droht in die Brüche zu gehen, da bringt der Bordellwirt die Schüssel mit dem Badewasser, die pestilenzartigen Gestank ausströmt, zum Zeichen, daß sich das Mädchen nun wäscht. Alles löst sich in Harmonie.

Signe d'argent (welches Stück Deditius treffend mit „Kot" betitelt) von Amadée *Rolland* und Jean *Duboys*. Dieses erotisch-skatologische Singspiel in drei Akten ist neben Monniers Beitrag der beste der Sammlung. Der Herr Marquis, ziemlich abgelebt, wünscht sich einen Erben, der seinen alten Namen fortpflanzt. Er macht deshalb alle Anstrengungen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Doch bedarf es dazu mancherlei Kunstgriffe. Die Frau Marquise, die zur Erfüllung der ehelichen Pflicht nicht abgeneigt ist, muß ihm eine Pfauenfeder in den Anus stecken, und stolz kraucht der Marquis, in seiner Einbildung ein Pfau, auf allen vieren herum. Doch auch dieses Mittel versagt zuletzt seine Wirkung, es kommt zu einem Zwist. die Marquise wird ohnmächtig. Und während der Marquis die Dienerschaft ruft und selbst nach Wasser eilt, nimmt der Diener Germain als Stellvertreter den verlassenen Posten bei der Gattin ein. Im zweiten Akt pflanzen ein Soldat und ein Hausierer je einen „Wächter" von verschiedener Größe. An diesen Platz kommen später der Marquis und die Marquise. Ersterer hält sich die Nase zu und meint, es stinke. Letztere äußert sich entzückt über den würzigen Duft. Es kommt zum Streit, die Frau Gemahlin eröffnet, daß sie schwanger sei, und verlangt, daß man sie als Schwangere nicht reizen dürfe. Sie fällt darauf scheinbar in Ohnmacht. Um sie zu erwecken, verfällt der Marquis auf den Gedanken, ihr die Ursache des Duftes unter die Nase zu halten. Aber wie? Mit bloßen Fingern wagt er es nicht. Da taucht zum Glück der Hausierer auf, und der Marquis ersteht von ihm ein Buch, reißt ein Blatt heraus, erfaßt das Objekt und läßt die Schwangere daran riechen. Im Nu verfliegt die Ohnmacht, und die Marquise befiehlt dem armen Pantoffelhelden, das fragliche Objekt bei sich zu behalten, da sie noch öfter daran riechen wolle. Entsetzt, aber gehorsam, willfahrt der

Marquis und verbirgt die übelduftende Masse in seiner Tasche. Im dritten Akt sucht er sich dieses heiklen Stoffes zu entledigen, aber gerade, als er ihn wegwerfen will, kommt die Marquise und verlangt zu wissen, was er so schnell versteckt habe. Nach anfänglichem Sträuben gesteht er, was sie so sehr entzückt habe. Sie ist empört, wird aber endlich zärtlich und immer zärtlicher. Einen Wunsch habe sie, dessen Erfüllung sie sich mit heiligen Eiden zuschwören läßt: Er solle ihr das duftende Corpus delicti kochen. Er weigert sich voller Grausen. Sie erinnert ihn an seinen Schwur, und er willfahrt. Als er die Brühe bringt, befiehlt sie ihm, zuerst zu essen. Da er sich weigert, taucht sie sein Gesicht hinein und wendet sich jetzt voller Ekel von ihm. Trotz dieses schmutzigen Stoffes ist der Dialog mit viel Witz durchgeführt.

Le bout de l'an de la noce von *Lemercier de Neuville* und J. *Duboys*. Zwei junge, jetzt ehrbar verheiratete Frauen, früher leichtfertige Mädchen, erwarten im Separée ihre beiden früheren Liebhaber. Erinnerungen werden aufgetischt. Beide sind mit ihren Männern nicht zufrieden. Sie verständen es nicht, sie zu lieben. Das einzig Schöne sei die Liebe zwischen Frauen. Sie werden immer intimer, und in dem Augenblick, als der Kellner draußen den beiden Liebhabern den Weg weist, verschwinden die beiden Frauen, um nach Lesbos zu flüchten.

La grisette et l'étudiant von *Monnier* wurde bereits erwähnt[3]. *Le dernier jour d'un condamné* von *Tisserant* und *La grande symphonie des punaises* von *Neder* und *Bataille* gehören weniger hierher.

Im ganzen betrachtet muß man gestehen, daß viel Aufwand um ein wenig würdiges Objekt vertan ist. Eine deutsche Übersetzung erschien 1906 in 300 Exemplaren: „Das erotische Theater der Rue de la Santé. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Dr. Franz Deditius."

II. KAPITEL

Die Verleger erotischer Werke

Ein erotisches Werk herauszugeben, bedeutet zu allen Zeiten für Autor und Verleger ein großes Risiko, denn bei einer Entdeckung setzen sich beide den härtesten Strafen aus. Daß diese Gefahr nicht einschüchternd wirkte, daß hohe Gefängnis- und Geldstrafen keinen Hemmungsgrund bildeten, muß wirklich wundernehmen. Der Autor wurde von einer Beschlagnahme seiner Schrift im allgemeinen nicht zu hart betroffen, denn außer der ihm auferlegten Pön trug er keinen Schaden. Für den Verleger dagegen stand viel mehr auf dem Spiele. Er sah unter Umständen seine Existenz bedroht, wenn die ganze Auflage eines Erotikons,

[3] Zusammen mit „*Les deux gougnotes*" auch unter dem Titel: *L'enfer de Joseph Prudhomme* veröffentlicht; Gay, 3. A., III, 175.

in die er einen Teil seines Vermögens gesteckt hatte, der Beschlagnahme verfiel. Und dennoch fanden sich ungezählte Buchhändler, die, in voller Würdigung dieser Gefahren, immer und immer wieder dem Gesetz ein Schnippchen zu schlagen versuchten. Worin lag also der Reiz? Sicherlich bildete die Aussicht, einen schnellen und leichten Gewinn zu erzielen, einen Hauptantrieb, denn erotische Lektüre zog zu allen Zeiten, einmal weil sie verboten war, und zweitens wegen des Sinnenkitzels, drittens als Hilfsmittel bei der Verführung und letzten Endes als gutes Spekulationsobjekt, denn diese Objekte steigen mit der Zeit im Werte und werden zuweilen sehr hoch bezahlt, höher als andere im regulären Buchhandel erhältliche Werke. Doch kann das Moment der guten Verdienstmöglichkeit für den Verleger nicht allein ausschlaggebend sein, denn der Gewinn aus dem einen Werke wird im Falle der Beschlagnahme eines anderen wieder aufgehoben. Der Schluß liegt nahe, daß einerseits ein bibliophiles Interesse obwaltet, das die wagemutigen Verleger bestimmt, Schriften von Wert eine Heimstätte zu bieten, mögen sie auch noch so zügellos sein, oder durch Neudrucke im würdigen Gewande seltene Drucke der Vergessenheit zu entreißen, und daß anderseits eine Art geistiger Verwandtschaft mit dem Autor den Verleger veranlaßt, Gesinnungsgenossen erotischer Geschmacksrichtung an sich zu fesseln und dadurch leichteren Absatz auch für leichter passierbare Druckschriften zu gewinnen.

Ein halbes Dutzend solcher Verleger von einiger Bedeutung hat Frankreich im letzten Jahrhundert aufzuweisen, denen ich noch einige Worte widmen möchte.

1. Felix *Regnier-Becker* aus Meru, Tischler von Beruf, gab 1829 eine Sammlung eigener Gedichte heraus und ließ 1830 zuerst handschriftlich, dann im Druck *Le Siège de Paradis, macédoine infernalico-diabolico-comique en quinze chants* erscheinen. Diese Veröffentlichung trug ihm 3 Monate und 300 Frank Geldstrafe ein. Ein Journal veranstaltete daraufhin eine Sammlung für den Verurteilten, die einen so günstigen Erfolg aufwies, daß Regnier-Becker nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis nicht nur die Strafe bezahlen, sondern sich auch als Buchhändlerkommissionär niederlassen konnte. Nun verlegte er sich besonders auf den Vertrieb obszöner Schriften, von denen er mehr als hundert in den Verkehr brachte. Die Anklagen gegen ihn und seine Bestrafungen häuften sich, aber je mehr die Verfolgungen zunahmen, um so ausgedehnter wurde seine buchhändlerische Tätigkeit. Von seinen weiteren Lebensumständen ist nichts bekannt.

2. *Jules Gay* war ein vagabondierender Verleger. In 41 quai des Grands-Augustins in Paris zuerst wohnhaft, flüchtete er infolge einiger gerichtlicher Strafen nach Belgien, gegen 1865 schloß er sich hier mit dem Drucker M. Mertens zusammen. Heimlich verließ er auch Brüssel, und wir finden ihn hierauf in Genf (1868), in Turin (1870), in Nizza (1872), in San Remo (1873) und endlich 1875 wieder in Brüssel, wo er mit der Demoiselle Doucé einen Verlag eröffnete. 1871 gründete er die „*Société des bibliophiles cosmopolites*“, deren einzige Mitglieder aber nur

er selbst und sein Sohn Jean Gay waren. Dieser eröffnete 1875 eine kleine Buchhandlung in Turin. Gay Vater entfaltete eine ausgedehnte verlegerische Tätigkeit, besonders auf dem Gebiete der erotischen Literatur. Sein Hauptinteresse wandte er weniger der Publikation origineller Erotik als vielmehr dem Neudruck bekannter Meisterwerke der erotischen Weltliteratur zu, die er würdig ausstattete und in durchweg sehr beschränkter Auflage einem kleinen Kreis von Bücherliebhabern zugänglich machte. Das brachte ihn natürlich oft in Konflikt mit der Polizei, die seinen vom Standpunkt des Bibliophilen aus idealen Bestrebungen kein Verständnis entgegenbrachte. Um Verfolgungen aus dem Wege zu gehen, hatte Gay klugerweise die Vorsicht gewählt, bei den gewagtesten Werken sich hinter einer fingierten Ursprungsbezeichnung zu verstecken. Im allgemeinen aber gab er als ehrlicher Vater dem Kind seiner Verlagstätigkeit auch seinen Namen, oder er firmierte als Gay et Doucé, wohlverstanden Mademoiselle Doucé. Von Paris, Genf, Brüssel oder Turin aus brachte er seine erotischen Neudrucke in den Handel, mit oder ohne Illustrationen. Als Illustrator stellte Félicien Rops seine virtuose Kunst zur Verfügung. An der Herausgabe vieler Bücher dieses Genres ist er übrigens direkt oder indirekt beteiligt. Rops war selber Bücherwurm. Nächst den Frauen, seiner Kunst und den Blumen liebt er nichts mehr, als in alten Schmökern herumzustöbern, die ihn stofflich mehr oder weniger reizen. Viele dieser alten Schmöker sind durch ihn aufgefunden und auf seine Veranlassung neu gedruckt worden, zum Beispiel *Cabinet satirique, Les exercices de dévotion de Mr. Roch, Lupanie* usw. „Alle Bücher, gegen 70, die Rops illustriert hat, sind mehr oder minder Erotika, teils in dem bärbeißig-humoristischen, altflandrischen Stil, teils oder meistens in den galanten Formen des 18. oder der Dekadenz des 19. Jahrhunderts. Alle Gravüren, die Rops als fertigen Künstler künden, gehen auf die Frau zurück. Sie hat seine Eigenart ausgelöst, das heißt seine Erfahrungen mit ihr und das, was ihm die Literatur von ihr erzählt. Man weiß nicht, welche Wirkung größer ist, die, welche von Rops auf die Literatur seiner Zeitgenossen ausging, oder der Einfluß der Literatur, der er unterliegt[1]."

Zweimal geriet Gay auf Grund der Artikel 1 und 8 des Gesetzes vom 17. Mai 1819 empfindlich mit den Gesetzen in Konflikt, 1863 und 1865. Im erstgenannten Jahr war ihm der Verlag von achtzehn erotischen Werken nachgewiesen worden. Die Strafe fiel diesmal noch verhältnismäßig milde aus: 100 Frank Geldstrafe schienen den Gerichten eine ausreichende Sühne zu sein. Außerdem war auf Einziehung aller inkriminierten Bücher erkannt worden, was den Verleger am härtesten treffen mußte, da noch nicht alles abgesetzt war. Zwei Jahre später stand Gay wieder vor den Schranken des Gerichts, gemeinsam mit Poulet-Malassis und anderen. Nunmehr legte man ihm den Verlag und die Verbreitung von sechsund-

[1] J. Meier-Graefe, Die moderne Illustrationskunst in Belgien, in „Zeitschrift für Bücherfreunde" 1897/98. 1. Band, S. 292—293

achtzig erotischen und obszönen Büchern zur Last, deren Liste Drujon[2] bietet. Dieses Mal traf ihn die ganze Schwere des Gesetzes: Vier Monate Gefängnis und 500 Frank Geldstrafe ahndeten sein Vergehen[3]. Gay selbst hat über die beiden Prozesse vor der Öffentlichkeit Rechenschaft abgelegt, nämlich in der nur in hundert Exemplaren gedruckten Schrift: *Procès des raretés Bibliographiques faits à Paris, en 1863 et en 1865, publiés par la Société des Bibliophiles cosmopolites. Bordighere, imprimerie Henri Raucher et Cie.*, 1875[4]. Gay polemisiert hier nicht etwa gegen den Urteilsspruch, er legt lediglich seine Gründe dar, die ihn als eifrigen Liebhaber klandestiner Literatur und Bibliophilen zur Herausgabe der beschlagnahmten Werke bestimmt hätten.

3. *Poulet-Malassis.* Gleichzeitig mit Gay hatte dieser 1865 sich wegen der sechsundachtzig erotischen Werke zu verantworten. Er erhielt ein Jahr Gefängnis und 500 Frank Geldstrafe. Die erhöhte Strafe rechtfertigte sich nach dem Urteilsspruch wegen der Skrupellosigkeit, mit der Poulet-Malassis bei dem Vertrieb zu Werke gegangen war. Zweifellos überwiegen bei ihm die geschäftlichen Interessen, doch kam daneben auch der Bibliophile zu Wort. Mit seiner Prachtausgabe der französischen Klassiker hatte er Fiasko gemacht, war so gut wie ruiniert. Nun war er gezwungen, sich in der Vorstadt anzusiedeln, zu Ixelles, wo auch Baudelaire wohnte. Er hatte hier in der Rue Mercelis, inmitten der beschränkten Spießer, ein kleines, enges Häuschen inne. Bibliophile Interessen und der begreifliche Wunsch, wieder in die Höhe zu kommen, veranlaßten ihn, sich auf den Verlag und Neudruck pikanter Werke, mit denen eher ein Geschäft zu machen war, zu werfen. Unermüdlich, mit zähem Eifer, saß hier das kleine, schmächtige Männchen mit dem gestutzten Bart über Manuskripte und Druckbogen gebeugt, und überwachte die Ausgaben, um der kleinen Gemeinde von Bücherfreunden Auserlesenes zu bieten. Baudelaire gab ihm manche Anregung, und Rops wurde als Illustrator gewonnen. Auf starkem, geripptem China- oder Hollandpapier wanderten die oft entzückenden Bändchen in kleiner Auflage in die Welt. 1864 war das fruchtbarste Jahr. *Le Théâtre érotique de la rue de la Santé, le Parnasse satirique*, Delvaus *Dictionnaire érotique moderne, les Gaietés de Béranger, Gamiani, les Aphrodites* von Nerciat, *les deux gougnottes* von Monnier und viele andere erschienen in diesem Jahr, von Poulet-Malassis liebevoll ausgestattet[5].

4. *Isidore Liseux* setzte in den achtziger Jahren Gays Arbeit fort. Auch bei ihm überwog das bibliophile das kaufmännische Interesse, denn welcher, ledig-

[2] Cat. 298—299.

[3] Vgl. Gay, 3. A., V, 428, und *Gazette des Tribunaux* v. 13., 20. Mai und 3. Juni 1865.

[4] Gay, III, 869.

[5] Camille Lemonnier, Félicien Rops, Paris 1908, S. 66—67; Erastene Ramiro, Félicien Rops, Paris, Roquette, in 100 Ex., vgl. Pisanus Fraxi, Malassis, *Bibliographie Déscriptive et Anecdotique des Ouvrages écrits ou publiés par lui par Un Bibliophile Ornais* (i. e. Cte. G. de Contades), Paris, Roquette, in 100 Ex., vgl. Pisanus Fraxi, C. Catena, S. 490—493.

lich auf seinen Gewinn bedachte Geschäftsmann würde sich unbekümmert so vielen Drangsalen aussetzen, wie sie Liseux erdulden mußte[6]! Seine Ausgaben sind heute ebenso gesucht wie die Gays.

5. *Kistemaecker* in Brüssel ist der Gegenpol von Liseux. Er pflegte Pornographie in Reinkultur. Alles, was irgendwie anstößig war, mochte der Inhalt gediegen oder Kitsch sein, wenn die Schrift nur an handgreiflicher Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, so konnte man mit gutem Gewissen auf Kistemaecker als den Verleger raten. Von Brüssel aus wurden diese Sudeleien dann über die Grenzen geschmuggelt, um Frankreich mit pikantem Lesestoff zu versorgen.

6. An der Wende des Jahrhunderts tat sich wieder in Paris eine Firma auf, die den Fußtapfen Gays und Liseux' folgte: die *Bibliothèque des curieux*, 4 rue de Fürstenberg. In vorzüglichen, mit Vorwort versehenen Ausgaben gab und gibt diese Firma noch die bekanntesten Erotika der Weltliteratur zu einem sehr billigen Preis (4—5 Fr.) heraus, ließ dann die Skandalchroniken folgen und wandte sich später auch dem Verlag neuerer galanter Literatur zu. Ihre Verlagskataloge enthalten eine stattliche Anzahl von Nummern, und in periodischen Veröffentlichungen gab der Verlag über seine Tätigkeit Bericht. Er existiert zwar noch, hat aber, der behördlichen Schikanen müde, die Herausgabe galanter Literatur eingestellt.

[6] Vgl. *O. Uzanne, Nos amis les livres. Paris* 1886, S. 62.



Fünfter Teil:
ITALIEN



DAS ZEITALTER DES HUMANISMUS UND DER ITALIENISCHEN RENAISSANCE

I. KAPITEL

Novellen- und Sprichwortliteratur

Im 15. und 16. Jahrhundert erlebte die klassische Literatur der Römer eine Wiedergeburt. Mit der zunehmenden Kenntnis der Lateiner, der Neuherausgabe ihrer Schriften wurde auch der lateinischen Sprache ein großes Interesse zugewandt und sie zur einzigen geltenden Literatursprache erhoben. Man kopierte fremde Muster in einem fremden Idiom. So erwuchs eine reiche Fülle lateinischer Dichtungen, die sich zunächst weniger an das Volk als an die gelehrten Studiengenossen wandten. Merkwürdigerweise gehörte eine große Anzahl dieser humanistischen Poeten dem Klerikerstande an, da sie mindestens die niederen Weihen empfangen hatten[1].

Sie galten als die besten Stilisten, gewandtesten Grammatiker, Bücher- und Literaturkenner. Sie führten auch sonst eine ziemlich scharfe Feder, weshalb die Päpste in ihrer Schlauheit dem kleineren Übel den Vorzug gaben, indem sie diese Talente lieber im Dienste der Kirche verwendeten und über die schlimmsten sittlichen Fehler hinwegsahen, als daß sie die kampflüsternen Streithähne gegen sich erbitterten. Diese wieder hatten gegen wohldotierte Stellen und fette Pfründen nicht das geringste einzuwenden und traten um so bereitwilliger in den Dienst der Kirche, da sie durch die niederen Weihen nicht gehindert wurden, rechtmäßige oder wilde Ehen einzugehen. Denn die meisten von ihnen zeichnen sich durch eine glühende Sinnlichkeit aus, die auf irgendeine Weise sich entladen muß. Während aber in den deutschen Ländern der Humanismus seinen Stolz darein setzte, möglichst viel Wissen anzuhäufen, wurde die Antike in den romanischen Ländern zu einer Quelle, zu einem Reizmittel verfeinerten Genusses. Dieses krankhafte Bestreben, sich auszutoben, seiner Individualität keine Schranken aufzuerlegen, brachte auch das Tier im Menschen ans Tageslicht. Was der durch Kultur veredelte Europäer mitleidig und schonungsvoll mit dem Schleier des Schweigens bedeckt, wird von den Dichtern der Renaissance mit Vorliebe aus seinem Versteck hervorgeholt, mit Behagen vor den Augen aller ausgebreitet, in gewandte lateinische oder griechische Distichen gekleidet oder in klassischer Prosa behandelt. Das Geschlechtsleben in allen seinen Äußerungen wird von den Dichtern gleichsam im

[1] *Bibliographie cléricogalante. Ouvrages écrits par des abbés, prêtres, chanoines, évêques, archevêques, cardinaux et papes, par l'Apôtre Bibliographe. Paris, M. A. Laporte*, 1879 in Gr.-8°, XXVIII und 178 S. — A. Dresdner, Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert. 1890. — Nachrichten von den älteren, erotischen Dichtern der Italiener (von Ludwig August Unzer), Hannover 1774. Berl. Bibl. Xn. 9585.

Rauschzustande als würdiges Objekt künstlicher Bearbeitung hervorgezerrt. Nichts wird geschont, auch die Kehrseite des unmäßigen und unvorsichtigen Genießens, Impotenz, sexuelle Erkrankungen, Syphilis usw. dienen als gern gewähltes Thema für die Dichtung in Prosa und Versen, und trotz der Einförmigkeit des Gegenstandes, trotz der zuweilen hervortretenden Abscheulichkeit des Stoffes versteht man sich mit großer Gewandtheit darauf; der gewählten Materie immer neue pikante Seiten abzugewinnen. In Zoten, Anekdoten, kurzen Epigrammen, im Sonett, in kleinen Liebesgedichten, Erzählungen und ausführlichen Romanen wird das ganze Repertoire des Liebesgenusses in seinen Verirrungen abgehandelt, und auch die Persiflage bekannter Persönlichkeiten und geübter Gebräuche, besonders auf dem Gebiete des Religionswesens, fehlt nicht. Nur Frankreich zur Zeit der Revolution hat eine ähnliche Fruchtbarkeit aufzuweisen. Auch hier tritt uns die Amoralität entgegen, nur daß sie noch besser in ästhetische Hüllen gekleidet, nur daß die wurmstichigen Früchte auf noch kunstvoller gearbeiteten Schalen uns dargeboten werden.

Dieses Übel aber geht für beide Perioden auf die gleiche Wurzel zurück. Es ist die Ideallosigkeit, der krasse Materialismus, der intolerante Egoismus, der nur die eigene Person und deren Wohlergehen im Auge hat, ohne nach den berechtigten Wünschen, Neigungen und Bedürfnissen der anderen zu fragen. Die Religion, nicht im Sinne des orthodoxen Kirchenglaubens, wohl aber das kritische Unterscheidungsvermögen für Gut und Böse, das Verantwortlichkeitsbewußtsein ist den Völkern abhanden gekommen. Man eignet sich die Naivität des Lasters an, folgt urteilslos seinen Gelüsten und Trieben, ohne das Bewußtsein zu haben, mit seinem Tun und Handeln gegen das immanente Sittengesetz zu verstoßen. Die Begriffe haben sich gewandelt. Was bisher für Sitte und Anstand gehalten wurde, verfällt dem beißenden Spotte und dem Fluche der Lächerlichkeit. Das Amoralische jedoch wird glorifiziert, indem man ihm die Maske der Genialität umbindet und als etwas Besseres, Nachahmenswerteres hinstellt. Drei Dinge erklären und vermindern vielleicht die Schuld der Renaissancedichter: „Die übermäßige, glänzende Verwöhnung, wenn das Glück ihnen günstig war, die Garantielosigkeit ihres äußeren Daseins, so daß Glanz und Elend je nach Laune der Herren und nach Bosheit der Gegner rasch wechselten, endlich der irremachende Einfluß des Altertums. Dieses störte ihre Sittlichkeit, ohne ihnen die seinige mitzuteilen... Der Humanist der Renaissance muß eine große Erudition und einen großen Strudel der verschiedensten Lagen und Beschäftigungen zu tragen wissen. Dazu dann, um sich zu betäuben, unordentlicher Genuß und, sobald man ihm ohnehin das Schlimmste zutraute, Gleichgültigkeit gegen alle sonst geltende Moral[2]."

Der Prototyp eines solchen galanten Klerikers und Humanisten war *Poggio Bracciolini* (1380—1459), der witzige Epikureer. Bezeichnend für ihn ist folgende Anekdote: Kardinal Cesarini machte ihm einst den Vorwurf, er als Geist-

[2] Burckhardt, Kultur der Renaissance 10 A I, S. 300—301.

licher habe nun schon drei Kinder, was sich doch für einen Geistlichen nicht schicke, und er lebe ohne Gattin, was selbst einem Laien nicht zieme. Der witzige Dichter erwiderte sofort schlagfertig: er habe Kinder, was einem Laien zukomme, und lebe ohne Gattin, wie das die alte Sitte des Klerus sei. Er stand fast ein halbes Jahrhundert im Dienste der Päpste, entriß Quintilian, Lucretius, Silius Italicus, Ammian Marcellin, wahrscheinlich auch die ersten Bücher des Tacitus jahrhundertelanger Vergessenheit und übersetzte Lucian, Diodor und Xenophon. Allein daran denkt man nicht, wenn man ihn nennt. Alle seine Traktate, Diskurse, Leichenreden usw. sind der Vergessenheit anheimgefallen, und nur ein Werk blieb von ihm erhalten und ist mit seinem Namen fast unlöslich verknüpft: Die Fazetien. In einem Briefe vom 26. Oktober 1438 erwähnt er sie zuerst: „*Est enim aliquid in manibus jocosum, quod et ad facetias spectat et risum excitet legenti.*" Später nennt er sie *libellus confabulationum* oder *confabulationes*. Mit 58 Jahren begann er die Histörchen, und als Siebzigjähriger legte er die letzte Feile an sie. Die wenigsten stammen von ihm. Viele wurden in der sogenannten „Lügenküche" *(Bugiale)*, einem stillen Gemach des päpstlichen Palastes, zusammengebraut, wo sich die päpstlichen Sekretäre zurückzogen, um eine fröhliche Stunde in angeregter Unterhaltung zuzubringen. „Der eine wußte dies, der andere das, und hörte man nichts Neues, so hechelte man einen Kardinal durch, der sich allgemeiner Mißbilligung erfreute. Selbst Papst Martin V. steuerte manchmal eine Anekdote bei. Er wie andere kamen lediglich ins Bugiale, um nicht durchgehechelt zu werden, wenn sie fortblieben. Die Furcht vor Spott trieb sie geradesogut hierher wie die Freude an den Pikanterien, die hier, wo sich keiner Zwang auferlegte, aufgetischt wurden, jedenfalls zusammen mit einem guten Trunk Weines. Die Sekretäre, und was sich sonst noch zu ihnen fand, gaben sich einer ganz ungezwungenen Geselligkeit hin, vergessen die feierlichen Bullen und ernsten Brevia, die aus ihren Federn für die Gläubigen in alle Welt gingen, und erzählen Schwank auf Schwank, einen derber wie den andern ... Jeder, der einen Witz wußte oder eine pikante oder amüsante Geschichte, wird im Bugiale wohl zu Worte gekommen sein, und man kann nicht gut annehmen, daß Poggio alles, was erzählt wurde, aufgezeichnet hat. Er ging ja auch später erst an die Zusammenstellung des Büchleins der Fazetien, er wird dies und jenes auf Blätter geschrieben haben, um es gelegentlich wieder zu lesen, dann, als er die Fazetien aufzeichnete, wird ihm durch seine Blätter anderes ins Gedächtnis gekommen sein, er schob ein, was ihm würdig dünkte des Einreihens in sein Büchlein ... Dann gingen die von ihm niedergeschriebenen Fazetien an seine guten Freunde, der setzte vielleicht das dazu, der jenes, so wuchs das Büchlein[3]." Im Todesjahr Poggios finden sich nur

[3] Alfred Semerau, in „Romanische Meistererzähler", herausgegeben von Fr. S. Krauß, 4. Bd., Leipzig, 1905, S. 11. Vgl. auch G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums, 3. A. Berlin 1893, II, 412.

114 Schwänke im Manuskript, spätere Ausgaben zählen 273. Daß manche der Schnurren nicht der eigenen Phantasie entstammen, sondern aus bekannten Vorgängen entlehnt sind, ist wohl zweifellos. Apulejus, die älteren Volkssagen, die Troubadours und manche mitlebenden Schriftsteller gaben für viele das Muster ab[4]. Wie beliebt die Fazetien waren, geht daraus hervor, daß sie vor 1500 schon 26 mal im Druck erschienen waren und daß es bis dahin drei italienische Übersetzungen gab. — Der Stoff ist natürlich, was den Vorzug der Anekdoten bildet, äußerst mannigfaltig und hier nicht mit kurzen Worten zu erschöpfen. Nur einiges sei hervorgehoben. Den meisten Anlaß zur Verhöhnung und derbsatirischen Behandlung bot die Geistlichkeit, welche auch den Zehnten in natura von den Weibern erhob, die ihn in dieser Form gern darbrachten. Auch der Beichtstuhl ist den geilen Mönchen recht, um an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen. Durch den Beichtstuhl halten sie sich stets auf dem laufenden und wissen, wo ihr Weizen blüht.

Bei Poggio macht sich eine auffallende Sparsamkeit in der Darstellung bemerkbar. „Besonders auffallend ist dies bei der außerordentlich großen Anzahl Schwänke, die sich in sexueller Sphäre bewegen. Hier lag die Möglichkeit nahe, schon durch eine breitere Ausführung der Situation eine Wirkung zu erzielen, und unsere Schwankdichter haben auch da, wo sie Poggios Stoffe bearbeiteten, diese Möglichkeit ausgenützt. Bei Poggio jedoch wird nie von diesem billigen Verfahren Gebrauch gemacht. Nie wird hier eine anstößige Situation ausgemalt, auf der anderen Seite fehlt auch völlig eine lüsterne Verschleierung und Halbheit in der Darstellung. Mit einem kurzen Satz ist das Nötige gesagt. Das Anstößige freilich wird so nicht vermindert, für manches Empfinden vielleicht gesteigert durch die lebemännische Selbstverständlichkeit, mit der hier die verfänglichsten Situationen aufgebaut werden. Sicher ist aber, daß in diesen Geschichten das Peinliche der Schlüpfrigkeit vermieden wird.

Will man eine unterscheidende Gruppierung der Fazetien durchführen, so könnte dies wohl nach dem verschiedenen Charakter der einzelnen Pointen geschehen. Aus einer solchen Gruppierung aber ergibt sich deutlich, daß diese Confabulationes sich keinesfalls an ein schlichtes, einfältiges Gefühl richten, sondern an ein Gefühl, das selbst in den verfänglichsten Situationen und Wendungen den humoristischen Gehalt, ohne einen Beigeschmack von Abscheu, empfindet, aber infolge dieser sittlichen Indifferenz auch hier nur noch für das Schärfste Geschmack besitzt. Daraus ergibt sich denn die große Anzahl obszöner Stoffe, die diese Sammlung umfaßt[5]."

---

[4] Man vergleiche nur die Nachweise in Semeraus Ausgabe.

[5] Konrad Vollert, Zur Geschichte der lateinischen Fazetiensammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts in Palaestra CXIII, S. 5.

Zur Bibliographie ist zu vergleichen Gay II, 216, 218, 219 und III, 803 für die lateinischen Ausgaben, II, 219 für englische Übersetzung; I, 682, 705; II, 217, 218; III, 803, 1102 und

Aber Poggio war keineswegs der erste, der auf den klugen Gedanken kam, diese frischen, kleinen Erzählungen voll Humor, Witz und gesunder Derbheit zu sammeln und zu einem Ganzen vereinigt dem Publikum vorzusetzen. Schon vorher war der Schwank gepflegt worden, nur hatte er nicht diese Anerkennung und Bedeutung erlangt wie durch Poggio und nach ihm. Bei Jovinianus *Pontanus (De sermone*, Ende des 15. Jahrhunderts) erscheinen die Fazetien in theatralischer Verwandlung. Doch tragen seine vielfach klassischen Autoren entnommenen Schwänke, die er als Beispiele für seine Theorien anführt, ganz den Charakter der scharf pointierten Fazetien Poggios. Lodovico *Domenichi* vereinigt in seinen *„Facetie, motti et burle"* (1548) etwa 300 Schwänke und historische Anekdoten. Die Anekdote herrscht auch in Lodovico *Gicciardinis „Hore die ricreatione"* (1565) vor. Die Sammlung enthält über 500 Nummern[6].

Auf der Grenzscheide zwischen Fazetien und den altitalienischen Novellen stehen die *Proverbi* (Sprichwortnovellen) di Messer *Antonio Cornazano*, die 16 alte Sprichwörter durch kurze, höchst ergötzliche Erzählungen zu veranschaulichen streben. *Antonio Cornazano* wurde 1431 zu Piacenza geboren, 1455 kam er nach Mailand an den Hof Francesco Sforzas, wo er in angesehener Stellung bis zum Tode seines Gönners, 1466, blieb. In demselben Jahre noch trat er in die Dienste des bekannten Condottiere Bartolommeo Coleoni, dessen Hofhistoriograph und Hofpoet er bis 1475 blieb, in welchem Jahre Coleoni starb. Cornazano kehrte nun wieder nach Piacenza zurück, wurde 1479 als Gesandter nach Mailand geschickt, kam an den Hof von Herkules von Este nach Ferrara, verheiratete sich noch im hohen Alter und starb 1500. — Seine Neigung zu Obszönitäten bekennt er selbst im Eingangsgedicht seines ungedruckten religiösen Gedichtes *„De la sanctissima vita di Nostra Donna"* (o. J.), und Zilioli sagt in seinem biographischen Werk *„Vite de Poeti Italiani":* Sein Stil war leicht gefällig und entbehrte nicht einer gewissen Grazie, allein er war derartig frei in seinen Ausdrücken und bediente sich solcher Worte, daß Leute von Geschmack ihn nicht lesen können, ohne erröten zu müssen[7]." Diesen Hang verleugnet Cornazano auch in seinen Proverbi nicht, die nach seinem Tode erschienen, in einer lateinischen und italienischen Ausgabe existieren und den Titel führen: *Antonii Cornazani Placentini novi poetae facetissimi quod de proverbiorum inscribitur, opus nunquam alias impressum, adeo delectabile et jococosum variisque facetiis refertum, ut unicuique etiam perutus moesto hilaritatem maximam afferat. Impressum Mediolani per Petrum Martyrem*

1287. Hayn VI, 222—225: deutsche Übersetzung der Neuzeit: Die Fazetien des Poggio Fiorentino. Aus dem Lateinischen übersetzt von Hanns Floerke mit Kommentar von A. Wesselski, G. Müller, München 1906, und als Bd. IV der „Romanischen Meistererzähler", herausgegeben von Fr. S. Krauß: Schwänke und Schnurren des Florentiners Gian. Franc. Poggio Bracciolini, von A. Semerau, Leipzig. Deutsche Verlags-A.-G. 1905. Vgl. auch Stern-Szana 62—64.

[6] Vgl. G. Passano, Novellieri italiani in prosa. Turin 1878, I, 379.

[7] Zitiert nach A. Bonneau, Curiosa, S. 294.

de Mantegatiis, anno salutis MCCCCCIII, die ultima septembris. Außer einem Dialog enthält das Werk 16 Novellen von verschiedener Länge. Wegen des verhältnismäßig geringen Umfanges will ich den Inhalt dieser Sprichwortnovellen etwas ausführlicher wiedergeben, wobei ich nach Möglichkeit die Anstößigkeit zu mildern trachten werde.

1. Wenn es an Heu mangelt, tut es Gerstenstroh! Ist jemand sehr aufdringlich, so bedient man sich dieses Sprichworts. Der Ursprung ist folgender: Eine für ihr Töchterchen sehr besorgte Mutter, die den einzigen Zweck der Ehe in der copula carnalis sieht, will ihre Tochter nur an einen Mann verheiraten, der in diesem Punkte die Durchschnittsleistung übertrifft. Ihre Wahl fällt auf einen armen, aber vielversprechenden Ritter. In der Hochzeitsnacht will sich jedoch das junge Frauchen sittsam stellen und zerkratzt ihren Eheliebsten, worauf dieser bei sich schwört, sein Weib erst zu berühren, wenn es ihn selber darum bittet. Es wird vereinbart, daß die Neuvermählte sagen soll: Gib meinem Pferde Heu! Als sie das Verlangen aber immer und immer wieder stellt, rupft der erschöpfte Ehemann Stroh aus dem Strohsack und praktiziert es seinem beschämten Weibe in vaginam mit den oben genannten Worten.

2. Du hast es gewollt, du hast es! sagt man zu einem Menschen, der sich mehr vornimmt, als er zu leisten imstande ist, wenn es ihm fehlschlägt. Ursprung: Ein prahlerischer, aber impotenter Gatte empfiehlt seinem Weib, das von einem tapferen Haudegen mit Liebesanträgen bestürmt wird, ihm zum Scheine ein Stelldichein zu gewähren. Er verbirgt sich bewaffnet unterm Bette. Der Liebhaber flößt ihm jedoch eine solche Furcht ein, daß er stillschweigend zuhört, wie er gehörnt wird.

3. Dem Klugen genügen wenig Worte! Ein alter, eifersüchtiger Ehegatte bewacht sein Weib sehr streng. Dieses will sich rächen und einen jungen schwarzen Diener verführen. Der Schwarze jedoch, der die Landessprache nicht versteht, weigert sich. Der Gatte befiehlt ihm auf die Klagen seiner Frau, daß er ihr nicht gehorcht, ihr jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, wobei er freilich nicht daran denkt, daß sein Weibchen die Rolle der Potiphar spielt. Der Neger gehorcht nun, und die Folge ist, daß die Frau ein Zwillingspärchen von kleinen Negerlein zur Welt bringt. Sie weiß ihrem einfältigen Gatten jedoch weiszumachen, daß dies die Folge von dem Anschauen eines Negers an ihrem Betthimmel sei.

4. Lieber ein Geweih als ein Kreuz! pflegt man von solchen Gatten zu sagen, die sich um ihre Frauen nicht kümmern. Ursprung: Ein eifersüchtiger Gatte muß eine Geschäftsreise antreten. Um sich vor Hörnern zu schützen, bindet er seinem Weib ein geweihtes Kreuz vor die gewisse Stelle in der Meinung, daß nur ein Heide dies mißachten werde. Als das Schiff bereits die Anker gelichtet hat, ruft er bekannten Schiffern, die heimwärts fahren, zu, sie sollten auf sein Weib achten. Die antworten, Madonna zu dienen, soll uns kein Kreuz auf dem

Wege hindern! Entsetzt kehrt der Eifersüchtige um, bindet das Kreuz wieder los mit den Worten: Ein Geweih ist mir lieber als ein Kreuz.

5. Man erklärt das Sprichwort noch anders: Ein junger Ritter kommt an eine Herberge, die über der Tür ein Kreuz trägt, und glaubt nun, hier gut aufgehoben zu sein. Das Gegenteil tritt ein. Er reist weiter und kommt an eine Herberge, über deren Tür ein Geweih prangt. Hier wird er gut aufgenommen, und die Wirtin läßt ihn bei sich schlafen. Deswegen ist ihm ein Geweih lieber als ein Kreuz.

6. Ich will keinen Prunk, wenn ich nur gut gekleidet bin! wird gebraucht, wenn man zeigen will, daß man mit jedem kleinen Vorteil zufrieden ist. Ein Weib, das sich vor der ehelichen Pflicht fürchtet, weigert die Erfüllung, findet sich aber endlich dazu bereit, als der Gatte nach dem Maßstabe ihrer Willfährigkeit ein Kleid verspricht. Sie kann nun nicht genug kriegen und will auch das, was, wie der Gatte sagt, nur zum Prunke dient, in sich aufnehmen.

7. Wer seine eigenen Geschäfte besorgt, beschmutzt sich nicht die Hände! sagen oft gewinnsüchtige Menschen, die allzu sehr auf ihren Vorteil bedacht sind. Ursprung: Ein prüdes Weibchen zog sich vor der Erfüllung der ehelichen Pflicht stets einen Handschuh an, weshalb der Mann, um sie von ihrer Zimperlichkeit zu heilen, eine Glockenschelle umband, wodurch sie sich mit Recht benachteiligt fühlte und endlich zur besseren Einsicht kam, was sie durch obiges Sprichwort ausdrückte.

8. Du kannst ja ein guter Läufer sein, du siehst aber nicht danach aus! Diese Novelle ist die einzige harmlose. Ein Fuchs und ein Krebs vereinbaren einen Wettlauf, bei dem der Krebs der erste ist, weil er sich an den Schwanz des Fuchses gehängt hat.

9. Besser spät als gar nicht! Ein junger Bursche war von seinem Vater in einer Einöde erzogen worden und hatte den intimen Verkehr nie kennengelernt. Als er nach dem Tode seines Erzeugers als Abt von den Mönchen seines Klosters in die Mysterien des Geschlechtslebens eingeführt wird, vergießt er Tränen, weil er diesen Genuß nicht schon früher gekannt hat. Ein Mönch aber tröstet ihn mit dem genannten Wort.

10. Alles Bohnen! „Wenn einer im Tausche für eine minderwertige Sache eine im Vergleich mit ihr sehr gewichtige verlangt, antwortet er auf eine Gegenbemerkung: Alles Bohnen!“ womit er ausdrücken will, daß kein Unterschied zwischen beiden sei. Ursprung: Ein Tölpel von Ehemann wettet mit seinem blinden Freund, daß dieser propter magnitudinem membri virilis, das ihm eigen ist, nicht imstande sei zum intimen Umgang mit seiner, des Tölpels, Frau. Die Wette wird angenommen, und in concubitu verbrennt der Blinde scrotum suum an den Brennnesseln, worauf der Blinde ihn beruhigt: Alles Bohnen!

11. Weiter geht es nimmer! bildet die Fortsetzung zu der vorigen Erzählung. Da beide Teile sich nicht einigen können, muß der Pfarrer sein Urteil abgeben, und dieser entscheidet zugunsten des Blinden.

12. Alles Bohnen! wird auch noch auf folgende Weise erklärt: Eine Gattin, die sich von ihrem Manne hintergangen weiß, veranstaltet ein Mahl, wobei die köstlichsten Speisen aufgetragen werden. Als der Gatte der Dame entzückt fragt, woraus die Speisen bestanden hätten, erwidert sie: Alles Bohnen, womit sie sagen wollte, daß der Genuß bei anderen Frauen doch immer der gleiche bliebe, was den Mann auch überzeugt.

13. Ich gebe nicht das dafür! sagt man mit einem Fingerschnippen bei einer unberechtigten Forderung. Ursprung: Ein Tölpel weiß nicht, an welcher Stelle er das eheliche Werk verrichten soll. Ein Freund erbietet sich, eine Stelle dafür zu schaffen gegen einen Lohn von fünf Schafen. Als es aber ans Bezahlen kommt, sagt der Tölpel wie oben, denn *il l'a fait auprès d'un autre lieu,* so daß er sich jedesmal irre.

14. Pisse klar und verlache den Arzt! Ein junger Quacksalber wird zu einem alten Weibe gerufen, das er befriedigen soll. Er verschreibt ihr jedoch Medizin und rät ihr mit den genannten Worten. Das alte Weib aber legt den Quacksalber mit seinen eigenen Worten auf derbe Manier hinein.

15. Du bist nicht er! sagt man, wenn einer sich selbst zuviel zutraut. Ursprung: Ein junger Bursche pflegt den jungen Mädchen während des Tanzens membrum virile in die Hand zu geben, was die sich gern gefallen lassen. Ein anderer, der ihm nacheifern will, wird aber an seiner bescheidenen Ausstattung erkannt und auf obige Manier verlacht.

16. Wer dabei ist, dem gesegne es Gott! Ursprung: Die Schwester eines Erzbischofs war mannstoll. Als ihr Bruder ihr Vorhaltungen machte, entgegnete sie ihm: „Wenn ein Frauenzimmer erst einmal zwei gehabt hat, so können sie hundert Teufel nicht abhalten, daß sie auf hundert kommt!" Dies verkündet der Erzbischof auf der Kanzel und schließt lachend mit den obigen Worten.

Die italienische Ausgabe, die weder ein Abriß noch eine Übersetzung der lateinischen ist, zählt im Gegensatz zu der letzteren 16 Nummern. Bis 1558 erschienen noch 20 weitere Ausgaben. Dann blieb das Werk merkwürdigerweise verschollen. Erst 1813 veranstaltete Didot unter Benutzung aller erreichbaren Drucke einen Neudruck, der 16 Sprichwortnovellen, eine „Novella ducale" und zwei Dialoge enthielt (X, 170 Seiten, Kl.-8°). Gleichzeitig gab Renouard einen zweiten Abdruck heraus. 1884 veranstaltete Alcide Bonneau einen Neudruck, in dem er den Novellen mit Recht nachrühmt, sie hätten *„la grace de ceux de Boccacce ou de la reine de Navarre et le piquante de Facéties de Pogge"*. In deutscher Übersetzung von Albert Wesselski erschienen sie 1908 bei Georg Müller in München[8].

Der Gedanke, Sprichwörter erotisch zu deuten, ist originell genug. Cornazano hat ihn in unübertroffener Meisterschaft durchgeführt. Sein Vorzug besteht in

[8] Die Sprichwortnovellen des Placentiners Antonio Cornazano — in 850 Exemplaren; vgl. Hayn I, 673 und Gay I, 731 und III, 591.

der Prägnanz. Er ist nicht weitschweifig und verliert sich nicht in überflüssige Detailmalerei, wodurch er die Pointe abschwächen würde, die so klar und bestimmt ihre Wirkung tut. *Cynthio degli Fabrizii*, der sich in seinem *Origine delli volgari proverbi*[9] mit dem gleichen Gegenstand befaßt, bildet dagegen ein Muster dafür, wie es nicht gemacht werden soll. Er verliert sich in breiten Ausmalereien, braucht zwei bis drei Seiten, was Cornazano in ebensoviel Sätzen restlos sagt, und ermüdet deshalb ungemein schnell.

Für diese italienischen Novellen, die in Boccaccio ihren eigentlichen Begründer fanden, ist das eine charakteristisch: Sie bilden einen schroffen Gegensatz zu der vorher auf asketischer Basis beruhenden Literatur. Ein Umschwung hatte begreiflicherweise eintreten müssen. Nach einer Zeit, deren Bestreben auf die Abtötung des Fleisches und die Vernichtung jeder sinnlichen Regung gerichtet war, trat die Reaktion ein mit gewaltigem Auflodern der Sinnenlust. Viel freier wurde der Verkehr zwischen Mann und Weib, und das Verhältnis der Geschlechter zueinander trat in den Mittelpunkt des Interesses. Natürlich wurde die Novellenliteratur ein Spiegel dieser tatsächlichen Verhältnisse, und dies in dem Maße, daß sich mit dem Begriff „Novelle“ meist die Vorstellung des Schlüpfrigen verbindet. „Der heiße Atem der Zeit, nicht der Schriftsteller ist es, der uns aus den Novellen in erster Linie entgegenweht. Man kann die Renaissance nicht verstehen, wenn man die Novellenliteratur nicht kennt: Die gewaltig gesteigerte Geschlechtlichkeit dieser vulkanischen Periode, die darin zum Ausdruck kommt, war der Boden, aus dem ihre großartige Kunstblüte hervorbrach[10].“

Den Stoff entnahmen die italienischen Novellisten zumeist auch aus der Novellensammlung der „Sieben weisen Meister“[11] und den „*Gesta Romanorum*“[12]. Letztere enthält Erzählungen des klassischen Altertums, arabische Märchen und Mönchslegenden in romantischem Gewande. Sie sind um das Jahr 1340 verfaßt und vor 1358, in welchem Jahr der Dekameron erschien, stark im Umlauf. Die erste Ausgabe, ohne Jahreszahl, vor 1473 erschienen, enthält 152 Kapitel, die folgenden bereits 181.

Als eigentlicher Schöpfer dieser Novellen ist der vielgeschmähte und vielgepriesene *Boccaccio* zu betrachten. Von allen seinen gelehrten Werken hat keins die Jahrhunderte überdauert. Einzig und allein sein „Dekameron“ hat seine Beliebtheit auch heute noch nicht eingebüßt. Wollte man eine Aufzählung aller Drucke geben, so würde dies allein ein dickleibiges Werk ergeben[13].

---

[9] *Libro del origine delli volgari proverbi di Aloyse Cynthio delli Fabritii, della citta di Vinegia cittadino delle arti et di medicina dottore ad Clemente Settino. Vinegia 1526 fol.*

[10] Hans Floerke, Über Perlen älterer romanischer Prosa, in Georg Müllers Verlagskatalog 1908, S. 156.

[11] Dunlop 196—198.

[12] Ib. 198—202.

[13] Vgl. Hayn I, 388—401.

Wir begnügen uns hier, da wir den Inhalt wohl als bekannt voraussetzen dürfen, mit einigen kurzen Angaben. Was den Titel anbelangt, so soll er einen Novellenzyklus bezeichnen, von dessen einzelnen Novellen fingiert wird, daß sie an zehn aufeinanderfolgenden Tagen erzählt worden seien. Das ist aber in verschiedener Hinsicht ungenau. Zunächst ist die Zusammensetzung von *δέκα* (zehn) und *ἡμέρα* (Tag) falsch. Der richtige Titel wäre „Dechemeron", nicht Dekameron, wo die griechische Vorsilbe mit italienischem Auslaut zusammengewürfelt wird. Dann umfaßt auch die Handlung der Rahmenerzählung 14 Tage, von einem Mittwoch bis zum übernächsten Mittwoch. Freitags und Sonnabends wird die Erzählung ausgesetzt, und zwar am Freitag, weil er der Tag der Passion des Heilandes ist, Sonnabends wegen der religiösen Vorbereitungen zum Sonntag. Ob Boccaccio selbst seinem Werke diesen Titel gegeben hat, erscheint ungeklärt. Freilich behauptet er in der Einleitung zu der vierten Giornata, das Buch „senza titulo" geschrieben zu haben. Aber das kann nicht bedeuten, daß er seine Schöpfung namenlos in die Welt geschickt habe, sondern daß er ohne Anspruch auf einen *Ruhmestitel* sein Werk erscheinen lasse. Boccaccio schrieb seinen Dekameron auf Befehl der Prinzessin Maria, einer natürlichen Tochter König Roberts von Neapel. Boccaccio sagt, er sei gezwungen durch Befehle, denen er sich unterwerfe, und Petrarka entschuldigt ihn mit den Worten: „Was darin zu leichtfertig erscheinen mag, ist zu entschuldigen durch das Alter, in welchem Ihr standet, als Ihr es schriebt, und auch durch den Stil, die Sprache, den Leichtsinn des Stoffes und der Personen, welche ein solches Buch lesen wollen[14]." Boccaccio selbst hat später Gewissensbisse, denn in einem Schreiben an *Maghinardo de Cavalcanti*, Marschall von Sizilien, sagt er in betreff des Dekameron: „Daß du die edlen Frauen deines Kreises meine Possen lesen lässest, billige ich nicht. Vielmehr bitte ich dich, daß du aus Liebe zu mir dies nicht gestattest[15], [15a]."

Die in dem Dekameron verwirklichte Idee, durch eine Rahmenerzählung mehrere Novellen zu einem gewissermaßen einheitlichen Ganzen zu verknüpfen, ist keineswegs neu. Sie findet sich in der Sanskritliteratur, zum Beispiel in Werken

[14] Marc Monnier, Literaturgeschichte der Renaissance. Nördlingen 1888, S. 118.

[15] Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851, S. 487. Anm. 289.

[15a] Daß oft Frauen den Anlaß zu erotischen Werken gegeben haben, ist auch anderwärts bezeugt. Wir wollen ganz absehen von den Zeugnissen Ovids, Martials, Juvenals. Lafontaine war zum Beispiel zur Abfassung seiner mehr als leichtfertigen „Contes et nouvelles" durch das Drängen und die Bitten von Mazarins Nichte, der Herzogin von Bouillon, bestimmt worden. „Die vornehme Welt fand die Geschichten zwar sehr lustig, aber keine der erlauchten Damen schämte sich, sie gelesen zu haben." (E. Engel, Psychologie der französischen Literatur. 3. A. Berlin 1904, S. 103.) — Hoffmannswaldau sandte der verwitweten Königin Sophie, der Mutter der Gemahlin Friedrichs I., eines seiner ausgelassensten Gedichte auf Verlangen. Die Empfängerin ließ es für die Herzogin von Orleans (Elisabeth Charlotte) abschreiben, und alles war „entzückt über die amoureusen Verse". (Friedländer, Darstellung aus der Sittengeschichte Roms, 5. A. I, 431.) — Der berühmte Gallogermane Villers gab im „Spectateur du Nord" eine eingehende Analyse von de Sades *Justine et Juliette* und erklärt dabei, zur Lektüre des Buches von einer Dame aufgefordert zu sein (E. Dühren, Der Marquis de Sade. 1900, S. 442).

wie Hitopadesa, Pantschatantra, Vetalapantschavinsati, dann in 1001 Nacht usw[16]. Was Boccaccio vor den andern auszeichnet, ist seine virtuose Behandlung dieser Form der Darstellung, weshalb er als eigentlicher Schöpfer der Rahmenerzählung angesehen werden kann, der als Vorbild für seine Nachfolge galt, ohne daß ihn einer erreichte. *Ser Giovanni Fiorentino, Mariconda, Parabosco* begnügten sich damit, ihre Geschichten in Serien einzuschachteln, die sie wie Boccaccio „Tage" nannten, ohne daß diese aber durch innere Beziehung miteinander verbunden wären. In einem einzigen gut ausgenützten Tage gibt *Firenzuola* alle Arten von Liebesgesprächen und an die zehn der entzückendsten Novellen zum besten. *Grazzini,* bekannter unter dem Namen *le Lasca,* fingiert eine Folge von Tischgesprächen. Bei *Straparola* hießen die einzelnen Teile „Nächte". Der Vorwand der hundert Novellen *Giraldi Cinthios* ist die Flucht vornehmer Standespersonen aus Rom nach Marseille, die die Langeweile ihres Exils mit amüsanten Plaudereien verscheuchen. *Erezzo* macht uns mit einer Gesellschaft junger Studenten bekannt, die sich in gefälligem Ausdruck üben. Nur *Bandello* hält sich von diesen ausgefahrenen Gleisen fern. Jede Novelle behält bei ihm ihre Selbständigkeit.

Boccaccio fingiert, daß während der 1348 in Florenz ausgebrochenen Pest sich drei Herren und sieben Damen aus der Stadt geflüchtet haben und sich die Zeit mit Erzählen von amüsanten und lebhaften Geschichten vertreiben. „So groß", sagt Boccaccio selbst in seiner Einleitung, „war das öffentliche Unglück, daß man weder göttliches noch menschliches Recht länger beachtete." Die Frauen, welche diese schreckliche Seuche überlebten, aber ihre Ehemänner und Eltern verloren hatten, warfen, wie Warton[17] erzählt, jeden herkömmlichen Brauch und Zwang ab. Da die Krankheiten, besonders aus dem weiblichen Geschlecht, viele Opfer gefordert hatten, sahen sich die vornehmen Damen aus Mangel an weiblichen Dienstboten gezwungen, Männer einzustellen, wodurch sich pikante Situationen von selbst ergaben.

Der Dichter will nichts weiter als unterhalten, und da entschieden der unsittliche Mensch mit seiner Verschlagenheit und Berechnung für den Dichter interessanter ist als der moralische, der keinen Schritt von dem geraden, als recht erkannten Wege abweicht, weil es hier keine Verwicklungen zu lösen, keine Steigerung der Spannung gibt, hat auch Boccaccio zur Erreichung seines Zweckes viele unmoralische Situationen geschildert, manche unmoralische Personen mit breiten Pinselstrichen dem Gemälde seiner blühenden Schilderungen einverleibt und geradezu bevorzugt. In Betracht kommen hier ganz besonders folgende Novellen: II, 4, 5, 7, 10; III, 1—8, 10; V, 4, 10; VI, 7; VII, 4, 5, 7, 8, 9; VIII, 1, 8; IX, 10. Daß manche Novellen ganz frei von Immoralität sind, soll nicht verkannt werden, die andere Richtung überwiegt jedoch. Unzüchtig kann man wohl keine

[16] Vgl. Gustav Gröber, Die Quellen von Boccaccios Dekameron, Straßburg 1913.
[17] History of Poetry 1824, II, 258 ff.

der Novellen nennen. Sie gehen nicht auf Erregung der Sinnlichkeit aus, ihr angeblicher Fehler ist nur, daß sie nicht prüde sind. Boccaccio versammelt in diesem einen Buche die Tugenden und Laster des Menschengeschlechts, er zeigt uns Betrüger und Betrogene, Geizhälse und Wüstlinge, Damen und Ritter, Pilger und Heilige, Helden und Räuber, Heuchler und Narren, Könige, Päpste und Mönche, vor allem Mönche, Mönche ohne Ende. Es darf auch nicht überraschen, daß Boccaccio die Klöster zum Schauplatz seiner freiesten Erzählungen gemacht hat. Die Pest hatte nämlich die Tore derselben geöffnet, und die Mönche und Nonnen zogen im Lande umher, wobei sie die allgemeine Freiheit des Lebens in der Welt mit einer Gier genossen, die der Strenge des früheren Zwanges entsprach. Als die Seuche nachließ und die früheren Bewohner der Klöster zur Rückkehr in dieselben gezwungen wurden, blieb ihnen doch der Hang zu weltlichen Genüssen, und sie führten nach wie vor das ungebundene Leben, da sie sich den strengen unsozialen Vorschriften ihres Ordens nicht mehr unterwerfen wollten. Mehrere Kirchenschriftsteller datieren von diesem Zeitpunkt ab den Verfall der klösterlichen Zucht. Und Boccaccio griff hier mit fester Hand zu[18].. Kein italienischer Autor hat das Herz des Menschen so genau gekannt, keiner besaß in so hohem Grade jene komische Gewalt, die die Menschen zu zwingen vermag, über ihre eigene Schwäche zu lachen, und die sie auf ihre eigenen Kosten weiser und besser macht[19].

Neben dem Weltruhm, den der Dekameron erworben hat, vergißt man aber ganz und gar ein anderes Werk Boccaccios, das, wenn man durchaus die Unsittlichkeit zum Maßstabe machen will, „unsittlicher" ist als der Dekameron. Ich meine den „*Corbaccio*", dem hier, wiewohl er nicht zu den Novellen gehört, einige Worte gewidmet sein mögen[20]. Boccaccio hat in diesem Werk, dem ein persönliches Erlebnis zugrunde liegt, eines der besten Produkte der satirischen Weltliteratur geschaffen. In seiner Jugend Maienblüte war der Dichter von einer heftigen Leidenschaft zu einer Witwe ergriffen worden. Seine Bewerbungen wurden aber nicht nur nicht erhört, sondern kaltlächelnd mit beißendem Spotte abgewiesen. Boccaccio, im Innersten gekränkt, rächte sich nun durch den „Corbaccio" an der grausamen Schönen. Er fingiert eine Begegnung mit dem Geiste ihres verstorbenen Gatten, dem er seine vergeblichen Liebesbemühungen beichten muß. Der Geist tröstet den Betrübten und enthüllt sich dabei als einen der größten Misogynen. Alle Fehler des weiblichen Geschlechts werden ans Licht gezogen, unter die Lupe genommen und mit gehässiger Kleinlichkeit aufgedeckt, verzerrt, vergrößert; nichts gleicht ihren Lastern, ihrer Tücke, ihrer Verschlagenheit. Ihre geschlechtliche Unersättlichkeit ist natürlich eines ihrer hervorstechendsten Merkmale. Zwei oder drei Liebhaber

[18] Vgl. Dunlop-Liebrecht S. 216.

[19] Die beste Ausgabe ist die 1757 von Gravelot, Boucher und Eisen illustrierte, die 1912 in dem Verlage von Georg Müller und Hans v. Weber in München eine Auferstehung erlebte.

[20] *Il corbaccio — Labirinto del amore* 1355, vollständige Inhaltsangabe in Koerting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance, Leipzig 1880, 2. Band, S. 208—237.

neben ihrem Gatten genügen ihnen noch keineswegs, sie lassen einen jeden zu, von dem sie sich einige Wollust versprechen, sogar den äthiopischen Mohren, ja manche folgen dem Beispiel der Messalina, besuchen in Abwesenheit ihres Gatten die Bordelle, aus denen sie zwar ermattet, aber noch lange nicht befriedigt, heimkehren. Die Folgen dieser verbrecherischen Beziehungen werden dann gewissenlos beseitigt, entweder noch vor der Geburt oder durch grausamste Behandlung[21]. Und wie lüstern sind sie nach dem Manne! Auch der Greis, der triefäugige Alte findet Erhörung, falls er nur Geld hat. Mögen sie sonst auch noch so wetterwendisch sein, in der Wollust bleiben sie beständig. Sind sie dann alt geworden und finden keinen Liebhaber mehr, so halten sie einen kräftigen Stallknecht von den Mitteln des Gatten aus. Und dennoch schreien die Männer brünstig nach diesem verachteten Geschlecht. Aber wie häßlich, wie ekelhaft sie seien, könne er am besten nach dem Aussehen seiner ehemaligen Frau am besten beurteilen. Wer sie frühmorgens beobachten konnte, wie sie ungeputzt und unfrisiert, hustend und spuckend aus dem Bette stieg, der wäre rasch von seiner Leidenschaft kuriert worden. Und nun folgt eine widerliche Schilderung der intimsten Körperteile, die trotz des Widerwillens, den sie erregt, in jeder Hinsicht meisterhaft ist und Aretinos „Zoppino" in mehr als einer Hinsicht gleicht.

Wir können die Frage, ob Boccaccios Satire berechtigt war oder nicht, ruhig unerörtert lassen. Nach alledem, was wir von der Renaissanceliteratur besitzen, wissen wir ja, daß die damaligen Schriftsteller ein ungemein reizbares Völklein waren, das, ohne viel nach sittlichen Grundsätzen zu fragen, sich durchsetzen wollte und mußte, und demgemäß alles, was sich seinem Streben und seinen Wünschen entgegenstellte, als persönlichen, mit allen Mitteln zu bekämpfenden Feind betrachtete.

Boccaccio gab den Ton an, wiewohl auch er seine Vorbilder hatte. Das hindert jedoch nicht seine überragende Bedeutung. Einige seiner unmittelbaren Vorgänger und die bedeutendsten, die in seinen Fußtapfen wandelten, seien hier kurz besprochen:

Zunächst *Girolamo Morlini* aus Neapel[22]. 1520 sind seine Novellen erschienen[23]. Kurze Zeit darauf wurden sie zum Scheiterhaufen verdammt. Wenige Exemplare — höchstens 5 oder 6 — entgingen dem Feuertode, und diese paar Bücher sind seit langem höchst begehrte Objekte. Zweihundert Jahre hat man überhaupt von dem Buche nichts gewußt. Erst im 18. Jahrhundert wird es einmal wieder erwähnt. Über den Grund, warum das Buch verbrannt worden ist, wissen wir nichts Bestimmtes, obwohl die Ansicht ziemlich verbreitet ist, die Schlüpfrigkeit der

[21] Vgl. Horaz. Od. III, I.

[22] Vgl. Dunlop 494. *Morlini Novellae. Cum Gratia & Privilegio Caesareae Maiestatis & Summi Pontificis, Decennio Duratura (In Fine:) Neapoli In Aedibus Joan. Pasquet De Sallo. M. D. XX Die VIII April (4°).*

[23] Vgl. Hayn V, 173.

Novellen habe den Anlaß dazu gegeben. Die Leute, die diese Meinung vertreten, kennen das Rom zu der Zeit Leos X. schlecht. Damals war die Welt noch nicht so verdorben, daß die Kardinäle oder der Papst an derartigen Büchern Anstoß genommen hätten. Waren nicht die Kardinäle Bibbiena, der Verfasser der Calandra, und Bembo, der neben den Asolani auch Priapeia gedichtet hat, die Freunde des Mediceers? Wahrscheinlicher ist, daß der Papst mit der Verbrennung dem von Morlini arg verspotteten König Ludwig XII. von Frankreich eine Genugtuung hat geben wollen. Das Interesse, das die Novellen Morlinis erwecken, beruht aber nur zum Teil auf ihrer Geschichte. Auch um ihrer selbst willen sind sie einer Übertragung wert, obwohl man stilistische Vorzüge in ihnen vergebens suchen würde. Die Novellen verlangen vom Übersetzer auch kein leichtes Stück. Caussy sagt: „Die Schwierigkeit der Arbeit bestand, abgesehen von der philologischen Richtigstellung mancher Worte darin, die gleichzeitig primitive und komplizierte Art Morlinis wiederzugeben: primitiv in der Anlage, kompliziert in der Wahl des Ausdrucks."

Morlini gibt nur das Nötigste, erzählt kurz und präzis, ohne jedoch dabei dunkel zu werden. Alle möglichen Schriftsteller werden zitiert und starke Anleihen bei Ovid, Vergil, Poggio, Masuccio und Pontanus gemacht. Seine Novellen behandeln anscheinend Tagesereignisse und erhalten deshalb kurlturgeschichtlichen Wert. Nur bei einzelnen Novellen wird der Stoff anderen direkt entlehnt[24].

Morlinis Geschichten behandeln in ihrer allerdings barbarischen Sprache nicht nur rein novellistische Stoffe, sondern sie vermitteln uns auch uralte Volkstraditionen, die häufig noch heute in der Heimat des Autors lebendig sind. Wirr verschlingen sich in ihnen die Fäden morgenländischer und europäischer Überlieferungen. Zum erstenmal sind sie ins Deutsche übersetzt worden von A. Wesselski[25], dessen bibliographische Einleitung und Bemerkungen sehr lesenswert sind.

Einen feinen Beobachter lernen wir in Sacchetti kennen. *Franco Sacchetti* aus Florenz, geboren 1335, erlebte 1348 die schwarze Pest, von der Boccaccio berichtet und die er selbst öfter erwähnt. Dann machte er weite Reisen, um den Handel kennenzulernen. Nebenbei widmete er seine Mußestunden der Poesie. Eine unglückliche Liebe gab den Anstoß zu manchen Gedichten. Aber die Zeit war ernst genug. Die italienischen Städte erhoben sich gegen den Papst und vertrieben ihn. Dieser wieder rief den englischen Banditenführer John Hawkwood (le Giovanni Acuto oder Gian Acut der Novellisten) ins Land, der die blühenden Fluren verwüstete, in den Städten grausam hauste und ungeheure Lösegelder erpreßte.

[24] Die lateinischen Originalausgaben zitiert Gay II, 479; III, 279 und 580; die französischen Übersetzungen I, 693, für die deutschen Übersetzungen vgl. Hayn V, 172—174; zur Geschichte des Werkes vgl. Stern-Szana, S. 43—45.

[25] Die Novellen Girolamo Morlinis, München, Georg Müller, 1907, Privatdruck in 850 Exemplaren. Sieben Novellen bringt Alfred Semerau a. a. O., wovon die 6. und 7. anscheinend eine Fälschung des Simon de Troyes sind.

bis es gelang, ihn gegen den Papst zu gewinnen. Sacchettis Leben ist nun ausgefüllt mit dem Kampfe gegen das Papsttum und den erfolgreichen Bemühungen, Bündnisse gegen ihn zustande zu bringen. Es gelingt, und seine Vaterstadt Florenz weiß ihm dafür Dank. Als die Zeiten ruhiger wurden, betraute sie ihn mit ehrenvollen Justiz- und Verwaltungsämtern. Um 1400 starb er.

Berühmt ist Sacchetti durch seine *Trecenti novelli*, die aber bei seinen Lebzeiten nicht erschienen. Der Streit, wann Sacchetti seine Novellen abgefaßt hat, ist auch heute noch nicht entschieden[26]. Trotz ihres Nichterscheinens im Druck hatten sie aber handschriftlich eine große Verbreitung gefunden, denn Straparola, Poggio, Grazzini, Bandello und die kleineren Geister benutzen ihn ausgiebig in einer auch für die damaligen Verhältnisse ganz unerlaubten Weise. Von den 300 Novellen sind aber nur 223 erhalten, und davon an die 30 auch nur sehr verstümmelt. Demzufolge konnte Bottari, der 1724 in Florenz die erste Ausgabe besorgte, nach einer Handschrift der laurentinischen Bibliothek, ein wenn auch immerhin beträchtliches Bruchstück geben, ohne Anfang und Ende. Der Anfang fand sich später in der Bibliothek Magliabecchi, aber der Schluß ist wohl unwiederbringbar verloren. 1907 erschien bei Georg Müller in München die beste und vollständigste deutsche Übersetzung von Hanns Floerke[27].

Sacchetti steht sowohl zeitlich wie stofflich in der Mitte zwischen Boccaccio und Poggio. Boccaccio bindet sich an keine Zeit, er nimmt seine Stoffe aus der Vergangenheit ebenso wie aus der unmittelbaren Gegenwart, aus dem Osten nicht minder wie aus dem Westen, Süden und Norden. Jede Novelle ist ein abgeschlossenes, abgerundetes Kunstwerk. Er läßt den Stoffen nicht ihre Ausnahmestellung, er geht vom Besonderen auf das Allgemeine. Seine Gestalten sind gemeingültige Typen. Und alles wird in einem glänzenden Stile vorgetragen. Poggio dagegen, der nicht wie Boccaccio italienisch schrieb, sondern in klassischem, übermütigem Latein seine Schnurren vorträgt, steckt sich ein ganz anderes Ziel. Wozu Boccaccio mehrere Seiten braucht, um alles recht klar und anschaulich darzustellen, dazu genügen für Poggio wenige Zeilen. Er will witzig sein und zum Lachen reizen, wozu ja die Kürze die Voraussetzung bildet. Sein Hauptaugenmerk ist auf die Pointe gerichtet. Wie anders dagegen Sacchetti. Sein Ehrgeiz liegt auf einem bescheidenen Gebiete. Er will erzählen, nichts weiter, und so zeichnet er Tag für Tag auf, was ihm vor Augen kommt: Neuigkeiten, Klatsch, Anekdoten und viel Selbsterlebtes. Diese seine Novellen sind „meist keine eigentlichen Geschichten, sondern Antworten, die unter gewissen Umständen gegeben

[26] *Vgl. L. di Francia, Franco Sacchetti Novelliere,* Pisa 1902, S. 87 ff.; *G. Volpi in der Rassegna Nazionale* vom 16. April 1906, *Di Francia im Giornale storico della letteratura italiana* LI, S. 216 ff. und Volpi ebd. LIV, S. 77 ff.

[27] Die Novellen des Franco Sacchetti, Bürgers von Florenz, in 850 Exemplaren. Zur Bibl. vgl. Gay III, 396, 418, 420, 425; Hayn VII, 3, sowie Floerkes Ausgabe Bd. III, S. 356—358 und Stern-Szana, S. 35—37.

werden, horrible Naivitäten, womit sich Halbnarren, Hofnarren, Schälke, liederliche Weiber ausreden. Das Komische liegt dann in dem schreienden Gegensatz dieser wahren oder scheinbaren Naivität zu den sonstigen Verhältnissen der Welt und zur gewöhnlichen Moralität. Die Dinge stehen auf dem Kopf. Alle Mittel der Darstellung werden zu Hilfe genommen, auch zum Beispiel schon die Nachahmung oberitalienischer Dialekte[28]." Seine Novellen mit oft stark erotischem oder skatologischem Inhalt sind ein lebensvolles, allerdings nicht reizendes Gemälde der damaligen italienischen Sitten, der Gleißnerei und Ausschweifung des Adels, des Volkes, des Klerus. Und daß die Mönche schlecht genug wegkommen, liegt nicht an Sacchetti, wohl aber an deren liederlichem Lebenswandel, denn Sacchetti beschönigt nichts und setzt auch nichts hinzu. „Das Ewigmenschliche und Allzumenschliche, dieses unendlicher Variationen fähige Thema steht bei ihm fest und ausschließlich auf der Tagesordnung, alles, was er bietet, ist echt, nicht immer im Sinne der Authentizität, wohl aber der Beobachtung. Darum vermögen wir auch seine Naivitäten zu genießen[29]."

Seine 300 Novellen sind nicht mit Boccaccios Meisterwerk zu vergleichen. Der blühende Stil macht einer etwas ärmlichen Kürze Platz, der Akzent der Darstellung ruht einseitig auf dem kurzen Witzwort, und schon finden wir wieder eine gefährliche Neigung, die Erzählung mit einer angehängten Moral zu belasten. Neu ist in diesen Novellen, daß ein glücklicher Griff in die Gegenwart getan und das bewegte Leben des Tages künstlerisch ausgebeutet wird. Was bei Sacchetti nur erst angedeutet war, ist bei Poggio erreicht. Bei ihm ist die Zusammenziehung der Novelle auf das feine witzige Wort durchgeführt.

Seltsam mutet es uns allerdings an, daß Sacchetti, der sich über die Mönche lustig macht und sie so blutig verhöhnt, 49 biblische Sermone schreiben konnte. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Sacchetti war überzeugter Christ und schrieb die Sermone zu seiner Erbauung. In ihm lebte die Überzeugung, daß seinem Glauben kein Schaden geschähe, wenn er die Auswüchse der Dogmen und die Diener der Kirche in ihrer Lasterhaftigkeit verspottete, wobei er sogar so weit ging, die Kastrierung der Mönche für das wirksamste Mittel zur Hebung der Sittlichkeit zu empfehlen.

Der innere Wert seiner Geschichten, bloß als Novellen betrachtet, ist nicht groß. Wir finden unter ihnen nur wenige, welche Züge sinnreicher Galanterien enthalten, und gar keine von größerem Umfang oder tieferem Interesse. Der größte Teil besteht aus sinnreichen Aussprüchen oder witzigen Antworten, ähnlich wie Poggios Fazetien.

Ser Giovanni Fiorentino (aus Florenz also) steht, was Stil und Erzählungstalent anbelangt, nur hinter Boccaccio zurück. Er schrieb sein Werk „*Il Pecorone*"

[28] Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, 10. A. 1908, I. S. 167.
[29] H. Floerke, Müllers Katalog, S. 156.

(der Schafskopf) im Jahre 1378. Gedruckt wurde es nach Gay, 4. 11. III, 679. 1558 zu Mailand, nach Stern-Szana a. a. O. S. 59 bereits 1557. Eine Ausgabe mit der Jahreszahl 1754 ist späteren Datums. Erst 1757 erschien eine vollkommene Ausgabe. Seine Erzählungen behandeln die gleichen Themata wie die anderen italienischen Novellisten, besonders Boccaccio, mit dem er viele Berührungspunkte hat. Auch die Form (Einteilung in Tage) ist die gleiche. Eine ganze Anzahl der Erzählungen ist historisch[30]. Letzte und beste deutsche Übersetzung als „Perlen älterer roman. Prosa" Nr. XXX—XXXI 1921 bei Georg Müller in München: Die fünfzig Novellen des Pecorone von Ser Giovanni Fiorentino, übers. v. M. Gagliardi[31].

Tommaso Guardato, genannt *Masuccio* di Salerno (etwa 1420—1470). Von seinem Leben wissen wir so gut wie nichts. Nur aus gelegentlichen Bemerkungen in seinen Schriften können wir schließen, daß er aus Neapel stammte, größtenteils in Mailand lebte und eine ziemlich angesehene Stellung einnahm. Sein Werk, „*Il Novellino*' betitelt, besteht aus 50 Novellen und ist in fünf Abschnitte geteilt. Es erschien zuerst 1476 in Neapel. Drucker dieser ersten Ausgabe war Sixtus Reisinger aus Straßburg, der von hier zugewandert war und in Neapel die Buchdruckerkunst einführte. Gleich nach Erscheinen wurde das sehr freie Werk, in dem den Mönchen übel mitgespielt wird, von der geistlichen Zensur vernichtet. Ein einziges Exemplar, das auf der Pariser Nationalbibliothek, scheint der Vernichtung entgangen zu sein[32].

Als Zweck seiner Novellen gibt er selbst die Darlegung des „verdorbenen Lebens der vorgeblichen Mönche" an. In dem ersten, zehn Novellen enthaltenden Teile will er zeigen, daß Gott früher oder später die liederlichen Mönche bestraft, welche hier gewöhnlich bei einem Stelldichein betroffen werden. Im zweiten Abschnitt soll an Beispielen bewiesen werden, daß die Mönche allen nur möglichen Betrug ausüben, um den Leichtgläubigen ihr Geld abzunehmen. Ab und zu aber widerfährt ihnen das gleiche Schicksal. Im dritten Teil, der wie die beiden ersten Teile aus zehn Novellen besteht, werden Liebeshändel der vornehmen italienischen Damen mit Stallknechten, Negern und Maultiertreibern erzählt. Die zwanzig folgenden Geschichten berichten von Liebesabenteuern mit teils glücklichem, teils unglücklichem Verlauf, aber stets durch unwahrscheinliche oder gar unglaubliche Mittel erreicht. Die 33. Novelle bildet die Quelle zu Shakespeares Romeo und Julia.

Der Novellino Masuccios von Salerno, sagt Luigi Settembrini, der Herausgeber der letzten italienischen Ausgabe, ist ein Buch, das sehr wenigen bekannt ist,

30 Vgl. Dunlop-Liebrecht, 259—266.

31 Vgl. Stern-Szana, 59—60.

32 Hayns bibliogr. Angaben werden von Stern-Szana (a. a. O. S. 57) berichtigt (vgl. Hayn IV, 433 und Gay III, 425).

da es die schlechten Sitten der Priester und Mönche geißelt, die es auf den ersten Index (1564) setzten, alle Exemplare vernichteten, deren sie habhaft werden konnten, und es auf diese Weise dahin brachten, daß es in Vergessenheit geriet. Für die Geschichte, Sitten und Menschen Neapels zur Zeit der aragonischen Könige ist der Novellino von größter Wichtigkeit. Mit dem Dekameron hat er manche Berührungspunkte. Trotzdem ist es ein originales Werk. In Masuccio lernen wir einen offenen, ehrlichen Neapolitaner kennen, der kräftige Wörtlein redet, um zu lachen, im Grunde aber gut und moralisch und auch religiös ist und sich aus diesem Grunde gegen die schlechten Mönche und Nonnen entrüstet. Und daß Masuccio durchaus nicht übertreibt, ist aus dem überwältigenden Material, das Albert Dresdner[33] beibringt, zu ersehen. Um dem Leser einen Begriff von dem Inhalt der Novellen zu bieten, lasse ich den Inhalt einiger Novellen hier folgen:

Novelle 2. Ein Dominikanermönch macht Madonna Barbara weis, daß sie von einem Gerechten schwanger werden und den fünften Evangelisten gebären würde. Unter dieser betrügerischen Vorspiegelung schwängert er sie, worauf er sich unter Anwendung einer neuen List davonmacht. Die Geschichte kommt heraus, und Barbaras Vater verheiratet seine Tochter unter ihrem Stande.

Novelle 5. Massimilla wird von einem Priester und einem Schneider umworben und verspricht allen beiden ihre Liebe. Sie verlustiert sich zu Hause mit dem Schneider. Der Priester erscheint vor der Tür und verlangt, daß sie ihr Versprechen einlöse, und will mit Gewalt eindringen. Der Schneider versteckt sich in seiner Angst auf dem Hängeboden. Der Priester findet Einlaß und erklärt, er wolle den Papst nach Rom führen. Der Schneider ist Augenzeuge von dem Feste und denkt, es dürfe nicht ohne Musik vor sich gehen, weshalb er die Sackpfeife bläst. Der Priester macht sich davon, und der Schneider setzt sich wieder in den Besitz der verlorenen Beute.

Novelle 6. Zwei Nonnen ergötzen sich nachts mit einem Prior und einem Pfarrer. Der Bischof erfährt dies, legt sich auf die Lauer und erwischt den Prior beim Verlassen des Klosters. Der Pfarrer dagegen bleibt drin. Seine Geliebte erfährt, daß der Bischof ins Kloster will, lockt unter falschen Vorspiegelungen die Äbtissin aus dem Bett und läßt ihren Pfarrer sich dort verbergen. Er wird hier auch vom Bischof gefunden. Die Nonne ist gerettet, die Schande fällt auf die Äbtissin zurück, und die beiden Priester werden zu Geldstrafen verurteilt.

Novelle 7. Joani Tornese führt seine Frau aus Eifersucht als Mann verkleidet aus dem Hause. Ein Ritter, der sie liebt, erkennt sie vermöge einer fein ausgedachten List in Gegenwart des Gefährten fleischlich. Der Gatte führt sein Weib wütend wieder nach Hause. Die Sache wird ruchbar, und als Joanni aus Schmerz darüber stirbt, verheiratet sich seine Frau wieder und genießt ihr Leben.

[33] Kultur- und Sittengeschichte der italienischen Geistlichkeit im 10. und 11. Jahrhundert. Breslau 1890, S. 306.

Novelle 15. Ein Kardinal liebt eine verheiratete Frau und besticht ihren Gatten mit Geld. Dieser führt sie in das Schlafzimmer des Kardinals und kehrt am anderen Morgen zurück, um sie wieder abzuholen. Sie fühlt sich dort jedoch sehr wohl und will nicht wieder heimkehren. Schließlich nimmt er das ausbedungene Geld und ergreift außer sich vor Schmerz die Flucht, seine Frau aber verlustiert sich mit dem Kardinal.

Novelle 23. Eine Witwe verliebt sich in ihren Sohn und läßt sich von ihm mit Hilfe einer betrügerischen List fleischlich erkennen. Nachdem sie schwanger geworden, entdeckt sie dem Sohn auf Umwegen die Wahrheit. Dieser verläßt sie empört und geht außer Landes. Die Sache wird ruchbar, und die Mutter wird nach ihrer Niederkunft von dem Podesta verbrannt.

Die beiden wichtigsten Repräsentanten des Florentiner Geistes in der Novelle sind, außer Boccaccio und Sacchetti, Antonfrancesco *Grazzini* il Lasca und *Firenzuola.*

Antonfrancesco *Grazzini,* genannt il Lasca[33a], geb. 22. März 1503, Apotheker von Beruf, war literarisch sehr gebildet. Er entfaltete eine lebhafte Editorentätigkeit, befaßte sich mit der Abfassung von etwa 3500 Sonetten, Madrigalen, Kanzonen usw. Einzig für uns Lebende von Wert sind aber seine Novellen, von denen er 30 verfaßt haben soll. Von diesen besitzen wir noch 22 und den Anfang der 23. Am 16. Juni 1549 starb der Dichter.

Grazzini hat sich, wie man weiß, nicht nur als Novellist ausgezeichnet, aber diese Novellen dürften von seiner gesamten großen literarischen Tätigkeit das sein, was uns heute am meisten zu fesseln vermag. Er hatte dreißig Novellen, je zehn für die Cena, geplant, wohl auch geschrieben, sieben aber haben sich bis jetzt nicht gefunden. Über den Wert der Novellen urteilt Floerke: „Was uns Grazzinis Novellen so wertvoll macht, ist der Umstand, daß sie echten Florentiner Geist atmen und uns mit wenigen Ausnahmen eine der wichtigsten Epochen des Florentiner Lebens offenbar getreu und sicherlich mit großer Frische widerspiegeln: die Zeit vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis gegen das Jahr 1540. Sie sind für das Verständnis dieser Zeit ebenso wichtig wie die an kulturhistorisch interessanten Einzelheiten viel reicheren Novellen Sacchettis für das 14. Jahrhundert."

An gelegentlichen Derbheiten fehlt es bei dem Sohne dieser von Moral nicht sonderlich beschwerten Zeit natürlich nicht, doch sind die Obszönitäten nicht so reichlich gesät wie etwa bei Morlini, Sacchetti u. a. Als erotisch haben folgende Novellen zu gelten:

1. Novelle: Salvestro Bisdomini glaubt, dem Arzt den Urin seiner kranken Frau zu bringen, bringt ihm jedoch den seiner Magd, die ganz gesund ist. Dadurch, daß er auf Verordnung des Arztes bei seiner Frau liegt, erlangt sie ihre Gesundheit wieder. Seine Magd aber, die einen Mann nötig hat, verheiratet er.

[33a] Die Nachtmähler. Zum erstenmal vollständig ins Deutsche übertragen von Hanns Floerke. München u. Leipzig, G. Müller, 1912.

6. Novelle: Der Pfarrer von San Felice a Ema erkennt unter dem Vorgeben, ihr eine Gans dafür zu geben, die Mea fleischlich und betrügt sie. Als er dann wiederkommt, wird er von ihr betrogen, verliert die Gans und die Kapaunen und wird mit schmerzenden Gliedern, da er nicht selbst gehen kann, nach Hause getragen.

10. Novelle: Der alte Ser Anastagio wird ohne den geringsten Grund auf seine junge Frau eifersüchtig. Hierüber entrüstet, richtet sie es so ein, daß ein Arzt, der sie liebt, zum Ziele seiner Wünsche kommt. Als ihr Gatte infolge eines Unfalls ums Leben kommt, heiratet sie den Liebhaber.

II, 5. Novelle: Conradus, Herr der alten Stadt Fiesole, kommt dahinter, daß sein Sohn bei seiner Stiefmutter liegt. Erzürnt läßt er beide eines bittern Todes sterben und wird darauf selbst wegen dieser übermäßigen Grausamkeit vom Volke zu Tode gesteinigt.

II, 7. Novelle: Der Hauslehrer Taddeo ist in ein adliges Mädchen verliebt und schickt ihm einen Liebesbrief. Dieser fällt dem Bruder in die Hände, welcher ihm im Namen der Schwester antwortet und ihn nachts ins Haus kommen läßt. Dort spielt er ihm im Verein mit einigen Genossen einen Streich, der zur Folge hat, daß der Schulmeister halbtot und ganz unmöglich gemacht aus Florenz flieht.

II, 8. Novelle: Ein Landpfarrer verliebt sich in ein adliges Mädchen seiner Gemeinde und bittet sie, ihm zu Willen zu sein. Sie weigert sich jedoch und sagt es den Brüdern. Diese spielen ihm einen Streich und rauben ihm dabei, abgesehen von sonstigem Schaden, den sie ihm zufügen, sein Geld und anderes, worauf sie ihm seine Testikeln an eine Zypresse binden und ihn verlassen. Er weiß jedoch durch List freizukommen und sich herauszulügen.

II, 10. Novelle: Mona Mea kommt nach Florenz, um die Mitgift ihrer mit Beco dal Poggio verheirateten Tochter abzuholen. Da sie ihren Schwiegersohn nicht bei sich hat, rät man ihr, statt seiner Nencio dell' Ulivello mitzunehmen, der dann von der Herrin mit Pippa zusammen schlafen gelegt wird. Beco erfährt die Geschichte, erzürnt sich mit seiner Frau und läßt sie vor das bischöfliche Gericht laden, wo dann der Dorfpfarrer alles in Ordnung bringt.

Die von ihm erzählten Schwänke und Streiche scheinen erlebt oder gehen auf Volksüberlieferungen zurück, so daß er ihre künstlerische Nacherzählung als geistiges Eigentum in Anspruch nehmen kann. Sonst lassen sich für seine Novellen wohl Vorbilder nachweisen, doch er hat sich ihnen gegenüber durchaus selbständig gezeigt und jeder Geschichte sein individuelles Gepräge aufgedrückt. Er erzählt stets kurz und bündig, der Dialog ist lebendig, die Menschen weiß er durch ihre Worte und Handlungen zu kennzeichnen. Es ist die Zeit Michelangelos, die er schildert, und Schüler und Genossen des Meisters sind es, die bei einigen seiner besten „Burlen“ die Hand im Spiele haben [34].

[34] Vgl. Hayn II, 663—665, und Gay IV, 399—400.

Firenzuola gehört hierher wegen seiner (wenn auch nicht so bekannten) Novellen. Er wurde geboren am 28. September 1493, studierte Rechtswissenschaft und erwarb den Doktorgrad. 1518 finden wir ihn in Rom, wo er einige Zeitlang die Advokatur ausübte. Abgestoßen von der überall herrschenden Bestechlichkeit der Richter gab er sein Amt auf und folgte dem Beispiele so vieler Gelehrter seit Petrarka, indem er sich nach Protektion bei der Kurie umsah. Es glückte ihm, er erhielt verschiedene Pfründen, wurde jedoch am 4. Mai 1526 durch Papst Clemens VII. aller Klostergelübde entbunden, er solle sich in allem wie ein Weltgeistlicher halten, dabei aber alle seine Pfründen behalten dürfen. Um diese Zeit zog er sich die Krankheit zu, an der er elf Jahre litt. Nach Wesselski, dem besten Kenner der italienischen Novellisten, war es die Lues, was aus seinem Gedicht „*In lode del legno santo*" hervorgeht; dieses Holz ist nichts anderes als das Guajakholz, über dessen Heilkraft Ulrich von Hutten 1519 einen Traktat geschrieben hat. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Florenz ging er 1539 nach Prato, wo er angenehme Geselligkeit fand, die aber nicht von langer Dauer war. Durch die „*Dialoghi delle bellezze delle donne*", mit deren Tendenz einige der Gepriesenen wohl nicht einverstanden gewesen zu sein scheinen, verliert er das Wohlwollen und die Gunst der Damen. Er begibt sich wieder nach Rom, wo er um 1543 stirbt.

Firenzuolas Namen ist durch seine Novellen auf die Nachwelt gekommen. Sein Plan ging ursprünglich dahin, in bewußter Anlehnung an Boccaccio eine Rahmenerzählung zu liefern und in sechs Tagen je sechs Geschichten erzählen zu lassen. Er hat aber nur den ersten Tag fertiggestellt, wozu später noch vier weitere Geschichten gekommen sind. Die Szene der Gespräche ist das liebliche Tal von Pozzolatico bei Florenz, wo ein edler Jüngling, Celso genannt, einen Palast besitzt. Für diesen Celso, der Firenzuola selbst ist, erglüht in edler Liebe eine Dame aus Rom, Costanza Amaretta, und er für sie. Als diese Dame 1523 nach Florenz kommt, steigt sie bei Celso ab. Dessen Schwester und Schwägerin sowie deren Gatten bestimmen ihn, die Dame auf ein paar Tage zu sich einzuladen. Es sind nun also drei Damen und drei Herren versammelt, eine Königin wird gewählt, nämlich die Costanza, und das Weitere entwickelt sich wie in den übrigen Rahmenerzählungen. Firenzuola erwähnt am Eingang seiner Geschichten, daß die Dame seines Herzens ursprünglich die Absicht gehabt habe, die Geschichten selbst niederzuschreiben, sie sei aber tödlich erkrankt, und er habe der Sterbenden versprechen müssen, die Novellen selber aufzuzeichnen. 1548 wurden sie aus dem Nachlasse von Lodovico Domenichi herausgegeben, und zwar acht Novellen, 1763—1766 wurden in der Ausgabe der Opere noch zwei weitere Geschichten hinzugefügt. Schon 1584 erschien eine Übersetzung ins Französische, und 1881 veranstaltete Alcide Bonneau einen Neudruck. Georg Müller ließ sie zusammen mit den „Gesprächen über die Schönheit der Frauen" in seinen „Perlen älterer romanischer

Prosa" erscheinen[35]. Firenzuola durfte seine *Ragionamenti* dem Papste Clemens VII. selbst vorlesen und fand vielen Beifall, wie aus einer Widmung an die Marquise de Camerino hervorgeht: „Ich will und darf mich rühmen, daß Clemens VII., den kein noch so hervorragender Schriftsteller genug rühmen kann, in Gegenwart vieler erlauchter Geister Italiens meiner Vorlesung... der Ragionamenti mehrere Stunden lang gelauscht hat[36]."

Die Ragionamenti dienen nur als Rahmen für die eingeschobenen Novellen. Sie sind prickelnd, voll Geist, Witz, voll Freude an pikanten Situationen und Natürlichkeiten des Lebens. Aber noch mehr als der Stoff ist der Stil zu loben. Bei Firenzuola hat jedes Wort seine ihm zugewiesene Aufgabe. Eine kleine Wendung vermag schon zu charakterisieren und uns eine Gestalt, einen Vorfall lebenswahr vor Augen zu führen. Und zu dieser Charakteristik wird auch die Sprachweise des niederen Volkes in ihrer ganzen Natürlichkeit verwandt. Der Inhalt der zehn Novellen ist kurz folgender:

1. Novelle. Niccolo wird auf der Überfahrt nach Valencia in die Berberei verschlagen und als Sklave verkauft. Die Gattin seines Herrn verliebt sich in ihn und wird ihm zuliebe Christin. Er entflieht mit ihr und einem Freunde und gelangt nach Sizilien. Dort werden sie erkannt und vom Könige zurückgeschickt. Sie sind schon ganz nahe bei Tunis, als sie von einem Sturme bis Livorno zurückgeschleudert werden. Von Korsaren gefangengenommen, kaufen sie sich los, gelangen nach Florenz und leben fürder glücklich.

2. Novelle. Fulvio, der sich in eine Dame in Tigoli verliebt hat, findet in der Verkleidung als Mädchen Einlaß in ihr Haus. Sie nimmt wahr, daß er ein Mann ist, und macht sich diesen Glücksfall zu Nutzen. Während sie in Zufriedenheit leben, entdeckt auch der Gatte, daß Fulvio männlichen Geschlechts. Durch die Reden Fulvios und eines seiner Freunde läßt er sich überzeugen, daß diese Veränderung erst in seinem Hause geschehen sei, und behält ihn weiter im Dienste, um männliche Kinder zu zeugen.

3. Novelle. Carlo liebt die Kammerjungfer Laldomine. Um ihrer Herrin gefällig zu sein, stellt sie sich, als ob sie in einen Abbate verliebt sei, auf den ihre Herrin ein Auge geworfen hat. In dem Glauben, diesen ins Haus zu lassen, läßt sie Carlo ein. Carlo, der in der Dunkelheit bei Laldomine zu liegen glaubt, liegt bei ihrer Herrin, die das Bett der Dienerin eingenommen hat. Die Herrin wiederum hält Carlo für den Abbate.

4. Novelle. Don Giovanni, ein Pfarrer, liebt die Tonia, und sie ist ihm, als er ihr ein Paar Ärmel verspricht, zu willen. Weil er aber sein Versprechen nicht hält,

---

[35] Novellen und Gespräche des Agnolo Firenzuola. Übersetzt und erläutert von Albert Wesselski. Mit 5 Zeichnungen von Paul Renner und anderen Bildbeigaben. München bei Georg Müller 1910, 336 S.

[36] A. Bonneau Curiosa, 145

verabredet sie mit ihrem Manne, ihn ins Haus zu locken, wo er in eine Kiste gesperrt wird, wobei seine Testikel eingequetscht werden. Um nicht zu sterben, sieht er sich endlich gezwungen, sich selbst zu entmannen.

5. Novelle. Die Nonne Appellagia findet, während die anderen Nonnen beten, in ihrer Zelle ein eigenartiges Mittel gegen die Versuchung des Fleisches, nämlich einen jungen Mann. Da es nicht den Beifall der Äbtissin findet, wird sie aus dem Kloster beurlaubt.

6. Novelle. Von zwei Freunden verliebt sich der eine in eine Witwe. Sie beraubt ihn seiner Habe und weist ihm dann die Tür. Von seinem Freunde unterstützt, gewinnt er ihre Gunst wieder. Während sie sich aber mit einem neuen Liebhaber ergötzt, tötet er sie und ihn. Deswegen zum Tode verurteilt, wird er von seinem Freunde gerettet.

7. Novelle. Ein Alter gelobt, einem Mädchen hundert Pfund Heller zur Aussteuer zu geben, wenn ihm ein bestimmter Wunsch gelingt. Durch Vermittlung des Dorfpfarrers wird das Mädchen gefunden. Der Alte will aber das Geld nur geben, wenn die Hochzeit gefeiert wird, der Bräutigam will aber das Geld vorher haben. Die Mutter des Mädchens findet jedoch einen Ausweg. Sie gewinnt einen bekannten jungen Mann, der pro forma die Stelle des Bräutigams einnimmt, und um jeden Verkehr unmöglich zu machen, näht die Mutter das Mädchen in ein Hemd ein. Dieses weiß es aber abzustreifen, und die Copula carnalis findet doch statt. Unterdessen kehrt der richtige Bräutigam zurück und fordert nun das Geld. Dadurch kommt der ganze Schwindel ans Licht. Die Mutter sowie der untergeschobene Bräutigam fallen in die Strafe.

8. Novelle. Zwei Einfaltspinsel erpressen von einer Braut einen Ring, um den Bräutigam aufzuziehen. Sie werden genarrt und müssen den Ring wieder herausgeben, wobei sie noch die Kosten zu tragen haben.

9. Novelle. Während sich Monna Francesca mit dem Bruder Timoteo, in den sie verliebt ist, die Zeit vertreibt, läßt ihre Tochter Laura, die es gemerkt hat, ihren Liebhaber kommen. Als sie von der Mutter, die ihr Treiben entdeckt hat, getadelt wird, läßt sie die Mutter durch eine hübsche Rede verstummen. Aus Scham über ihren Fehler macht diese mit der Tochter Frieden.

10. Novelle. Bruder Cherubino überredet eine Witwe, daß sie eine Kapelle begabt. Ihre Söhne erfahren davon, überreden sie in gegenteiligem Sinne und geben dem Bruder zu verstehen, sie habe ein Testament gemacht, weigere sich aber, es zu zeigen. Er läßt sie vor den Bischof fordern. Sie erscheinen auch, weisen aber ein Scherztestament vor, so daß der Bruder beschämt wird.

Wie man sieht, ist Firenzuola in seiner Erfindung nicht originell. Alle italienischen Novellisten schöpfen aus den gleichen Quellen. Für jede der Novellen lassen sich Parallelen anführen. Ergötzlich wirkt es, daß Firenzuola, der doch selbst Kleriker ist, die Laster und Fehler, die Sittenlosigkeit und die Habgier der Geist-

lichen brandmarkt. Auch sein Glauben an die kirchlichen Lehrsätze ruht auf schwachen Füßen. Will man ihn kurz charakterisieren, so kann man sagen, er ist schöngeistiger Epikureer.

Seine vielgepriesenen zwei Gespräche über die Schönheit der Frauen sind nichts weiter als zopfige Kunstgespräche, die für den ästhetisierenden Kunsthistoriker mehr Interesse bieten wie für den Kulturhistoriker. Die Erotik wirkt sehr zahm und wird teelöffelweise in starker Verdünnung abgegeben.

Boccaccio sehr nahe kommt Givan Battista *Giraldi Cynthio* mit seinem Hecatommithi[37]:

Giraldi wurde 1504 zu Ferrara als Sohn eines edlen Geschlechts geboren. Er war zum Studium bestimmt und hörte schon früh Dialektik, Physik und medizinische Vorträge. Trotz seines Fachstudiums vernachlässigte er die Beschäftigung mit der schönen Literatur nicht und versuchte sich selbst als Dichter. Im Jahre 1541 wurde er Dozent der schönen Wissenschaften. Bei Herzog Ercole II. stand er in hoher Gunst und wurde von ihm zum herzoglichen Sekretär ernannt. Nach dessen Tode mußte er aber wegen einer literarischen Fehde Ferrara verlassen. Er wurde von Herzog Emanuel Filibert von Savoyen als Lehrer der Eloquenz nach Mondovi berufen und später, als die Universität nach Turin verlegt wurde, dorthin. Vor den Jesuiten räumte er das Feld, kehrt bald danach in seine Heimat zurück und stirbt dort 1573.

Giraldi hat sich schriftstellerisch sehr lebhaft betätigt. Seinen Namen vor der Vergessenheit bewahrt hat aber nur ein Werk, die Novellensammlung der Hecatommithi. Hier beruft er sich zwar nie auf sein Vorbild Boccaccio, dennoch dient er auch ihm in der Anlage seines Novellenbuches zum Muster. Erst acht Jahre vor seinem Tode entschloß er sich zur Herausgabe (1565). Seine Novellen sind oft sehr schlüpfrig und pikant, doch herrschten damals ja andere Sitten und andere Auffassungen von Anstand und Schicklichkeit, weshalb wir auch seiner Versicherung von dem moralischen Zweck seiner Geschichten Glauben schenken können.

Was für Boccaccio die Pest, ist für ihn die Erstürmung der ewigen Stadt durch die Kaiserlichen im Jahre 1527. Während die Soldateska in Rom haust, haben sich in das Haus eines edlen und mächtigen Herrn eine Anzahl Männer und Frauen geflüchtet, die sich hier sicher glauben. Sie fliehen dann auf einem Schiffe, und während der Fahrt beschließt man, sich Geschichten zu erzählen. Fabio, ein Mann in reiferem Alter, wird zum Vorsitzenden gewählt und macht zur Bedingung, daß man keine Mönchs- und Nonnengeschichten erzählt, da man die vielen Guten unter dem Klerus nicht die Taten der Schlechten entgelten lassen solle. Auch sonst ist Boccaccio Giraldis Vorbild. Jede Dekade ist bei ihm geschlossen und behandelt

[37] *Degli hecatommithi di M. Giovanbattista Gyraldi Cynthio nobile ferrarese parte prima e seconda. Nel Monte Regale appresso Lionardo Torrentino* 1565, 2 Bände. Diese erste Ausgabe wurde aber nicht in Monreale in Sizilien, sondern in Mondovi bei Piemont gedruckt. (Vgl. Brunet II, 1607—08, und Hayn II, 714—715.

ein Thema. So illustrieren die Novellen der Einleitung die Liebe der Jünglinge zu den Dirnen in anschaulicher Weise. Die Novellen der zweiten Dekade handeln von gut oder schlecht auslaufenden, heimlich oder gegen den Willen der Eltern eingegangenen Liebeshändeln, die der dritten von ungetreuen Weibern und Männern, die der fünften als Seitenstück vom treuen Mann und der treuen Frau, die der vierten illustrieren das Sprichwort: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Die der sechsten handeln von Akten der Höflichkeit, der siebenten von geistreichen und schlagfertigen Antworten und Bonmots, der achten von der Undankbarkeit, der neunten von Schicksalsfällen und glücklichen Ereignissen, der zehnten von Akten der Ritterlichkeit.

Giraldis Geschichten fanden eine gute Aufnahme und passierten die Zensur des Vizeinquisitors haereticae pravitatis, namens Cigliari. Dieser beteuert auf sein Gewissen, „daß diese Novellen der heiligen römischen Kirche gemäß wären und dem Apostelglauben nicht zuwider," worauf der Vicarius generalis, namens Ferragata, gleichzeitig hinzusetzt: „Weil sich dies so verhält, so habe ich es unterschrieben[38]."

Schon 1583 kam eine französische Übersetzung von Gabriel Chappuis in Paris bei Abel Langelier in 2 vols. in 8° heraus, und 1614 die erste deutsche zu Frankfurt am Main, gedruckt durch Wolfgang Richtern, in Verlegung Simon Schombergers in Kl.-8° (nur 40 Geschichten enthaltend)[39].

Als den erfolgreichsten und fruchtbarsten Nachahmer Boccaccios kann man unbestritten *Matteo Bandello* bezeichnen. Geboren wurde er 1480, ward früh Mönch in Mailand und bereiste mit seinem Onkel, der Dominikanergeneral war, Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland. 1525, als der Krieg zwischen Spanien und Frankreich ausbrach, geriet er bei der Einnahme von Mailand durch die Spanier in Lebensgefahr und büßte einen Teil seiner Manuskripte ein. 1550 nahm ihn König Heinrich II. in seinen Schutz und machte ihn zum Bischof von Agen. Hier starb er auch.

214 Novellen haben seinen Namen die Jahrhunderte hindurch erhalten. Auch sein Stoffkreis unterscheidet sich in nichts von dem der anderen italienischen Novellisten. Er geißelt die Schwächen seiner Zeit, aber nicht in satirischer Absicht, sondern um auf gefällige Weise zu unterhalten. Ungeschminkt berichtet er von der Dummheit und dem sittenlosen Treiben der Mönche, von dem ganzen Drum und Dran der physischen Liebe, was ihm die Feindschaft des Klerus, dem er doch selbst angehörte, zuzog. Er selbst fand nichts an der Anstößigkeit seiner Novellen auszusetzen, meint sogar, er habe auf solche anständige Weise erzählt, daß keiner darüber zu erröten brauche. Wenn er von Verfehlungen der Geistlichen und unanständigen Liebesereignissen erzähle, so müßten die sich schämen, von denen er

[38] Flögel, Geschichte der komischen Literatur, Leipzig 1783, S. 162.

[39] Zur Bibliogr. vgl. Gay I. 518; II, 456—457; III. 425; Hayn II, 714—715; Stern-Szana 60—61.

berichte. Er preist nicht das Laster und macht die Tugend nicht lächerlich, im Gegenteil, alle unrechten Handlungen werden getadelt und die tugendhaften gelobt und empfohlen.

Seine Novellen sind, wie es von einem Schriftsteller seiner Zeit nicht anders zu erwarten steht, pikant, vielfach sogar stark erotisch, aber doch mit Boccaccios Geist und Grazie erfüllt. Die erste Ausgabe erschien 1554 in Lucca in 8° und wurde in der Folgezeit vielfach neu übersetzt und herausgegeben. Die erste deutsche Übersetzung erfolgte im Auszug 1818—1819 bei Sauerländer in Frankfurt a. M. in zwei Bänden. Das erste Buch in vier Teilen wurde als Band XXVII—XXIX der „Perlen älterer romanischer Prosa" bei G. Müller in München von Hanns Floerke übertragen. Vollständig erschien sie 1920 ebenda, von Floerke und Oppeln-Bronikowski übersetzt[40].

Aus Venedig, das ja als Lieblingsstadt der „Wollüste" sich bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts behauptete, von wann ab es sein Zepter an Paris abtreten mußte, ging, abgesehen von dem später zu erwähnenden Girolamo Parabosco, der erfolgreiche Giovan Francesco *Straparola* von Caravaggio hervor, der in seinen kulturhistorisch wichtigen „Ergötzlichen Nächten" neben echten Novellen als erster in Europa gute Märchen erzählt[41] und uralte Volksüberlieferungen heranzieht. Das Werk *(Le tredeci piacevoli notti)* zerfällt in zwei Bücher. Die erste Ausgabe des Libro primo (Notte I—V) kam Vinegia 1550 heraus, die des Libro secondo ebenda 1553.

Die älteste bekannte deutsche Ausgabe erschien 1791: „Die Nächte des Straparola von Caravaggio, aus dem Italienischen übersetzt", Wien, Alberti, in 8°, 2 Teile. 1817 gaben Duncker & Humblot in Berlin eine neue Ausgabe heraus: „Die Märchen des Straparola" aus dem Italienischen (übersetzt von Marie Wilhelmine Schmidt, geb. Nauen) mit Anmerkungen von Dr. F. W(ilh). V(al). Schmidt, in 8°, XIII + 361 S. Die Übersetzung bringt jedoch nur 65 Stücke. Die dritte deutsche Übersetzung besorgte Alfred Semerau etwa 1907 als Band XIX der „Kulturhistorischen Liebhaberbibliothek" mit Einleitung und Kommentar. Die letzte und beste Übersetzung ist die von Hanns Floerke als Band VIII—IX der „Perlen älterer romanischer Prosa", 1908, München[42], herausgegebene. Die letztgenannte Übersetzung verfiel zuerst der Beschlagnahme, wurde aber wieder freigegeben mit folgender Begründung: „Die ergötzlichen Nächte enthalten Obszönitäten. Die herben und allzu saftigen Stellen sind aber . . . niemals verführerisch gedacht und gehalten und sind mit vielen hochmoralischen gepaart. Die beim gebildeten und auch nur einigermaßen verständigen Leser eintretende Wirkung ist deshalb auch an-

[40] Vgl. Gay III, 398, 420, 425, insbesondere 853; Hayn I, 171; Stern-Szana 58—59; Zeitschrift für Bücherfreunde 1922, Heft I, Beibl. S. 13.

[41] Vgl. Dunlop, History of Fiction, Edinburgh, 1816, vol. II, S. 442; F. W. J. Brakelmann, Giovan Francesco Straparola de Caravaggio, Gottinger Diss. 1867.

[42] Biographische und bibliographische Details sind außerdem noch zu finden außer in Floerkes guter Einleitung bei Gay III, 1247; II, 222—223; Hayn VII, 451—454; Stern-Szana 45—47.

gesichts der dichterischen Vorzüge, welche den Erzählungen eigen sind, keine schamverletzende."

Wie sein Name eigentlich lautete, ist uns nicht bekannt, denn „Straparola" ist ein Spitzname, gestorben ist er 1557. Sein Name hat Dauer allein in seinem Werke, das wohl wie kein anderes verbreitet wurde. Von 1550 bis 1613 erlebte es nicht weniger als 32 italienische Ausgaben, zu denen sich von 1560 ab noch 15 französische gesellten, es hatte also einen größeren Erfolg als Boccaccio. Fischart erwähnt in seiner „Affentheuerlichen Naupengeheuerlichen Geschichtsklitterung" eine Ausgabe von „dess Straparole Historien"[43]; doch ist diese ebenso wie eine zweite von 1669 und eine andere von 1775 vollkommen verschollen. Ebensowenig wissen wir, ob es sich überhaupt um eine vollständige Ausgabe gehandelt hat. Schon frühzeitig mußte sich das Werk wegen seiner gegen den Klerus gerichteten Tendenz viele Verfolgungen gefallen lassen, bis es am 16. Dezember 1605 auf den Index kam.

Es handelt sich um 24 vollständige Erzählungen, die äußerlich ein wenig verknüpft werden durch eine einleitende Geschichte. Sie spielt im Palast des privatisierenden Bischofs von Lodi, Ottaviana Maria Sforza, wo man, umgeben von Freunden und Freundinnen, die herrlich kühlen Sommernächte mit Geschichtenerzählen verbringt. Straparola ist nur in seinen 31 Märchen originell, wenn sie auch nicht auf seinem Grund und Boden gewachsen sind. Er mag sie wohl aus dem Munde manches abenteuerlichen Seefahrers vernommen haben und schmückte sie dann mit eigenen Zutaten aus. In den Novellen ist Morlini sein Vorbild, von dem er 23 Novellen in seine Sammlung übernahm (2. Buch). Der Stoff ist mehr derb als eigentlich erotisch, wenn auch an diesen Geschichten kein Mangel herrscht.

Eine ganze Anzahl der früheren Ausgaben ist kastriert, die erste stammt von 1598. Wer den heute geltenden Moralkodex auf die damaligen Sittenzustände anzuwenden gedenkt, wird die Ansicht vertreten wollen, daß die Kastrierung wegen der unbestreitbaren Obszönität erfolgt sei. Nichts falscher als das: Vergleicht man die kastrierten und nicht kastrierten Ausgaben miteinander, so erweist sich, daß man gerade die obszönsten Novellen unbedenklich hat stehen lassen (vgl. Notte V, 2; V, 5; VI, 2; VIII, 1 usw.). Ebenso haben die sämtlichen Rätsel, von denen die meisten als Meisterwerke im sotadischen Genre angesehen werden und auch in anderen Werken, zum Beispiel Paraboscos Diporti, mit Vorliebe wieder abgedruckt sind, in keiner Weise bei den Reinigern der Nächte, den Urhebern der kastrierten Ausgaben Anstoß erregt, da sie in letzteren sämtlich konserviert sind. Die Anstandsrücksichten können also nicht das bestimmende Prinzip bei der Reinigung des Straparolaschen Textes gewesen sein. Was also war der Grund? Nun, zweifellos die zahlreichen in den Nächten befindlichen Anspielungen, Verspottungen und Anzüglichkeiten auf die Mitglieder des geistlichen Standes. „Fast bis

[43] Brakelmann, S. 28.

zur Evidenz erhärtet wird diese Tatsache durch die ängstlich übertriebene Rücksicht, die in den kastrierten Ausgaben deutlich zu bemerken ist, überall das zu entfernen, was irgendwie den geistlichen Stand oder dessen Mitglieder unangenehm berühren könnte, eine Rücksicht, die nicht allein in der Entfernung ganzer anstößiger Novellen, sondern auch ganz unbedeutender Kleinigkeiten oft in lächerlicher Weise zutage tritt. So ist zum Beispiel Notte VII favola 3 in einer ganz gleichgültigen Geschichte statt ,Leone papa' N. N. gesetzt, ebenso XII, 5 statt ,Sisto Sommo pontifice' N. N., Notte XIII, favola 2, wird gar in die Erzählung an Stelle eines Karmeliters irgendeine Magistratsperson eingeführt, die gar nicht dahin paßt[44]."

Der oben erwähnte *Parabosco* schrieb *I Diporti* (Belustigungen), 17 an der Zahl, etwa 1550, Vinegia bei Giovanni Griffio, worin er in der Art Bandellos uns an einigen mit Gedichten und libidinösen Novellen durchsetzten Unterhaltungen, die gelehrte Männer, wie Sperone Speroni und Pietro Aretino in einer Hütte in den Lagunen Venedigs, wohin sie sich zum Fischzug begeben haben, führen, mit teilnehmen läßt[45].

Mit Pietro *Fortini* mag meine kurze, auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebende Aufzählung beschlossen werden[46]. Wahrscheinlich um den Anfang des 16. Jahrhunderts aus edler Familie zu Siena geboren, starb Fortini 1562. Sein Hauptwerk, die Novellensammlung, zerfällt in zwei Teile: *„Le Giornate delle Novelle de Novizi"* und *„Le piacevoli et amorose Notti dei Novizi"*. Das einzige bekannte Manuskript gehörte dem Abbate Giuseppe Cialderi, der es der Stadtbibliothek Siena, deren Bibliothekar er war, schenkte, wo es jetzt noch aufbewahrt wird.

Fortini äußert sich über den Zweck seiner Sammlung in folgender Weise: Man werde ihm vielleicht den Versuch, nach Boccaccio zu schreiben, als kühnes Wagnis auslegen. Sein Hauptgrund bei der Abfassung aber war sein Mitleid mit jungen Liebenden, die in Liebesangelegenheiten wenig Bescheid wüßten. Mädchen, die sein Buch in die Hand bekämen, würden es freilich öffentlich schmähen, aber heimlich lesen. Gegen die Liebesglut, die es möglicherweise entfachen könne, gäbe es ja Mittel. Er wäre zufrieden, wenn manches Mädchen durch seine Novellen bestimmt würde, etwas entgegenkommender gegen den Geliebten zu sein. Er widme sein Werk allen, die es gegen böse Zungen in Schutz nehmen würden. Beabsichtigt hat Fortini, wie er in der Einleitung selbst sagt, 120—150 Nummern. Ausgeführt sind jedoch nur 80, und zwar 49 für die Giornata und 31 für die Notti. Die Anordnung ist ebenso wie bei Boccaccio. Die Geschichten werden von zwei Herren und fünf Damen wechselseitig erzählt.

[44] [illegible], a. a. O. S. 55.

[45] Gay I, 916.

[46] Vgl. zu Fortini: Ein Beitrag zur Geschichte der italienischen Novelle. Von Jakob Ulrich, in Festschrift zur Begrüßung der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von der Universität Zürich, 1887, S. 61—[illegible].

An Erotik und Senkgrubengerüchen fehlt es auch bei Fortini nicht. Aber das gehört zum Zeitgeist. Man kann nicht behaupten, daß Fortini obszöner wäre als seine Vorbilder. Er ist derb, gewiß, seine Geschichten bewegen sich fast nur auf sexueller Basis, aber Komik und Witz lassen uns ganz vergessen, auf welchem Gebiete wir uns tummeln. Ungeschicklichkeit verfällt dem Spott, den Liebenden wird geholfen, das Laster gegeißelt. Ein großer Teil seiner Novellen richtet sich gegen das liederliche ausschweifende Leben der Pfaffen. Doch ist er keineswegs so aggresiv wie die *Cent nouvelles*, die *fabliaux*, der *Heptameron* und *Masuccio*. Natürlich fehlt auch nicht das unentbehrliche Requisit aller Liebesnovellen, der betrogene Ehemann, und gerade diese Geschichten sind von der höchsten Komik. Fortini steht auf dem Standpunkt, daß trotz des Ringes von Hans Carvel die Frau stets ihren Willen durchsetzt, sobald sie lüstern wird. Seine Sympathie ist stets auf ihrer Seite, besonders dann auch, wenn ein alter Mann eine junge Frau heimführt und seinen Brunnen springen lassen will. Wenn er hören muß, daß der junge Vetter es besser macht, so muß er sich auf Grund seiner Dummheit resigniert darein ergeben. Amüsant wirkt es, wenn der Mann sich durch seine Blödigkeit selbst Hörner aufsetzt oder gar um Verzeihung bitten muß. Wird er selber aber einmal untreu, so spielen ihm Frau und deren Geliebter fast durchweg übel mit.

Fortini ist trotz seiner Obszönität zuweilen unerträglich weitschweifig, aber das hat er mit Giraldi, Grazzini, Sacchetti und anderen italienischen Novellendichtern gemeinsam. Manche Erzählungen stammen aus dem allgemeinen Weltliteraturschatz, denn der Dichter nimmt seine Stoffe, wo er sie findet. Manche haben wenig Wert, viele bieten jedoch ein großes kulturhistorisches Interesse. Zieht man alle diese Mängel ab, so bleibt trotzdem noch genug übrig, um Fortini einen dauernden Platz in der altitalienischen Novelle zu sichern.

1796 erschienen in Livorno ed. Poggiale, unter dem Deckorte Londra zwischen „*Novelle di Autori Senesi*" auch acht Novellen Fortinis, 1811 in einem selbständigen Bande sieben Novellen: *La terza giornale delle Novelle dei Novizi, Siena, Quinza* (Nov. 15—21 der Semerauschen Ausgabe). Adalbert von Keller gab 1851 die zweite und achtundzwanzigste Novelle im vierten Teil seines von ihm herausgegebenen italienischen Novellenschatzes. Erst 1888 begann man in Italien mit einer Gesamtausgabe. 1913 wurden die Novellen von A. Semerau als Band XXII und XXIII der „Perlen älterer romanischer Prosa" bei Georg Müller in München herausgegeben: Pietro Fortini, „Die acht Tage der Neulings-Novellen"[47].

Der Inhalt der Novellen Pietro Fortinis sei hier wiedergegeben:

1. Der Florentiner Raffaello sagt seiner Frau, er würde auf einige Tage verreisen. Sie teilt es ihrem Liebhaber mit und nimmt ihn ins Haus. Raffaello kommt unversehens heim, und der Liebhaber wird von der Schwägerin der Frau entdeckt,

[47] Vgl. Gay III, 349; Stern-Szana 55—56.

er verkehrt sofort mit ihr, und schließlich liegt der Jüngling bei beiden Frauen, ohne daß Raffaello es merkt.

2. Antonio Angelini liebt eine Flamländerin, verkehrt mit ihr lange und lernt ein paar Brocken ihrer Sprache. Nach Haus zurückgekehrt, braucht er, wenn er mit seiner Frau scherzen will, ein paar flämische Worte. Als eines Tages ein Pilger durch die Gasse geht, kommt der Frau ein Wort ihres Mannes in den Sinn, und sie lädt ihn damit, ohne zu wissen, was es bedeutet, zur Schlacht ein, und wenn sie nicht bei Beginn des Kampfes geschrien hätte, wäre sie entehrt worden.

3. Eine junge Peruginerin schickt ihre Magd zu einem Mönch. Ein anderer Mönch versucht diese zu vergewaltigen. Als sie es der Herrin sagt, will diese den ganzen Hergang wissen. Als sie es vernommen, will sie sehen, ob es wahr ist, und, nachdem sie die Geschichte bestätigt gefunden, verlustiert sie sich, ohne daß sie dazu gezwungen wird, nach einem kurzen Wort mit dem Mönch. Während sie sich so zusammen ergötzen, wird der Frau der Mantel gestohlen. Als dies der Mann merkt, hilft sie sich mit Geistesgegenwart aus der Klemme.

4. Wie Lucrezia ihren Schwiegersohn Biagio die Ehe vollziehen lehrt und woher das Sprichwort kommt: „Si crede Biagio".

Probe: „Was soll das heißen, Biagio, daß du dir mit deiner Ginevra nicht das Vergnügen machst, das die Männer mit den Frauen sich zu machen pflegen? Ich möchte wissen, ob an dir oder an ihr die Schuld liegt, damit, wenn Abhilfe geschaffen werden kann, wir es so bald als möglich tun." „Schwiegermutter," entgegnete Biagio, „ich wüßte nicht, wie man es anders machen kann. Ich habe alles getan, was Ihr gesagt habt, und kann sie doch nicht zufriedenstellen. Wenn Ihr mich noch andere Arten lehren könnt, so lehrt sie mich, ich will sie gern ausführen." „Wohlan," versetzte die Schwiegermutter, „da ich dich unterweisen muß, ist es um so besser, je eher es geschieht." Damit warf sie sich mit über den Kopf zurückgelegten Armen und ohne Pantoffeln aufs Bett und rief Biagio. Er, der nichts anderes begehrte, entgegnete: „Da bin ich. Was muß ich machen?" Worauf die Witwe versetzte: „Nestle deine Hosen auf und nimm deinen Bruder in die Hand!" Er hatte ihn schon erzbereit, nahm ihn in die Hand und fragte: „Was soll ich damit machen?" „Warte einen Augenblick," antwortete die Frau. Sie hob ihre Röcke vorne in die Höhe, soweit es ging, und sagte: „Tu ihn rein!" Biagio dachte, sie meinte, in die Hosen, und steckte ihn wieder zurück. Da fragte die Schwiegermutter, die sich mit den Schultern und dem Kopf auf das Bett hatte zurückfallen lassen, um besser das hübsche Spiel zu fühlen als zu sehen, das anheben sollte, und beständig erwartete, daß Biagio gegen ihren Schild turniere: „Biagio, was tust du?" „Ich warte," erwiderte Biagio. Jetzt hob die Frau den Kopf, und wie sie sah, daß er seine Lanze wieder zurückgesteckt hatte, lud sie ihn von neuem zum Kampf ein und, um das Ersehnte nicht länger zu entbehren, zog sie das kampfbereit eingelegte Waffen selbst heraus, setzte es sich genau aufs Schwarze und sagte: „Nun

warte, rühre dich nicht eher, als bis ich dir sage, was du tun sollst." Damit legte sie wieder den Kopf zurück, um sich besser in den Steigbügeln zurechtsetzen zu können. Jetzt sagte Biagio, der wohlgewaffnet stand, da ihm die Sache zu lange zu dauern schien, und er warten mußte, wo er gern losgeritten wäre: „Oh, was habe ich nun zu tun?" „Nun, stoß so stark, daß er ganz hineingeht und deine Sattelbogen an die meinen stoßen," entgegnete die Schwiegermutter. Kaum hatte sie das gesagt, da begann Biagio loszustürmen, und zwar so kräftig, daß sie zu gleicher Zeit, als ihre Leiber sich aufbäumten, die Waffen streckten. „Nun, hast du jetzt gelernt, wie man es macht?" fragte die Witwe. Worauf er entgegnete: „Und da hält man ihn noch für einen Pinsel!" (Et si crede Biagio.)

5. Eine verwitwete Bäuerin verliebt sich in einen Jüngling, ebenfalls vom Lande, gibt ihm listig die Tochter zur Frau und liegt statt ihrer bei ihm.

6. Ein florentinischer Doktor lehrt einen seiner Schüler die Liebeskunst. Dieser verliebt sich in die Frau des Doktors und verlustiert sich mit ihr. Als es der Doktor erfährt, ärgert er sich über sich selbst und macht dem Schüler Vorwürfe.

7. Ein Jüngling sieht ein bäuerliches Ehepaar, das von der Hochzeit heimkehrt, sich verlustieren, und will sich ebenfalls mit der jungen Frau ein Vergnügen machen, doch der Bauer läßt ihn durch die Bemerkung: „Wenn Ihr es tun wollt, müßt Ihr tun, was ich getan habe (nämlich das Mädchen heiraten)," von seinem Vorhaben abstehen.

8. Zwei Jünglinge, enge Freunde, lieben zwei Schwestern und kommen ans Ziel ihrer Wünsche. Eines Abends, ganz ohne Absicht, macht sich der eine mit der Geliebten des anderen das Liebesvergnügen. Wie sie dessen gewahr werden, machen sie im Einverständnis mit den Mädchen Gütergemeinschaft.

9. Eine Witwe überließ lange Zeit ihre Tochter der Verfügung eines Bischofs, der sie, als er ihrer überdrüssig war, wegen ihrer guten Dienste verheiratete. Die Mutter gab sie dank einer Birne (skatologisches Motiv) als Jungfrau in die Ehe.

10. Ein Lämmchen, das ein Maler seiner Frau aus Eifersucht auf den Leib gemalt hat, läßt diese durch ihre Arbeit zu einem Widder werden.

11. Ein Jüngling umarmt seine Frau und macht sich mit ihr ein Vergnügen. Ein vornehmer Herr geht vorüber und schenkt demjenigen einen Mantel, der „ihn am meisten drinnen hat". Am Ende des Spiels sind sie uneins, wem der Mantel gehört.

12. Ein Hirtenknabe und ein einfältiges Hirtenmädchen, die seit langem ineinander verliebt sind, kommen ans Ziel ihrer Wünsche. Das Mädchen, anfangs furchtsam, faßt dann Mut, als der Bursche sich ein Zeichen machen läßt, wie weit er gehen darf. Schließlich genügt das dem Mädchen nicht. („Rüber über den Erdbeerstrich!")

13. Ein Spanier stiehlt einer Kurtisane einen Rosenkranz, sie wird dessen gewahr und nimmt ihm in Gemeinschaft mit einer andern den Mantel weg. Unter

der Drohung, ihn aufhängen zu lassen, lassen sich die listigen Weiber schließlich von ihm fünf Dukaten zahlen, teilen das Geld und lassen den Spanier mit seinem Pech allein.

14. Ein Müller glaubt, einer Magd mit einigen Genossen eine gute Nacht zu verschaffen, verschafft sie aber statt dessen seiner Frau. Wie er dessen inne wird, hält er es für das beste, zu schweigen.

15. Zwei Jünglinge gehen auf die Wachteljagd, statt der Wachteln überraschen sie aber einen Priester, der sich mit einem Mädchen belustigt. Nachdem er sich entdeckt sieht, läßt der Priester sie mit guter Miene das genießen, was er genossen.

16. Ein Bruder von Santa Croce will mit fein ausgesonnener mönchischer List eine junge Frau betrügen, sie aber betrügt, ohne es zu wollen, ihn und schickt ihn mit einer Tracht Prügel zum Henker.

17. Ser Senese von Mont Alcino verliebt sich als Bargelle in Sciano in ein Mädchen und setzt es, um ans Ziel seiner Wünsche zu kommen, mit ihrem Geliebten, einem Mönch, ihrem Oheim, gefangen. Schließlich trägt er Schande davon, und der Mönch und das Mädchen kommen frei.

18. Drei Nonnen in Bologna kämpfen um die Äbtissinnenwürde (Nuß mit den Hinterbacken aufknacken, von fünf Mohnkörnern eins mit einem Furz wegblasen, durch ein Nadelöhr pissen). Als der Bischof, ihr Schutzherr, der letzteren das Amt gibt, verlassen die anderen voller Zorn das Kloster.

19. Der in eine Dirne verliebte Ser Altobello aus Neapel wird von ihr und mehreren anderen sowie einem Jüngling angeführt.

20. Ein Bauer sieht seine Verlobte bei einem Hirten liegen und bedroht sie mit dem Tode. Sie flieht voller Furcht. Der Mann sucht und findet sie in einem Mönchskloster wieder, in dem die Mönche sich ihrer nach Herzenslust erfreut haben. Von ihnen erhält er sie als gut und schön wieder. Die Mönche beschenken und entlassen sie unter Versprechungen mit ihrem Mann in die Heimat.

21. Ein Augustinermönch stiehlt einer Frau, bei der er gelegen hat, verschiedene Sachen. Wie er sie abermals bestehlen will, bestiehlt sie ihn ihrerseits noch viel mehr und übergießt ihn zum Hohn noch mit Spülwasser.

22. Bernardino del Tina, ein ferraresischer Edelmann, verliebt sich in eine Witwe, nimmt sie zur Frau, wird in wenig Tagen ihrer Liebe überdrüssig und verheiratet sie unter falschen Vorspiegelungen einem Freunde. Wie sie todkrank wird, erklärt Bernardino, um ihrer Habe nicht verlustig zu gehen, er sei ihr erster Mann. Sie wird gesund, und nun gibt sie der zweite, ihrer überdrüssig, dem ersten zurück.

23. Eine ferraresische Edeldame, die an einen reichen Mann ihres Standes verheiratet, aber mit ihrem Los nicht zufrieden war, verliebte sich in einen Knecht und machte ihn ihrer Liebe dienstbar. Sie verschmähte viele Jünglinge, die sie liebten, und ergötzte sich an dem schmierigen Knecht.

Boccaccios Einfluß bleibt auch noch jahrhundertelang lebendig. Wir haben

schon gesehen, daß die zeitgenössischen Dichter und die Generationen nach ihm von dem Banne des Dekameron nicht loskamen, daß sowohl im Inhalt wie nach der ganzen Aufmachung Boccaccio nachgeahmt wurde. Das bleibt auch noch später so. Zu Anfang des Jahres 1634 erschien nun zu Neapel bei Ottavio Beltrano (1. Tag) ein kleines Buch, das sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, den größten Beifall fand und im Handumdrehen vergriffen war: Das Märchen aller Märchen oder das Pentameron des Giambattista *Basile*, das in der Ausgabe von 1636 den Titel führt: *Lo Cunto de li Cunti die Giambattista Basile, Testo conforme alla prima stampa del 1634—1636. Con intruduzione e note. Ed. Bened. Croce.* Die erste Übersetzung von Felix Liebrecht mit der Vorrede von Jakob Grimm[48] bringt den Text nicht vollständig. Ebensowenig die von Paul Heichen in Leipzig besorgte Ausgabe. Hanns Floerke geht auf die Liebrechtsche Übersetzung zurück, bietet aber eine vollständige Ausgabe: Giambattista Basile. Das Märchen aller Märchen oder das Pentameron, 2 Bde., München, G. Müller, 1909 (als Bd. 13—14 der „Perlen").

Von Basile wissen wir nur so viel, daß er 1575 geboren, ein abenteuerliches Leben führte, zuerst Soldat war und in Beziehung zu dem Dichtermäzen Andrea Cornaro trat, der von diesem gestifteten Academia degli Stravaganti beitrat und am 23. Februar 1632 in ziemlichem Wohlstande starb. Weder Gay noch Hayn I, 182, bringen bibliographische Angaben, nur Stern-Szana S. 50—52 gibt manche brauchbaren Mitteilungen. Der Verfasser nannte sich Gian Alessio Abbatnis, nach Stern-Szana, S. 52, Abbatuttis. Diese ersten zehn Geschichten, denen 1636 noch vierzig weitere (zweiter bis fünfter Tag) folgten, brachten stofflich alte wohlbekannte und geliebte Dinge, aber die Art, wie sie das Alte brachten, ihre durchaus neue Weise, zu sehen und anzupacken, war es, die von vornherein den Erfolg des Werkes sicherte. Basile ist der erste Erzähler, der sich uralter Volksmärchen als Künstler bemächtigte, als wirklich geistreicher Künstler. Er verstand es, eine ganz neue Saite anzuschlagen und brachte es zuwege, gleichzeitig den alten Stoffen ihren Charakter zu wahren und ihnen seine Eigenart aufzuzwingen, den Volkston und den spezielleren neapolitanischer Färbung meisterhaft zu treffen und in oft witziger, zuweilen bizarrer und grotesker Diktion vorzutragen. Auch er nahm die Stoffe zu seinen Märchen, wo er sie fand, und nur die Art der Bearbeitung ist sein geistiges Eigentum. Basile hat, sagen die Gebrüder Grimm, ganz im Geiste eines lebhaften, witzigen und scherzhaften Volkes erzählt, mit beständigen Anspielungen auf Sitten und Gebräuche, selbst auf alte Geschichten und Mythologie, deren Kenntnis bei den Italienern ziemlich verbreitet gewesen sein muß. Er ist überreich an bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten und witzigen trefflichen Wendungen, die ihm jeden Augenblick zur Hand sind. Nicht selten auch ist der Ausdruck nach des Landes Art keck, frei und unverhüllt und insoweit für die Anschauungen

[48] Breslau 1846, bei Jos. Max & Co., in 2. Bd.

unserer Zeit anstößig, doch kann man ihn nicht eigentlich unzüchtig nennen. — Dem letzten der bedeutenderen Erzähler, der allerdings mit größerem Rechte auf der Grenzscheide zwischen Volks- und Kunstliteratur steht, *Giorgio Baffo*, will ich hier noch einige Worte widmen. Er wurde 1694 zu Venedig geboren und starb 1768. Das vornehme Geschlecht, dem er entsprossen war, leitete seinen Ursprung von der angeblichen Souveränität über die Insel Paphos her. Und Baffo machte den Traditionen dieses geheiligten Landes alle Ehre. Er besang nur das sinnliche Vergnügen, aber mit welchem Geist variiert er dieses anscheinend einförmige Thema! „Nie ist eine gleich starke priapische Phantasie mit dem gleichen Geist wie mit derselben Freimütigkeit in Erscheinung getreten. Er berichtet seine Heldentaten im Reiche der Venus, sein Glück bei Frauen, seine Liebesfreuden allein oder mit anderen und beschreibt seine erlebten oder erdichteten Ausschweifungen mit einem Zynismus, an den nichts heranreicht. Lüsterne Träume spuken unaufhörlich in seinem Kopf. Bald schildert er in noch stärkeren Farben die Orgien der Römer, bald konstruiert er einen gewaltigen Tempel, in dem er seine Einbildungskraft mit einer beinahe an den Wahnsinn streifenden Laszivität spazieren führt, bald gründet er ein Kloster, zu dessen Abbé er sich macht. Der neue Orden hat seine Regeln, seine Kasteiungen, seine Litaneien und Zeremonien. Man errät wohl die heiligen Werke, die er in die Hände der Nonnen legt. Dann befiehlt er wieder einem Maler die Ausführung einer Galerie, die den Pinsel eines Giulio Romano erforderte[49]." Baffo erzählt seine Abenteuer mit den venetianischen Hetären und Schauspielerinnen, seine nächtlichen Streifzüge mit anschaulicher Natürlichkeit und mit respektlosem, aber geistvollem Witz, und auch die gewagtesten Dinge werden in ihrer drolligen Erotik graziös und schalkhaft vorgetragen. Zuweilen auch parodiert er den empfindsamen, geistreichelnden Schäferpoesiegeschmack der damaligen italienischen Hof- und Modepoeten, über die er sich in seiner Weise lustig macht.

Eine Sammlung seiner lustigen Stücke, die 1771 von den Freunden des Dichters veranstaltet wurde, umfaßt nur an 200 Stücke. Sie führt den Titel: *Le poesie di Giorgio Baffo, Patrizio Veneto*, 1771, in 8°, und ist heute von eminenter Seltenheit. Nur zwei Exemplare sollen erhalten sein. Eines wies die Bibliothek Libri unter Nr. 2979 auf, das zweite besaß Lord Pembroke. Nach dieser Ausgabe und einem erweiterten Manuskript ließ dieser 1789 eine verbesserte Auflage erscheinen: *Raccolta delle opere di G. Baffo, Veneto-Cosmopoli*, 1789, 4 vols., in 8°[50].

Nur namentlich seien angeführt: *Giovanni Sercambi*, der 115 Novellen schrieb, *Sabaldino degli Arienti*, dessen *Le porrettane*, Bologna 1483, neben tragischen Erzählungen viele Schwänke, Bonmots und witzige Anekdoten bringt. Als Novel-

[49] A. Bonneau, S. 277.

[50] Vgl. Victor Uzanne, *Nos amis les livres*. Paris 1886, S. 60 und Victor Ottmann, Jacob Casanova, S. 21; Gay 3. A. VI, 89 und die dortigen Zitate.

listen wären noch zu nennen: *Giov. Brevio*, der aber nur wenige Novellen hinterlassen hat, *Domenico Luigi Batacchi* (neueste Ausgabe: *Le novelle, Firenze* 1910), *Luigi da Porto, Ascanio de Mori* und der trotz moralischer Absichten obszöne *Giov. Forteguerry*[51]. Die Schwänke des Pfarrers Arlotto und Gonellas bieten wenig Erotisches und können deshalb hier übergangen werden.

2. KAPITEL

Kunstliteratur

Neben dieser Volksliteratur gab es auch eine Literatur für Gebildete in altklassischen Maßen. Man hatte sich eingelebt in die Gefühle der Alten und glaubte sich herausgehoben aus der Denkweise und den sittlichen Anschauungen des Alltags. Hatte doch der heilige Chrysostomus stets ein Exemplar von den Komödien des Aristophanes unter seinem Kopfkissen liegen. Allerdings enthielt diese Ausgabe nicht die Lysistrata und die Thesmophoriazousen. Man fühlte sich als Grieche, als Römer und hatte auch seine Mäzenaten. Nirgends trieb diese Literatur so reiche Blüten als an den italienischen Fürstenhöfen. Hier fanden die verfolgten Dichter eine Freistatt, wohin selbst der mächtige Arm des Papstes nicht reichte. Voraussetzung für dieses Privilegium war: feiner Geist, reiche Bildung, vorzügliche Unterhaltungsgabe und Freisein von jeder Langenweile. Wer diese Gaben aufzuweisen hatte, dem bot sich ein angenehmes, geselliges Leben und ein weites Feld für die Betätigung auf dem Gebiete der Poesie. An keinem anderen Hofe aber lagen diese Annehmlichkeiten so vereinigt wie an dem Hofe des Königs von Neapel, Alfons von Aragonien. Es war der einzige größere Fürstenhof von ganz Italien, der den vorhandenen Kulturelementen einen genügenden Kristallisationspunkt bot, um den herum sie sich ansetzen und weiter entwickeln konnten. Durch die Bemühungen der kunstsinnigen Herrscher gestaltete sich die Residenz zu einer Pflanzstätte angenehmer, für geistige und leibliche Genüsse empfänglicher Geselligkeit. Zum ersten Male gab es hier eine Freiheit des Wortes, die für keine Verletzung der Kirche, der Religion oder der Sittlichkeit eine Strafe zu fürchten brauchte. Deshalb fanden sich auch hier die ungebundensten und kühnsten Geister zusammen, von denen zwei Namen ganz besonders hervorragten: *Lorenzo della Valla* (1407—1457) und *Antonio Beccadelli*, genannt *Panormita* (1394—1471). Ersterer, *Valla*, der Römer (wie er sich am liebsten nennen ließ), veröffentlichte 1431 zu Pavia seinen Dialog *De voluptate*, worin er die Wollust in einem wohlgerundeten System abhandelte. Vor allem polemisiert er gegen den Zölibat und verwirft die erzwungene Jungfräulichkeit der Mönche und Nonnen als die un-

[51] Vgl. für die gesamte Novellen- und Schwankliteratur: T. Casini in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie, Straßburg, 1901, II, 3 und Dunlop-Liebrecht 211 ff.

erträglichste und naturwidrigste Qual. Wenn wir, so führt er aus, nach dem Gesetz der Natur geboren wurden, so ist es auch ein Gesetz der Natur, daß wir wieder zeugen sollen. Durch solche Erörterungen kam Valla in den Ruf, als habe er die Wollust für das höchste Gut erklärt. In der Einleitung protestierte er zwar entschieden gegen jede übelwollende Deutung. Er könne den Epikureer unmöglich mit dem würdigen Ernste des Stoikers sprechen lassen. Und wenn er auch schließlich das Christentum über die philosophische Lehre siegen ließ, so erklärte man dies für eine Vorsicht, um Anfeindungen zu entgehen. Allein diese blieben nicht aus, und Valla zog es deshalb vor, am Hofe des Königs von Neapel dem Bannstrahl Roms zu entfliehen[1].

Weit mehr Aufsehen aber machte in den ersten Regierungsjahren des Papstes Eugen IV. (1426) ein kleines Büchlein unter dem Titel „*Hermaphroditus*", das an Ausgelassenheit, Witz und geschlechtlicher Freiheit alles übertraf, was die Humanisten in Nachahmung der römischen Satiriker bisher gewagt hatten.

Der „Hermaphroditus" des Antonio *Beccadelli* ist eine Sammlung von lateinischen Epigrammen und Elegien, welche Gelegenheitsgedichte, lyrische Ergüsse, Impromptus, viele galante und eine große Anzahl derb obszöner Gedichte enthält. Das Ganze gehört noch der ersten Blütezeit des italienischen Humanismus an, jener glücklichen Periode, die das Wunderland des klassischen Altertums neu entdeckt hatte. Den Menschen dieser Zeit galten die Klassiker nicht als kritische Studienobjekte, sie lebten mitten im Altertum viel unbefangener als wir Heutigen in der Welt Goethes zu leben verstehen. So enthält auch der „Hermaphroditus" ein Stück wahrhaft erlebten römischen Heidentums und zugleich ein Stück üppiger italienischer Renaissance. Der Dichter hatte die poetischen Einfälle seiner übermütigen Studentenzeit dem ungekrönten Herrscher der florentinischen Republik, Cosimo de Medici, gewidmet. Er erwarb sich damit nicht nur die Gunst dieses feingebildeten Mäzens, sondern auch die der Visconti, der Könige Alfons und Ferdinand von Neapel, die Lobsprüche mehrerer der gelehrtesten Zeitgenossen. Sogar den Dichterlorbeer aus der Hand des Kaisers Sigismund trug ihm das Büchlein ein (1433). Man bewunderte die süße Harmonie des Gedichts, den heiter hüpfenden Vers, die Ungezwungenheit des Scherzes und der Laszivität. Beccadelli erklärt in I, 3 den Titel des Buches deutlich genug an Cimus von Medici:

„Der Titel meines Büchleins, Cosimus, lautet, wie du auf dem Umschlag gelesen hast, Hermaphroditus. Denn unser Buch besitzt eine weibliche Scham und ein männliches Glied, es hat also seinen Namen mit Recht. Willst du es aber ‚Podex' nennen, weil es vom Podex singt, so mag auch dieser Name nicht unpassend sein. Gefällt dir aber weder der eine noch der andere, so gib ihm selber

[1] Vgl. C. C. Zumpt in Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausgegeben von A. Schmidt. 4. Bd. 1845. S. 407

einen, aber ja keinen züchtigen[2]." Beccadelli sagt (wie schon Martial), man könne recht wohl ein obszöner Dichter und doch ein reiner und keuscher Mensch sein. Er beruft sich auf einen beredten und berühmten Mönch, dessen Predigten er oft beigewohnt, wahrscheinlich den heiligen Bernardino von Siena. Der habe in seinem Eifer oft so nackte Dinge gesagt, daß man sich nicht in der Kirche, ja nicht einmal auf offenem Marktplatz zu befinden gemeint. Deshalb aber werde man ihn nicht für einen schamlosen Menschen halten wollen. Denselben Sinn und dieselbe Absicht verfolge er auch in Witz und Scherz, seine Verse seien um so heiliger, weil sie offen sind.

Beccadelli ließ die Kinder seiner ungezogenen Muse nur in wenigen handschriftlichen Exemplaren unter seinen Freunden kursieren. Trotzdem erregten seine Verse Aufsehen und riefen berufene und unberufene Wächter der bedrohten Sittlichkeit auf den Plan. Papst Eugen IV. bedrohte jeden mit der Exkommunikation, der das Buch lesen würde. Die Minoriten, zum Beispiel Bernardin von Siena und Roberto de Lecce, traten dagegen auf, ja sogar Leonardo Bruni eiferte streng dagegen. Der Kardinal Cesarini, sonst ein eifriger Förderer des Humanismus, verfolgte das Büchlein mit unermüdlichem Spürsinn. Nun las man es heimlich, und zu seinem Schmerz mußte der Kardinal es erleben, daß er seine Sekretäre über der Lektüre des Buchs antraf. Das große Kesseltreiben führte zur Vernichtung von Exemplaren in Mailand, Ferrara und Bologna, und nach einem Bericht Vallas, der allerdings Beccadellis größter Feind war, wurde sogar sein auf Papier gemaltes Bildnis von Henkershand in Bologna, Ferrara und während des Konzils zu Mailand vor einer großen Menschenmenge verbrannt. Angesichts dieser Verfolgungen hielt es der Dichter geraten, ein wenig Reue zu markieren und sich an den Königshof von Neapel zu flüchten, wo er als Hofhistoriograph starb.

Was war die Ursache dieses wahrhaft betäubenden Erfolges seiner Epigramme? Nun, alle sind darin einig, sie in der zierlichen, eleganten Form und Redeweise zu finden. „Oh," ruft Poggio aus, „wie kann man nur so tolle Dinge mit so viel Eleganz, so viel Zierlichkeit und Lieblichkeit sagen! Der Inhalt ist freilich eines christlichen Dichters nicht würdig, aber die Verse, die Verse, sind gar rein, gar schön!" Antonio Loschi findet die Sprache zum Entzücken schön. Bischof Bartolomeo hat ein unaussprechliches Verlangen nach dem Buche, und der 63 Jahre alte Guarino von Verona (der ehrliche Vater von zwölf Kindern) versteigt sich in die hingerissenste Bewunderung über die süßen Harmonien, über die heiteren geschürzten Tänze der lasziven Verse, und die ganze Blöße des in seichter Formanbetung schwelgenden Humanismus deckt Guarino auf, wenn er sagt: „Setze dich leicht über die Ungebildeten hinweg, die nur an Tränen, Fasten und Psalmen ihr Behagen finden und nicht wissen, daß eine andere Aufgabe das Leben, eine andere die Dichtung hat[3]."

[2] Einige Proben in „Die Opale", 2. Bd., S. 96—98.
[3] Jakob Caro, Vorträge und Essays. Gotha, 1906, S. 60.

Gedruckt wurde er erst 320 Jahre nach seinem Tode[4]. Mercier de St.-Leger nahm den Hermaphroditus in eine Sammlung neulateinischer Gedichte auf[5].

Bekannt aber wurde er, und zwar weit über die Kreise der Philologen und Literaturhistoriker hinaus, erst durch die kritische Ausgabe, welche Friedrich Karl Forberg nach einer von ihm auf der Herzoglichen Bibliothek zu Koburg aufgefundenen Handschrift im Jahre 1824 veröffentlichte.

Forberg, der als Rektor in Saalfeld im Jahre 1798 durch einen ganz im kantischen Sinne geschriebenen Aufsatz in Fichtes „Philosophischem Journal" den Sturm der sächsischen Regierungen gegen den „atheistischen" Professor zu Jena entfesselt hatte, gab, der Bevormundung durch die Behörden müde, die philosophische Schriftstellerei auf und widmete sich, durch den Fund des „Hermaphroditus" dazu veranlaßt, mit dem ganzen beharrlichen und stillen Fleiße des deutschen Gelehrten dem Studium des Sexuallebens, soweit er es aus den Klassikern und den Schriftstellern des Humanismus kennenlernen konnte. Hatte er ursprünglich nur die Absicht gehabt, den „Hermaphroditus" durch Worterklärungen und Zitate zu erläutern, so bewog ihn schließlich die Fülle des vorhandenen Materials, die Sacherklärungen und den ausführlichen Nachweis der lateinischen und griechischen Quellen in einem besonderen, umfangreichen Nachtrag — er umfaßte 176 enggedruckte Oktavseiten — zu vereinigen, dem er den Titel „Apophoreta" (Nachtisch) gab[6]. Dieser Nachtrag, ein vollständiges Handbuch alles dessen, was wir von dem Geschlechtsleben des klassischen Altertums wissen, hat die Forbergsche Ausgabe zu einem Buche von bleibender Bedeutung und unleugbarem wissenschaftlichem Werte gemacht, einem Buche, das jetzt nach fast hundert Jahren durch die neuesten Forschungen keineswegs überholt ist. Wohl aber ist es sehr selten geworden. Da es in klassischem Latein geschrieben wurde, was der weiten Verbreitung in heutiger Zeit im Wege steht, unternahm es 1911 der Verlag Adolf Weigel in Leipzig, eine Übersetzung durch Fr. Wolff-Untereichen mit einem sexualwissenschaftlichen Kommentar von Alfred Kind herauszugeben, durch Parallelen aus der Jetztzeit vermehrt.

Die einzelnen Abschnitte behandeln Koitus, Päderastie, Irrumatio, Masturbation, Cunnilingus, Tribadie, Sodomie, Sprintriae[7].

Als Rivale Beccadellis wird öfter genannt Giantonio Porcello de *Pandoni*, der unzählige obszöne Verse schrieb, von denen nur der kleinste Teil hin und wieder veröffentlicht wurde. 1434 wurde er eingekerkert und dann aus Rom vertrieben, weniger wohl wegen seiner libidinösen Verse als deswegen, weil er sich an einem

[4] Ich folge hier im wesentlichen Kinds Ausführungen in der Neuausgabe.

[5] *Quinque illustrium Poetarum Anton. Panormitae, Rasmusii, Joh. Secundi Lusus in Venerem, partim ex codd. mss. nunc prim. editi. Paris* 1791, 8°.

[6] *Antonius Panormita, Hermaphroditus. Primus in Germania edidit et Apophoreta adjecit Frider. Carol. Forbergius. Coburgi, sumptibus Meuseliorum* 1824, XVI und 406 S., 1 Bl.

[7] Vgl. Hayn VI, 19—23.

Volkstumult beteiligt hattte, durch den der Papst verjagt und die geistliche Regierung in eine weltliche umgewandelt war. Auch er fand am Hofe zu Neapel als Sekretär gastliche Aufnahme.

Hierher gehört auch *Filelfo*, der erbitterte Gegner Poggios. Sein Biograph Rosmini[8] führt ein Werk von ihm an: *de jocis et seriis*, eine Epigrammensammlung von zehn Büchern zu je 1000 Versen, von denen er aus Schamgefühl keine Proben geben will[9]. Handschriften des Werkes in der Ambrosia in Mailand und in der Franziskanerbibliothek zu Cesena. In den beiden Büchern, die Filelfo als „*Convivia Mediolanensia*" herausgab, wird gleichfalls das Mahl durch dergleichen pikantes Beiwerk gewürzt, und in den Satiren reicht er zuweilen an die Zügellosigkeiten der Alten heran.

Selbst der ernste *Lionardo Bruno* verschmähte es nicht, sich in dem Stil, der ja als klassischer galt, zu üben. In des Lampridius Geschichte über Heliogabal (c. 26) hatte er gelesen, wie dieser Kaiser die öffentlichen Dirnen in ein öffentliches Gebäude zusammenrufen ließ, sie als Kommilitonen in einer Feldherrnrede begrüßte und mit ihnen über die verschiedenen Arten der Wollust debattierte. Eine solche Rede aufzusetzen, erschien Brudi, der von Niccolo noch angefeuert wurde, als ein würdiges Beginnen[10].

Unter diesen Umständen nimmt es nicht wunder, wenn sogar ein Papst sich diesem Reigen anschließt. Es ist Papst *Pius II.* (1405—1464), der sich selbst wunderte, wenn ihn jemand für keusch halte. „Ich fürchte mich nämlich vor der Enthaltsamkeit, welche, so lobenswert sie ist, doch leichter in Worten als in der Tat bewiesen wird und mehr für Philosophen als für Dichter paßt[11]." Seine Jugendgedichte zeichnen sich durch frivolen Inhalt aus und waren weit verbreitet, ohne durch den Druck veröffentlicht zu sein. Pius suchte sie in seinem Alter zu unterdrücken, ohne daß es ihm gelang. Er war jetzt keusch geworden. Allerdings gesteht er selbst zu: „An der Keuschheit hab' ich, beim Herkules, wenig Verdienst, denn aufrichtig gesagt, die Venus flieht mich mehr, als ich sie verabscheue[12]." Als er in Siena seinen Studien oblag und in Basel als Sekretär weilte, dichtete er zahlreiche Epigramme und Elegien, an 3000 Verse, die aber verloren sind. Einzelne Gedichte soll der Codex 2223 der Chiagiana zu Rom enthalten.

Außer diesen kleinen Gedichten verfaßte Pius noch vier größere Werke, zunächst das 2000 Verse lange Gedicht *Nymphiplexis*. Der Titel läßt sich schwer deuten, das Werk scheint aber sehr frei geschrieben zu sein, denn der Verfasser widmete es seinem Freunde und Lehrer Marianno de Sozzini aus Siena, der an

[8] *Vita di Filelfo*, T. II, S. 153.

[9] *Molto potrebbe nuocere al buon costume per le orribile oscenità che vi sonso sparse.*

[10] Proben davon in Forbergs Hermaphroditusausgabe, p. V.

[11] Georg Voigt, Enea Silvio Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter, Berlin 1856, I, 285.

[12] Voigt, I, 290.

geistreichen Frivolitäten ein großes Vergnügen hatte[13]. Ein Seitenstück zur Nymphiplexis bildet die in Basel gedichtete *Cynthia*, von welcher Pius in einem Briefe an Campisio vom 21. Mai 1445 spricht, von der jedoch sonst nirgends eine Spur zu finden ist.

Nur in einem einzigen handschriftlichen Exemplar hat sich erhalten die Komödie *Chrysis* (Cod. 624 der Fürstlich Lobkowitzschen Bibliothek in Prag). Das Stück, während der Langenweile des Nürnberger Reichstags geschrieben, geht auf Terentius zurück. Es zeigt einen glänzenden Witz und innige Vertrautheit mit der freien Auffassung des Geschlechtlichen bei den Römern. Die Komödie spielt unter Dirnen, Wüstlingen, Kupplerinnen und läßt an Derbheit und Obszönität des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig.

Beliebt und gern gelesen, besonders in Deutschland, war seine Novelle *Euryalus und Lukrezia*[14], die er, wie die Nymphiplexis, seinem Lehrer Marianno de Sozzini widmete. Von ihm war Pius zur Abfassung aufgefordert worden, weshalb er diesem auch die Schuld aufbürdet, wenn er als Mann von fast 40 Jahren (im Jahre 1444) zu solchem Zweck die Feder ergreife. Die erste Ausgabe erschien zu Rom 1475 in 4°. „Die meiste Kunst wird natürlich darauf verwandt, reizende Situationen zu erfinden und auszumalen, wobei es immer nach allerlei Hindernissen auf den Liebesgenuß hinauskommt. Es fehlt nicht an einem betrogenen Ehegatten, an einer Kupplerin von Profession, wenn sie auch von Lukrezia mit Abscheu davongewiesen wird, an üppigen Schilderungen aller Art. Daneben freilich finden wir Gemeinplätze über die Gewalt der Liebe, über die Gefahren der verbotenen Liebe und über die verführerische Natur der Weiber. Enea betont den tragischen Ausgang der Liebe als eine moralische Vergeltung der sündlichen Leidenschaft, aber um diese zu locken, schrieb er die ganze Geschichte[15].“ Die Gestalt des Euralius soll nach Voigt niemand anders sein als der Kanzler Kaspar Schlick, der Kanzler des Kaisers Sigismund. Seine Gründe sind einleuchtend genug.

Auch seine an Poggio gerichteten Briefe sind erotischen Inhalts, bald leichtfertige Verteidigungen der Liebe, das heißt des Sinnengenusses, bald wenig ernstgemeinte Mahnungen zur Keuschheit. Diese Mahnungen wirken um so pikanter, wenn man bedenkt, daß Pius selbst zwei uneheliche Kinder hatte.

Weniger bekannt ist seine Schrift über die Heilmittel der Liebe: *Epistola de amoris remedio*, sowie *Amoris illiciti medela in effigiem Amoris*[16]. In ihr sucht Pius die Nichtigkeit der Liebe im Ovidischen Sinne darzutun. „Wenn du ein Weib siehst, denk, es sei der Teufel!“

Voigt charakterisiert seine schriftstellerische Tätigkeit sehr treffend. „Enea

[13] Vgl. Voigt, I, 221, Anm. 3.

[14] *AENEÆ SYLVII, Poetae Senensis. De Duobus Amantibus Eurialo et Lucretia Opusculum. S. l. n. d. (Cologne, Ulric Zell, vers. 1470)* in 4° von 36 S.

[15] Voigt, a. a. O., S. 301.

[16] Vgl. Grisebach, Nr. 309.

liegt das obszöne Gebiet ferner und das eigentlich frivole näher. Seine erotischen Schriften sind schlimmer als zufällige Spiele der Laune und des Witzes, als Reproduktion der klassischen Dichter. Sie knüpfen an sein wirkliches Leben an. Sie zeigen bald einen Humor, der die eigene Person mit scheinbarer Naivität preisgibt, bald eine Beigabe von Phantasie, welche die Funken der Sinnenlust mit feiner Berechnung anzufachen versteht[17]."

Auch andere Päpste huldigten der freien Muse, zum Beispiel Alexander VI., Innozenz XI., Urban.

Unter den Kardinälen ragt *Pietro Bembo* (1470—1547), der Geliebte der Lukrezia Borgia, hervor. Er war ein ausgesprochener Latinist und wurde wegen seiner Verdienste um die alten Sprachen und Schriftsteller von Papst Paul III. 1539 mit dem Kardinalpurpur geschmückt. Als er 1547 starb, wurde er in St. Maria sopra Minerva zwischen Leo X. und Clemens VII. bestattet. Eins seiner Gedichte betitelt sich *Priapus*, das an dichterischem Reiz den alten Priapeen nicht nachsteht. Albert Wesselski, der feinsinnige Kenner, hat es ins Deutsche übertragen[18]. Wir bringen hier die Übersetzung, da das angeführte Werk wohl nicht allen Lesern zugänglich sein dürfte.

Unter allen den Kräutern, die dieser mein Garten hervorbringt,
Ist es sonderlich eins, das jede Mädchenhand reizt,
Gierig pflücken sie es, nicht um sich Kränze zu winden,
Nicht um die blumige Zier schmückend sich flechten ins Haar,
Nicht um Blüten zu streun vor die Schwellen der Tempel, wie sonst wohl
Pflegt das Volk den Gebrauch, ehrend der Himmlischen Schar,
Nicht um einige Handvoll zu sammeln und über dem Feuer
Langsam daraus zu ziehen tropfenden lieblichen Duft,
Nicht Amarant heißt das Kraut, nicht Kohl, nicht Mangold, nicht ist's die
Ringelblume, die in goldenem Glanze erstrahlt,
Nicht Sauerampfer, nicht Mohn, der, im Korne wachsend, als Heilkraut
Fördert die kundige Hand, die um die Kranken sich müht.
Auch die Artischocke ist's nicht, die Pflanze des Bacchus.
Nicht das Akanthusblatt, Vorwurf der bildenden Kunst.
Nicht die Blume, die ihren Namen nimmt von den Knaben,
Noch auch die, die sich jäh dreht nach den Strahlen Apolls.
Ganz ein anderes Kräutchen ist es und nützet ganz anders, die Wurzel
Doppelt gespalten, treibt kräftig den Stempel hervor.
Knorrenlos ist der Schößling. Noch liegt er, doch baldigst erhebt er
Seinen im rötlichen Schein rötlich schimmernden Kopf. Und er ist

[17] Vgl. Hayn I, 27—30.
[18] In „Die Opale", herausgegeben von Franz Blei, 1. Halbband, S. 189—190.

Immer der gleiche, ob der Himmel glühet im Hundsstern,
Oder ob glitzernder Reif decket das Wintergefild.
Nie verwelket es jemals, da ihm das Wetter nichts anhat,
Und es gibt keinen Ort, wo man vergebens ihn pflanzt.
Keineswegs gibt es nur eine Art, die Triebe zu pflegen,
Schüttle den Stamm, und du hast reichlichen Samen von ihm.
Ob den Samen aufnimmt die Furche, oder ob du den fruchtbarn
Stempel senkest ins Loch, jeglicher Weg führt zum Ziel.
Wenn sich zuerst der Wald mit frischen Blättern belaubet,
Sich in strotzender Kraft herrlicher Üppigkeit freut,
Träufeln aus seinem Haupte die ersten Tränen, der Honig
Von dem Hyblagebirg schmecket nicht süßer als sie.
Über alles tut wohl ihm das Streicheln geschäftiger Finger,
Von der Betastung selbst wächst er dir schon in der Hand.
Nicht geringere Freud' — so bezeug ich's, der ich es sehe,
Weil kein Weib daran denkt, daß ich zu sprechen vermag —
Macht die Berührung den ehrbaren Mädchen, wenn sie ihn umfangen
Und ihn in pressender Hand halten in zartem Verschluß.
Ja, sie neigen sich zu ihm und mit zärtlichem Munde ihn küssen,
Und, weil die Wärme ihn letzt, ihn gar fürsorglich betreun.
Glücklich lächelt sie dann, wenn sich endlich der Schmächtige aufbläht,
Und behend durch die Hand schlüpfet ihr nun das Gewand.
Gar nicht schüchtern bewundert die Maid sein verändertes Aussehn,
Den gekräftigten Stamm und die so plötzliche Pracht.
„Dich verehr ich, du Hälmchen, du Bild des erhabenen Gottes,
Du sollst mein Leitstern sein, Zepter, dem ich mich ergieb,"
Also spricht sie; es fallen auch schon vom Körper die Hüllen,
Und den Durstigen labt sie an dem schattigen Born.
Gierig trinkt er an der vom Gesträuch beschatteten Quelle,
Wieviel er aber auch trinkt, reichlicher gibt er's zurück,
Und er spendet seiner Verehrerin liebliche Freuden,
Der er fürs Übel der Welt einziger Tröster oft ist.
Wenn der Gatte ihr fern ist auf weit ihn tragender Woge
Und in der Einsamkeit sie sich in Sehnsucht verzehrt,
Und die Gesundheit ihr schwindet im öden ehlichen Bette,
Findet Heilung sie drin, daß seinen Samen sie schlürft.
Wird ihr das Antlitz blaß, sie greift nach dem strotzenden Stengel,
Und von der süßen Kost kehrt ihr die Farbe zurück.
Hat sie die strahlenden Augen von strömenden Tränen verschwollen,
Wie ja das Weinen stets Frauenart war und sein wird,

Und besprengt sie der Tau, der aus dem Kräutlein hervorquillt,
Wird das Auge ihr klar, Freundlichkeit zieht ihr ins Herz,
Scheuchen ihr dunkle Träume den Schlaf von den Lidern, vom Schößling
Koste sie wenig, und schon stellt sich der Schlaf wieder ein.
Wenn eine mannbare Maid den Namen der Mutter ersehnet,
Und ihr Tag für Tag ungenutzt schwindet dahin,
Wend't sie die Wurzel zur richtigen Zeit an, und sichtlich klagt sie
Dann im Alter nicht ob ihrer Unfruchtbarkeit.
Ebenso rat ich's dem Weib, vernachlässigt schnöde vom Gatten,
Daß ihr bei seinem Tod nichts von der Erbschaft entgeht.
Und je mehr die ihn fassende Hand den Stengel erfüllet
Und den saugenden Mund, desto willkommner ist er.
Anderswo blüht er in reichem Schatten, bei mir ist er offen:
Denn ein so trefflich Gewächs heischet nicht wucherndes Gras. —
Willst einen Namen du wissen? Der kleine Sch.... ist's. Du lächelst?
Also nennt jedermann ihn im zungenfertigen Rom.
Wenn auch, wie die Gelehrten behaupten, sein Umfang nur klein ist,
Mir, der ich ungelehrt bin, bäumt er sich mächtig empor.
Römer, gewährt mir Verzeihung! *Ein* Wörtlein nur ist mir entschlüpfet,
Kann denn darin ein Zuviel irgendwie reizen den Zorn? —

Bembo würdig zur Seite steht Francesco Maria *Molza* (1489—1544). Er stammt aus einer vornehmen Familie in Modena und genoß bei den Besten seiner Zeit den Ruhm ob seiner Verse, seines brillanten Geistes und seiner zahllosen Liebschaften. „Die Liebschaften Molzas sind zahlreicher als die Schneeflocken, die da draußen fallen, und ich möchte wetten, daß Cupido, da er alle Pfeile verschossen hatte, sich für Molza noch seines Bogens und seines Köchers bediente und die nach dem Herzen warf," schrieb Aretino[19]. Liebe und Dolchstiche hat sein abenteuerliches Leben genug erfahren, das er früh genug im Elend beschloß. Das wenige, das Molza geschrieben hat. ist ausgezeichnet durch die Sorgfalt seines Stils und eine sehr bedachte Sprachkunst. Der größte Teil seiner Werke ist in italienischen und lateinischen Versen. Ältere Autoren sagen, daß ein Prosabuch „Hundert Geschichten" handschriftlich zirkuliert habe — ob es wirklich existiert habe, weiß man nicht. Im Druck sind nur fünf Novellen erschienen nach Molzas Tode: *Novella di Francesco Maria Molza, Bologna* 1547, in 8°, und *Quattro delle Novelle del honoratissimo Molza* 1549, in 4°. Neu ediert wurden sie Bucca 1869 in 80 Exemplaren[20]. Der „Amethyst" bringt eine Novelle „Der Florentiner Ridolfo" (S. 10—13). Ridolfo, der der Knabenliebe frönt, will sein

[19] Lettere I, 67.
[20] Vgl. Amethyst, S. 30.

junges Weib umbringen. Als sie ihm jedoch ihre hinteren Reize offeriert, wird er zur besseren Einsicht bekehrt.

Von *Andrea Navagero* (1483—1529), dem Freunde des berühmten Buchdruckers Aldus Manutius (1449—1515), wissen wir, daß er nach des Statius Vorbild seine „Wäldchen" dichtete, sie aber aus Gewissensbissen den Flammen übergab. Aus dem gleichen Grunde und um der verderblichen Moral zu steuern, verbrannte er Jahr für Jahr ein Exemplar des Martial.

Bekannt ist das „Hecatalegium" des *Pacificus Maximus*[21]. Er wurde 1400 zu Asoli geboren. Seine Familie war eine der angesehensten, aber in den fortwährenden Bürgerkämpfen der damaligen Zeit, an denen sein Vater tätigen Anteil nahm, verlor sie ihr gesamtes Vermögen, so daß Pacificus auf die Gnade seiner Gönner, zu denen allerdings die Ersten seiner Zeitgenossen, unter anderen Nikolaus V., Pius II., Lorenz von Medici, Matthias Corvinus, Alfons und Ferdinand von Aragonien gehörten, angewiesen war. Dieses sein Ansehen verdankte er sowohl seinen ausgebreiteten Kenntnissen in den humanistischen Wissenschaften, als insbesondere seiner lyrischen Begabung, für die ihm sogar der Dichterlorbeer zuteil wurde. Aber alle diese äußeren Ehren vermochten nicht, ihn vor Mangel zu schützen. Er starb in äußerster Not um 1500 zu Fano.

Sein Hauptwerk, das die Jahrhunderte überdauert hat, ist das Hecatalegium, von dem die Nationalbibliothek in Paris ein Exemplar aufbewahrt. Es ist eine Sammlung von Liebesgedichten, die wie der Hermaphroditus vom Galanten bis zum Obszönen sich bewegt. Man kann Bonneau (Curiosa S. 384) schon zustimmen, wenn er sagt, daß von allen Werken des Pacifico Massimo lediglich das Hecatalegium die Zeit überdauern wird. „Er stellt sich dank dieser Sammlung an die Spitze der kühnsten erotischen Dichter. Der Zynismus mancher Stücke ist von niemandem übertroffen, nicht einmal von Baffo. Andere wiederum, besonders unter den Liebeselegien, sind graziös und geistreich. Der lebenslustige Literat ist in seinem Satzbau so gewandt, in der Anwendung doppelsinniger Bezeichnungen so geschickt, daß die Herausgeber der kastrierten Ausgabe nicht das geringste davon gemerkt haben, es sei denn, daß sie beide Augen zugedrückt haben, was immerhin möglich ist.

Eine neuere Ausgabe ist: *Hecatalegium, ou les cent Elégies satiriques et gaillardes de Pacifico Massimi, poète d'Asoli (XV siècle). Littéralement traduit pour la première fois, texte latin en regard. Imprimé à 100 exemplaires pour Isidore Liseux et ses amis. Paris* 1885, in 8°. — Seine Elegien interessieren insbesondere noch aus dem Grunde, weil er nach manchen, von Bloch wohl widerlegten Behauptungen zum erstenmal die Lues beschrieben haben soll, und zwar *vor* der Entdeckung Amerikas.

Unter den Dichtern, die ausschließlich in ihrer Muttersprache, nicht im klas-

[21] Fiorenze 1489 in 4°, in 10 Büchern.

sischen Latein schrieben, zeichnete sich *Francesco Berni* (geb. etwa 1490 in Lamporchio, gest. 1546) aus. Außer seinen *Rime (Venezia* 1627, in 12°) wären hervorzuheben sein *Capitolo a M. Antonio da Bibbiena* und *Capitolo sopra un Garzone.* Berni war einer von den besten Köpfen seiner Zeit, der ein außerordentliches Talent zur komischen Satire aufwies, so daß sie bei den Italienern nach ihm den Namen der Berniskischen erhielt. Seine Satiren sind Musterstücke, aber sehr frei gehalten.

Ariost hat neben seinem „Rasenden Roland" noch sieben Satiren geschrieben. Die fünfte ist an Malapuzzo gerichtet, worin der Dichter seinem Vetter, der sich verheiraten will, gute Lehren gibt, wie er seine Braut wählen und im Ehestand sich recht verhalten soll. Ariost läßt dabei keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Fehler des weiblichen Geschlechts zu tadeln, wobei es ihm auf einige Zötlein nicht ankommt. Er nimmt kein Blatt vor den Mund und nennt die Dinge stets beim rechten Namen. Das Mittel, welches er seinem Freunde in der ersten Satire vorschlägt, um von seiner Frau nicht zum Hahnrei gemacht zu werden, ist — der Ring des Hans Carvel, den dann auch Rabelais und Goethe empfahlen. Doch meint er, auch dieses Mittel würde nichts helfen, wenn das Weib sich vornähme, den Mann zu betrügen[22]. Auch die sechste Satire enthält freie Stellen, wie überhaupt die bedeutendsten Dichter dieser Epoche in Frivolitäten schwelgen. Man vergleiche auch die freie, in Laszivität getauchte Behandlung der Liebe und der Frauen in den Komödien Macchiavellis, in den Heldengedichten der Pulci, Bojardo usw.

Berühmt war zu seiner Zeit Elysius *Calentius* (gest. etwa 1503), dessen Opuscula *(Elisii Calentii poetae Opuscula Romae* 1513, fol.) wegen ihres obszönen Inhalts von Henkershand verbrannt wurden. Hervorzuheben sind vor allem seine Epigrammata, ferner *„Cineus et Phiale amantes in canes convertuntur nova fabula"* und *„Ad Vitum Rutilium de locis sibi gratis"*, ein höchst freies Gedicht in Hexametern, dessen zweiter Teil besonders reich ist an obszönen Stellen.

Neben ihm steht Antonio *Vignale* de Buonagiunti. Er ist bekannt durch sein Werk *„La Cazzaria"*[23]. Das Datum seiner Geburt ist in Dunkel gehüllt. Nur so viel weiß man von ihm, daß er zwischen 1525 und 1530 in Siena eine lustige Brüderschaft *l'Academia dell' Intronati* (das heißt der Kretine, der Blödsinnigen) gründete, wodurch er zur Abfassung der Cazzaria angeregt wurde (1531). Die darin nur leicht verschleierten politischen Gedanken trugen ihm seine Verbannung aus Siena ein. Er ging dann nach Mailand, wurde Sekretär des Kardinals Christophorus Madrucci und starb 1559. Dr. Wilhelm Stekel sagt im Nachwort zu der deutschen obenerwähnten Neuausgabe ganz richtig: „Antonio Vignale entwirft uns

[22] Vgl. Die Opale II, S. 4—9.

[23] Deutsch in einem prachtvollen Privatdruck von Dr. Gaston Vorberg in 350 Exemplaren bei Julius Püttmann in Stuttgart 1925 herausgegeben.

ein Bild, wie zwei Männer seiner Zeit sich über Geschlechtsfragen unterhalten, wobei der Wissende nicht wenig stolz ist, daß er einen Unwissenden belehren kann... An der Cazzaria können wir die Verdrängung abschätzen, welche die Sexualität in fünf Jahrhunderten erfahren hat. Wie gewaltig groß war in jener Zeit die Bedeutung der Homosexualität! Culus und Cunnus werden als gleichberechtigt geschildert, ja dem Culus wird sogar der Vorzug gegeben. Die Menschen jener Zeit benehmen sich wie unsere Kinder, die den Anus als Mittelpunkt ihres sexuellen Interesses sofort betrachten, wenn sie allein gelassen werden... Auch aus der Cazzaria ergibt sich eine Art sozialer Phobie: die Angst vor der allzu großen Vagina. Viele der Witze drehen sich um die Größe des Phallus und um Mittel, dem Weibe Genüge zu leisten... Was mich bei allen diesen Schriften immer wieder in Erstaunen setzt, ist der Haß und die Verachtung des Priesters, an denen auch Vignale kein gutes Haar läßt. Ich würde das nur aus der Tatsache erklären können, daß die Kirche schon damals versucht hat, das Sexualleben als Sünde hinzustellen, um die Kontrolle des Geschlechtslebens in die Hand zu bekommen. Da war der schwache Punkt, von dem aus man jeden Menschen zum Sünder machen konnte..." Vor allem ist Vignale ein Misogyn vom reinsten Wasser. Alles erscheint ihm am Weibe schlecht. Es ist falsch, lüstern nach dem größten Phallus, lediglich auf Sinnengenuß erpicht.

Außer der Cazzaria schrieb er noch eine Komödie in Prosa, *La Floria,* die erst 1560 gedruckt wurde und sehr frei sein soll. Aus einem Schmähgedicht, das Niccolo Franco gegen Aretino schleuderte, geht hervor, daß die Cazzaria schon um 1541 sehr verbreitet war[24]. Es existieren zwei spätere Bearbeitungen, beide versifiziert, eine in achtzehn Stanzen mit dem gleichen Titel und heute wohl unauffindbar. Die zweite ist das berühmte *libro del perchè,* in zahlreichen Ausgaben. Von den drei Gesängen ist der erste eine elegante Bearbeitung der hauptsächlichsten Episoden des Dialogs. In dem Kampf der kleinen gegen die großen Cazzi kann man sehr leicht den Kampf des Volkes gegen die aristokratischen Machthaber symbolisiert sehen, und möglicherweise sind hervorragende Politiker Sienas darin persifliert, woraus sich die Verbannung Vignales leicht erklären ließe. Der zweite Gesang behandelt die Gesandtschaft der Frauen an Jupiter, um ihr schlechtes Los einigermaßen zu bessern. Der dritte Gesang steht in keinem Zusammenhang mit La Cazzaria[25].

Weniger bekannt dürfte sein Giovanni Francesco *Lazzarelli,* der als Priester und Propst zu Mirandola 1694 im Alter von 80 Jahren starb. Sein Werk, „*La Ciccide legitima*", am besten in der Ausgabe: *La Ciccide, in questa seconda Impressione ordinatamente disposta, notabilmente accresciuta e fidelmente rincontrata,*

[24] Vgl. Bonneau, S. 187

[25] Vgl. weiter oben bei „Parapilla" und ferner Apollinaire, S. 54 ff. und Bonneau, Curiosa S. 183 ff.

con gli Originali del' Autore 1692. *A la Haye,* 1766, 8°, ist eine Sammlung von Sonetten, worin er gegen den Arrighini aus Lucca, seinen Kollegen bei der Rota zu Macerata, grausam zu Felde zieht. Er faßt ihn auf als eine Person, die aus lauter Priapen besteht und folgt seinem Helden von der traurigen Gestalt von der Empfängnis bis zum Grabe, wobei an Obszönitäten nicht gespart wird. Lazzarellis Prosa ist leicht, fließend und seine Einbildungskraft sehr rege und fruchtbar. Die Schmähschrift besteht aus zwei Teilen. Der erste heißt *Le Testicolate,* der zweite *Le Sghinazzate.* In der Vorrede wird er von einem Freunde gegen Angriffe verteidigt, und seine freien Stellen werden als Spiele des Witzes erklärt.

Eine sonderbare Sitte Italiens, nämlich die, zur Zeit der Weinlese gegen die bei den Weinbergen Vorübergehenden und deren Besucher obszöne Reden und Schimpfworte zu führen, hat Luigi *Tansillo* (geb. 1510 zu Nola, gest. 1570 oder 1596 zu Gaeta) als Ausgangspunkt für ein derberotisches Poem in Oktaven genommen. Es heißt *„Il vendemmiatore“* (der Weinleser), ist bald in 160, bald in 333 Stanzen eingeteilt und kam 1534 Napoli in 4° heraus[26]. Papst Paul IV. setzte es auf den Index und verbrannte es. Tansillo unterwarf sich deshalb pflichtgemäß in dem geistlichen Gedicht *Le lagrimi di St. Pietro,* woraufhin das Gedicht in kastrierter Form neu gedruckt werden durfte.

3. KAPITEL

Aretino und seine Schule. Seine Nachahmer und Feinde

Wie bei Sotades verknüpft sich mit dem Namen Aretinos stets die Vorstellung von Pornographie par excellence. Allein dieses Urteil ist ziemlich oberflächlich und einseitig. Wie wir in unserer Schrift mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatten, haben noch bedeutendere Männer als Aretino erotische Werke verbrochen, ohne daß dies ihrem Ansehen etwas Abbruch tat. Man darf auch nicht vergessen, in welcher Zeit Aretino lebte. „Die ganze unzüchtige Szene ist wieder da,“ sagt *Giglio Gregorio Giraldi.* „Dramen werden wieder aufgeführt, welche das allgemeine bessere Bewußtsein der Christen ihrer Schändlichkeit wegen beseitigt und verbannt hatte. Unsere geistlichen und weltlichen Fürsten lassen sie, Gott sei's geklagt, spielen. Priester und Kleriker selbst streben nach dem Histrionennamen, durch den sie zu einträglichen Pfründen zu gelangen hoffen[1].“ Die vornehmen Damen, wie Isabella d'Este, nahmen an den Zweideutigkeiten Ariostes und Bibbienas keinen Anstoß. Die Sittenlosigkeit Alexanders VI. und seiner Kinder konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf die kleinen Höfe der italienischen Regenten und konnten nicht geschehen ohne Wechselwirkung auf die Sittenzustände des ganzen Volkes.

[26] Vgl. Grisebach, Nr. 455.

[1] Alfred v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom. Berlin 1870, 3. Bd., 2. Abtlg., S. 139.

Johann Burcardus ist wohl ein beweiskräftiger Zeuge, weshalb wir ihm hier das Wort erteilen. Er erwähnt, daß am ersten Weihnachtsfeiertage 1502 dreißig Maskierte mit langen dicken Nasen in Form von männlichen Gliedern vor dem Papst vorbeidefiliert seien[2]. Vor seinen Augen und denen seiner Kinder wurden auch brünstige Hengste auf Stuten losgelassen (S. 324). Am Abend des letzten Oktober 1501 veranstaltete Cesare Borgia in seinem Gemach im Vatikan ein Gelage mit fünfzig ehrbaren Dirnen, Kurtisanen genannt, die nach dem Mahl mit den Dienern und den Anwesenden tanzten, zuerst in Kleidern, dann nackt. Nach dem Mahle wurden die Leuchter mit den brennenden Kerzen auf den Fußboden gestellt und rings herum Kastanien gestreut, die die nackten Dirnen auf Händen und Füßen kriechend aufsammelten, wobei der Papst, Cesare Borgia und Lukrezia zuschauten. Schließlich wurden Preise ausgesetzt, seidene Unterröcke, Schuhe, Barette und anderes für die, welche mit den Dirnen am öftesten den Akt vollziehen könnten. Das Schauspiel fand im Saal öffentlich statt, und nach dem Urteil der Anwesenden wurden die Preise verteilt (S. 315). Ein zeitgenössischer Pamphletist konnte deshalb mit Recht sagen: „Wer möchte nicht davor schaudern, die entsetzlichen Ungeheuerlichkeiten und Ausschweifungen aufzuzählen, die bereits offenkundig in seinem Haus, mit Verachtung der Scham vor Gott und den Menschen begangen? All die Schändungen, Inzeste, die Gemeinheiten an Knaben und Mädchen, all die Huren im Palast Petri, die Kupplerscharen und Wettbewerbe, die Bordelle und Hurenhäuser — all das wolle gar nicht erst über meine Lippen." (S. 324.) Alexander VI. verhielt sich gegen diese Pamphlete vollkommen ablehnend und gleichgültig. Eine derartige Gleichgültigkeit aber — mehr eine Folge der Indolenz als der souveränen Verachtung — hatte die umgekehrte Wirkung. Statt die Feinde zum Schweigen zu bringen, wagten die lästerhaften Broschürenschreiber das Äußerste. Schon damals wurden an die Statue des Pasquino die boshaftesten Epigramme geheftet. Anderseits wurden durch den Druck oder handschriftlich Spott- und Schmähschriften verbreitet, in denen auf den geschlechtlichen Verkehr Alexanders mit seiner leiblichen Tochter hingewiesen wurde.

Aretinos Leben fiel in diese Zeit. Geboren wurde er am 20. April 1492 zu Arezzo. Seine Mutter war eine Kurtisane, sehr hübsch, die auch den Künstlern als Modell diente. Sein Vater war ein Edelmann namens Bacci. Er wächst ohne Erziehung auf, entweicht von Haus, wird Diener bei einem reichen Kaufmann Augustino Chisi, tritt in die Dienste des Kardinals San Giovanni, unternimmt eine Rundreise durch Italien, wird Kapuziner in Ravenna, entweicht und wird Diener im päpstlichen Palast. Geschickt weiß er dem Papst Leo X. ein Lobgedicht in die Hände zu spielen und erhält dafür Geld. Er bereist wiederum Bologna, Mailand, Pisa und Mantua und kehrt nach Rom zurück, wo er durch ein Lobgedicht auf Cle-

[2] Burcardus, Alexander VI. und sein Hof, herausgegeben von L. Geiger, 6. A. Stuttgart, o. J. S. 339.

mens VII. eine Pension vom Papste erhält. Nun fällt die später zu erörternde Geschichte mit den Sonetti lussuriosi. Er geht nach Mailand und wird von Johann von Medici König Franz I. vorgestellt, der ihn reichlich entlohnt, geht nun nach Venedig und stirbt dort am 21. Oktober 1556, nicht, wie die Legende will, indem er lachend vom Stuhle stürzt und sich den Hals bricht, als man ihm einen Gaunerstreich seiner Schwester erzählt, sondern am Schlagfluß.

Dies ist in Kürze sein Lebensgang. Wer sich für sein Leben und das Zeitalter, in dem er schrieb, interessiert, findet Näheres in *Mazzuchelli, La Vita di Pietro Aretino. Padua 1714; Luzio, Pietro Aretino nei suoi primi anni etc. Turin 1888.*

Aretino war berühmt wegen seiner witzigen Feder. Alles, was lesen konnte, las ihn. Man nannte ihn den „Göttlichen", was allerdings nichts besagen will, denn mit dieser Bezeichnung waren die Italiener überhaupt nicht sparsam. Wie alle Schmeicheleien, so lehnte Salutati[3] auch den Beinamen „Divino" ab[4]. Durch Aretino verrissen zu werden, war in den Augen seiner Zeitgenossen gleichbedeutend, mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet und der Schande der Nachwelt überliefert zu werden. Man fürchtete ihn, weil er mächtig war, und er war mächtig, weil er Genie besaß. Er war der erste Schriftsteller, der sich seiner Feder bedient, um sein Glück zu machen, und dem es mit so beispiellosem Resultat gelang.

Seine Werke sind derart grundverschieden, daß man annehmen könnte, ein ganzes Jahrhundert läge zwischen den einzelnen Schriften. Mit seinem Namen aber verbindet man einzig den Begriff des Obszönen, und er teilt hier wohl das Schicksal des Sotades. Seine Sitten waren, an seiner Zeit gemessen, keine Ausnahmen, und mehr als eine obszöne Schrift war vor ihm erschienen und folgte ihm nach. Aber er ist der Sündenbock der Moralfexe, die glücklich sind, eine derart gewichtige Persönlichkeit gefunden zu haben, um ihren Geifer und ihre Galle auf ihn abzuladen. Und sie haben ihn gewählt, weil sein Genie zu hell erstrahlte. Sein Ruhm ist vergangen, die Verachtung, die sich an seinen Namen knüpft, ist geblieben.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung seiner hier in Frage kommenden Werke. Da sind zunächst die *„Sonetti lussuriosi"*. In allen Nachschlagebüchern und Geschichtswerken findet sich die gleiche Darstellung, daß er wegen seiner Sonette Rom habe verlassen müssen[5]. Dies ist indessen nur bedingt richtig. Nach einwandfreien Forschungen liegt die Sache so: Giulio Romano hatte auf ausdrückliche Veranlassung Leos X. zehn wollüstige Zeichnungen angefertigt, und Marcantio Raimondi aus Bologna hatte sie in Kupfer gestochen. Mittlerweile starb Leo X., und Clemens, in dieser Beziehung etwas strenger denkend, verfolgte die beiden mutwilligen Künstler. Für Giulio Romano war es ein Glück, daß zur Zeit

[3] Briefe III, 420.

[4] Vgl. Burckhardt, Kultur der Renaissance, 10. A. I, S. 180, Anm. 1.

[5] Vgl. Konversationslexikon für bildende Kunst, Leipzig 1843, Bd. I, von Aretino; A. v. Reumont, Geschichte der Stadt Rom, Berlin 1870, 3. Bd., 2. Abtlg., S. 367. Gay, 4. A. III, 1127 bis 1130.

der Entdeckung[6] der Markgraf von Mantua ihn durch seinen Gesandten, den Grafen Baldassare Castiglione, hatte an seinen Hof bitten lassen. Er hatte die Stadt daher bereits verlassen (1524), als Marcantonio eingekerkert wurde. Erst durch die Fürsprache Aretins kam dieser frei. Neugierig geworden, besah sich Aretin die Zeichnungen, die den Zankapfel gebildet hatten, und schrieb, begeistert davon, sechzehn Sonette dazu (1525). Daß er selber der Verfasser sei, bestätigte er wiederholt, am unzweifelhaftesten in seinem Briefe vom 11. Dezember 1537 an Battista Zatti in Brescia, in den Briefen vom 9. November 1526 und 29. Dezember 1537[7]. Die Zeichnungen Giulio Romanos sind später verschwunden, die Stiche selbst wurden 1524 beschlagnahmt und die Platten wohl bald darauf vernichtet. Wenigstens hat sich trotz eifrigen Suchens weder eine der Platten noch ein Abdruck aus dieser Zeit auffinden lassen. Nach Brunet[8] hat die Kgl. Bibliothek in Dresden bis 1781 ein Exemplar der *Sonetti lussuriosi* mit den Gravüren von Marcantonio besessen. Auch Aretins Gedichte wurden zu seinen Lebzeiten nicht gedruckt. Eine Ausgabe, die die Jahreszahl 1556 führt, stammt in Wirklichkeit aus dem 18. Jahrhundert. Wenn bei anderen Schriftstellern ein „Aretino" erwähnt wird, so ist zu bedenken, daß sein Name allmählich als Gattungsbegriff für jede Art erotischer Schriften gebraucht wird, so zum Beispiel bei Brantome. Das geht aus folgender Begebenheit hervor, die uns Brantome berichtet: „Ich kannte einen venetianischen Buchdrucker in Paris, namens Messer Bernardo Turisan, ein Verwandter des großen Aldus Manutius, der sein Geschäft in der Rue de St. Jacques hatte. Dieser schwor mir zu, daß er im Laufe eines Jahres mehr als *fünfzig Paar Bücher des Aretino* an viele verheiratete und ledige Leute verkauft habe, auch an Frauen. Er lieferte ihnen schön gebunden unter der Versicherung, kein Wort davon zu verraten. Aber er hat es mir doch gesagt, und außerdem auch, daß ihn nach einiger Zeit eine andere Dame gefragt, ob er nicht ein ähnliches Buch habe wie das, was sie in den Händen jener drei Damen gesehen hätte. Er antwortete: Signora, si, e peggio (Ja, gnädige Frau, und ein noch schlimmeres). Sofort rückte sie mit dem Gelde heraus und kaufte alles zu Goldeswert[9]."

1539 erschien der „*Zoppino*" bei seinem Verleger Marcolini in Venedig. Man hat zuweilen die Autorschaft Aretins bestritten, wobei man sich auf folgende Gründe stützt:

1. Das Werk ist nicht von Aretino gezeichnet, obgleich er sonst jedem seiner Werke auch seine Signatur gab.

---

[6] Vasari, Vite de Pittori, I, 3. Teil, S. 229.

[7] Vgl. *L. J. Hubaud, Notice biblogr. sur un recueil de sonnets italiens de Pierre Arétin. Marseille* 1857, und *Brunet, Serapeum*, 1857, S. 375 ff.

[8] *Manuel du libraire et d'amateur de livres*, 5. A. 1860, S. 406.

[9] Brantome, Das Leben der galanten Damen, deutsch von Willy Kastner, Leipzig 1914, S. 33—34; vgl. G. A. E. Bogeng, Pietro Aretino und die Drucke seiner Sonette, in Zeitschrift f. angewandte Bücherkunde III, 58—71.

2. Der Zoppino unterscheidet sich im Stil von seinen anderen Erotika, besonders von seinen „Gesprächen".

Dagegen läßt sich sagen: Aretino kann doch seine Gründe gehabt haben, dieses Werk nicht unter seinem Namen in die Öffentlichkeit treten zu lassen. Es wäre doch lächerlich, von diesem inkonsequentesten aller Schriftsteller Konsequenz in diesem einen nebensächlichen Punkte zu verlangen. Ferner war Aretino ein sprachgewandter Schriftsteller, der Klugheit genug besaß, um einzusehen, daß die in der Erinnerung schwelgende Dirne Nana und die alte Kupplerin sich in ganz anderer Weise unterhalten müssen als der brummige im Kloster büßende Kuppler und sein neugieriger, unerfahrener Partner. Ehe also nicht gewichtigere Gründe gegen seine Autorschaft beigebracht werden, muß man Aretino schon als Verfasser gelten lassen.

Die Originalausgabe führt den Titel: *Ragionamento del Zoppino fatto frate, e Lodovico puttaniere dove contiensi la vita e genealogia di tutte le cortegiane di Roma (Venezia) Fr. Marcolini* 1539, in 8°.

Sein Hauptwerk sind die „Ragionamenti", in zwei Teilen (1534—1536 erschienen). In den beiden ersten Teilen beschreibt die alte Kurtisane Nana ihrer Gevatterin Antonia in sechs Tagen ihre Taten als Nonne, Frau und Sünderin, um dann zu entscheiden, zu welchem dieser drei Stände sie ihre Tochter erziehen soll. Hierauf unterweist sie diese, Pippa mit Namen, die den dritten erwählt hat, in allen Künsten und Listen ihres Geschäfts, und schließlich hören Mutter und Tochter der Gevatterin zu, welche die alte Amme lehrt, wie sie das Kupplerinnenhandwerk zu üben habe. Im letzten Teil der Gespräche, der später (1538) erschien, wurden die gegen die Höfe und das Spiel gerichteten Gespräche aufgezeichnet, welche zwischen Lodovico Dolce, Francesco Coccio und Pietro Piccardo im Garten des Freundes Aretins, des Druckers Marcolini, in Venedig stattfanden.

„Eine photographische Abkonterfeiung der Natur darf man natürlich von Aretino nicht erwarten. Die sittliche Korruption erscheint schlimmer, als sie in Wirklichkeit war, weil hier wie in einem Brennspiegel gefangen, was im Leben zerstreut ist. Aber wenn man Pietros Absicht, eine Satire zu schreiben, anerkennt und feststellt, so wird man damit auch zugleich zugeben, daß Vergrößerungen, Vergröberungen, Verzerrungen mit in den Kauf zu nehmen sind. Und diese Absicht hat der Aretiner in den Widmungen der Gespräche ausgesprochen. Er sagt ausdrücklich, daß er nur von den Nonnen spricht, die ihr Gelübde nicht halten, und weil ihre Zuchtlosigkeit ihr Leben besudelt hat. Sein Wort soll das grausam-barmherzige Messer sein, mit dem der tüchtige Arzt das kranke Glied abschneidet, damit die andern gesund bleiben. Er will die Sitten malen und ist bemüht, die Charaktere so lebhaft zu schildern, wie Tizian seine Porträts malt. Er gibt Übertreibungen zu. Er hat die tollen Nonnengeschichten erzählt, um die Antonia zum Lachen zu bringen. Er hat sich noch Zurückhaltung auferlegt. Er hätte den Nonnen übel nach-

reden können. Wenn er auch gegen die verdorbene Geistlichkeit vorgeht, so bleibt er doch immer ein frommer Christ. Der Kirchenglaube war für ihn unantastbar; anzugreifen waren nur die Diener Gottes vom höchsten, dem Papst, an, bis zu dem schmutzigen, lüsternen Bettelmönch hinab... Dialoge waren die beliebte literarische Form, und bei umfangreicheren war eine Teilung in Teile und Tage wohl auch ohne Boccaccios Vorbild gegeben... Literarische Einflüsse werden nicht sichtbar. Die Gespräche sind ein originales Werk." Da sie Anekdoten über bekannte Persönlichkeiten einflechten, kann man die Gespräche auch als eine Skandalchronik des Cinquecento ansehen[9a].

Zu Unrecht werden Aretino zwei Werke zugeschrieben, die den gleichen Titel führen: *La Puttana errante.* Das eine in vier Gesängen, besteht in der ersten Ausgabe aus 138, in der zweiten aus 185 Stanzen und erschien ohne Ort und Datum etwa 1541 in Venedig. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt das Originalexemplar unter Nr. Y 1445 und 1455. Das zweite führt den Zusatz: *Dialogo fra Maddalena e Giulia* und wurde ins Französische, Holländische, Englische und Deutsche übersetzt (Gay, 3. A., VI, 150). Die älteste Ausgabe stammt von 1584. Sie hat nicht das mindeste mit Aretino zu tun, sondern ist ein Sotadikum gewöhnlichster Art, in dem die unwahrscheinlichsten Liebesbegebenheiten zwischen den beiden Mädchen in einer dilettantischen Manier erzählt werden. Diese Verunglimpfung, die Aretin durch diese Angabe erfahren hat, ist wohl auf die Elzeviere zurückzuführen, die 1660 ihre Ausgabe der ersten beiden Dialoge *La Puttana errante, ovvero Dialogo di Maddalena e Giulia* betiteln. Vielleicht auch begann die Mystifikation bereits bei Lebzeiten Aretinos, dem man viele Elaborate zuschrieb, um einen günstigeren Absatz zu erzielen. Wer eigentlich der Verfasser war, läßt sich nicht feststellen, jedenfalls ist so viel sicher, daß die Angaben Bayles, Nodiers und Forbergs, daß Aretin den Dialog geschrieben hat, nicht zutreffend sind. Wenn also das negative Resultat feststeht, wer nicht der Verfasser ist, so ist die Frage, wer denn eigentlich sich der Autorschaft rühmen darf, von untergeordneter Bedeutung, da der literarische Wert unter dem Durchschnitt steht.

Das gleichnamige Poem hingegen stammt zwar ebenfalls nicht von Aretino, wohl aber von seinem besten Schüler, *Lorenzo Veniero.* Dieser, ein junger Patrizier, der hohe Ehrenstellen bekleidete, hatte in seiner Jugend dieses sotadische Poem verbrochen. Ein italienisches Freudenmädchen, Ellena Ballerina, hatte die Unvorsichtigkeit begangen, den jähzornigen und nachtragenden Veniero während einer Liebesstunde um seine Börse zu erleichtern, ein alltäglicher Vorgang, der nicht aus dem Rahmen des Gewohnten fällt. Dieser reiche Patriziersohn mußte doch damit rechnen und konnte den Verlust jedenfalls verschmerzen. Seine Rachsucht aber kannte keine Grenzen. In seinem Poem stellt er sie als fahrende

[9a] Ernst Otto Kayser in „Die Gespräche des Pietro Aretino". Zum erstenmal vollständig übertragen Leipzig 1921, Dr. Sally Rabinowitz Verlag S. LV.

Hure dar, die von Stadt zu Stadt zieht, jedes männliche Wesen verschlingend, unersättlich, nicht zu befriedigen. Vier Gesänge lang, in den gemeinsten widerlichsten Anwürfen, aber sprachgewaltig und unterstützt von einer reichen Erfindungsgabe. (Beide Dichtungen, das Poem sowohl wie der Dialog, sind von Heinrich Conrad ins Deutsche übertragen worden: Die Dichtungen und Gespräche des göttlichen Aretino, Brixen 1904; vgl. Hayn I, 111.)

Von Lorenzo Veniero stammt übrigens noch ein zweites sotadisches Produkt, die *Zaffetta.* Die Veranlassung zu seiner Abfassung gab ein ähnliches Erlebnis mit einer venetianischen Kurtisane. Der Dichter, von ihr zu einem Stelldichein bestellt, findet die Tür verschlossen, weil bereits ein anderer Freier seinen Platz eingenommen hat. Auch darauf hätte der verwöhnte Libertin gefaßt sein müssen, denn ein Freudenmädchen ist ja schließlich kein Allein-, sondern Gemeineigentum. Veniero dagegen war über die Absage dermaßen erbost, daß er Geifer und Galle spie und das Mädchen in der schamlosesten Weise heruntermachte. Nach einem gelehrten Marseiller Bibliophilen, der sich mit vorstehenden beiden Produkten Venieros befaßt *(M. Hubaud, Dissertation sur deux petits poèmes. Marseille* 1854, in 8°, 40 S.), gehörte die Zaffetta, die tatsächlich Angela hieß und die Tochter eines gewissen Borro war, zu den meistgesuchten und besten Kurtisanen. 1548 gab sie ihren Beruf auf und befleißigte sich eines ehrbaren Lebenswandels (vgl. Gay, 3. A., VI, 150, und besonders S. 452—456, wo sich ein langer Auszug aus Hubauds Schrift findet; ferner Bonneau, Curiosa, S. 249—261). Ein Neudruck erschien in hundert Exemplaren 1863 in Paris.

Ragionamento de la Nanna et de la Antonia, fatto a Roma sotto una ficaia; composto dal divino Aretino per suo capricio, a corettione de i tre stati delle donne. Parigi 1534, in 8°, ist der erste Teil der Gespräche und enthält: das Leben der Nonnen, das Leben der verheirateten Frauen, das Leben der Kurtisanen. — *Dialogo di Messer Pietro Aretino, nel quale la Nanna, il primo giorno, insegna al la Pippa, sua figliola, a esser tuttana, nel secondo gli contra i tradimenti che fanno gli huomini a le meschine chi gli credano, nel terzo la Nanna et la Pippa, sedendo nel orto, ascoltano la Comare et la Balia che ragionano de la ruffinaria. Torino* 1536 in 8°, ist der zweite Teil und enthält Pippas Erziehung, die Schliche der Männer und *la Ruffianerie.* Er ist Bernardo Valdaura dediziert (der erste Teil Sapajon). Wahrscheinlich sind beide auch in Venedig herausgekommen. Ein Exemplar befindet sich in der Bibliothèque Nationale unter Y 2 1445. Noch einen dritten Teil schreibt man Aretino zu. Er stammt aber zweifellos nicht von ihm. Der erste Nachdruck erscheint 1584[10].

[10] Über die verschiedenen Ausgaben mag man sich informieren bei: Graesse, *Trésor de libres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique etc.* Dresden 1859, Tome I, S. 188

4. KAPITEL
Alessandro Piccolomini (1520-1578)

Unter den Nachahmern Aretinos wäre Alessandro Piccolomini, der Erzbischof von Patras, Koadjutor von Siena und Professor der Moral an der Universität zu Padua, zu nennen. Er ist der Verfasser des pikanten Dialogs *Dialogo dove si raggiona della bella creanza delle donne dello Stordito accademico Intronato. Venezia* 1539, *Curzio Navo e fratelli*, in 8°, *Venezia* 1539, der auch mehrere Male, zuerst 1573, ins Französische übersetzt wurde. Etwa 1908 veranstaltete Dr. Alfred Semerau unter dem Titel „Die Raffaella" eine Übertragung ins Deutsche. Der Dialog ist „eins der unterhaltendsten Bücher der Renaissance, mit ebenso knappem wie feinem Dialog, geistvoll und witzig, frisch wie in einem Zuge heruntergeschrieben. Mit antiker Unbefangenheit wird das Thema abgehandelt, wie eine reiche Sieneser Kaufmannsfrau, die Perle der Schönheiten der Stadt, durch Raffaella vom Pfade der Tugend gelockt wird. Welch ein Charakterbild, die verschmitzte Alte, die den Rosenkranz nicht aus den Fingern gibt und stundenlang in den Kirchen zubringt, deren erbauliches Leben aber nur Trug und Schein ist. Sie jammert über ihre verlorene Jugend und rät der schönen Margerita, nicht mit klaren Worten, sondern wie eine Schlange unter Rosen versteckt, unter Schmeichelei und Bewunderung, den Weg zu gehen, den sie, Raffaella, einst hätte gehen sollen." Sie gibt ihr Anleitungen, wie sie sich einen Liebhaber anzuschaffen habe, einmal weil es angenehm ist, dann aber auch, weil es die letzte Perfektion einer guten eleganten Erziehung ist, was der Liebhaber für Eigenschaften haben solle, wie die Ehemänner zu betrügen sind usw. „Wie weiß die Alte die Lust und Freude des Lebens darzustellen, das man in vollen Zügen genießen kann! Nur muß man den Schein der Ehrbarkeit und des Anstandes wahren. Erlaubt ist, was gefällt. Was nutzt die Treue, wenn man im Alter nur bereut, was man in der Jugend nicht genoß, ist der Refrain des schönen Liedes, das Raffaella der jungen Schönen singt." Schließlich setzt sie ihre Lehren in die Wirklichkeit um und führt der jungen Frau einen solchen probehaltigen Geliebten zu[1].

Trotz des erotischen Einschlages scheint aber die Notwendigkeit eines Geliebten für Piccolomini nicht die Hauptsache gewesen zu sein. Was ihn am meisten interessiert, ist die Sorge für die weibliche Eleganz. Piccolomini gibt nebenbei ein ganzes Kompendium der weiblichen Schönheitspflege und weiß in den Toilettenkünsten

bis 192 und G. Brunet, *Recherches bibliographiques sur l'Arétin* (enthalten in *Bulletin du bibliophile Revue mensuelle publiée par J. Techener.* Serie XIII. 1. Paris, Techener 1857, Nr. 9, S. 483—490. Vgl. über sein Leben: Siegfried Samosch, Pietro Aretino in Ital. Charakterköpfe. Berlin 1881. Gay 3. A. VI, S. 166 ff. und Hayn I, S. 111—112. Alfred Semerau, Pietro Aretino. Ein Bild aus der Renaissance. Wien und Leipzig 1925. — Stern-Szana a. a. O., S. 96 bis 127.

[1] Vgl. auch Bonneau, S. 314—318. Die Opale, 2. Bd., S. 95—96 und Franz Blei, Das Kuriositätenkabinett der Literatur. Hannover 1924, S. 329.

ebensogut Bescheid wie eine Kammerzofe der vornehmen Mondäne, was für den guten Geschmack des Verfassers spricht. Allzuviel Gutes weiß er von den zeitgenössischen Damen und ihrer Reinlichkeit allerdings nicht zu berichten. Dafür aber ist er um so unverblümter und wahrer und zeigt dadurch, daß Zoppinos unvergleichliche Schilderung der italienischen Kurtisanen nicht zu schwarz ausgefallen ist[2].

In der Art Aretinos bewegen sich auch die Dialoge *Firenzuolas:* „Von der Schönheit der Frauen" *(Della bellezza delle donne)* und „Von der vollkommenen Schönheit einer Frau" *(Della perfetta bellezza d'un Donna,* 1541), dazu der „Dialog, wo von den Schönheiten geredet wird" *(Dialoge, dove si ragiona delle bellezze,* 1542), von dem noch zu erörternden *Niccolo Franco.* In diesen Gesprächen werden die einzelnen Teile des Frauenkörpers studiert, um zu dem Schluß zu gelangen, daß die Schönheiten im Ebenmaß, im harmonischen Verhältnis der einzelnen Glieder zu dem Ganzen besteht. Ein anderer Freund Aretinos, *Giuseppe Batussi* aus Bassano (1520[?]—1573), redete in dem Dialoge *„Il Raverta"* (Eigenname 1544) von der Liebe und ihren Wirkungen und in der „Leonora" (1557) von der wahren Schönheit. Eine gewisse Berühmtheit hatte auch der Dialog „Von der schönen Frau" *(Delle bella donna,* 1534) von Federico *Luigini* aus Udine, der aber kalt und abgeschmackt wirkt.

5. KAPITEL
Niccolo Franco

Aretinos erbittertster Feind war *Niccolo Franco.* Er wurde geboren 1515 zu Neapel, hielt sich 1531—1536 zu Benevent, Rom und Neapel auf und studierte mit Eifer die griechischen und lateinischen Klassiker. 1536 mußte er wegen einiger boshafter Epigramme nach Venedig flüchten. Hier lernte er Aretino kennen, der ihn zu besolden versprach. Allein da dieser nicht Wort hielt, entwickelte sich grimmige Feindschaft zwischen den beiden, wozu noch bei Niccolo der Neid auf den Erfolg von Aretinos Briefen kam. Er gab seine eigenen Briefe 1539 heraus und schrieb seine 257 Schmähsonette gegen Aretino. Er edierte auch einen Kommentar zu den Priapeia und fügte selber 200 Priapen hinzu, welches Werk Papst Paul IV. in allen Exemplaren verbrennen ließ[1]. Franco entging dem gleichen Schicksal wie sein Buch nur durch die Fürsprache des Kardinals Morone. Endlich aber erreichte ihn doch sein Schicksal. Wegen eines Schmähgedichtes wurde er auf Befehl des Papstes Pius V. gehenkt.

[2] Vgl. Hayn VI, 191 und Gay 3. A. III, 42.

[1] *N. Franco, Sonetti con la Priapea. Torino, Casale de Montferrato* 1541. In dieser Ausgabe sind aber nur 145 Sonette enthalten.

6. KAPITEL
Ferrante Pallavicino

Ein ähnliches Schicksal wie Niccolo Franco war auch *Pallavicino* beschieden. Er ist der Verfasser des klassischen, die Homosexualität verteidigenden Werkes *Alcibiades fanciullo a scuola, D.P.A. Oranges, Juan Wart* CIƆICLII (1652), pet. 8°, 52 pp. In dem Katalog der Bibliothek Uffenbach, T. III, p. 75, kommt eine Handschrift dieses Buches vor, die den Namen Aretinos trägt. Dieser Irrtum ist darauf zurückzuführen, daß Pallavicino sein Werk verleugnete und absichtlich die drei Initialen anbringen ließ, damit man die Schrift dem „Göttlichen Pietro Aretino" zuschreiben sollte, was auch tatsächlich geschah. Da Pallavicino bereits 1664 enthauptet wurde, erschien das Werkchen erst acht Jahre nach seinem Tode, von seinen Freunden herausgegeben, mit einem gleichzeitigen Nachdruck in diesem Jahre (zu Genf). Dann verscholl es. Am Anfang des 19. Jahrhunderts kannte man nur vier Exemplare: Ein Exemplar war in Dresden, eins in Grenoble, eins in der Pariser Nationalbibliothek, wo man es in das Geheimarchiv, „Die Hölle", verdammte, das vierte im Britischen Museum. Erst 1862 kam in zweihundert Exemplaren eine italienische Neudruckausgabe heraus (in 8°, IV und 108 S., Buchdruckerei Racon in Paris). Die Herausgeber wurden indessen gerichtlich verfolgt, die noch aufzutreibenden Exemplare vernichtet (durch Entscheidungen von 1862 und 1865). Gay (3. A., I, 53/54) berichtet drüber: „Die Kaiserliche Bibliothek in Paris besitzt (Y 2 1463) die beiden alten Ausgaben. Nach der Bibliographie instructive von De Bure (Bd. II, S. 534, B. L.) besaß sie schon 1765 eins und erwarb das andere um 135 Livres bei der Versteigerung des Herzogs von La Vallière im Jahre 1784. Aber sie besitzt kein Exemplar der Ausgabe von 1862, weil infolge der Beschlagnahme, die auf Veranlassung des Ministeriums bei den Subskribenten vorgenommen wurde, auch das Exemplar der Bibliothek der Einziehung verfiel, worauf es wohl vernichtet wurde." Der „Alcibiades" ist eine die Päderastie abhandelnde Schrift. Ch. Nodier hatte behauptet und der Manuel du Libraire hatte es wiederholt, daß der „Alcibiades" eine Übersetzung ins Italienische wäre, die auf Grund des seltenen lateinischen Buches: Amatus fornacius, amator ineptus vorgenommen wurde. Das ist natürlich ein großer Irrtum, denn beide Produkte stehen miteinander in gar keinem Zusammenhang. Zum Nachdruck von 1862 gehören nach der Einschätzung der Bibliophilen noch zwei Kommentare, die im gleichen Jahre erschienen sind, im gleichen Format, auf dem gleichen Papier. Das eine stammt aus der Feder von Oct. Delepierre und betitelt sich: *Un point curieux des Mœurs privées de la Grèce.* Paris. J. Gay, pet. in 8°, das zweite: *Dissertation sur l'Alcibiade fanciullo a scuola, traduit de l'Italien de Giamb. Baseggio et accompagnée de notes et d'un postface, par un Bibliophile français* (M. G. Brunet), Paris, J. Gay, pet. in 8°, 78 pp. Diese Abhandlung ist höchst interessant. Baseggio zeigt,

daß der Verfasser von „Alcibiades" kein anderer als Pallavicino sein kann ... Man weiß, daß der unglückliche Schriftsteller, der zuerst Kanonikus von St. Augustin in Rom gewesen war, sich nicht gescheut hatte, blutige Satiren gegen den Papst Urban VIII. und die Barberini zu richten. Dadurch hatte er sich natürlich deren Haß zugezogen. Durch einen Spitzel ließen sie ihn in die Grafschaft Avignon locken, die damals päpstliches Eigentum war. Am 3. März 1644 wurde er dann nach einjähriger Haft enthauptet, also im Alter von 26 Jahren. Sein tragisches Ende hinderte indessen nicht, daß er Bewunderer seiner Werke auch weiterhin erhielt, unter anderen Gregorio Leti, der in Genf die freiesten und die dem Papsttum unversöhnlichsten Schriften drucken ließ. Baseggio stellt die Frage, welchen Zweck wohl der Autor mit der Abfassung des „Alcibiades" verfolgte: „Wenn man bedenkt," sagt er, „welchen Haß Pallavicino gegen die römische Kirche und besonders gegen die Jesuiten im Herzen trug, ist es leicht, über die Beweggründe sich im klaren zu werden, welche den Verfasser bei der Niederschrift leiteten." Man weiß auch, daß gerade den Jesuiten, die als Erzieher wirkten, Päderastie vorgeworfen wurde, und so glaubte Pallavicino wohl eine gute Tat zu vollbringen, wenn er einerseits seinem Hasse die Zügel schießen ließ, anderseits die Eltern vor der Erziehung durch diese geistlichen Wölfe im Schafspelz warnte.

Pallavicino hat nicht nur dieses eine Erotikon geschrieben, sondern noch andere, die aber etwas zahmer sind, zum Beispiel „*Diverzio celeste*", „*Rettorica delle Puttane*". Die verschiedenen Ausgaben sind verzeichnet bei Gay, I, 43, 44, 884; II, 22, 94, 298; III, 198, 576, 890, 949, 1011, 1012 1162, 1385, darunter auch englische und deutsche Übersetzungen. Die deutschen führt auf Hayn-Gotendorf, VI, 7—11. 1908 erschien von „*Alcibiade fanciullo a scuola*" eine deutsche Übersetzung: „Alcibiades als Schüler". Ins Deutsche übertragen von J. Berg, Privatdruck, 112 Seiten, in 225 Exemplaren. (Vgl. Stern-Szana, S. 127—130, und Flögel, Geschichte der komischen Literatur, Liegnitz 1785, Bd. 2, S. 224—233.)

Um das Hauptwerk Pallavicinos näher zu charakterisieren, seien einige Stellen wiedergegeben, die bezeichnend für die Einstellung des Verfassers sind.

„Läßt die Natur nicht stets zwischen den sich am meisten ähnelnden Geschöpfen Liebe walten? Und ist nicht die Ähnlichkeit zwischen Mann und Knaben größer als die zwischen Mann und Weib? Wenn die Natur den Jünglingen die Züge junger Mädchen verleiht, scheint sie uns nicht damit sagen zu wollen, daß beide zu unserem Vergnügen geschaffen sind? Ist nicht von allen ihren Geschöpfen dasjenige das wertvollste und kostbarste, das sich zu einer Reihe von Verrichtungen gebrauchen läßt? Wenn die Hand in unserer Schätzung so hoch steht, wenn man sie die Königin unserer Organe nennt, kommt dies nicht daher, daß sie uns alle möglichen Arten von Diensten leistet? Und du willst behaupten, daß ein Körperteil, der unter Umständen das Glück vieler Männer begründen kann, nur auf eine Verrichtung — die häßlichste und abstoßendste — beschränkt bleiben soll. Ein Körper-

teil, der so edel, so lieblich ist, daß der Himmel ihm zur Auszeichnung die sphärische Form verliehen hat!

Der Hintere sollte nur unwürdige Knechtesdienste verrichten? Nein, nein, die Natur hat ihm eine Würze zuteil werden lassen, die seine Reize und seinen Geschmack noch erhöht. Wie! Bei den Tieren, deren Fleisch genießbar ist, sind jene Körperteile die saftigsten und leckersten. Die Scheide sollte gleichzeitig als Harnleiter und als Sitz der Wollust dienen, und jene herrliche Liebesblüte dürfte nicht die gleichen Rechte genießen? Sie sollte eine gewöhnliche Latrine sein?

Deiner Meinung nach wäre die Natur sehr kurzsichtig, karg und blöde in der Verteilung ihrer Genüsse! Glaubst du denn, daß man ihr etwas wider ihren Willen entreißen könne? Nein, alle diese Dinge hat sie für uns geschaffen, damit sie gleichzeitig unserem Vergnügen und ihrem Ruhme dienen.

Ihre Gaben verschmähen, heißt sie beleidigen; ihre Erfindungen nicht benutzen, heißt, sich außerhalb ihres Wirkungskreises stellen, sich gegen sie auflehnen, und verdient, mit dem Tode bestraft zu werden. Indem sie uns die Freuden zugänglich machte, wollte sie, daß wir sie genießen, und ihr, der teuersten, fürsorglichsten, reichsten und zärtlichsten Mutter, dadurch huldigen..."

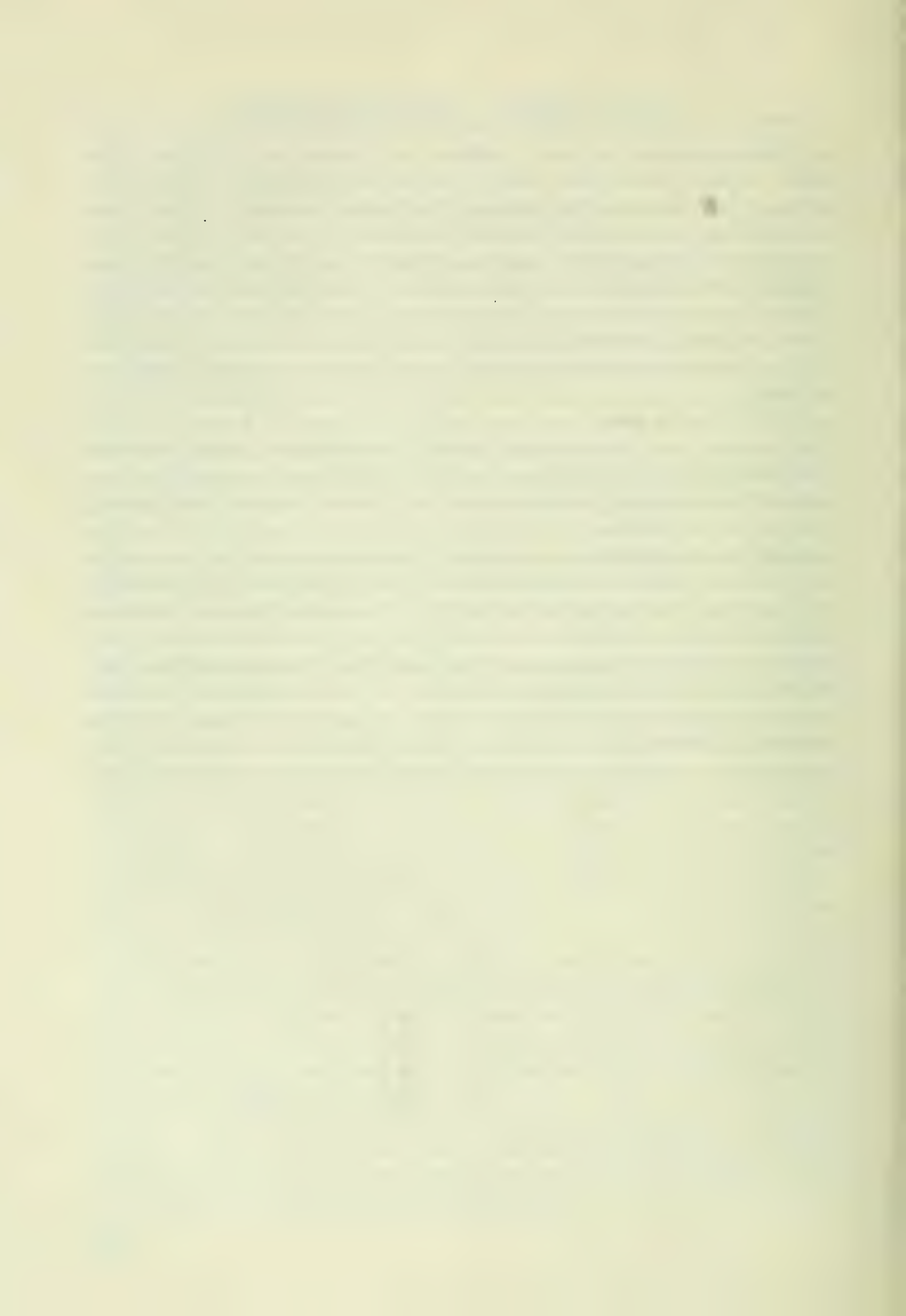
„Das Zusammenfließen der Ergüsse hat für mich etwas unfaßbar Unangenehmes, es ähnelt einem widrigen stürmischen Regen, der ermüdet und entkräftet. Der weite Fassungsraum der Scheide flößt uns Grauen ein. Sie ist ein Labyrinth, in dem man sich verirrt, ehe man Genuß findet. Sieh dir aber einmal den hübschen rundlichen Gang an, der in den blumenreichen Garten eines Knaben führt! Schließt er nicht eben die Wollust ein? Wiegt er nicht alle wirklichen und eingebildeten Freuden auf, die eine Frau je gewähren kann? Scheint es dir nicht, daß die Natur, als sie den Hinterbacken ihre rundliche Form gab, ihre zarte Molligkeit, damit deutlich ausdrücken wollte, daß sie bestimmt seien, die Leere, die unser Körper während des Genusses bildet, auszufüllen? Bei den Frauen ist das Gegenteil der Fall. Beim Koitus lassen die beiden Bäuche einen leeren Raum frei, der die Körper verhindert, sich in jener vollkommenen Vereinigung zusammenzufinden, die den Gipfel des Genusses bedeutet.

Wenn man sich mit einem Knaben vergnügt, ermangelt man weder der Freuden des Kusses noch des Glücks, den wohlriechenden Hauch des geliebten Mundes einatmen zu dürfen. Auch hier ist die Vereinigung eine vollständige und der Rausch ein beiderseitiger, wenn der Geliebte eine Stellung einnimmt, die es ihm erlaubt, sein Gesicht dem Liebhaber zuzuwenden, während der Speer in seinen Garten eindringt oder wollüstig in seinen Händen zuckt..."

„Aber," war des Alcibiades Entgegnung, „könntest du nicht deine Liebesgluten selbst, mit deinen eigenen Händen, ohne Unkosten, ohne Mühen, ohne von einer anderen Person abzuhängen, kurz ohne Frauen oder Knaben löschen? Für mich ist dies das beste Schutzmittel gegen jeden Mangel..."

„Mein vielgeliebter Alcibiades," erwiderte der Meister, „sich die Säfte mit den eigenen Händen hervorlocken, heißt, ein kaltes Bild an die Stelle heißen Lebens setzen, und ist ein klägliches Surrogat für die süßen Genüsse der Liebe. Dieses traurige Mittel reizt im Anfang die Begierden nur im verstärkten Maße an, um sie nachher unbarmherzig zum gänzlichen Verlöschen zu bringen. Denn die Leidenschaft erstirbt, wenn sie nicht in dem ersehnten Wasser untertauchen, in der geliebten Flüssigkeit baden kann. Glaube mir, mein Kind! Weiche mit allen Kräften dieser häßlichen Täuschung aus. Das Glied muß geschont werden, weil jede Übertreibung uns unserer reinsten Lebenskraft beraubt, uns austrocknet, ermattet und aufzehrt.

Oft fließt nicht mehr Samen aus, sondern der beste Teil unseres Bluts. Das Hirn destilliert sich, die tierischen Kräfte verflüchtigen sich. Daraus leitet sich eine Entstellung der Gesichtszüge, eine krankhafte Blässe und häufig ein vorzeitiger Tod ab. In der Tat vereinigt die Natur, die es mehr auf die Erhaltung der Art als auf Erhaltung des Individuums abgesehen hat, alle Kräfte zur Bereitung der Zeugungsmaterien, so daß jede Samenausspritzung durch einen Teil unseres Blutes ersetzt werden muß und eine Arbeit bedingt, die die Venen und die wichtigsten und wertvollsten Teile unseres Körpers angreift. Wenn man erst einmal anfängt, sich mit den Händen zu befriedigen, verwandelt sich der Versuch bald durch die günstigen Umstände zur Gewohnheit. Eine stete unangenehme Überreizung läßt das Glied unangenehm werden, und man hat stets das Bedürfnis, es in Bewegung zu bringen. So wird der Mensch gezwungen, sein eigener Mörder zu werden. Die anderen Gelegenheiten, so bequem sie auch sein mögen, sind doch stets schwerer zu erreichen. Aber diese eine hat man immer zur Hand..."



Sechster Teil:
ENGLAND



I. KAPITEL

Die erotische Literatur Englands

Auch England besitzt seine Erotiker, es hat sie gehabt und hat sie noch. Deren Schriften unterscheiden sich jedoch in wesentlichen Punkten von den französischen Erzeugnissen gleicher Gattung. Während in diesen, trotz der Gewagtheit des Stoffes, mit verschwindenden Ausnahmen die Grazie vorherrscht und das plumpe Vorbringen verpönt ist, nennt der Engländer einen Spaten eben einen Spaten, wenn er uns abseits der marktgängigen Literatur führt. Er greift mit plumper Hand zu und zimmert schlecht und recht seine erotischen Produkte, mit wenig Geist, aber viel Behagen. Pisanus Fraxi, der gründlichste Kenner auf diesem Gebiete, urteilt sehr treffend: „Die englischen erotischen Erzählungen sind traurige Produkte vom literarischen Standpunkt, der sie allein in den Augen eines gebildeten Menschen entschuldigen könnte. Tatsächlich scheint es, als ob die englische Sprache sich nicht für die Darstellung erotischer Sujets eignet und daß uns eine graziöse Behandlung derselben versagt bleibt. Jene raffinierte und verfeinerte Sinnlichkeit, welche Eugène Sue, selbst ein großer Held in der Wollust, die *‚réligion des sens, non la sensualité vulgaire, ignoré, inintelligente, mais cette sensualité acquise qui est aux sens ce que l'atticisme est à l'esprit‘* nennt, findet sich selten, ich kann wohl sagen, niemals bei uns. Im Gegenteil bemühen sich unsere Schriftsteller auf diesem Gebiete, das dem Buffon zugeschriebene Wort *‚qu'il n'y avait de bon en amour que le physique‘* breit auszumalen, und das mit den rohesten Worten und brutalsten und gemeinsten Ausdrücken, so daß ihre Erzählungen zum Unglück oder besser gesagt zum Glück eher abstoßend als anziehend wirken[1].“ Fraxi glaubt den Grund darin gefunden zu haben, daß sich, im Gegensatz zu Frankreich und Deutschland, nicht gebildete Köpfe, sondern nur Leute aus dem niedersten Stande mit der Verfertigung derartiger Skandalosa befassen, Personen ohne jede Bildung und ohne jeden Geschmack.

England hat auch die erste Schwanksammlung aufzuweisen, die für manches Fabliau und für manchen mittelalterlichen Schwank zum Muster gedient hat, die „*Gesta Romanorum*“. Sie haben nicht einen Verfasser gehabt, sondern ihrer mehrere. Ihre Anfänge gehen ins 13. Jahrhundert zurück. Die älteste erhaltene Handschrift stammt aus dem Jahre 1342[2]. In dieser Sammlung zeigen sich die verschiedenartigsten Einflüsse der nord- und südfranzösischen, der klassischen, orientalischen und christlichen Bildung und Literatur in der sonderbarsten Vereinigung und Wechselwirkung. Wir finden in ihnen bald die Laszivität der Fabliaux, bald das einförmige Deklamieren der Troubadours, den Wunderreichtum des Orients neben den historischen Personen des Altertums. Alle diese heterogenen

[1] Vgl. Catena, S. XL—XLII.
[2] Vgl. Österly, Gesta Romanorum, Stuttgart 1872, S. 254 ff.

Stoffe wurden von dem mönchischen Sammler zu einem buntscheckigen Kleide zusammengeflickt und mit moralisierenden Anhängseln verbrämt[3].

Wichtiger als diese „Gesta" sind die *Canterbury Tales* des englischen Boccaccio. Geoffrey *Chaucer,* dessen Leben in die Zeit von 1328 oder 1340 bis 1400 fällt. Diese Canterbury-Geschichten haben allein seinen Namen vor der Vergessenheit bewahrt. Bei deren Skizzierung nahm sich Chaucer zweifellos Boccaccio und seinen Dekameron zum Vorbild. Eine Gesellschaft von neunundzwanzig Personen, Damen sowohl wie Herren, findet sich im Wirtshaus zum Tabard-Inn ein, um von hier aus eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Thomas a Becket nach Canterbury zu unternehmen. Um die Zeit zu vertreiben, wird beschlossen, daß jeder Teilnehmer auf dem Hin- und Rückweg je zwei Geschichten erzählen solle. Dem, welcher am besten erzählt habe, sollten die anderen nach der Rückkehr ein Mahl servieren. Wenn Chaucer diesen Plan völlig durchgeführt hätte, so würden hundertzwanzig Geschichten vorhanden sein. Unser Dichter hat es aber nur auf vierundzwanzig gebracht, von denen zwei in Prosa und einige unvollendet sind. Möglicherweise ging auch ein großer Teil verloren. Chaucer zeichnet lebenswahr und packend. Seine Figuren, die aus allen Kreisen der Gesellschaft stammen, kramen ihre Wünsche und Begierden, ihre Anschauungen und komischen Auffassungen aus und enthüllen ihr wahres Selbst. Da ist zunächst der abenteuerliche, rauhe Ritter und sein Sohn, der zierliche Tänzer und Flötenbläser mit seinem Bramarbas von Knappen, die gezierte und lebenslustige, auch der Liebe nicht abgeneigte Priorin, das feiste Mönchlein, dem die Geilheit ins Gesicht geschrieben ist, daneben der pedantische Student auf seiner Schindmähre, der grundhäßliche Gerichtsbote, die männertolle Witwe von Bath, die bereits fünf Männer unter die Erde gebracht hat, es aber getrost mit einem sechsten versuchen will, und noch so manche andere Person. Buntscheckig wie die Gesellschaft sind auch deren Geschichten. „Die Skala der Erzählung steigt von der reizenden Märchenphantastik, vom Heroismus und Pathos bis zur derbzotigen Burleske herab. Prüderie war damals und noch lange nachher ein unbekanntes Ding. Frisch von der Leber weg zu sprechen, auch da, wo es geschlechtliche Verhältnisse und andere Natürlichkeiten galt, lag im Charakter seiner Zeit[4]." Mit dem Maßstabe unserer prüden Zeit gemessen, ist Chaucer mitunter sehr obszön, aber nie unsittlich. Man mag die betreffenden Stellen roh, ungeschlacht, pöbelhaft nennen, der gebildete Anstandssinn mag dabei erschrecken, aber die Unschuld und Tugend ist sicher vor ihm — ebenso sicher wie bei den groben Späßen Eulenspiegels. Gerade die schwankhaften Erzählungen, in welchen es an derben Ausschreitungen nicht fehlt, sind seine besten, zum Beispiel *The millers tale, The tale of the Nonnes Priest* und *January and may.* Von Weibertücke und Weiberschlauheit wissen die Tales viel

[3] M. Landau, Die Quellen des Dekameron, 2. A., 1884, S. 279.
[4] Joh. Scherr, Geschichte der engl. Literatur, 2. A., Leipzig 1874, S. 38.

zu berichten, und auch die Heiligste und Frömmste ist „aus dem einen Punkte zu kurieren".

> Sie gehn zu Bett, wie sie einander schuldig.
> Denn sind höchst heil'ge Wesen auch die Frau'n,
> So müssen eine Nacht sie doch geduldig
> Sich fügen und sich vor der Lust nicht graun,
> Um die der Mann sich durch den Ring läßt traun,
> Und da's nicht anders geht, auf kurze Zeit
> Beiseitelegen alle Heiligkeit (5128—5134).

Der Humor kommt stets zu seinem Recht. Zwerchfellerschütternd wirkt der Bericht von der Hahnreischaft des Januar, dem seine Gattin auf dem Birnbaume vor seinen Augen Hörner aufsetzt und ihm einredet, daß es nur geschehe, um ihn von seiner Blindheit zu heilen, ebenso die Erzählung von dem Streich, der dem Nicolas von einem nicht erhörten Liebhaber gespielt wird.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Inhalt aller Erzählungen hier wiederzugeben. Ich darf mich auf die kurzen Andeutungen beschränken, dies um so mehr, als die Tales in vielen Übersetzungen verbreitet sind[6].

2. KAPITEL
Das Zeitalter der Restauration

Mit Oliver Cromwell verschwindet die ungezwungene Naivität in geschlechtlichen Dingen, man war „sittlicher" geworden. Der Mucker triumphiert. Was nur halbwegs als Sinnenfreude angesehen werden konnte, verfiel der Verdammung, und der den drakonischen Geboten der „Rundköpfe" Widerstrebende setzte sich den schwersten Verfolgungen aus. Was wunder, daß die Literatur dieser Zeit in widerlicher Frömmigkeit schwelgte und das schalkhafte Lächeln Vorurteilsfreier hinter einer heuchlerischen Maske sich verstecken mußte. Von einem Tiefstande des puritanischen Kunstverständnisses kann man gar nicht sprechen. Das wäre zu euphemistisch. Die Verwirklichung des Schönheitsideals der Puritaner glich auf ein Haar dem blöden Wüten einer Kuh im Porzellanladen. Nymphen, Grazien wurden den frevelnden Händen von Steinmetzen ausgeliefert, um „anständig" gemacht zu werden. Öffentliche Vergnügungen, Tanzen, Maskenspiele, Theater waren verpönt, weil sie der Erotik Vorschub leisteten. Natürlich war auch der unerlaubte Verkehr der Geschlechter, mochte auch von Gewalt oder Verführung oder öffentlichem Interesse keine Rede sein, als Kriminalverbrechen unter Strafe gestellt und Ehebruch mit dem Tode bestraft.

[6] Die beste von Hertzberg im Bibliographischen Institut und die nach ihm herausgegebene: Geoffrey Chaucers Canterbury. Erzählungen nach Wilhelm Hertzbergs Übersetzung neu herausgegeben von John Koch, Berlin, Stubenrauch, 1925.

Als mit dem Regierungsantritt Karls II., der selbst ein abgefeimter Wüstling war, der Puritanismus ausgespielt hatte, erhob die Zote wieder ungescheut ihr Haupt. „Der Krieg zwischen Witz und Puritanismus wurde zu einem Krieg zwischen Witz und Sittlichkeit. Die Puritaner hatten ein Zerrbild der Tugend aufgestellt, jetzt schonte der Haß die Tugend selbst nicht. Alles, was der winselnde Rundkopf mit Ehrfurcht betrachtet hatte, ward verspottet, was er geächtet hatte, begünstigt. Weil er seine Fehler mit der Maske der Frömmigkeit überdeckt hatte, so wurden jetzt die Menschen ermutigt, alle ihre anstößigsten Laster den Augen der Welt mit zynischer Unverschämtheit aufzudrängen, weil er unerlaubte Liebe mit roher Strenge bestraft hatte, so wurden jetzt jungfräuliche Reinheit und eheliche Treue verlacht und verachtet, weil er seinen Mund nicht anders als zu biblischer Redeweise öffnete, so öffnete das neue Geschlecht von Witzlingen und Weltmenschen den Mund fast niemals ohne die abscheulichsten Zoten[1]." Der gesellschaftliche Ton war nun roh und gemein. Nach Andeutungen Walter Scotts unterhielt sich zum Beispiel eine Dame von höchstem Rang in einer Theaterloge mit dem Lustspieldichter Congreve laut über die allerintimsten Dinge. Jedes vornehme Haus hatte seinen Leibnarren, dessen Pflicht es war, gepfefferte Redensarten, barocke Bewegungen, Grimassen und frivole Lieder zum besten zu geben. Zoten und anstößige Unterhaltungen waren gang und gäbe. Man nannte jetzt alles beim rechten Namen. Eine solche Gesellschaft, die also Erotik zur Hauptbeschäftigung im täglichen Leben erwählte, liebte es natürlich, im Lustspiel ihr lachendes Ebenbild zu sehen. Wenn ein Stück nicht von Zoten und Pikanterien wimmelte, so fanden die Zuhörer es fade und langweilig. Wesentlichen Anteil an der Verwilderung der Bühne hatte schließlich auch der Umstand, daß seit der Restauration die weiblichen Rollen nicht mehr wie bisher von Männern, sondern von Mädchen und Frauen gespielt wurden. Den Dichtern sowohl wie den Hörern bereitete es nun ein besonderes Vergnügen, wenn die zügellosesten Verse gerade von Mädchen gesprochen werden mußten, die, wie man annahm, noch im Besitz ihrer Jungfernschaft waren[2].

Die bedeutendsten Dichter, die für den Geschmack des Publikums sorgten, waren unter anderen *Dryden*, *Wycherley* und *Congreve*. Drydens *Mild gallant* (Der milde Galan, 1662), *The rival ladies* (Die Nebenbuhlerinnen, 1664), *The Maiden-queen* (Die jungfräuliche Königin, 1667), *The assignation or love in a nunnery* (Das Stelldichein oder Liebe in einem Nonnenkloster, 1672), *Limberhiaam* (1676) und *Amphytrion* (1690) sind alle äußerst frivol und zügellos. Dryden, der in allen Lagen stets Wandelbare, ließ auch nach seiner „Bekehrung" seiner ausschweifenden Phantasie die Zügel schießen. Trat er als Übersetzer hervor, so

[1] Macaulay, Geschichte von England. Aus dem Englischen von Heinrich Paret. Stuttgart 1850, Bd. II, 128 ff.

[2] Hettner, Geschichte der engl. Literatur, 1. Teil, 4. A., Braunschweig 1881, S. 112.

unterstrich er die vorhandenen Obszönitäten und flocht neue ein. Derbe Szenen wurden durch seine Bearbeitung zu unsittlichen, unschuldige Stoffe durch seine Behandlung zu lüsternen, in Boccaccios Schilderungen, die sonst von Erotik frei waren, wurden lockere Szenen eingeflochten, mit einem Wort, Dryden wurde zum Fälscher aus erotischer Gesinnung.

1672 wurde *Love in a Wood* (Die Liebe im Walde) von William *Wycherley* (1640—1715) aufgeführt. Um sich über dieses Stück ein Urteil bilden zu können, sei nur der Inhalt kurz angedeutet: Der Held des Stückes ist ein Mann, der sich als Kastrat ausgibt, um, geschützt vor dem Mißtrauen der Ehemänner, nur um so leichteres Spiel bei den Frauen zu haben. Ja, die Männer führen ihm sogar selber vertrauensvoll ihre eigenen Frauen zu. Die Freude der Frauen bei der Entdeckung, daß der vermeintliche Kastrat ein wirklicher und sehr vortrefflicher Mann ist, wird nun mit großer Ausführlichkeit geschildert. Die Verführungen geschehen auf offener Bühne, und die armen Ehemänner haben zum Schaden noch den Spott.

Auch der berühmte *William Congreve* (1670—1729) ist in seinen Stücken sehr anstößig. In *Love for Love* (Liebe um Liebe, 1697) wird die Verführung eines unschuldigen Mädchens, in einem anderen drei verschiedene Verführungen verheirateter Frauen vorgeführt. Congreve begnügt sich nicht mit lüsternen Andeutungen. Die Vorbereitungen werden auf der Bühne umständlich besprochen, und nach geschehener Umarmung erscheinen die Pärchen wieder auf der Bühne, um von dem genossenen Glück Zeugnis abzulegen[3].

Sehr realistisch schrieben noch *Etherege, Ravenscroft, Centlivre* und *Aphra Behn*. Georg Etherege schrieb von 1664 bis 1676 drei Lustspiele: „*Love in a tub*" (Liebe in einer Tonne), „*She would if the could*" (Sie möchte, wenn sie könnte) und „*The man of mode or Sir Fopling Fluther*" (Der Mann nach der Mode oder Sir Fopling Fluther). Auf der gleichen Stufe stehen die Lustspiele Edward *Ravenscrofts*. Schon der Titel (Die Londoner Hahnreie, Der Anatomiker oder der falsche Arzt, Das schlaue Weib) läßt auf den Inhalt schließen. *Aphra Behn*, der Blaustrumpf, schrieb so zügellos wie die verwildertsten Männer. Von 1671 bis 1696 hat sie auf der Bühne eine verderbliche Herrschaft ausgeübt. Ihre Romane waren die Lieblingsbücher der ganzen englischen Lesewelt, und man gab sie unbedenklich den jungen Mädchen in die Hand[4]. Das Leitmotiv ihrer Lustspiele ist: Die Tugend ist nur eine Schwäche der Frau, eine Krankheit.

Als bedeutendste Vertreter des Lasziven in der Komödie wären noch zu nennen John *Vanbrugh* (1666—1726) und der Irländer *Farquhar* (1678—1707). Des letzteren Stücke schwanken zwischen Moral und Unmoral hin und her[5].

Als bedeutendster Erotiker dieser Zeit kann aber unbedenklich John Wilmot,

[3] Hettner, a. a. O., S. 119.
[4] Hettner, a. a. O., S. 121.
[5] Vgl. Flögel-Bauer, Geschichte des Grotesk-Komischen, München 1914, Bd. 1, S. 170—171.

Earl of *Rochester* angesehen werden, bei dem ich deshalb etwas länger verweilen will[6]. Die obszöne Satire ist sein ureigenstes Gebiet. Am besten charakterisiert ihn Taine[7]: „Rochester beraubt die Liebe zunächst allen Schmuckes, und um sie desto sicherer fassen zu können, verwandelt er sie in einen Stock. All die edlen Empfindungen, all die süßen Träumereien, all der holde Zauber, jener lichte, goldne Strahl von oben, der in einem Nu unser elendes Dasein erhellt und erweitert, jene Illusion, die in der Zusammenfassung aller Kräfte unseres Seins uns Vollendung vorspiegelt in einem endlichen Wesen, uns ewige Wonne und Glückseligkeit finden läßt in einer flüchtigen Wallung — alles ist dahingeschwunden, zurück bleibt nur übersättigte Gier, abgestumpfte Sinnlichkeit. Das Schlimmste dabei ist, er schreibt zu korrekt, ohne geistvollen Schwung, ohne natürliches Feuer, ohne pittoreske Sinnlichkeit; seine Satiren zeigen ihn als Schüler Boileaus. Nichts ist widriger als eine frostige Obszönität. Man erträgt die obszönen Werke eines Giulio Romano und seine wollüstige venetianische Üppigkeit, weil hier der Genius den sinnlichen Trieb adelt und die glänzende Farbenpracht seiner Draperien die Orgie zum Kunstwerk macht. Wir verzeihen Rabelais, wenn wir den tiefen Strom jugendlich frischer Lust und markiger Kraft erkannt haben, der seine Schmausereien durchzieht: wir brauchen uns bloß die Nase zuzuhalten und folgen dann mitten durch den Kot und Schlamm mit Bewunderung, ja Sympathie dem klaren Strome seiner geist- und phantasievollen Gedanken. Aber ein Mensch, der elegant zu sein versucht, und doch gemein und schmutzig bleibt, der die Gefühle eines Lastträgers in der feinen Sprache der gebildeten Welt zu schildern unternimmt, der angelegentlichst für jede Obszönität eine Metapher sucht, der mit Vorbedacht seine Zoten reißt, der den feinen Stil zu solchem Dienst herabwürdigt, ohne zu seiner Entschuldigung Natürlichkeit, Schwung, Genialität, Wissen anführen zu können, der gleicht einem schmutzigen Schuft, der einen köstlichen Schmuck in den Rinnstein taucht. Zuletzt stellt sich Ekel und Krankheit ein."

Rochester stehen bei seinem literarischen Schaffen alle Register zur Verfügung. Er meistert das zarte Liebeslied in gleicher Weise meisterhaft wie die plumpe gereimte Zote, wie die graziöse Umschreibung des Obszönen. Diese dreiste Behandlung des Erotischen ist nach ihm ganz ungefährlich, da das direkte Vorbringen eher abstößt als die sinnliche Leidenschaft erregt. Er scheut sich auch nicht, seine eigene Ausschweifung in *The Debauchee* und seine Impotenz bei einem Liebesabenteuer in *The Disappointment* ausführlich zu schildern[8]. Am stärksten wirkt er in der Satire. Seine „Satire gegen die Ehe" *(Satire against Marriage)* hat einen pädophilen Geschmack als Wurzel für die Blasphemie.

[6] Sein Leben skizziert Dühren in „Geschlechtsleben in England", Berlin 1903. Bd. II, S. 68—72.

[7] Geschichte der engl. Literatur, deutsch von C. Gerth, Leipzig 1880, Bd. II, S. 20.

[8] *The Works of the Earls of Rochester, Roscommon, Dorset etc. London 1714. t. I, p. 114. 115, 116, 147.*

Wenn sie noch jung, buhlt sie aus Lust, wenn alt,
Verkuppelt sie zu ihrem Unterhalt...
Gibt schamlos preis den Leib im Hurenhaus,
Wählt Speis und Trank zum Reiz der Wollust aus,
Sie gibt sich um so mehr dem Reiz der Trägheit hin,
Weil so sie reizt den buhlerischen Sinn.
Undankbar, falsch, die Bestie wird gezähmt,
Die Wasserflut viel leichter eingedämmt
Als ihr rebellischer Geist...
Sie kann nicht zähmen ihre wilden Triebe,
Maßlos im Haß, frech, maßlos in der Liebe.
Sieht wie der Teufel aus, will ernst sie sein,
Wie eine tolle Dirn, ist höflich sie und fein.
Boshaft hegt sie nur Arg in ihrer Brust,
Der Feilheit Lohn vergeudet sie in Lust[9].

Alle diese obszönen Lieder und Satiren müssen aber weit zurückstehen hinter seinem berüchtigten Drama *„Sodom"*, in dem die deutlichsten Anspielungen auf die am Hofe Karls II. herrschende Päderastie zu finden sind. Pisanus Fraxi hat das Werk eingehend in seiner *„Centuria librorum absconditorum"* (S. 326—345) behandelt. Seine Untersuchungen sind im folgenden zugrunde gelegt.

Als frühester bekannter Druck wird erwähnt:

„Sodom. A Play, by the E. of R.

Mentula cum Vulva saepissime jungitur una
Dulcius est Melle, Vulvam tractare Puellae

Antwerp: Printed in the Year 1684."

Dieses Exemplar ist in Oktavformat gedruckt, vielmehr gedruckt gewesen, denn selbst Pisanus Fraxi hat einen derartigen Druck nie zu Gesicht bekommen. Er verzeichnet aber mehrere Manuskripte von Sodom. Das erste befindet sich in der Stadtbibliothek zu Hamburg, auf 39 doppelseitig beschriebenen Quartblättern. Da die Abschrift sehr schlecht und fehlerhaft ist, kann man mit Recht auf die Vermutung kommen, daß es von einem mit der englischen Sprache nicht recht Vertrauten geschrieben wurde. Diese Abschrift ist mit einer anderen, Beverlandi *„Otia Oxcniensia"*, zusammengebunden und stammt aus der Bibliothek des berühmten Bibliographen Zacharias Konrad *Uffenbach* aus Frankfurt a. M., von dem es an den Bibliothekar der Hamburger Stadtbibliothek, Professor Wolff, und von diesem an die Stadtbibliothek selbst überging. Das Exemplar enthält fünf Akte, zwei Prologe von 72 und 29 Zeilen, die „Dramatis Personae" und schließt mit zwei

[9] Taine, a. a. O., II, S. 21.

Epilogen, deren einer von „Conticula", der andere von „Fuckadilla" gesprochen wird, und mit zehn Zeilen, betitelt *„Madame Swivia in Praise of her C...“* Die Anfangsbuchstaben auf dem Titelblatt sind von Uffenbach selbst in Earl of Rochester umgeändert worden.

Das zweite Manuskript, betitelt: *„Sodom or The Quintessence of Debauchery. By E. of R. Written for the Royal Company of Whoremasters“*, befindet sich in Band 7312 des Harleian-Manuskripts des British Museum, ohne Jahreszahl und Druckvermerk. Der Text ist besser als der des Hamburger Manuskripts.

Das Stück hat zwei deutsche Übersetzer gefunden:

Rochesters Sodom. Herausgegeben nach dem Hamburger Manuskript, mit einer Einleitung von L. S. A. M. v. Römer, med. Dr., Arzt zu Amsterdam. Paris, Verlag von H. Welter, 1904, Kl.-4°, XXIV+ 58 S., und

Earl of Rochester. Sodom. Ein Spiel. Privatdruck. Leipzig 1909. (Übersetzung von Theophil Marquardt in 360 Exemplaren, 104 S., ein weißes Blatt, eine Schlußillustration, 16 ganzseitige Zeichnungen von Julius Klinger[10].)

Die erstgenannte Übertragung erschien aber nicht, wie Hayn angibt, als selbständiges Werk, sondern in Band 9 der von H. Welter in Paris herausgegebenen „Kryptadia".

Ich gehe jetzt kurz auf den Inhalt ein. Als Personen fungieren:

Bolloxinion, König von Sodom,
Cuntigratia, Königin von Sodom,
Pricket, Prinz, Swivia, Prinzessin, deren Kinder,
Buggeranthos, Oberbefehlshaber der Armee,
Pockenello, Oberaufseher der Lustknaben,
Pine und Twely, Edelknaben,
Fuckadilla, Officina, Cunticula und Clytoris, Ehrendamen.
Flux, Leibarzt des Königs,
Virtuoso, Erzeuger von Selbstbefriedigern für Männer und Frauen,
Lieferant des Hofes,
Lustknaben, Pagen, Gefolge.

Der erste Akt spielt im Vorzimmer des Schlosses. An den Wänden hängen Bilder, die Männer und Frauen im Akt der Liebe darstellen. Der König tritt auf, Bolloxinion, Borastus, Pockenello, Pine und Twely um ihn, Bolloxinion beginnt:

Wohl bin ich König, doch von Lust besessen,
eß, um zu v....., v...., um zu essen,
Ach, mögen andre Herrscher Zepter tragen
und mehr nach Achtung als nach Liebe fragen,
bedrückt von schweren Kronen... Meinem Land

[10] Vgl. Hayn, VI, 503—505

sei nur Gesetz, was man als Lust erkannt.
Mein Volk sei frei, im Lieben wie im Denken.
Mentula mea als Zepter will ich's lenken.

Diese vom König proklamierte Geschlechtsfreiheit findet natürlich den Beifall der Höflinge, die den Herrscher umschmeicheln. So sagt Pockenello:

O Herr, die Allmacht gab nur Euch allein
echt königliche Lieb' und Weisheit ein.
Ihr laßt das Volk die Freiheit voll genießen,
die ein Tyrann zertrat mit rohen Füßen.
Drum Euer allerhöchstes Glied auch mehr
gilt als der Könige von Zoar Geld und Heer,
Mög' unerschöpflich, stets nach Eurem Willen,
der Beutel sein, um Eure Lust zu stillen.

Bolloxinion jedoch ist nach neuen Genüssen lüstern. Die Frau kann ihm nicht mehr länger genügen, und auf den Rat des erfahrenen Päderasten Borastus entschließt er sich, von nun an nur noch diesem Laster der Päderastie zu frönen.

Soll eure Schönheit im Verborgnen wohnen?
Wer meinen Lüsten dient, dem will ich's lohnen.
Borastus, geh! und meinem Volk verkünde,
daß es nun frei — und frei auch aller Sünde!
Geboten ist die Päderastie fortan,
doch sei in Acht die vulva nun getan,
das merke wohl!

Borastus und Pine gehen ab. Pockenello und Twely werden zu Liebhabern erwählt und beeilen sich, dem König den intimen Verkehr Pines mit der Königin zu verraten. Doch der König erwidert auf die Denunziation:

Ich straf' nicht mehr Verbrechen dieser Art,
Sein After büß' des Penis Missetat!

Die erste und zweite Szene des zweiten Aktes spielen in einem hübschen Garten, in dem männliche und weibliche Statuen in mannigfaltigen Stellungen untergebracht sind. In der Mitte erhebt sich ein Springbrunnen, der ein Weib darstellt, das auf dem Kopfe steht und in die Höhe pißt. Die Königin tritt ein, gefolgt von ihren Hofdamen Officina, Fuckadilla, Clytoris und Cunticula, die die Königin wegen der Vernachlässigung ihres Gatten beklagen und ihr empfehlen, sich Bug-

geranthos als Liebhaber zu erwählen, worauf die Königin auch sofort eingeht. In der dritten Szene, die im Zimmer der Königin spielt, werden die Godemichés in Tätigkeit gesetzt, deren geringe Qualität den Unwillen der Königin erregt. Mit Sehnsucht erwartet sie die Ankunft des Buggeranthos. Fuckadilla singt ein obszönes Lied, und eine sexuelle Orgie von sechs nackten Männern und Frauen schließt die Szene.

Der dritte Akt hat die Verführung des jungen Prinzen Pricket durch seine Schwester Swivia zum Thema, fällt also etwas aus dem Rahmen. An der geschlechtlichen Orgie beteiligt sich endlich auch die angeheiterte Cunticula, die die beiden überrascht hat. Zum Schlusse wird das Prinzlein, müde von der Ausschweifung, zu Bett gebracht.

In der ersten Szene des vierten Aktes hat die liebestolle Königin endlich Buggeranthos zu einem Schäferstündchen gewonnen. Allein vor ihrer Raserei streicht auch er die Segel, was die enttäuschte Messalina ziemlich ungnädig aufnimmt.

Die zweite Szene läßt uns ein Gespräch zwischen dem Könige, Borastus und Pockenello belauschen, die sich über die Annehmlichkeiten des päderastischen Verkehrs unterhalten. Als Buggeranthos erscheint, verlangt der König zu wissen, wie die Soldaten seine Proklamation aufgenommen haben, und der Feldherr kann berichten:

> Sie führn sie aus zu Eurer Ehre schon.
> Wenn Lust sie packt, da kennen sie kein Weib
> Und fahren ihrem Freunde in den Leib.

Die armen Frauen dagegen müßten ihre Gelüste mit allem möglichen Getier befriedigen. Nun tritt Twely auf und meldet, daß vor des Schlosses Tor ein Fremder mit 40 Knaben stehe, die Tarsehole, König von Gomorrha, ihm gesandt habe. Bolloxinion empfängt die Ankömmlinge mit der größten Freude und zieht sich sofort mit einem der Knaben zurück.

Die erste Szene des fünften Aktes zeigt uns die Hofdamen, die in humoristischer Weise mit dem Verfertiger der Dildoes wegen der schlechten Qualität seiner Fabrikate zanken. Fuckadilla will den Meister schließlich dazu bringen, seine natürlichen Fähigkeiten bei ihr zu erproben, was aber an seinem feurigen Temperament scheitert.

Die zweite Szene spielt in einem Hain mit Zypressen und andern Bäumen, die als Phalli zugestutzt sind, und in einem Lusthause. Nach dem Liede eines Jünglings treten Bolloxinion, Borastus und Pockenello auf, zuletzt kommt der Hofarzt Flux hinzu, der auf die Klage des Königs berichtet, daß er allerseits zu sehr in Anspruch genommen sei, da jedermann seiner Hilfe bedürfe. Tripper, Schanker und Lues grassieren als Folgen der wahllosen Geschlechtsvermischung. Erschreckt fragt der König, ob es kein Mittel dagegen gebe. Nur eins, erwidert der Arzt, natur-

gemäßer Genuß. Bolloxinion aber schaudert davor zurück, wieder ein Weib zu berühren:

Wie, soll ich aber Liebgewordnes missen?
Soll ich, den ich geliebt, nun kalt verstoßen?
Flux:
Herr, schont doch Euer Leben, Euren Leib!
Bolloxinion:
Dann muß zur alten Hure, meinem Weib
ich gehn. O Götter, gabt ihr mir die Krone —
gebt, daß Unsterblichkeit auch in mir wohne.
Bin ich ihr Stellvertreter hier auf Erden,
will ich auch poussiern und glücklich werden.

Da türmen sich furchtbare Wolken auf, Dämonen stürzen hervor, und entsetzliche gespenstische Erscheinungen tauchen auf. Zuletzt regnet es Pech und Schwefel. Alles will nun in den Kellern die Zuflucht suchen. Damit schließt das Stück. Die drei Epiloge, denn auch die zehn Zeilen der Prinzessin Swivia kann man dazu rechnen, enthalten ein brünstiges Sich-Anbieten geschlechtstoller Weiber.

Dieses Stück, dessen Analyse ich im vorstehenden gegeben habe, soll tatsächlich unter Kaiser Karl II. aufgeführt worden sein, und zwar in Gegenwart von Frauen. Man könnte dies aus dem Prolog schließen, der jedoch als wohl gleichzeitig mit dem Stück selbst gedichtet, nicht allzu stichhaltig für die besagte Behauptung angesehen werden kann. Die betreffenden Verse lauten:

Ihr edlen Herrn, ihr kamt heut, um zu sehn
ein schmutzig Spiel. Wollt mich nur recht verstehn:
es ist die allerhöchste Schweinerei,
der bloße Titel schon lockt euch herbei.
Es wird euch wohl gefallen, denn man hält
solch Schweinerein hoch, wie die Hur das Geld.
Ich nehme an, daß keine Damen sich hierher gewagt.
Das wäre fürchterlich.
Zwar hört' ich, daß manch Mädchen sich einschlich
— wenn auch in Kleidern nicht — usw. . . .

Der wahre Verfasser dieser Komödie oder Tragödie (die Wahl zwischen den beiden Bezeichnungen läßt uns der Verfasser frei) ist zweifellos Rochester, obgleich er es nie in seinem Leben zugegeben hat. Im Gegenteil richtete er an den Verfasser des Stückes ein Schmähgedicht, in dem er diesen ganz fürchterlich heruntermacht und schließlich dem Buche folgendes Schicksal wünscht (The works of the Earls of Rochester, Bd. I, S. 98—99):

Or (of may ordain a Fate more fit
For thy soul nasty Excrements of Wit)
May thex condemn'd to th'publick Jakes be lent
(For me, I'd fear the Piles in Vengeance sent
Shoo'd I with them profane my Fundament).
Thers bugger wiping Porters when they shite,
And so thy Book itself turn Sodomite.

Allein diese angebliche Empörung ist nur Mache. Man braucht nur dieses „Spiel" mit seinen anderen obszönen Gedichten zu vergleichen, so wird man erkennen, daß der ganze Stil, die Diktion, der schmutzige Witz auf beiden Seiten die gleichen sind. Im übrigen hat Rochester die Päderastie auch in „Valentinian" [11], einer Tragödie, die er für die Bühne bearbeitete und 1685 aufführen ließ, herausgestrichen und verherrlicht [12].

Die Kirche kämpfte nur schwach gegen die herrschende Unmoral in der Literatur. Anstandshalber mußte sie dagegen protestieren, aber es geschah lässig genug. Ihr Hauptaugenmerk war auf Wichtigeres gerichtet, auf die Vernichtung des Puritanismus. „Durch Lebemänner und ausschweifende Wüstlinge war ihr die Macht wiederhergestellt worden. Demnach entsprang ihre Toleranz eigentlich einem Gefühl der Dankbarkeit, und nur so ist es möglich, daß die unanständigen Schriften Ethereges und Wycherleys in Gegenwart und mit ausdrücklicher Erlaubnis des Hauptes der Kirche öffentlich von Frauenmund vor weiblichen Ohren vorgelesen wurden [13]." Trotzdem genügte die einheimische Produktion anscheinend noch nicht für den Bedarf, denn aus dem Italienischen und besonders aus dem Französischen übersetzte Erotika fanden den Weg über den Kanal und wurden reißend abgesetzt. Ein Zeitgenosse, Ascham, bestätigt dies: „Seit einigen Monaten sind in England mehr solcher profaner Bücher gedruckt worden als sonst in Jahrzehnten ... man macht mehr Aufhebens von einer Erzählung des Boccaccio denn von einer biblischen Geschichte [14]."

Jakob II., Karls II. Bruder und Nachfolger, hielt etwas mehr auf Anstand und Sitte. Nichtsdestoweniger fanden sich auch unter seiner Regierung Dichter, die sich nicht dazu bequemen konnten, die alten Bahnen zu verlassen. So war vor allem Sir Karl *Sedley* bekannt durch die Zuchtlosigkeit seiner Schriften und seinen unsittlichen Lebenswandel. Nach einem wilden Gelage zeigte er sich einmal

[11] *Valentinian. A Tragedy. As 'tis Alter'd by the late Earl of Rochester. And Acted at the Theatre-Royal. Together with a Preface concerning the Author and his Writings. By One of his Friends. London. Printed for Timothy Goodwin at the Maidenherd against St. Dunstans-Church in Fleetstreet.* 1865. 4°. 82 S. u. 33 unnumerierte Seiten, Vorrede und Epilog, die vortreffliche Vorrede stammt von Robert Wolseley, einem Genossen Rochesters.

[12] Pisanus Fraxi, Centuria. S. 328.

[13] Macaulay, I. 184.

[14] Taine, a. a. O. I. 242.

splitternackt auf dem Balkon einer Schenke bei Covent Garden und redete die Vorübergehenden in einer so unziemlichen und profanen Sprache an, daß er durch einen Hagel von Ziegelsteinen hineingetrieben, wegen Mißverhaltens gerichtlich verfolgt und zu einer schweren Geldstrafe verurteilt wurde. Eines solchen schamlosen Vaters schamlose Tochter wurde schließlich Jakobs Geliebte.

Der erste, der mit Erfolg den Kampf gegen das zuchtlose Bühnenwesen aufnahm, war Sir Richard *Blakmore*. In seinem Epos „Prinz Arthur" sagt er in der Vorrede sehr vernünftig: „Und eine ... armselige Entschuldigung ist es, wenn jene Dichter sagen, bei größerer Sittenstrenge werde die Bühne ebenso unbesucht bleiben wie die Kirche. Wenn dies der Fall ist, so sollen die Dichter schön ihr Handwerk lassen ... sie sollten nicht geflissentlich auf die Verderbnis des Volkes arbeiten und von dieser Verderbnis ihren Lebensunterhalt ziehen."

Von entscheidendem Einfluß in bezug auf die Reinigung der sittlichen Bühnenverhältnisse ist Jeremias *Collier* gewesen, ein starrer, zelotischer, aber sehr achtungswerter Geistlicher, der im Jahre 1689 sein berühmtes Buch „Über die Zuchtlosigkeit und Unheiligkeit der englischen Bühne" *(A short view of the Immorality and Profaness of the English stage)* erscheinen ließ. Doch bekämpfte er in seinem zelotischen Eifer nicht nur das Freche und Frevelhafte allein, sondern er wetterte gegen die Bühne überhaupt. Natürlich konnten seine scharfen Angriffe nicht ohne Erwiderung bleiben. Die Angegriffenen verteidigten sich durchweg damit, daß das Publikum Zoten wünsche. Farquhar sagt zum Beispiel in seiner Vorrede zu den *Twinrivals:* „Ich war bestrebt, in diesem Stück zu zeigen, daß das englische Lustspiel durchaus der Strenge des von der Sitte und von der Poesie geforderten Anstandes entsprechen könne. Aber ein großer Teil der englischen Zuhörerschaft ist anderer Meinung. Er besteht auf der gewohnten Ausschweifung der Dichter mit derselben Zähigkeit wie auf seiner bürgerlichen Freiheit. Ein Lustspiel ohne modische Wüstlinge, ohne Tölpel, Hahnreis und Kokotten scheint ihm ebenso dürftig und ungenügend wie ein Sonntagessen ohne Rindfleisch und Pudding, denn — so gestand mir einer von jenen Leuten — so fromm und züchtig auch jemand zu Hause ist, so will er doch außer dem Hause immer etwas Kitzelndes und Lüsternes haben[15]."

Nach Colliers Sittenpredigt wurde das englische Lustspiel ebenso moralisierend und zuletzt aus lauter Prüderie trocken und langweilig, wie es vorher ausschweifend und anstößig gewesen war.

[15] Hettner, a. a. O., S. 126.

3. KAPITEL
Die bedeutendsten englischen Erotiker im 18. und 19. Jahrhundert

Obgleich Defoe, Swift, Smollet, Fielding mit ihren satirischen Schriften genug Material für eine Geschichte der erotischen Literatur bieten, so wollen wir sie doch ausscheiden, da das eigentlich Erotische bei ihnen in den Hintergrund tritt.

Im allgemeinen begnügte sich das Volk mit den Skandalgeschichten, Schundromanen und zotigen Erzählungen, die für ein paar Pences zu haben waren. Anschaulich schildert der Verfasser der Zeitschrift „London und Paris"[1] diese Literaturgattung. Er verurteilt sie mit Recht als Vergiftung der Volksseele und fährt fort: „Unter mehreren sind es in London die Balladen, die Pamphlete mit schändlichen Kupfern, die gedruckten Verhöre von Ehescheidungsprozessen und die Karikaturläden. An drei bis vier Örtern in London, zum Beispiel in Oxfordstreet und bei Privygardens, findet man lange Wände mit diesen Produkten besetzt. Die Balladen sind ganz in der Volkssprache abgefaßt, und die Reime merken sich leicht. Eine Menge Balladenweiber singt, sonderlich des Abends, die anstößigsten. Jedes Weib hat viele Exemplare der Lieder, die sie singt, bei sich und verkauft sie um das kleinste Kupfergeld, das man ihr geben will. Der leichtfertige Vortrag der schamlosen Sängerin und die anlockende Melodie empfehlen den schmutzigen Text noch mehr ... Die unzüchtigen Broschüren werden an vielen Orten, zum Beispiel in Piccadilly, zahlreich verkauft, ihre Wohlfeilheit und populäre Schreibart verschaffen ihnen Absatz ... Die Krone der skandalösen Volksbibliothek in London sind die *'Crim sons'* oder die protokollierten und ohne Auslassung gedruckten Ehescheidungssachen. In den Lesebibliotheken wird nach keinem Buche so häufig gefragt, und die vielen Ausgaben, Nachdrucke und Auszüge davon beweisen ihre Beliebtheit. Die berüchtigten Mädchenregister, welche ehedem in den Tavernen von Coventgard öffentlich zu haben waren, sind jetzt völlig verschwunden. Man druckt keine mehr. Die Polizei wacht darüber. Die Preise sind zu hoch, und schon fragt man nicht mehr danach[2]."

Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung der direkt obszönen Literatur. An erster Stelle steht „The Toast" von Dr. William *King*, welche Schrift aus dem Jahre 1732 stammt und folgenden Titel führt:

The Toast, an Epic Poem in Four Books. Written in Latin, by Frederick Scheffer, Done into English by Peregrine O. Donald, Esq.; Vol. I.

> Siquis erat dignus describi, quod Malus, aut Fur,
> Quod Moechus, aut Sicarius, aut alioqui
> Famosus; multa cum libertate notabant. *Hor.*

[1] Weimar 1800, Bd. 8, S. 242—243.

[2] Über diese Dirnenlisten vgl. Eugen Dühren, Das Geschlechtsleben in England, Berlin 1903, Bd. I, S. 349

Dublin: Printed in the Year MDCCXXXII, — 8°, 96 Seiten. Die Ausgabe enthält zwei Bücher in einem Bande mit „*Notes and Observations*", eine Vorrede des Übersetzers, eine des Autors, ferner drei Widmungen in Versen, lateinisch und englisch.

Die zweite Ausgabe ist folgende:

„*The Toast. An Heroick Poem in four Books, Written originally in Latin, by Frederick Scheffer: Now done into English, and illustrated with Notes and Observations, by Peregrine Odonald, Esq.; Dublin: Printed. London Reprinted in the Year MDCCXXXVI.*" 4°, LXVII + 232 Seiten, mit Frontispiz von Gravelot. Auf diesem hält Lord George Granville dem Apollo das Porträt der Lady Frances Brudenel, der „Myra" des „Toast", dar, das sie in ihrer Jugendblüte zeigt, während ein Satyr auf sie weist, wie sie in Wahrheit jetzt ist, nämlich alt und häßlich.

Diese Ausgabe hat, wie man aus der höheren Seitenzahl ersieht, bedeutende Zusätze erhalten (Inhalt S. III—XI „*Frederici Schefferie Epistola ad Cadenum*", S. XII—XXVI „*Notae*", S. XXVII—XLVIII „*The Translator's Preface*", S. XLIX bis LI „*The Author's Preface*", S. LII—LIX drei poetische Widmungen, S. LX bis LXVII „*The Arguments to the Four Books of The Toast*", S. 1—196 „*The Toast*", S. 197—232 „*The Appendix*" und ein unpaginiertes Blatt „*Advertissement*" nebst „*Errata*" auf der Rückseite.

Pisanus Fraxi[3] teilt das „*Advertissement*" mit. Da es für die Geschichte des Buches von Interesse ist, sei es in Übersetzung hier wiedergegeben:

„Anzeige des Londoner Buchhändlers. Das Gedicht wurde von einem Ausländer verfaßt, der zwei oder drei Jahre in Irland lebte. Er war an einige Personen von Rang empfohlen worden, die ihn unter der Maske der Freundschaft um eine große Summe Geldes betrogen und nachher versuchten, ihn nächtlicherweise in den Straßen Dublins zu ermorden. Diese Tatsache ist von dem Übersetzer an zwei oder drei Stellen erwähnt worden und kann in der Tat nicht oft genug wiederholt werden, weil sie genügend alle Freiheiten der Satire rechtfertigt. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um einen Irrtum zu berichtigen, den der Verfasser der Vorrede infolge eines Mißverständnisses aufgenommen hat. Er sagt, daß der Verfasser den Prozeß durch gerichtlichen Vergleich beendet habe. Ich habe aber von einigen irischen Herren die Versicherung erhalten, daß er weder durch einen Vergleich noch durch andere Mittel einen Teil seines Geldes, um das man ihn betrogen hatte, wiedererlangen konnte. Ich erwarte nicht, daß man die nachfolgende Darstellung in London ebenso gut aufnimmt wie in Dublin, wo die Handlung spielt, wo die Personen bekannt sind und jede Anspielung auf private Verhältnisse wohl verstanden wird. Da jedoch einiger Humor in dem Werke ist, hoffe ich, daß es dem englischen Leser nicht unwillkommen sein wird und daß ich bei dem Neudrucke meine Rechnung finden werde. London, den 1. Dezember 1736."

[3] Centuria, S. 303.

Weitere Ausgaben des „Toast" finden sich in den *„Opera Gul. King LL. D. Aulae B. M. V. apud Oxonienses olim Princip* 1736" und in der Gesamtausgabe von 1754.

Die im Jahre 1747 um 118 Verse vermehrte Ausgabe umfaßt 323 Seiten und ist gleichfalls in Quart[4].

Der Verfasser von „The Toast" ist Dr. William King, Sohn des Pfarrers Peregrine King und Vorsteher von St. Mary Hall, Oxford. Seine Lebenszeit fällt zwischen 1685 und 1763. Im Jahre 1727 schrieb er das besagte Gedicht[5].

Das Schmähgedicht dreht sich um die Person der Lady Frances Brudenell, verwitweten Gräfin Newburgh, die 1669 eine zweite Ehe mit einem irischen Adligen, Richard Lord Bellew, einging. Infolge seines frühzeitigen Todes (1714) blieb die Witwe in bedrängten Umständen zurück, nahm die Hilfe ihrer Freunde über Gebühr in Anspruch, unter anderem auch des Onkels von King, Sir Thomas Smith, der es auf schlaue Weise verstand, seinem Neffen die Bürgschaft aufzuhalsen. Natürlich verlor King sein Geld und wurde zudem noch um mehrere tausend Pfund erleichtert. Die einzige Genugtuung, die unser King sich verschaffen konnte, war die Abfassung dieser grundgescheiten, witzigen und phantastischen Schmähschrift, die unter dem Namen Scheffer in die Welt ging. King fingiert, daß das Werk die Übersetzung alter lateinischer feszenninischer Verse sei. Die Personen treten im mythologischen Gewande auf. Die angegriffene Lady wird unter dem Namen „Myra" als eine unzüchtige Vettel dargestellt. Auch an seinem Onkel rächt er sich, indem er ihn als alten, widrigen „Mars" darstellt, der sich in die Netze dieser geilen Person verstrickt habe und von ihr bestimmt worden sei, seinen Neffen zu enterben. Auch manche andere zeitgenössische bekannte Personen figurieren in dem wenig duftenden Gemälde. Die Lady Brudenell ist *„Myra"*, eine unzüchtige alte Hexe. Sir Thomas Smith, der Onkel des Verfassers, trägt den Namen „Mars" und wird als widerlicher alter Lebegreis dargestellt, der als dritter Mann der Lady seinen Neffen enterbt. *„Myriacides"* ist Lord John Bellew, während Lady Allen als *„Ali"* eine Helfershelferin der Myra sein soll. *„Pam"* ist Bischof Hort, der auch unter Anspielung auf seinen Namen *„Hortator Scelerum"* genannt wird. Den ausführlichen Schlüssel bietet Pisanus Fraxi[6].

Als Probe des lateinischen Originals, wie fingiert wird, mögen die recht flüssigen, zu der Übersetzung (!) gehörigen Verse angeführt werden, in denen die wol-

[4] Vgl. *John Martin, A Bibliographical catalogue of books privately printed* etc. London 1884, S. 34.

[5] Näheres über seine Lebensumstände findet sich in: *Biographical Dictionary vol. XIX, p. 378; John Nichols, Literary Anecdotes of the Eighteenth Century*, London 1812, Bd. II, S. 608. John Martin, a. a. O., S. 27—29, S. 34, wo auch ein genauer Schlüssel gegeben wird. Art. *„By-Ways of History. History of an Unreadable Book"* in „Bentleys Miscellany", Juni 1857, S. 616—625; P. Fraxi, Centuria, S. 320—322.

[6] Centuria, S. 320—322.

lüstige Natur der „Myra" mit den lebhaftesten Farben aufgetragen geschildert wird:

Quos puellulae calores,
Nuptae vidit quos furores!
Quae libido, cum vetu-la,
Inflat tetra et Mascu-la!
Messalina si ceratret,
Messalinam superaret,
Mira, Priapeium decus,
Moechi, Moechae, Moecha, Moechus
Quid, quod juvenes protervi?
Quod suorum rigent nervi?
Tribadum dum Shylockissa,
Venere non intermissa,
Miram patitur, amorum
Haud indocilis novorum.

„Myra" ist unersättlich in ihren wollüstigen Wünschen. Alle möglichen Liebhaber erscheinen und finden Gnade vor ihren Augen.

First approaches majestic the tall Grenadier,
All her Fury the Sight of such Manhood suppress'd,
And a train of soft Passions reenter her Breast.
She embrac'd the grad Soldier, she measur'd his Length,
Into Action she warm'd and experienc'd his Strength:
Nor the Witch was more pleas'd, when she strove in the Box.
Nor so much had false Dalilah's Spouse in his Locks.
Introduc'd in good Order, succed the Fight
A Mechanic, a Courtier, a Collier, and Knight:
As he finish'd to each she assign'd a new Day,
And, extolling his Labours, advanc'd a Week's Pay.

Schließlich genügen ihr die Männer nicht mehr, sie wendet sich der Frauenliebe zu und wird auch Liebhaber der Rute.

Dieses Buch, so bedeutend es auch an sich sein mag, wird bei weitem in den Schatten gestellt durch *John Clelands* berühmten Roman „*Fanny Hill, or Memoirs of a Woman of Pleasure*" (Fanny Hill oder Denkwürdigkeiten eines Freudenmädchens; vgl. Pisanus Fraxi, Catena S. 60—91). Ich nehme im folgenden auf Pisanus (Herbert Spencer Ashbee) Bezug.

John Cleland (1707—1789) war der Sohn des Obersten Cleland, eines Mitglieds des Spektatorklubs. 1722 wurde er in das Westminster-College aufgenom-

men, ging nach dem Tode seines Vaters nach Smyrna als englischer Konsul, von da nach Ostindien, wo er infolge eines Streites mit den Mitgliedern der Präsidentschaft von Bombay nur kurze Zeit blieb und mittellos nach England zurückkehrte. In dieser schwierigen pekuniären Lage konnte er dem Angebot eines Verlegers, eine erotische Schrift zu verfassen, nicht widerstehen. So entstand „Fanny Hill", wegen deren er sich vor dem *„Privy Council"* verantworten mußte. Der Präsident John Earl Granville erließ aber den denkwürdigen Entscheid, daß dem Angeklagten von Staats wegen eine jährliche Pension von 100 Pfund Sterling auf Lebenszeit auszuzahlen sei, damit er infolge seiner Armut nicht mehr in Versuchung falle, derartige Erotika zu fabrizieren. Cleland zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens auch würdig. Er lebte in ländlicher Stille in Petty France, zufrieden mit seiner Bibliothek und dem gelegentlichen Besuch verläßlicher Freunde, die er mit offenen Armen aufnahm und mit seinem lebhaften Esprit zu fesseln wußte. Im Alter von 82 Jahren segnete er das Zeitliche.

Es steht merkwürdigerweise gar nicht einwandfrei fest, wann dieses weltberühmte Erotikon zuerst erschienen ist. Die englischen Bibliographen nehmen 1750 als Erscheinungsjahr an[7]. Gay[8] gibt sehr unbestimmt die Zeit von 1747 bis 1750 an. In den „Entscheidungen des Gerichtshofes Kings Bench" wird sogar zweimal auf unser Werk Bezug genommen und als Erscheinungsjahr 1749—1750 angegeben[9]. 1750 gab der Buchhändler Griffith eine kastrierte Neuausgabe heraus und gibt in einem Artikel in *„Monthly Review"* vom April 1750 an, daß das Original „vor ungefähr zwei Jahren erschienen sei"[10]. Zieht man alle diese Angaben gebührend in Betracht, so ergibt sich, daß höchstwahrscheinlich 1749 das Original herausgekommen ist[11].

Die Bibliographie des Werkes ist sehr umfangreich, und es würde mich zu weit führen, wenn ich sämtliche Ausgaben hier zitieren wollte, wie Dühren es in seiner (unvollständigen) Zusammenstellung (von S. 382—396) tut[12]. Das Werk fand Übersetzer in Frankreich, Deutschland, Italien und Portugal und hat manchem Verleger zu schwerer Strafe (der erste Buchhändler, Drybutter, mußte deswegen am Pranger stehen), manchem aber zu hohem Verdienst verholfen[13].

---

[7] *The Bibliographer's Manual of English Literature by William Thomas Lowndes. Revised by Henry G. Bohn, London 1860*, Bd. I, S. 477; *Dictionary of National Biography, London* 1887, Bd. 11, S. 28.

[8] 3. A., V, S. 50.

[9] Pisanus Fraxi, Catena, S. 503.

[10] Fraxi, S. 63 f.

[11] So auch Hayn-Gotendorf, I, 618.

[12] Vgl. a. Hayn, I, S. 618—619; II, 232, 420—421, 435 usw. Die neueste und beste deutsche Ausgabe ist die 1922 von der „Eros-Gesellschaft", leider aber mit den Bildchen von Bayros verschimpfierte. Die genaueste und umfassendste Zusammenstellung aller Ausgaben von „Fanny Hill" wird im Laufe dieses Jahres in dem durch den Verfasser vorliegenden Werkes bearbeiteten Ergänzungsband von Hayn-Gotendorfs „Bibliotheca Germanorum erotica" erfolgen.

[13] Griffiths, der die Verlagsrechte für 20 Guineen erwarb und die gröbsten Stellen ausmerzte, verdiente ca. 10000 daran; vgl. noch Drujon, Cat. S. 163—164.

Die wichtigsten Ausgaben seien erwähnt:

Die ältesten Ausgaben sind:

1. *Memoirs of a Woman of Pleasure. London. Printed for G. Fenton in the Strand* 1749. — 12°, 2 Bände, 172 und 187 Seiten. Mit Kupfern. Dühren bezeichnet (S. 383) diese Ausgabe als die Editio princeps, ohne jedoch Gründe anzugeben, worauf er seine Vermutung stützt, denn die Tatsache, daß Isidore Liseux danach einen Neudruck veranstaltet hat, kann doch als kein Beweis für seine Behauptung angesehen werden. Mehr Zutrauen habe ich zu der größeren Sachkenntnis von Pisanus Fraxi, der folgende als Originalausgabe ansieht:

2. *Memoirs of a Woman of Pleasure. London, Printed for G. Fenton in the Strand* 1749. Gr.-12°, 2 Bände, 228 und 250 Seiten. Großer Druck. 12 Mezzotinto-Kupfer. Möglicherweise ist auch diese Ausgabe noch nicht die erste, vielleicht noch jünger als nachstehende, und zwar aus dem Grunde, weil sie eine Stelle enthält, die in allen folgenden Ausgaben nur angedeutet wird, nämlich eine päderastische Szene, deren Augenzeugin Fanny wird. Sie ist wieder gedruckt bei Pisanus Fraxi S. 60—61 und in den Liseux-Nachdrucken. Diese dritte Ausgabe ist:

3. *Memoirs of a Woman of Pleasure from the Original Corrected Edition with a Set of Elegant Engravings.* — 8°, 2 Bände, 152 und 167 Seiten.

Kein anderes Erotikon ist wohl so oft nachgedruckt worden als die „Fanny Hill", aber fast keine einzige Übersetzung bringt den Originaltext übertragen, sondern jede enthält Auslassungen, Verstümmelungen und Entstellungen. Die erste französische Ausgabe erschien bereits ein bis zwei Jahre nach dem Originaldruck. Der Titel lautet:

La fille de Joye. Ouvrage quintessencié de l'Anglais. A Lampsaque 1751. 8°, 172 Seiten, nicht illustriert. Monogramm in Rot und Schwarz auf dem Titel. Sie bringt nur einen Auszug und beginnt: *„Tu veux ma chère Amie, que je retrace à tes yeux les égarements de ma première jeunesse"* und schließt: *„Adieu, ma chère, ce qui (!) j'exige de ton amitié, c'est de ne point divulguer mes égarements et de me croire, etc. Fin."* Der Übersetzer dieser Übersetzung ist ein gewisser Lambert. Die einzige vollständige und wörtliche neuere französische Übersetzung ist: *Mémoires de Fanny Hill, par John Cleland (XVIIIe siècle) entièrement traduits de l'Anglais pour la première fois par Isidore Liseux. Imprimé à 165 exemplaires pour Isidore Liseux et ses amis. Paris* 1887, Kl.-8°.

In Deutschland brauchte man längere Zeit, um auf das Werk aufmerksam zu werden. Die erste Übersetzung stammt aus dem Jahre 1765 und hat wie die meisten sonstigen einen anderen Titel als das Original:

1. Entdeckte Heimlichkeiten einer zuletzt glücklich gewordenen Mätresse. (Aus dem Englischen des John Cleland.) Haag (Görlitz, Pollmann) 1765, 8°.

2. Abenteuer eines Frauenzimmers von Vergnügen. Zwei Teile. London 1782. 8°.

3. Das Frauenzimmer von Vergnügen, o. O. 1788. 8°.

Es führt auch noch andere Titel: Fannys Unschuld, Das Freudenmädchen, Entdeckte Heimlichkeiten einer Mätresse. Die erste unkastrierte Übersetzung erschien als Band I der „Priapischen Romane", Rom, bei Seraph Cazzovula (sic) i. e. Berlin bei Himburg 1791: Das Frauenzimmer von Vergnügen[14]. Von neueren Übersetzungen sind zu nennen: Die Memoiren der Fanny Hill. Übersetzt von Dr. Erich Feldhammer (Franz Blei). Zwei Bände mit zwei Titelbildern und sechs (farbigen) Vollbildern von Franz von Bayers. Paphos, im Jahre der Cythere (Wien, C. W. Stern) 1906, Kl.-8°, 189+205 Seiten in 800 numerierten Exemplaren[15].

Fanny Hill oder Geschichte eines Freudenmädchens. Zum erstenmal (?) in das Deutsche übertragen von Dr. Martin Isenbiel (d. i. Richard Fiedler), o. O. 1906, 8°.

Das Freudenmädchen. Bekenntnisse eines jungen Landmädchens. Neue Übertragung nach der französischen Ausgabe zu Lampsaque 1762. 1919 in 500 Exemplaren, 8°, 112 Seiten, stark gekürzt.

In der „Fanny Hill" soll insbesondere das Bordell der Mrs. Cole nach der Wirklichkeit beschrieben sein. Diese Kupplerin soll identisch sein mit *„Mother Douglas"* von der Piazza in Covent Garden. Sie spielt auch eine gewisse Rolle in Hogarths „Marsch nach Finchley", „Fleiß und Faulheit" (Blatt XI). Foote bringt sie in seiner Komödie The Mirror (der Spiegel) auf die Bühne als Mrs. Cole, die er gewöhnlich selber spielte. Nach Pisanus Fraxi[16] soll Joseph Reids *„Mrs. Snarewell"* in seiner Posse „The Register Office" die gleiche Person darstellen,

Der gewaltige buchhändlerische Erfolg verführte, ebenso wie bei den anderen bekannten Eroticis, manchen späteren Schriftsteller, den Titel der „Fanny Hill" als Aushängeschild für seine Produkte zu erwählen. Nicht das geringste zu tun mit Clelands berühmtem Roman haben folgende Werke:

1. *„Memoirs of a Woman of Pleasure"* in der 1773 erschienenen *The Covent Garden Magazine or Amorous Repository: Calculated solely for the Intertainment of the Polite World"*[17].

2. *„Memoirs of a Woman of Pleasure"* in der erotischen Zeitschrift *„The Rambler's Magazine": or The Annals of Gallantry, Glee, Pleasure, and The Bon Ton"* etc. (London 1783)[18].

3. *The Pathetik Life of the Beautiful Fanny Hill, Showing how she was seduced etc.* (Wertloser Kolportageschund.)

4. *The Lust Legacy of Miss Fanny Hill, a Woman of Pleasure, Containing Useful Instructions for Young Men and Women etc.*

---

[14] Hayn-Gotendorf, VI, 521.

[15] Rudolf Brettschneider, Franz von Bayros, Bibliographie, Leipzig 1926, Nr. 38.

[16] Catena, S. 85

[17] Pisanus Fraxi, Catena, S. 401.

[18] Vgl. Pisanus Fraxi, Catena, S. 332.

Das Merkwürdigste und psychologisch Unerklärlichste ist, daß das Werk beim Erscheinen so viel Aufsehen erregte und auch heute noch Wohlgefallen erweckt. Denn der ganze Aufbau ist so einfach als möglich, ohne Spannung und ohne Steigerung, die intimen Details werden in Umschreibungen erzählt, sehr gewandt zwar, sieht man aber näher zu, so fällt das Gesuchte, die plumpe Unwahrscheinlichkeit der dargestellten Szenen auf. Die Schilderung des Lebenslaufs einer Dirne ist zudem in der Geschichte der erotischen Weltliteratur so oft vertreten, daß einigermaßen beschlagene Leser dieser Literaturgattung kein Interesse mehr abgewinnen können. Wir besitzen Werke, die in Realistik das Äußerste bieten, ebenfalls in gemilderter und feiner Sprache, die aber, was Anschaulichkeit, Lebenswahrheit und Beobachtungsgabe betrifft, Fanny Hill bei weitem in den Schatten stellen. Einzelne treffliche Bemerkungen über englische Heuchelei entschädigen doch keineswegs für die grausame Eintönigkeit und Ideenleere von Schilderungen erotischer Begebnisse. Der Inhalt sei im folgenden kurz skizziert:

Fanny Hill, ein vierzehnjähriges Landmädchen, sieht sich nach dem plötzlichen Tode ihrer Eltern mittel- und schutzlos. Auf den Rat einer gewissen Esther Davis reist sie nach London und fällt in einem Vermietungsbureau der berüchtigten Bordellhalterin Brown in die Hände, die sie angeblich als Stütze bei sich in Stellung nimmt. Noch ahnt sie nicht, wo sie sich befindet, auch dann nicht, als sie ihr Bett mit einem ausgedienten Freudenmädchen teilen muß, das die lüsterne Unschuld in die Geheimnisse der lesbischen Liebe einweiht. Einige Tage darauf soll Fannys Jungfernschaft nach dem Plane von Mrs. Brown einem alten häßlichen Satyr zum Opfer fallen. Da sich Fanny aber zuletzt energisch zur Wehr setzt, gelingt der abgekartete Plan vorbei. Ungesehen wird Fanny nun (das uralte Motiv der erotischen Literatur!) Zuschauerin eines Liebeskampfes zwischen ihrer Pensionsmutter und einem strammen Grenadier, zwischen Polly, einem anderen Freudenmädchen, und deren Liebhaber. Sie gewinnt nun in einem jungen, schönen Mann, der ein häufiger Besucher des Bordells ist, ihren ersten Schatz, läßt sich von ihm entführen und entjungfern, der über den überraschenden Fund, den er gemacht hat, natürlich aufs höchste entzückt ist. Das Glück der beiden, die in gegenseitiger Neigung zueinander entbrannt sind, dauert aber nicht lange, Charles, der Geliebte, wird von seinem Vater auf eine seiner Faktoreien in die Südsee geschickt, und Fanny, die guter Hoffnung ist, bleibt allein zurück. Der Schmerz wirft sie aufs Krankenlager. Um sich für die Kosten bezahlt zu machen, verkuppelt sie ihre Wirtin, die sie während ihrer Krankheit gepflegt hat, an einen Lebemann, der sie aushält, aber bald mit ihrem Dienstmädchen hintergeht. Um sich zu rächen, läßt sie sich mit einem bisher noch unschuldigen Bediensteten ein, wird aber im Tête-à-tête von ihrem Liebhaber überrascht und an die Luft gesetzt. Sie kommt nun in ein Bordell der Mrs. Cole, wo sie Bequemlichkeit, Ordnung und Ruhe findet, denn die Bordellhalterin verzärtelt und ver-

hätschelt die Insassen, die sich hier sehr glücklich fühlen. Die vier Mädchen erzählen sich die Geschichte von ihrer verlorenen Jungfernschaft, und es folgen einige belanglose erotische Szenen mit einem Trottel und der Verkauf von Fannys lädierter Jungfernschaft an einen Wüstling. Mrs. Cole aber will nun nicht mehr mittun, sie spürt die Beschwerden des herannahenden Alters und gibt ihr Lokal auf. Fanny läßt sich nun in einem hübschen kleinen Landhaus nieder als Witwe eines auf dem Meere segelnden Matrosen und wartet ruhig der Dinge, die da kommen sollen. Der Umschwung in ihren Verhältnissen läßt auch nicht lange auf sich warten. Ein alter Junggeselle nimmt sie als Haushälterin zu sich, und sie bequemt sich seinen flagellantistischen Launen. Der Alte stirbt zur rechten Zeit und hinterläßt seiner Haushälterin zum Danke sein ganzes Vermögen. Fanny ist nun auf einmal zur großen Dame geworden. Sie ordnet ihre Angelegenheiten und hat jetzt nur den einzigen Wunsch, ihren ersten Geliebten, Charles, wiederzusehen. Auf der Reise, die sie nunmehr unternimmt, um ihr Ziel zu erreichen, kehrt sie in einem Wirtshause ein, in dem noch zwei Reisende logieren, die hier vor einem herannahenden Unwetter Schutz gesucht haben. In dem einen erkennt Fanny zu ihrer großen Freude Charles. Sie legt ihm, der in der Fremde kein Glück gehabt hat, ein offenes Geständnis ab, er begreift und verzeiht, und die beiden werden ein glückliches Paar.

Das ist in großen Zügen der Inhalt des Romans, in den zahlreiche laszive Abenteuer, erotische Praktiken, Berichte von Perversitäten eingeflochten sind. Daß dieses epochemachende Werk nicht ohne Nachahmungen bleiben konnte, versteht sich von selbst. So erschien, um nur ein Beispiel herauszugreifen, 1769 *The History of the Human Heart, or The Adventures of a Young Gentleman*" (London 1769), das von dem berüchtigten Verleger erotischer Drucke *W. Dugdale* 1827 unter dem Titel „*Memoirs of a Man of Pleasure*"[19] nachgedruckt wurde. Diese „Denkwürdigkeiten eines Lebemannes" beginnen mit der Zeugungs- und Geburtsgeschichte des Helden, wobei der Verfasser in weitschweifiger Weise sich über die verschiedenen Zeugungstheorien ausläßt. Seine früh auftretende Neigung zum weiblichen Geschlecht sucht er durch ein „Versehen" seiner Mutter zu erklären. Mit zwölf Jahren verführt er seine Kusine, sein Fehltritt wird entdeckt, und er geht auf den Wunsch seiner Familie unter der Leitung eines heuchlerischen Erziehers, der ihn erst recht in die Geheimnisse der Wollust einführt, auf Reisen. Es folgt nun eine ganze Reihe, zum Teil sehr unwahrscheinlicher Liebesabenteuer, bis er, ebenso wie Fanny Hill, die ehemalige Jugendgeliebte wiederfindet, worauf er zum bußfertigen Moralbürger Englands wird. In diesen Gang der Erzählung sind natürlich mancherlei Episoden eingeschaltet, so zum

[19] *Or the Amours, Intrigues, and Adventures of Sir Charles Manley. Interspersed with curious Narratives and Embellished with Numerous Elegant Engravings. London, Printed and Published by W. Dugdale.*

Beispiel sittengeschichtlich sehr wertvolle Berichte über die Vergnügungen der Lebemänner der damaligen Zeit, Beichten von Freudenmädchen usw.

Als zweites in die Fußtapfen der „Fanny Hill" tretendes Werk ist anzusehen *„The Pleasures of Love. Containing a Variety of entertaining Particulars and Curiosites, in the Cabinet of Venus. London: Printed in the Year MDCCLV*, Kl.-8°, 84 Seiten[80]. Das Titelbild stellt ein fettes Mädchen dar, das mit der Rechten den Vorhang von einem Bette zieht, auf dem man vier nackte Beine sieht.

Auf dem Vorhang steht der Titel des Buches und die Jahreszahl.

Diese „Pleasures of Love" geben die Bekenntnisse des Helden, eines jungen Tunichtgut, wieder. Er kommt zu einem Onkel aufs Land, wo er sich sofort in die Tochter eines Farmers verliebt, die er zu seiner Gattin machen will, was natürlich nicht dem Geschmack der Familie entspricht. Die beiden Liebenden fliehen, werden aber verfolgt und zurückgebracht. Der Jüngling hat jedoch bereits die letzte Gunst erhalten. Er geht nun nach London, um sich dem Studium zu widmen, was ihn jedoch nicht befriedigt, da er sich in Sehnsucht um die Geliebte verzehrt. Um sich zu betäuben, überläßt er sich den wildesten Ausschweifungen. Er sieht sich endlich, durch die Not getrieben, gezwungen, eine Stelle als Diener bei einer Lady auf dem Lande anzunehmen, der er Dienste leisten muß, die im allgemeinen von einem Diener nicht verlangt zu werden pflegen. Er leistet sie indessen gern, da seine Gebieterin eine hübsche Frau ist. Gleichzeitig muß er aber seine Gunstbezeugungen auf die Köchin und das Dienstmädchen verteilen, so daß er keine Langeweile verspürt. Als eines Tages ein neues Dienstmädchen angeworben wird, entdeckt er zu seiner freudigen Überraschung, daß es seine Jugendgeliebte ist. Gleichzeitig entnimmt er aus der Zeitung, daß sein Vater gestorben ist, wodurch er in den Besitz der väterlichen Güter gelangt. Auch seine Geliebte entpuppt sich zuletzt als reiche Erbin. Die Hindernisse sind also beiseite geräumt, und der Hochzeit steht nichts mehr im Wege. Die Ausschweifung findet diesmal keinen tragischen Abschluß, was aber gerade das Bedenkliche an dem Stück ist, da es zur Nacheiferung anspornt.

Gegenüber den folgenden beiden Schriften verblassen aber die bereits erwähnten, trotzdem sie bekannter sind. Man kann sie in die Klasse der obszönen Satiren einreihen. Zu nennen wäre vor allem der *„Essay on Woman"* von dem bekannten Politiker *John Wilkes* (1727—1797). Das Werkchen ist eine obszöne Parodie auf Popes *„Essay on Man"*. Die Originalausgabe wurde von Wilkes selbst in seiner Kellerdruckerei in nur zwölf Exemplaren hergestellt, die heute gänzlich verschollen sind. Das Büchlein erregte bei Erscheinen das größte Aufsehen, und ein Sturm der Entrüstung erhob sich über den frechen Gotteslästerer, der mit seinem Pamphlet alle Begriffe von Gott und Religion in den Schmutz gezogen hatte. Leider gingen die Angriffe von Personen aus, mit denen als Sittenwächter

[80] Dessen Inhalt Dühren S. 403 ff. wiedergibt.

nicht viel Ehre einzulegen war. Das Volk kannte den ausschweifenden Lebenswandel der Ankläger, zum Beispiel des Bischofs Warburton, der überdies noch guten Grund hatte, gegen Wilkes zu eifern, da seine Herausgabe von Popes Schriften durch den Verfasser des „*Essay's*“ lächerlich gemacht worden war[21]. Es kam schließlich zu einem Duell zwischen Wilkes und Martin, einem Mitglied des Parlaments, bei dem Wilkes schwer verwundet wurde. Kaum halb genesen, entfloh er. Durch Bestechung eines Druckers hatten sich die Feinde von Wilkes in den Besitz eines Exemplars gesetzt, das Werk hatte noch nicht die Presse verlassen, war also noch nicht verbreitet, und trotzdem machte man Wilkes den Prozeß.

Die älteste bekannteste Ausgabe, von 1763, die aber nicht die erste ist, führt den Titel:

> *An Essay on Woman, by Pego Borewell, Esq. With Notes by Rogerus Cuaeus, Vigerus Mutoniatus, etc. And a Commentary by the Rev. Dr. Warburton, Inscribed to Miß Fanny Murray. Ex Archetypo saepe in Femoralibus Reverendissimi Georgii Stone, Hiberniae Primatis, Saepius in Podice Intrepidi Herois Georgii Sackville.*“ Kl.-8°, 30 S.

Der Band enthält „*Advertissement by the Editor*“ (S. 3—8); „*The Design*“ (S. 9—12); „*An Essay on Woman*“ (S. 13—22); „*The Universal Prayer*“ (S. 23 bis 26); „*The Dying Lover to his Pr . . .*“ (S. 27—28); „*Veni Creator; or the Maid's Prayer*“ (S. 29—30). Außerdem zahlreiche Anmerkungen mit den Unterschriften „*Warburton*“, „*Vigerus Mutoniatus*“, „*Rogerus Cunaeus*“ und „*Bürman*“. Im folgenden sei[22] die Analyse des Werkes gegeben:

Der „*Essay on Woman*“ enthält 94 Zeilen und besteht aus einer „Invocation“ und drei Teilen. Es beginnt:

Awake my Fanny! leave all meaner things;
This morn shall prove what rapture swiving brings!
Let us (since life can little more supply
Than just a few good fucks, and then we die)
Expatiate free etc.

und endet mit den Worten:

Hope humbly then clean Girls; nor vainly soar;
But f . . . the C . . . at hand, and God adore.
What future F . . . . he gives not thee to know,
But gives that C . . . . to be thy Blessing now.

Das „*Universal Prayer*“ enthält Anmerkungen und besteht aus dreizehn Stanzen zu vier Zeilen. Die erste und letzte Stanze lauten:

---

[21] Die Geschichte der Verfolgung Wilkes' wegen des Erotikons findet sich ausführlich besprochen bei *Apollinaire, L'enfer*, Paris 1913, S. 284—291 und *Horace Blackley, Les grandes courtisanes anglaises du XVIIIe siècle. Traduit de l'anglais par Amand Fournier, Paris.*

[22] Im Anschluß an Pisanus Fraxi, Index, S. 199.

Mother of all! in every Age,
In ev'ry Clime ador'd
By Saint, by Savage, and by Sage,
If modest, or if whor'd.

To thee whose F.... thro'out all space,
This dying World supplies,
One Chorus let all Beings raise,
All P..... in rev'rence rise.

Das „*Dying Lover to his P....*", aus achtzehn Versen bestehend, ist ebenso zynisch. Es beginnt:

Happy Spark of heavenly Flame;
Pride and Wonder of Man's Frame!

und endet:

Fanny your Murmur ringe,
Lend, lend your Hand! I mount! I die!
O P...., how great thy Victory?
O Pleasure, sweet thy Stings.

Die Verfasserschaft von Wilkes steht durchaus nicht einwandfrei fest, trotz der gerichtlichen Verfolgung, der er ausgesetzt war[23]. Er selbst hat nie zugestanden, daß er der Verfasser sei, und eine Überführung war nicht möglich. Dilke sucht in „*Notes and Queries*"[24] den Nachweis zu führen, daß Wilkes nicht der Verfasser dieses Skandalosums war. Diese Ansicht wird auch vertreten von W. F. Rae[25]. *Horace Walpole* behauptet in den „*Memoirs of King George III.*"[26], daß Wilkes und Potter, der Sohn des verstorbenen Erzbischofs von Canterbury, dieses obszöne Machwerk bei einem Bacchanale gemeinsam verfaßt hätten, und daß nachher Wilkes es allein gedruckt hätte. Von pikantem Reiz ist, daß dieser Thomas Potter der Liebhaber des in der Schrift arg mitgenommenen Bischofs Warburton war... Daraus mag sich zu einem großen Teile auch die Erbitterung des Angegriffenen erklären[27].

Eine gute Analyse des „*Essay on Woman*" gab Kidgell in seinem „Narrative", die hier[28] mitgeteilt werden mag:

Dieser „*Essay on Woman*" ist fast Zeile für Zeile eine Parodie auf

[23] Vgl. Pisanus Fraxi, Index, S. 207 ff.
[24] *Series*, II, Vol. 57, pp. 1, 21, 41 und 113.
[25] *Wilkes Sheridan Fox, The Opposition under George the Third. London* 1874, S. 48.
[26] Zitiert nach Pisanus Fraxi, Index, S. 207.
[27] Vgl. Pisanus Fraxi, Index, S. 200 ff.
[28] Nach Pisanus Fraxi, Index, S. 203—204.

Mr. Popes „*Essay on Man*". Das kuriose Titelblatt enthält den Titel des Gedichtes, ein für das Werk sehr passendes Motto, welches das weibliche Geschlecht verhöhnt, und ein obszönes Kupfer, unter welchem in griechischer Sprache die Bezeichnung „Der Erlöser der Welt" gedruckt ist. Darunter findet sich etwas so Skandalöses, daß es nicht beschrieben werden kann. Außerdem wird auf dem Titel in der schamlosesten Weise ein Kommentar erwähnt, den man mit dem Namen eines höchst ausgezeichneten und gelehrten Mannes zu verknüpfen sich nicht gescheut hat. Dem Titel folgen einige Seiten „*Advertissement*" und „*Design*" voll gröbster Indezenz als würdige Vorbereitung auf die scheußliche Sprache und die unglaubliche Gottlosigkeit des eigentlichen Textes, auf dessen obszöne Ausdrücke, die höchst handgreifliche Schilderung der ekelhaftesten Verrichtungen, auf eine Gemeinheit ohnegleichen, auf die schimpflichsten, erniedrigsten, unkeuschesten Betrachtungen über das schöne Geschlecht. In den Variationen und Anmerkungen zu dieser obszönen Parodie werden die heiligen Schriften ausgiebig prostituiert, um die rohen Ideen eines wollüstigen Gotteslästerers zu illustrieren. Die durch das ganze Werk gehende Roheit ist von einer abstoßenden neuen und wunderbaren Originalität. Viele ernste Stellen des Evangeliums werden in zweideutiger Weise ins Obszöne gewendet, besonders der pathetische Ausruf des Paulus: O Tod, wo ist dein Stachel? O Grab, wo ist dein Sieg? wird in gottloser Weise zu einem brutalen Ausspruch herabgewürdigt, über den die höllischen Wesen sich freuen könnten. In einer anderen dieser scheußlichen „Erklärungen" werden die natürlichen Funktionen des Esels zum Gegenstand einer schmutzigen Beschreibung gemacht, wozu ebenfalls die Heilige Schrift herangezogen wird. Dann wird der unwissende Leser darüber aufgeklärt, daß „jenes Tier einst große Achtung genoß, aber lächerlich geworden sei, seitdem es als Vehikel der Gottheit in Jerusalem gedient habe". Der Gipfel der Obszönität und Roheit ist die obszöne Wiedergabe des von Pope verfaßten „Allgemeinen Gebets", und der denkwürdige Monolog des Kaisers Hadrian, den Pope als die Worte eines „sterbenden Christen an seine Seele" betrachtet hat, wird von unserem schamlosen Autor ohne Erröten als „Der sterbende Liebhaber an seine Genitalien" betitelt, ebenso tritt als Paraphrase des „Veni Cocator" das „Gebet des Mädchens" auf, wobei der Gipfel der Blasphemie erreicht wird. Gottes Namen und Eigenschaften werden auf unerhörte Weise herabgewürdigt. Der Heilige Geist wird durch eine Aufzählung höchst fleischlicher Obszönitäten in Form eines Gebetes auf die gemeinste Weise beschimpft, und ebenso dient der Ausdruck „dreimal gesegnete, glorreiche Dreifaltigkeit" als Objekt einer höchst schmutzigen und scheußlichen Paraphrase[29].

Das 19. Jahrhundert ist weniger reich an hervorragenden Erotikern. An erster Stelle steht:

[29] Eine ähnliche Charakteristik findet sich im 33. Bande von „*The Gentleman's Magazin*". Jahrg. 1763, S. 526.

Edward Sellon (1818—1866), eine grobsinnliche Natur, Erotiker von Beruf und Neigung, dessen hedonistische Lebensauffassung ihn nicht davor bewahren konnte, freiwillig sein Leben von sich zu werfen, das des Interessanten genug bietet. Er selbst hat es beschrieben in „*The Ups and Downs of Live. A Fragment*".

All the world's a stage,
And all the men and women merely players;
They have their exits and their entrances,
And one man in his time plays many parts,
As you like it, act q, scene VII.

London: Printed for the Booksellers, 1867.

Das Buch führt den Untertitel: „*My Life: The Beginning and the End. A Veritable History*", 8°, 110 Seiten und 7 erotische kolorierte Lithographien, ein erotisches Bild auf dem Titel mit der Unterschrift: *The Ups and Downs of existence.* Die Originalzeichnungen zu den Bildern existieren noch in einem Exemplar des Werkes, das sich im Besitz eines Sammlers, der Pisanus Fraxi bekannt war, befand. Es sind 16 farbige Zeichnungen, 1 koloriertes Textbild, 2 Federskizzen und 1 Federtitelzeichnung. Verleger des Buches war der bekannte Verleger erotischer Werke W. Dugdale, der, um die Kosten des Buches nicht unnötig zu verteuern, nicht alle, sondern nur eine Auswahl brachte[30]. Sellon bediente sich im Originalmanuskript der wahren Namen, die aber vom Herausgeber geändert wurden. Als autobiographisches Denkmal ist die Schrift hochinteressant, läßt sie uns doch Einblicke tun in die Seele eines vom Sinnentaumel hin- und hergeworfenen Charakters, der von Begierde zu Genuß taumelt und doch niemals die wahre Befriedigung erlangt.

„Als Sohn eines mäßig begüterten Vaters, den ich als Kind schon verlor, wurde ich von vornherein für den Militärdienst bestimmt. Da ich schon mit 16 Jahren als Kadett angenommen wurde, reiste ich, sobald meine Ausrüstung beendet war, mit der Post in einer kalten Februarnacht des Jahres 1834 nach Portsmouth ab." Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Indien wurde er bereits mit 26 Jahren Kapitän. Der größte Teil des Buches ist ausgefüllt durch die Schilderung von Liebesabenteuern mit einheimischen und europäischen Frauen. Die Kosten für die indischen Prostituierten werden gewissenhaft gebucht. Die indischen Prostituierten zieht er bei weitem den europäischen vor, denn „*the understand in perfection all the arts and wiles of love, are capable of gratifying any tasters, and in face and figure they are unsurpassed by any women in the world*". Er faßt sein Urteil in die Worte: „Es ist unmöglich, das Vergnügen zu beschreiben, das man in den Armen

30 Pisanus Fraxi, Index, S. 379—396, bringt eine ausführliche Besprechung, der ich im wesentlichen folge.

dieser Wollustkünstlerinnen genießt. Ich habe Engländerinnen, Französinnen, Deutsche und Polinnen genossen, aus jeder Gesellschaftsklasse. Keine von ihnen aber hält den Vergleich mit diesen Liebesheroinnen des Ostens aus.“ (S. 42.) Nach seiner Rückkehr nach England will ihn seine Mutter verheiraten an „*a young lady of considerable personal attractions*“, der Erbin eines Gutes im Werte von 25000 Pfund. Die Ehe fand auch im Jahre 1844 statt. Bald aber machte er die unangenehme Entdeckung, daß seine Frau nicht so vermögend war, wie er gehofft hatte, sondern nur 400 Pfund jährliche Rente erhalten sollte. Das genügte dem aus allen Himmeln seiner Illusion Gerissenen aber nicht, und er trennte sich im Zorn von seiner Frau, nahm Wohnung bei seiner Mutter und tröstete sich über die Enttäuschung in den Armen eines „*dear girl*“, dem er ein kleines Häuschen in der Vorstadt gemietet hatte. Den Verwandten gelang es bald, eine Aussöhnung zwischen den beiden Gatten herbeizuführen, aber das gute Einvernehmen dauerte nicht lange.

„Im ersten Monat ging alles gut, aber unglücklicherweise befand sich unter der Dienerschaft meiner Mutter ein kleines Zimmermädchen, ein süßes Geschöpf, die Tochter eines Kaufmanns. Sie hatte eine ziemlich gute Erziehung genossen und besaß keineswegs die Manieren eines Dienstmädchens. Ich hatte vor der Rückkehr meiner Frau dieses Kind verführt, trotzdem es erst 14 Jahre alt war, und nun erhob sich die Schwierigkeit, wie ich dieses Liebesverhältnis fortsetzen könnte, ohne Entdeckung befürchten zu müssen.“ (S. 78.)

Diese Entdeckung erfolgte nur zu bald. Eines Sonntagmorgens fand die Frau Sellons nach ihrer Rückkehr den Hut des Mädchens auf ihrem Bett. Der Gatte hatte Kopfschmerz vorgeschützt und vor ihrem Weggang nicht das Bett verlassen. Es folgte eine turbulente Eifersuchtsszene, in deren Verlauf die gekränkte Gattin dem ungetreuen Gatten eine gewaltige Ohrfeige gab. „Ich warf sehr ruhig den Rest meiner Zigarre auf den Rost, packte sie mit eisernem Griff an beiden Händen und drückte sie in einen Sessel. ‚Nun, kleiner Teufel,‘ sagte ich, ‚bleib hier sitzen, ich versichere dir auf Ehre, ich halte dich so lange auf diese Weise fest, bis du de- und wehmütig um Verzeihung bittest für das Unrecht, das du mir angetan hast.‘ – ‚Unrecht? Denk an das Unrecht, das *du* mir angetan hast!‘“ Die ungebärdige Gattin biß in seine Hände und bearbeitete mit den Füßen seine Schienbeine. Vergebens. Sellon hält sie mehrere Stunden fest, bis die gezähmte Widerspenstige der Szene ein Ende macht: „Edward, ich bitte dich demütig um Verzeihung für die dir angetane Schmach, verzeih mir, ich will das Unrecht vergessen, das du mir angetan hast. Ich verspreche dir, in Zukunft vernünftig und demütig zu sein und bitte dich noch einmal um Vergebung!“ rief sie unter Schluchzen.

Die Eisenbartkur war so gründlich, daß die Gattin es mit lächelnder Miene zuließ, daß Emma, das Mädchen, den Platz im ehelichen Bette einnahm. Trotzdem kam auch seine Frau nicht zu kurz. Sellon verfiel aber nach dieser Kraftprobe in

eine schwere Krankheit, in der er von beiden Frauen gemeinsam gepflegt wurde. Nach seiner Genesung ging Sellon mit seiner Gattin (Emma war inzwischen entlassen worden) nach Hastings. Aber eine zweite Untreue führte abermals zur Trennung der beiden Gatten. Da seine Mutter ihr ganzes Vermögen verlor, sah sich Sellon genötigt, unter fremdem Namen eine Stelle als Postillion anzunehmen, wobei er zahlreiche Liebesabenteuer mit seinen weiblichen Fahrgästen erlebte. Dann leitete er eine Fechtschule zu London, und es kam wieder eine Versöhnung der beiden Ehegatten zustande. Die beiden Gatten bezogen ein kleines Landhaus nicht weit von Winchester in Hampshire, wo sie wahre Orgien feierten. Aus diesem Glückstaumel wird er aber jäh durch die Schwangerschaft seiner Frau gerissen, die er abermals verläßt. Noch einmal kommt eine Versöhnung zustande. Die Trennung wird aber endgültig, als ihn seine Frau dabei überrascht, als er Schülerinnen einer Mädchenschule „zum Versteckenspielen" in den Wald führt. Hier schließt das Buch jäh mit der folgenden, scheinbar vom Verleger herrührenden, aber vom Autor selbst geschriebenen Bemerkung: „Die Erzählung bricht hier plötzlich ab, und soweit sich dies feststellen ließ, hat es den Anschein, als ob der Verfasser kurz nachher starb. Jedenfalls wurde er von keinem seiner zahlreichen Bekannten mehr lebend oder tot gesehen."

In Wirklichkeit erschoß sich Sellon im April 1866 in Webbs Hotel Nr. 219/220 Piccadilly, wo jetzt das Criterion-Restaurant von Spiers und Pond steht. Die Gründe zu seinem Selbstmord hatte er einen Tag vorher einem seiner Freunde in einem Briefe mitgeteilt, der Brief traf aber erst ein, als die Tat vollbracht war. Seine Freunde veranlaßten die Zeitungen, über diesen Vorfall zu schweigen. Lebensüberdruß war die Ursache des Freitodes dieses hedonistischen Melancholikers, der als überzeugter Atheist starb.

Sellon ist nicht nur Erotiker, sondern hat sich auch um die Kenntnisse der indischen Kultur wesentliche Verdienste erworben. In seinem galanten Roman „*Herbert Breakspear*"[31] führt er uns in sehr anschaulicher Weise in das indische Leben ein. Weitere Beiträge Sellons zur indischen Kulturgeschichte sind seine Abhandlung über die „*Monolithic Temples of India*", seine Übersetzung der „*Gita-Radhica-Krishna*" und seine an interessanten Mitteilungen über die religiöse Prostitution in Indien reichen „*Annotations on the Sacred Writings of the Hindus*"[32]. Von eigentlichen erotischen Schriften Sellons, die er für den Verleger W. Dugdale auf Bestellung schrieb, wahrscheinlich, um seine Vermögensverhältnisse aufzubessern, sind nur zwei erschienen:

[31] *A Legend of the Mahratta War. By Edward Sellon etc. London Whittaker and Co. 1848.*

[32] *Being an Epitome of some of the most remarkable and leading tenets in the faith of that people, by Edward Sellon Author of „The Monolithic Temples of India" etc. etc. and Editor of an English translation of the „Gita-Radhica-Krishna" a Sanskrit Poem. London MDCCCLXV. Printed for private circulation, 8°, 72 S.*

1. *The New Epicureen; or, The Delights of Sex, Facetiously and Philosophically Considered, in Graphic Letters Addressed to Young Ladies of Quality.*

„— domi maneas paresque nobis
Novem continuas fututiones."
Catullus, Carmen XXXII.

A New Edition. London: 1740 *(Reprinted 1865)* 8⁰, 92 Seiten, 8 kolorierte Lithographien. Diese Schrift ist nicht, wie aus dem Titel geschlossen werden könnte, eine zweite Auflage, sondern die Originalausgabe, die von W. Dugdale zum Preise von 1 Pfund Sterling, 11 s. 6 d. in 500 Exemplaren herauskam. Die Zeichnungen stammen ebenfalls von Sellon[33].

In diesem Erotikon hat Sellon unter dem Namen des Sir Charles den Lebenslauf und die Lebensweise eines Charakters geschildert, wie er sich ihn träumte. Autobiographisches Material mag darin viel verwendet worden sein. In der Vorrede erzählt der Verfasser von sich: „Ich bin ein Mann, der, nachdem er den Rubikon der Jugend überschritten hat, in jenes Alter gelangt ist, wo die Leidenschaften eine mehr stimulierende Diät verlangen, als sie in den Armen jeder geschminkten Kurtisane zu finden ist." Um bei seinen Vergnügungen ungestört zu sein, hat sich Charles eine einsame Villa in der Vorstadt gekauft, deren abgeschlossene idyllische Lage in ihrem Versteck zwischen hohen Mauern sie den Blicken der Nachbarn entrückt. Sie ist umgeben von einem englischen Parke mit herrlichen, schattigen Alleen, Grotten, Fontänen, schönen Plätzen mit prächtigen Blumenbeeten, einer Venusstatue aus weißem Marmor inmitten eines Rosengebüsches, Priapusstatuen an jedem Ende des Weges, bald wie ein indischer Bacchus, bald so weich und feminin wie Antinous, bald als Hermaphrodit gestaltet[34].

In diesem Elysium verbringt Sir Charles seine Tage in sexueller Ungebundenheit mit jungen hübschen Mädchen, für die er eine Gouvernante hält. Er ist zwar verheiratet, aber dieser Umstand tut dem Vergnügen keinen Abbruch, im Gegenteil. Lady Cecilia, die die Neigungen ihres Gatten teilt, nimmt teil an diesen Orgien und hat zu ihrem Spezialvergnügen einen kleinen Pagen. Aber der Schluß der Geschichte ist nicht recht logisch. Man sollte vermuten, daß bei dieser epikureischen Lebensauffassung Eifersucht eine unbekannte Tugend ist. Doch weit gefehlt! Cecilia läßt sich in ein Verhältnis mit ihrem Vetter Lord William ein. Sir Charles überrascht sie *in flagranti*. Ein Duell ist die Folge, wobei jeder von ihnen leicht verwundet wird. Lady Cecilia geht ins Kloster. Sir Charles, der den Geschmack an seiner Villa auf einmal verloren hat, verkauft sie und zieht sich mit den beiden weiblichen Bediensteten Phoebe und Chloe, dem Pagen der Lady, Daphnis, und dem Hausverwalter Jukes auf sein Gut Heresfordshire zurück. Die Erzählung fährt dann fort: „*Having lived every day of my life, as the saying is, you will readily*

[33] Vgl. Pisanus Fraxi, Index, S. 314—319.
[34] Pisanus Fraxi, S. 316.

suppose that I cannot perform the feats of Venus I once indulged in, but two or three bloming little girls, who pass for the sisters and cousins of Phoebe and Chloe, serve to amuse me by their playfulness, and tumbling about showing their beauties, sometimes stir my sluggish blood into a thrill." Er kann also von jetzt ab nur noch als voyeur seine Sinne befriedigen. Das Buch, lasziver als die Romane de Sades, aber ohne dessen Grausamkeit, ist in Form von Briefen an verschiedene weibliche Personen geschrieben und enthält, wie gesagt, manche Züge aus der eigenen Lebensgeschichte des Verfassers.

Außer dieser Originalausgabe erschien noch ein Nachdruck von 1875, in 8°, 117 Seiten. Diese Ausgabe wurde in Brüssel für einen Londoner Buchhändler gedruckt[35].

2. *Phoebe Kissagen; or the Remarkable Adventures, Schemes, Wiles, and Devilries of Une Maquerelle; being a sequel to the „New Epikurean"*.

Sir Toby: — „Do'st thou think that because thou art virtuous there shall berno more cackes and ale?" —
Clown: — „Yes! by St. Anne, and ginger shall be hot i'the mouth too!" —
Twelfth Night; or, What you will.

London: 1743 *(Reprint)*, 8°. 96 S., acht schlecht kolorierte Lithographien. Kein Neudruck, sondern Original von 1866. Verleger ist wiederum W. Dugdale, die Auflage betrug 500 Stück, der Preis 2 Guineen.

Sellon schickte dem Verleger noch ein zweites Manuskript, da er „*Phoebe Kissagen*" nicht für umfangreich genug hielt. Dieses Manuskript wurde aber nicht gedruckt. Der Titel dieser Schrift lautet: „*Scenes in the Life of a Young Man, a narrative of amorous exploits*"[36].

Auch „*Phoebe Kissagen*" ist wie das vorige Werk in Form von Briefen geschrieben, die an eine Frau von Rang, Lady G.... R..., gerichtet sind. Das Werk soll die Fortsetzung von „*New Epicurean*" bilden, denn es beginnt mit dem Tode Sir Charles', der während des Verkehrs mit seiner Lieblingskonkubine vom Schlage gerührt wird. Phoebe sowohl wie Chloe erhalten je ein Legat von 3000 £. Mit dem Gelde erwerben sie ein Bordell in Leicester Fields zu London. Alle Zimmer des Hauses sind mit Gucklöchern versehen, durch welche die Bordellhalterin, ohne selbst gesehen zu werden, die Vorgänge im Innern beobachten kann. Die Beschreibung der gesehenen Szenen nimmt den größten Teil des Buches ein. Der Rest ist ausgefüllt mit „*The Bagnio Correspondence*", das heißt Briefen, die Phoebe von ihrer Klientel, männlicher wie weiblicher, empfängt, und in denen die verschiedenen Perversitäten und Passionen der Besucher behandelt werden.

Das Buch endet ziemlich moralisch. Phoebe verliebt sich in reiferen Jahren noch in einen jungen Tunichtgut, der sich Kapitän Jackson nennt. Sie heiratet ihn und

[35] Pisanus Fraxi, Index, S. 314.

[36] Pisanus Fraxi, Index, S. 326.

wird sogleich mit einer Krankheit „*horrid disease*" infiziert, worauf sie sich in ein stilles Dorf zurückzieht, um in Einsamkeit zu leben.

Von Sellon existieren noch andere erotische Erzählungen und Zeichnungen, die indessen nicht veröffentlicht sind. Im Anhang zu „*New Epicurean*" sollte erscheinen „*The Confessions of a Single Man, as exemplified in the Erotic Adventures of a Gentleman*". Das Manuskript wurde gestohlen und ist höchstwahrscheinlich vernichtet. Doch existieren noch zwei oder drei Zeichnungen von der Hand Sellons.

Ein zweites Manuskript „*The Delights of Imagination*" soll noch vorhanden sein [37].

Weiterhin besaß Pisanus Fraxi vier von Sellon herrührende Aquarelle zu „*The Confessions of a Single*" [38] sowie sechs obszöne Aquarelle zu den „*Memoirs of Rosa Bellefille*" [39]. Von Sellon stammen auch die obszönen Bilder zu „*The Adventures of a School Boy*" (London 1866) und dieselbe Zahl solcher Bilder zu „*The New Ladies' Tickler*" (London 1866).

Sellon hat seltsamerweise keine Nachahmer gefunden. Das mag wohl daher rühren, daß seine Werke, die den Geschmack eines gebildeten Mannes verraten, für den Durchschnittsengländer literarisch zu hoch stehen und auch wenig von der typischen englischen Liebhaberei der Flagellation enthalten. Nur in Anlehnung an Sellons Autobiographie ist ein Erotikon erschienen: „*Private Recreations, or The Ups and Downs of Life. By one who has been behind the scenes, and taken part in the performance. Printed by permission, for private circulation only. Belfort* 1870, 8°, 41 S. (gedruckt um 1879). Die Schrift ist ein Fragment geblieben. Ein Lord L., ein wollüstiger Edelmann, hat zwei Mätressen, Lottie und Sue, und läßt sich von ihnen ihre Liebesabenteuer erzählen. Aufgemuntert werden sie dazu durch die Besichtigung obszöner Bilder und Photographien. Die Erzählungen drehen sich in der Hauptsache um den Verlust der Jungfernschaft.

An originaler erotischer Literatur ist England verhältnismäßig arm. Abgesehen von den wenigen hier genannten Schriftstellern, deren Produkte etwas eingehender besprochen wurden, hat England wenig hervorgebracht, was erwähnenswert wäre. Übersetzungen französischer und deutscher Erotika sind zahlreicher als die Originale. Schon im 18. Jahrhundert gingen englische Kavaliere nach Frankreich, um neben anderen von Luxusartikeln Crébillons Romane nach England mitzunehmen [40]. Auch heute noch werden derartige Erotika nach England geschmuggelt [41]. Einige seien hier kurz erwähnt [42]:

---

[37] Pisanus Fraxi, Index, S. 396.

[38] Catena, S. 427.

[39] Catena, S. 141.

[40] *Percy Fitzgerald, The life of George the Fourth, London* 1881, Bd. 1.

[41] *The aventures of an Irish Smock* etc., S. 38.

[42] Typisch ist bei allen der langatmige Titel, der meistens in kurzen Zügen den Inhalt umreißt.

I. *Pornographische Schriften:*

1. *A Cabinet of Amorous Curiosities, In Three Tales. Highly calculated to please. The Votaries of Venus. Tale I. The Village Bull. Tale II. Memoirs of a Feather-Bed. Tale III. Adventures of a Droll One; Or the Broke Open Casket. Printed for R. Borewell, South-Audley-Street, MDCCLXXXVI (Price Two Shillings)*, 12°, 38 S.[43]. Diese drei Erzählungen sind mit viel Kunst und Geschick geschrieben. In allen drei handelt es sich um das gleiche Thema: die Defloration. In der ersten Erzählung bringen zwei Bauernmädchen ihre Kühe zum Bullen und genießen die Umarmungen zweier Landburschen. In der zweiten Erzählung wird Julia, die Tochter eines Landedelmannes, von einem englischen Stutzer verführt. In der dritten Erzählung wird das „bijou" eines jungen Mädchens von einem Scharlatan geöffnet, unter dem Vorwande, ihr praktisch zu erklären, wie der gleiche Vorgang bei ihrer Großmutter sich abgespielt habe. (!!!)

2. *The Bed-Fellows: or Young Misses Manuel* (sic). *In Six Confidential Dialogues between Two Budding Beauties, who have just fledged their teens. Adapted to the capacity of every loving virgin who has wit enough in her little finger to know the value of the rest etc. Printed and Published on Mons Veneris: and may be had by all who seek it there.* 12°, 150 S., mit acht obszönen, gewöhnlich kolorierten Kupfern. Diese Erzählung steht über dem Durchschnitt der sonstigen englischen Erotizis, erlebte auch vier verschiedene Ausgaben. Die erste von Dickenson erschien um 1820, die zweite um 1830, kurz darauf die dritte und 1860 die vierte von W. Dugdale[44]. Der letzte Verleger schreibt das Buch, um es interessant zu machen, der Lady Hamilton zu, was natürlich nur als Irreführung anzusehen ist. Lucy und Kate erzählen einander ihre Liebesabenteuer vor dem Zubettgehen. Bis in die kleinsten Details schildern sie ihre Verführung usw. und unterbrechen den Fluß ihrer Erzählungen nur, um durch tribadische Praktiken die entflammten Sinne abzukühlen.

3. *The Modern Rake; or the Life and Adventures of Sir Edward Walford; Containing a Curious and Voluptious History of his luscious intrigues, with numerous women of fashion, his laughable faux pas, featts of gallantry, debauchery, dissipation and concubinism! His numerous rapes, seductions, and amatory scrapes. Memoirs of the Beautiful Courtezans with whom he lived; with some Ticklish Songs, Anecdotes, Poetry etc. Enriched with many curious plates. J. Sudbury, Printer Gate Street* 1824. Gr.-12°, 112 S., neun sehr obszöne, geistreiche, kolorierte Illustrationen. Preis 3 Pfund 3 sh. Der Inhalt des Buches ist bereits im Titel angegeben. Es schildert die erotischen Abenteuer eines Wüstlings in Paris, Spanien und England bis zu seiner Bekehrung durch eine glückliche Heirat. Außerdem findet sich darin die Autobiographie einer französischen Kurtisane und Er-

[43] Pisanus Fraxi, Index. S. 148.
[44] 8°, 120 S. mit 8 schlechten erotischen Lithographien: Pisanus Fraxi, Index. S. 126.

wähnungen verschiedener erotischer Schriften wie „*Fanny Hill*", „*Letters of Two Cousins*", „*Intrigues of a Lady of Fashion*", „*The Ladies' Tell Tale*" and „*Chevalier de Faublas*".

4. *The Bar Maid of the old Point House. Being the Secret History of the Amours and Intrigues of a Bar Maid, whose Amorous Disposition and Voluptious Achievements on the Couch of Cupid, made her the envy of her own sex, and the Admiration of the World. By the Author of „Tales of Twilight" — „The Adventures of a French Bedstead", „Julia or where is the Woman that wouldn't" etc. Translated from the French. New York; For Sale by all Booksellers*, 8°, 112 S., etwa 1852—1856. Das Frontispiz zeigt zwei nackte Mädchen. Der Inhalt des Buches ergibt sich aus dem langatmigen Titel.

5. *How to Make Love, or, The Art of Making Love in more ways than one, exemplified in a series of Letters between two Cousins. Cythera Press* 1823 (London, bei John Ascham, mit zwölf schönen erotischen Kupfern). 1829 gab der gleiche Verleger eine Fortsetzung: „*How to Raise Love*" usw. in zwei Bänden heraus. Beide Werke zusammen unter dem Titel: „*How to Raise Love: or Mutual Amatory Series* (sic); *Disloced in a Series of Letters, between Two Cousins, Enriched with Fine Engravings. Dedicated to the Voluptuous, Vol. I, London. Published for the Purchasers* 1848, zwei Bände, 71 und 75 Seiten (erschien in Amerika mit Lithographien). — Ausgabe von Dugdale zwischen 1860 und 1865: „*How to Raise Love; or the Art of Making Love, in More ways than one; being the Voluptuous History and Secret Correspondence of Two Young Ladies (Cousins) handsome and accomplished etc. With Fine Engravings. Part the First. Printed for the Society of Vice.* 8°, drei Bände, 104, 54 und 75 Seiten, 24 obszöne kolorierte Lithographien. — Diese Ausgabe unterscheidet sich von der von Ascham wesentlich. Nur die ersten zwölf Briefe stimmen überein, alles Weitere weicht voneinander ab. Die Korrespondenten und hauptsächlich handelnden Personen sind zwei Kusinen. Stella und Theresa, ferner Gabriele, eine Freundin der Theresa, und ihre Schülerin Lalotte, Charles, der spätere Gatte Stellas, Theresas Bruder und ein Schulkamerad Friedrich. Die verschiedenen Freunde und Freundinnen erzählen sich wechselseitig die verschiedenen Liebesabenteuer, die sie während ihrer Trennung erlebt haben. Im allgemeinen drehen sich die Berichte um die erste Einweihung in die sexuellen Mysterien.

6. *The Ladies' Tell Tale; or, Decameron of Pleasure. A Recollection of Amourous Tales, as related by a party of young friends to one another. With Characteristic Plates. London. Published by May, Wilson an Spinster, 2, Portobello Passage, Leicester Square, Price* 1 £ 11 sh. 6 d., 12°, 4 Bände. Die ersten drei erschienen um 1830 bei John Ascham, Chancery Lane, London — der vierte bei W. Dugdale. Jeder Band hat sechs schöne Kupfer. Neuausgabe der ersten drei Bände 1863 bei W. Dugdale, des ganzen Werkes 1865 in fünf Bänden (8°, 109,

75, 92, 118, 55 S. und 40 schlechte kolorierte Lithographien). Der Titel lautet hier: *„Love's Tell Tale“*. Der Nebentitel *„Decameron of Pleasure“* stammt davon, daß der äußere Rahmen des Werkes durch einen pornologischen Klub von Damen und Herren gebildet wird, dessen einzelne Mitglieder eigene Erlebnisse erzählen, die dann von der Präsidentin im vorliegenden Werke gesammelt sind. Größtenteils drehen sich die Berichte um die erste Verführung junger Mädchen und junger Männer.

7. *Scenes in the Seraglio. By the Author of „The Lusty Turk“* (sic). *With Numerous Coloured Plates. Price Two Guineas.* 8°, 88 S., sechs schlechte erotische Lithographien, erschien zwischen 1855 und 1860 bei W. Dugdale. Adelaide, eine junge Schönheit von Sizilien, wird von dem Korsaren Tick geraubt, um ihm als Mätresse zu dienen. Seine Wollust wird aber von seiner Geldgier übertroffen, als er ihre Jungfernschaft entdeckt, die er teuer zu verkaufen beabsichtigt. Er zwingt sie daher nur, seine weniger tief gehenden Liebkosungen sich gefallen zu lassen und Zuschauerin bei seinen Orgien mit einer ebenfalls geraubten Gräfin zu sein. Er bringt dann die Sizilianerin nach Konstantinopel, wo er sie an den Sultan Achmed verkauft, der Adelaide mit der größten Zuvorkommenheit behandelt, wodurch er sie veranlaßt, sich ihm aus freien Stücken hinzugeben. Eingeschachtelt ist die Geschichte der „Liebschaften der Euphrosyne“, einer anderen Haremsinsassin.

8. *The Seducing Cardinal, or, Isabella Peto. A Tale fonded on Facs London: Published as the Act directs, by Madame Le Duck, Mortimer Street; and to be had of Respectable Booksellers.* 1830, *Price* 1 £ 11 sh. 6 d., 12°, 78 S., fünf obszöne kolorierte Kupfer. Verleger J. B. Brookes. Der „verführerische Kardinal“ ist Johann Peter Caraffa, nachmals Papst Paul III. (Diese Angabe stimmt jedoch nicht, da Paul III. ein Farnese war, auch ein Giovanni Pietro Caraffa gar nicht existiert hat.) Isabella Peto ist eine Waise von 18 Jahren, die Signor Antonio Lucca heiraten soll. Der in sie verliebte Kardinal läßt sie jedoch zuvor in den Inquisitionskerker werfen, aus dem sie sich nur durch Preisgabe ihrer Jungfernschaft befreien kann. Nach ihrer darauf stattfindenden Heirat wird ihr Gatte im Kampfe getötet, sie wird von den Türken gefangen genommen und dem Harem des Beis von Adrianopel einverleibt. Zufällig kommt der „verliebte Kardinal“ nach Adrianopel, befreit Isabella und Atalide, eine andere Lieblingssklavin des Beis, und führt beide dem Kloster zu. Der Inhalt des Buches ist höchst obszön.

Um nicht einförmig zu wirken, mag hiermit die Aufzählung beschlossen sein. Bei Pisanus Fraxi finden sich weitere Erotika englischen Ursprungs eingehend beschrieben.

II. *Flagellantistische Literatur.* Der Engländer ist ein Liebhaber der Rute, und so ziemlich alle englischen Erotika tragen dieser Neigung Rechnung. Rute, Stock und Peitsche bilden das Hauptarsenal solcher Schriften. Durch diese immer und immer wiederkehrende Exerzitien mit derartigen Prügelinstrumenten wirken die

flagellantistischen Erzählungen höchst einförmig, und es gibt wenige, die sich über den Durchschnitt erheben. Ein Spezialist auf dem Gebiete der Flagellationsschriftstellerei war St. George *H. Stock*, ein früherer Leutnant im zweiten oder Queen's Royal Regiment. Er schrieb unter den Pseudonymen Expert, Major Edgar Markham und Dr. Aliquis. Seine Schriften sind sehr zahlreich, aber ohne jede Bedeutung[45]. Einige der sonstigen flagellantistischen Erzählungen seien hier kurz erwähnt:

1. *Exhibition of Female Flagellants, in the Modest and Incontinent World, Proving from indubitable Facts that a number of Ladies take a secret Pleasure in whipping their own, and Children comitted to their care, and that their Passion for exercising and feeling the Pleasure of a Birch-Rod, from Objects of their Choice of both Sexes, is to the full as Predominant as that of Mankind. Now First Published from Authentic Anecdotes, French and English, found in an Lady's Cabinet. Embellished with six beautiful Quarto Prints, Superior to any thing of the kind ever Published. London, Printed for G. Peacock Nr. 66 Drury Lane,* 8°, 51 S. — 1872 wurde dieses Schriftchen wiedergedruckt in einem Sammelband von J. H. Hotten in London mit der Jahreszahl 1777 unter dem Gesamttitel: „*Library Illustrative of Social Progress. From the Original Editions collected by the late Henry Thomas Buckle, Author of a History of Civilisation in England*". Auf einem beigegebenen Prospekt behauptete der Verleger Hotten, daß Buckle speziell Sammler flagellantistischer Literatur gewesen sei. Aus dieser angeblichen Geheimbibliothek seien die vorliegenden sieben Schriften zusammengestellt worden[46]. An der Angabe von Hotten ist natürlich kein wahres Wort. Er bediente sich dieser Fiktion nur aus dem Grunde, um marktschreierisch für seine Ausgabe Propaganda zu machen. In Wirklichkeit befanden sich diese sieben Schriften im Besitze eines englischen Sammlers in einem Sammelband vereinigt. Er lieh ihn Hotten, der die Schriften ohne Wissen des Sammlers nachdruckte[47].

2. *The Romance of Chastisement; or, The Revelations of Miss Darcy. Illustrated with Coloured Drawings. London: Printed for the Booksellers,* 8°, 112 S., mit acht kolorierten Lithographien. Belinda Darcy besucht ihre Freundin Dora Forester und wird in die Mysterien der Flagellation eingeweiht, und die andere berichtet über ihre Erfahrungen in Belvideres Haus, einem Klub, worin diese Praktiken ausgeübt werden.

3. *Venus School Mistress; or, Birchen Sports. By R. Birch, Translator of Ma-*

[45] Einige sind bei Dühren, a. a. O., S. 458, Anm. 1 nach den Angaben von Pisanus Fraxi zusammengestellt.

[46] Die Titel lauteten: 1. *Exhibition of Female Flagellants in the Modest and Incontinent World.* 2. *Part. Second of the Flagellation of Female Flagellants in the Modest and Incontinent World.* 3. *Lady Bumtickler's Revels. A Comic Opera etc.* 4. *A Treastise of se Use of Flogging in Venereal Affairs. Also in the Office of the Loins and Reins. By Meibomius.* 5. *Madam Birchini's Dance.* 6. *Sublime of Flagellation.* 7. *Fashionable Lectures.*

[47] Pisanus Fraxi, Index S. 239—241.

non's Memoirs. Printed for Philosemus. Embellished with a Beautiful Print., 8°. 82 S.. *Price* 10 sh. 6 d.[48], 1788, nachgedruckt 1830. Die Schrift erzählt die Flagellationserlebnisse der Miß R. Birch in der Schule ihrer Mutter, die den Flagellantismus praktisch bei ihren Schülerinnen ausübt. Die Tochter eröffnet mit ihrem Freund ebenfalls eine Schule und wandelt in den Fußtapfen ihrer Mutter.

Die Einförmigkeit in dieser Literaturgattung läßt sich kaum noch überbieten. Wer eines oder zwei von diesen Elaboraten gelesen hat. ist über den Inhalt der übrigen bereits informiert.

III. *Lehrbücher der Liebe.* Auch England besitzt sie wie jedes andere Land. Indien hat sein „Kamasutra" des Vatsyana, Rom die „Ars amandi" des Ovid, Persien den „Duftenden Garten des Scheikh Nefzaui". Frankreich die vielen „*Arts d'aimer*". England weist ein sehr interessantes Werkchen auf:

The Battles of Venus. A Descriptive Dissertation on the Various Modes of Enjoyement: Comprising Philosophical Discussions of the most interesting and affecting Questions. Demonstrativ that the loosest Thoughts and Sensations may be conveyed without an Expression verging on Immodesty. Translated from the Posthulous Works of Voltaire. Printed at the Hague in the Year 1760, 12°, 36 S. Das Werk erschien zwischen 1850—1860 in London und stammt natürlich nicht von Voltaire, sondern ist Eigengewächs. W. Dugdale gab in der gleichen Zeit einen Neudruck heraus, dessen Titel etwas abweichend lautet: *The Battles of Venus, a Descriptive Dissertation of the Various Modes of Enjoyment of the Female Sex, as practised in different Countries. with some curious Information on the Ressources of Lust, Lechery, and Licentiousness, to Revive the Drooping Faculties and Strengthen the Voluptuous and Exhausted. From the French.*

London. Printed for the Booksellers. Der Preis betrug 2 Guineen.

> *Wine, Women, Warmth, against our livres combine,*
> *But what is Life without Warmth, Women, Wine.*

Dieses Büchlein ist hochinteressant geschrieben. Es beschreibt ausführlich die verschiedenen Arten, einer Frau beizuwohnen, mit allen Gründen für und wider, zieht aber die natürlichen den gekünstelten Aretinischen Stellungen vor. Der Stil ist in zarte wollüstige Farben getaucht und sticht angenehm von der sonst üblichen rohen Manier der englischen Durchschnittserotik ab[49].

Natürlich weist England auch verschiedene Wegweiser durch die nächtlichen Vergnügungstempel auf, wenn derartige Schriften auch nicht so zahlreich sind als die Prostituiertenführer, die Paris und Brüssel besitzt. Ich nenne:

Nocturnal Revels; or, the History of King's Place, and other Modern Nunneries. Containing their Mysteries, Devotions, and Sacrifices. Comprising also, The

---

[48] Pisanus Fraxi, Index, S. 397—401.

[49] Ausführlich behandelt es Pisanus Fraxi, Index, S. 116—125.

Ancient and Present State of Promiscuous Gallantry: With Portraits of the most Celebrated Demireps and Courtezans of this Period: As well as Sketches of their Professional and Occasional Admirers. By a Monk of the Order of St. Francis. In Two Volumes, Vol. I, The Second Edition, Corrected and Improved, with a Variety of Additions. London: Printed for M. Goadbey, Pater-Noster Row. 1779. 12°, Vol. I, 20 nicht numerierte Blätter und 279 Seiten, Vol. II, 270 Seiten[50].

Das Werk fand wegen seiner interessanten Ausführungen auch einen französischen Übersetzer *(Les Sérails de Londres, ou les amusements nocturnes, etc.* Paris 1801). Es enthält intime Schilderungen des nächtlichen Liebesmarktes, die Angaben von Kurtisanen, ihrer Adressen, ihres Tarifs und Charakterisierung ihrer Besucher.

IV. *Verkappte Erotik.* Es ist nicht jedermanns Sache, an unverblümten Schilderungen des sexuellen Verkehrs sich zu ergötzen. Die unverschleierte Deutlichkeit und die auf die Dauer unvermeidliche Einförmigkeit bei Aneinanderreihung derartiger Tatsachen läßt logischerweise allmählich das Interesse an diesen Produkten erlahmen, zumal da derartige Schilderungen zu 90 v. H. dem Bereiche der Phantasie entstammen, was auf die Tatsachenmenschen nicht gerade anreizend wirkt. Größeres Interesse ist bei ihnen vorauszusetzen, wenn das gewöhnliche Leben abkonterfeit und mit philosophischen Verbrämungen verziert wird. Der Schriftsteller kann alsdann für sich in Anspruch nehmen, zur Kenntnis des Zeitgeistes durch seine Sittenschilderungen beigetragen, zur Beseitigung lang vorherrschender Irrtümer sein Scherflein beigesteuert zu haben. Er entgeht dadurch zwar nicht immer dem Vorwurf der Obszönität (der ja meistenteils berechtigt sein wird, da der Schriftsteller mit dem behandelten Stoffe in gewissem Grade sympathisieren muß, weil er andernfalls die Finger davon lassen würde), aber er sichert seinem Werke viel eher den Absatz, da er stets auf gleichgesinnte Seelen rechnen kann. Derartige Produkte haben natürlich ihre Berechtigung. Um die Kenntnis der Sittenverhältnisse früherer Zeiten wäre es schlecht bestellt, wenn wir lediglich auf die zünftige Geschichtsschreibung angewiesen wären, die abseits vom Wege liegende Quellen hochmütig übersieht. Gerade derartige Zeiterscheinungen, die aus eigener Anschauung beschrieben sind, lassen uns tiefe Einblicke in die damaligen Zeitverhältnisse tun. Einige solcher Schriften seien hier kurz erwähnt:

Von *pornologischen Klubs* berichten uns:

The Phoenix of Sodom or the Vere Coterie, Being an Exhibition of the Gambols Practised by the Ancient Lechers of Sodom and Gomorrah, embellished and improved with the Modern Refinements in Sodomitical Tractices, by the members of the Vere Street Coterie of detestable memory. Sold by J. Cook, at and to had all the Booksellers, 1813, Holloway, Printer, Artillery Lane, Tooley Street, 8°, 71 S. Die Einrichtung des Hauses wird genau beschrieben. Es war sehr luxuriös eingerichtet, jede Dame hatte sogar ihren eigenen Ankleideraum. Unter Nachäffung

[50] Pisanus Fraxi, Index, S. 319—321.

kirchlicher Riten wurden hier Paare zusammengetan, die sich dann geschlechtlicher Ausschweifungen überließen. Aber diese wären noch erträglich gewesen, wenn nicht die Unterhaltung sich auf einem Tiefstande bewegt hätte, der nicht mehr unterboten werden konnte. Die Mitglieder des Klubs rekrutierten sich aus der High-Life. Jeder von ihnen hatte einen Spitznamen. Gewöhnlich kam die Gesellschaft am Sonntag zusammen und feierte hier ihre Feste.

Das Bestehen dieses Klubs konnte den Behörden natürlich auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Nach langer und gründlicher Beobachtung wurde der Liebesorden, der sich in der Hauptsache päderastisch betätigt hatte, im Juli 1810 polizeilich geschlossen und die Teilnehmer vom Fleck weg verhaftet. Die Mehrzahl der Teilnehmer waren Damen. 23 Teilnehmerinnen machte man den Prozeß. Sie wurden zu ein bis drei Jahren Gefängnis verurteilt[51].

Die Feierlichkeiten, die der Aufnahme in einen solchen Liebesorden vorangingen, und die Riten, die dabei beobachtet wurden, sind ausführlich beschrieben in: *The Merry Order of St. Bridget Personal Recollections of the Use of the Rod by Margaret Anson York: Printed for the Author's Friends* MDCCCLVII, 8°, IV und 237 S., 500 Exemplare. In Wirklichkeit erschien die Schrift 1868 bei dem bekannten Verleger erotischer Schriften Hotten. Das Buch besteht aus zwölf Briefen, die von Miß Anson an ihre Freundin geschrieben worden sind. Der erste Brief datiert von 1868, woraus das auf dem Titelblatt angegebene Erscheinungsjahr 1857 als irrtümlich sich herausstellt.

Die Novize wird den Teilnehmern vorgestellt, und folgendes Gespräch entwickelt sich:

„Are you prepared to serve the Merry Order to the best of your power, and to assist, as bidden by your mistress, in the ceremonies thereof?“

„I am.“

„And do you bind yourself never to reveal aught that you see, hear, or do in this room, on peril of losing your place without a character?“

„I do.“

„Do you know the object of the Merry Order?“

„I do.“

„Detail it.“

Again prompted, I replied, „The wholesome and pleasant discipline of the rod, to be enforced by its members one upon another during their social meetings in this room.“

„Have you ever been whipped?“

„I have.“

„Do you promise to submit to such flagellation as the Merry Order shall ordain for you without rebellion or murmuring thereat?“

[51] Pisanus Fraxi, Index, S. 328—342.

„I do."

„Prepare her."

I heard more tittering when this order was given, and I could feel that Mrs. D— was shaking with suppressed laughter as she obeyed the command, and took off my peignoir. She pinned up the petticoats and chemise to my shoulders, and then, my dear, I knew what was coming. Then some one else took hold of one my hands, and Mrs. D— the other, and waited the word of command.

„Advance."

They led me forward, and at the first step a stinging blow from a birch fell on my hips from one side, then from the other, till I had gone the length of the room. I screamed and struggled, but it was all in vain; my guides held me tight; and by the time they stopped I could only sob and writhe.

Then came another command, „Kneel down", and I knelt in front of the square ottoman; the ladies held my hands across it, and Lady C— came down from her dais and whipped me till I hardly knew where I was. Then they made me stand up, and her ladyship said,

„Ladies of the Order of St. Bridget, do you receive Margaret Anson as a member and servitor sworn to do your bidding?"

„We do", said those who were not laughing.

„Let her see", was the next order, and at the word one lady let my clothes drop, and the other took the bandage from my eyes. I was so smarting from the whipping I had received, that I could see nothing for a while, and Mrs. D— took me by the arm and led me to the bottom of the room again. When I recovered myself enough to look about me, I saw a sight that the newspaper man, whose paragraph I mentioned in my last, never dreamed of, I am sure.

*Every lady held a rod in her hand, made of lithe and strong twigs, tied up with ribbons that corresponded with the colours of her dress *** On the ottoman over which I had knelt to receive my final castigation lay two more rods.*

„Margaret Anson, approach", said Lady C— once more, and I went timidly forward, wondering whether any more whipping was in store for me.

„Kneel down."

I knelt and she presented me with a rod, and informed me that I was now a servitor of the Merry Order of St. Bridget — allowed to join their ceremonies, and bound to do their bidding; and then I was made to go and stand at the bottom of the room ready to do to the next comer as the ladies had done me" (S. 27)[52].

Als eine Sammlung erotischer Fazetien präsentiert sich:

„Cytheras Hymnal: or, Flakes from the Foreskin. A Collection of Songs, Poems, Nursery Rhymes, Quiddities, etc. etc. Never before published. Oxford: Printed at the University Press, for the Society for Promoting Useful Knowledge.

[52] Vgl. die ausführliche Besprechung von Pisanus Fraxi, Index, S. 305—311.

MDCCCLXX (Cum Privilegio), 8°, 85 S., 150 Exemplare. Es ist eine amüsante Sammlung von Parodien auf Volkslieder von ungleichem Wert, durchweg aber blasphemisch und obszön. Den Beschluß des Buches macht der Schwanengesang Sellons, den er vor seinem Tode einem Freunde zuschickte und worin seine aus tiefster Melancholie geborene Weltanschauung zum Ausdruck kommt. Dieses Gedicht lautet:

No more.

No more shall mine arms entwine
Those beauteous charms of thine,
Or the ambrosial nectar sip
Of that delicious coral lip —
No more.

No more shall those heavenly charms
Fill the vacuum of these arms;
No more embraces, wanton kisses,
Nor life, nor love, Venus blisses —
No more.

The glance of love, the heaving breast
To my bosom so fondly prest,
The rapturous sigh, the amorous pant,
I shall look for, long for, want —
No more.

For I am in the cold earth laid,
In the tomb of blood I've made.
Mine eyes are glassy, cold and dim
Adieu my love, and think of him —
No more.
Vivat Lingam.
Non resurgam.

Besonders reichhaltig ist die englische Literatur an *antiklerikalen Schriften*. Die wenigsten sind als gewöhnliche Pamphlete anzusehen, die Mehrzahl von ihnen zeichnet sich durch eine Fülle von Material aus, das gut verarbeitet ist und gerade durch die vom Klerus selbst gebotenen Waffen das beste Rüstzeug für den Kampf liefert. Ein großer Teil setzt sich mit den schandbaren Moraltheologien der römischen Kirche auseinander, so zum Beispiel:

Joannis Caspari Saettler In Sextum Decalogi Praeceptum, In Conjugum Obli-

gationes, et Quaedam Matrimonium Spectantia, Praelectiones. Ex ejusdem Theologia morali universa excerpsit, notis et novis quaesitis amplificavit ac denuo typis mandari curavit P. J. Rousselot, SS. Theologiae in Seminario Gratianopolitano Professor. In Gratiam Neoconfessariorum et Discipulorum. Gratianopoli, Prostat apud Augustum Carus, bibliopolam et editorem. Via Vulgo Brocheri, No. 16. 1840, 8°, 192 S.

Der Verfasser eifert, mit einer entsprechenden Gelehrsamkeit ausgestattet, gegen den unsittlichen Mißbrauch, der durch die Hervorzerrung der intimsten Bettgeheimnisse mit der Beichte getrieben wird. In ausgiebiger Weise setzt er sich mit den detaillierten Fragen auseinander, die der Beichtiger an sein Beichtkind richtet. Nachstehend seien einige davon angeführt:

Quid de incestu Confessarii cum poenitente, parochi cum parchiana. Quid sit locus sacer; quaenam seminis effusio locum polluat, aut non polluat, licet sit sacrilega. An et in quo casu liceat copulam abrumpere. An liceat semen conceptum ejicere. Quandonam pollutio censeatur voluntaria in sua causa, et quando ac quomodo sit culpabilis. An et qualia peccata sint pollutiones nocturnae. An sacram communionem impedire debeant 1. Mulierum menstrua. 2. Pollutio seu voluntaria seu involuntaria. 3. Actus conjugalis. An et quando interrogandum circa bestialitatem. Quid de concubitu cum muliere mortua. Quid de modis coeundi innaturalibus. Quae conjugibus incumbat obligatio petendi et reddendi debitum. Quid sit dicendum de obscoenis tactibus, aspectibus, osculis inter conjuges. An peccet conjugatus, qui in absentia compartis seipsum impudice tangit, vel delectatur de copula habita vel habenda etc. etc.[53].

In das gleiche Horn stößt: *The Confessional Unmasked: showing the Depravity of the Romish Priesthood, the Iniquity of the Confessional and the Questions put to Females in Confession,* etc., 8°, 76 S., 1871[54]. Die Schrift enthält in der Hauptsache Auszüge aus den Moraltheologien von Dens und Liguori, stets zu dem Zwecke, die Heuchelei der römischen Kirche an den Pranger zu stellen. Zur Illustrierung eine Stelle aus Liguoris Moraltheologie:

Quaeritur I. An peccet mortaliter vir inchoando copulam in vase praepostero, ut postea in vase debito, eam consummet. Negant Navarr. 1. 5. Consil. de Poenit. cons. 7, ac Angel, Zerola, Graff. Zenard et Gambac, apud Dian, p. 2, tract. 17, r. 37, modo absit periculum pollutionis; quia alias, ut aiunt, omnes tactus etiam venerei non sunt graviter illiciti inter conjugatos ... Ratio, quia ipse hujosmodi coitus (etsi absque seminatione) est vera sodomia, quamvis non consummata, sicut ipsa copula in vase naturali mulieris alienae est vera fornicatio, licet non adsit seminatio. An autem sit mortale viro perfricare virilia circa vas praeposterum uxoris? Negant Sanchez etc. ...

[53] Vgl. Pisanus Fraxi, Centuria, S. 62—65

[54] Pisanus Fraxi, Centuria, S. 88—111

Das ganze Werk besteht aus solchen Zitaten, um die Schädlichkeit der Behandlung derartiger intimer Fragen an Hand von gut ausgewählten Beispielen zu erhärten, und es ist durchaus der Ansicht von Libri [55] zuzustimmen, wenn er fragt: „Wozu alle diese Fälle, alle diese subtilen Unterscheidungen, wenn man nicht mit der Absicht umgeht, dunkle Ehrenmänner heranzubilden? Warum so gründlich über die Laster der Ausschweifung zu examinieren? Glaubt man, daß die jungen Leute, denen man solche Lehren einimpft, dadurch vor der Versuchung bewahrt werden? Wäre es im Gegenteil nicht vorteilhafter, solche Geheimnisse mit einem dichten Schleier zu bedecken?"

In dem nachfolgenden Werke werden mit großem Fleiß und erstaunlicher Belesenheit alle Betrügereien und Verbrechen der Mönche und Priester zusammengestellt, wobei das Hauptgewicht auf die sexuellen Vergehen gelegt wird. Das Buch heißt:

The Frauds of Romish Monks and Priests, Set forth in Eight Letters. Vol. I. London 1725, 12°, 360 S. [56].

In die gleiche Kerbe haut: *The Priest, The Woman, and The Confessional. By Père Chiniquy. London; W. T. Gibson 12, Haymarket* 1874. 8°, 192 S. [57]. Der Verfasser urteilt kurz und treffend:

„I am sixty years lod; in a short time I shall be in my grave. I shall have to give an account of what I say to-day. Well, it is in the presence of my great Judge, with my tomb before my eyes, that I declare to the world that very few—yes, very few, priests escape from falling into the pit of the most horrible moral depravity the world has ever known, through the confession of females." (S. 32.)

England ist auch das Land, das den ersten *Folkloristen* hervorgebracht hat, der an den Beziehungen zwischen Sexualität und Religion nicht achtlos vorbeigegangen ist, sondern gerade dieses Gebiet zum Tummelplatz seiner Studien genommen hat. Es ist *R. P. Knight* (1750—1824). Poet und Archäologe von Beruf, lebte er lange Zeit in Neapel, besuchte von da aus häufig die Trümmerstätten von Herkulanum und Pompeji, und es gelang ihm, seine wundervolle, auf das Sexualleben der Alten bezügliche Sammlung zusammen zu bringen, die jetzt im Britischen Museum aufbewahrt wird. Sein Hauptwerk ist:

A Discours on the Worship of Priapus. And its Connexion with the mystic Theology of the Ancients. By R. B. Knight, Esq. London: Printed by T. Spilsbury, Snowhill. MDCCLXXXVI. 4°, 195 S. mit 18 Tafeln und 6 im Text. Sein Werk erschien als Privatdruck in 125 Exemplaren und gehört heute zu den größten Seltenheiten des Büchermarktes. Diese Beschränkung auf eine gering bemessene Auflage beweist am deutlichsten, daß es dem Verfasser tatsächlich mit seinen

[55] *Lettres sur le Clergé et sur la liberté d'enseignement. Paris* 1844, S. 102.
[56] Vgl. Pisanus Fraxi, Centuria, S. 122—129.
[57] Pisanus Fraxi, Centuria, S. 137—144.

Forschungen Ernst war, und die abfällige Kritik von Parisot in „*Biographie Universelle*" (*Michaud*) vol. 22, p. 63, der ihm unlautere Motive unterschiebt, fällt deshalb in sich zusammen. Tatsächlich bringt das Werk eine ziemlich erschöpfende Darstellung über den Priapskult und seine Beziehungen zu den Mysterien des Altertums.

Ein Neudruck kam 1865 durch John Cambden Hotten zustande, eine französische Übersetzung bereits 1866: *Le Culte de Priape et ses rapports avec la Théologie Mistique des Anciens par Richard Payne Knight suivi d'un Essai sur la Culte des Pouvoirs Générateurs durant le Moyen-Age. Traduits de l'Anglais, par E.W. Luxembourg Imprimerie Particulière,* 1866, 4°, VIII und 224 S.[58].

Als Supplement zu Knights Werk war gedacht:

Aphrodisiacas and Anti-aphrodisiacas: Three Essays on the Powers of Reproduction. with some account of the Judicial „Congress" as practised in France during the Seventeenth Century. By John Davenport. London: Privately Printed 1869. 4°, XX und 154 S., Preis 2 Pfund Sterling 10 Schilling.

Die drei Essays betiteln sich:

1. *Ancient Phallic Worship.* In diesem Abschnitt erfährt der Phallusdienst bei den verschiedenen Völkern eingehende Behandlung. Davenport untersucht sein Vorkommen in Amerika, Indien (Lingham-Yoni-Lehre), Ägypten und den anderen hier in Betracht kommenden Ländern. Die Zusammenhänge zwischen dem Gott Priapus und dem Heiligen St. Foutin werden aufgedeckt, und auch die Lehre von der „hochheiligen Vorhaut" wird behandelt. Daneben finden sich Anekdoten über Persönlichkeiten, die für den Phallusdienst in Betracht kommen oder in irgendwelcher Beziehung dazu stehen (König David, Kardinal Bembo usw.).

2. *Anaphrodisia, or Absence of the Productive Power.* Der Abschnitt enthält eingehende Betrachtungen über Impotenz. ihre Ursachen bei Mann und Frau, belegt mit zahlreichen Stellen aus Literatur und Geschichte, Zeugnisse berühmter Männer usw.

3. *Aphrodisiaces and Anti-Aphrodisiaces.* Der Abschnitt gibt gründliche Ausführungen über Liebeszauber und Liebestränke, die Madragorawurzel. Kanthanidenbonbons und sonstige Mittel, die geeignet sind. sexuelles Unvermögen zu beheben. Es finden sich wiederum reichhaltige Belege aus der Literatur sehr kurioser Art. über der Dubarry Geheimnis, Grahams Himmelbett. Lady Hamilton. Nelson. Dr. Cabanis usw.

Der zweite Teil dieses Abschnittes beschäftigt sich mit den Mitteln, um den geschlechtlichen Verkehr zu unterbinden, Keuschheitsgürtel, Antiaphrodisiaka usw.

Das Buch ist gewandt und unterhaltsam geschrieben und zeugt von großer Belesenheit des Verfassers.

[58] J. Gay vgl. Pisanus Fraxi, S. 3—12

Auch das zweite Werk von *Davenport* bereichert unsere Kenntnis auf dem Gebiete der Sexualwissenschaft. Es führt den Titel:

Curiositates Eroticae Physiologiae; or, Taboored Subjects Freely Treated. In Six Essays, viz.: 1. Generation. 2. Chastity and Modesty. 3. Marriage. 4. Circumcision. 5. Eunuchism. 6. Hermaphrodism, and followed by a closing Essay on Death. By John Davenport, Author of „Aphrodisiaces and Anti-Aphrodisiaces" etc. etc. etc. London, Privately Printed 1875. 4°. XVIII und 216 S., 250 Ex. 1 Pfund Sterling 16 Schilling.

Der Inhalt des Titels geht aus dem Buche hervor, auch dieser enthält hochinteressante Mitteilungen über Zeugung und deren Begleiterscheinungen usw. Der Verfasser brandmarkt den englischen Cant, das Prüde und Scheinheilige, und sieht sich genötigt, seine lautere Absicht ganz besonders zu betonen. Er gibt sich indessen nicht der Hoffnung hin, dem Vorwurf der Obszönität entgehen zu können:

„Let it not be supposed from these remarks that the author's intention has been that of writing an obscene book, or even to employ obscene words. He holds that the grand subject — the Reproduction of the Human Race — which runs more or less through all the Essays in this volume, is, in itself, most pure, and that the words which are necessary, adequately and correctly to describe it in its various phases and ramifications, have acquired the stigma of obscene only in modern times, and, through an ultra-fastidiousness, which would hesitate to apply the word breech to a man's small clothes, but would rather designate them as unmentionables, indescriables, or fermoral habiliments[59]."

England darf für sich auch das Vorrecht in Anspruch nehmen, *erotische Zeitschriften* herausgegeben zu haben, ein Vorzug, den kein anderes Land aufzuweisen hat. Es sind dies[60]:

1. *The Convent Garden Magazine, or Amorous Repository, calculated solely for the entertainement of the polite World.* 1774.

Diese Sammlung ist noch verhältnismäßig zahm. Sie bringt zwar erotische Poesien, in der Hauptsache aber Poesien über Skandalprozesse und Dirnenlisten.

2. *The Rambler's Magazine; Or the Annals of Gallantry, Glee, Pleasure, and the Bon Ton; calculated for the entertainement of The Polite World; and to furnish The Man of Pleasure with a most delicious banquet of Amorous and Polite Entertainement. Vol. I. For the Year 1783. London. Printed for the Author, and sold by G. Lister, No. 46, Old Bailey; Mr. Jackson, at Oxford etc.* 8°, mit zahlreichen erotischen Kupfern.

Der Inhalt dieser Zeitschrift zeichnet sich durch große Mannigfaltigkeit aus und ist alles eher als eine Spekulation auf die niederen Instinkte. Es finden sich

59 Vgl. Pisanus Fraxi, Index. S. 82—89, 174, 184.

60 Nach Pisanus Fraxi, Catena — und auf Grund seiner Forschungen: Dühren, Das Geschlechtsleben in England, Bd. 3, S. 461.

darin unter anderem eine „Vorlesung über die Fortpflanzung", ein „Essay über das Weib", ein „Essay über die Mannheit", ein Artikel über den „Arzt des Liebhabers", „Notizen und Briefe über Dr. Grahams Beschreibungen von Hochzeitszeremonien in verschiedenen Ländern", ein Dialog über Ehescheidung und „Cytherische Diskussionen". Aus dem Liebesleben berühmter Persönlichkeiten werden eingehende Mitteilungen gemacht, ebenso über Ehescheidungsprozesse. Über Flagellation, der spezifisch englischen Neigung, finden sich eingehende Berichte. Schließlich bringt die Zeitschrift noch eine ganze Anzahl erotischer Erzählungen, wie „Abenteuer eines Eunuchen", „Abenteuer eines Tanzlehrers", „Denkwürdigkeiten eines englischen Serails", „Abenteuer eines Lebemannes", „Abenteuer eines Sofas" usw.

3. *The Bon Ton Magazine; or Microscope of Fashion and Folly (for the Year 1791). Vol. I. London. Printed for the Proprietors, and sold by D. Brewman, No. 18, New Street, Shoe Lane, and all Booksellers and News-Carriers, in Town and Country.* 8°, 5 Bände, von März 1791 bis März 1796. In jedem Bande ein Index mit zahlreichen schönen Kupfern.

Es ist das größte und reichhaltigste der englischen Magazine dieser Richtung, und der Inhalt läßt sich nicht mit wenigen Worten erschöpfen. Es finden sich darin unter anderem ein „Fashionables Wörterbuch der Liebe", Liebesanekdoten, Berichte über Liebschaften der Könige von Frankreich, Beschreibungen von Hochzeitsriten, Flagellationsszenen, Berichte über seltsame Klubs, erotische Erzählungen, Gedichte usw.

4. *The Ranger's Magazine, or the Man of Fashion's Companion; being the Whim of the Month and General Assemblage of Love, Gallantry, Wit, Pleasure, Harmony, Jirth, Glee and Fancy. Containing Monthly list of the Convent-Garden Cyprians; or the Man of Pleasures — Vade-Mecum — The Annals of Gallantry — Essays of Trials for Adultery* usw.

Die Zeitschrift erschien von Januar bis Juni 1795 und enthält 298 Seiten in Quart.

5. *The Rambler's Magazine; or, Fashionable Emporium of Polite Literature, The Fine Arts — Politics — Theatricals Excellencies — Wit — Humour — Genius — Taste — Gallantry — and all the Gay Variety of Supreme Bon Ton.*

> *From grave to gay, from lively to severe,*
> *Wit, truth and humour shall by turns appear.*

Vol. I. London: Benbow, Printer, Byron's Head, Castle Street 1822, 8°, 1 Band von 12 Nummern, von Januar bis Dezember 1822. VIII, 570 S. mit 12 Kupfern. Unter anderem enthält die Zeitschrift einen unvollendeten erotischen Roman „*The Rambler; or the Life, Adventures, Amours, Intrigues and Excentricities of Gregory Griffit.* In der Vorrede heißt es: „Unser Hauptthema ist die Liebe, weil die ganze Welt sich darum dreht."

6. *The Exquisite; a collection of Tales, Histories, and Essays, Funny, fanciful and facetious, Interspersed with Anecdotes, Original and Select. Amorous Adventures, Piquant Jests, and Spicey Sayings. Illustrated with numerous Engravings, published weekly. Volume the First. Printed and published by H. Smith, 37 Holywell St., Strand.* 4°, 3 Bände, 145 Nummern zu 4 Pence, 1842—1844. Herausgeber ist der bekannte Herausgeber erotischer Literatur W. Dugdale. Es sind darin unter anderem berühmte erotische Romane der Weltliteratur wieder abgedruckt sowie andere bekannte Erotika, zum Beispiel „Die Aphroditen", „Monrose" und „Felicia" von Andréa de Nerciat, der „*Essay on Woman*" von Wilkes. Von originalen englischen Produkten seien erwähnt: „*Night at Lunet; or a budget of amorous tales*", „*Where shall I go to-night?*", „*The Loves of Sappho*", „*Wife and no Wife, A Tale from Stamboul*", „*The Child of Nature. Improved by chance*", „*The History of a Young Lady's Researches into the nature of the Summum Bonum*" usw.

Auch über die „Liebeskunst" finden sich einige Abhandlungen: „Das Taschenbuch der Braut", „Ein sicherer Führer durch die Territorien der Venus", „Venus Physique", „Die neue Kunst, zu lieben", „Eine physische Betrachtung von Mann und Frau im Zustand der Ehe". Außerdem werden unter den Titeln: „Sterne der Salons", „Skizzen der Kurtisanen" und die „entschleierte Verführung" Angaben über Namen, Aussehen und Lebenslauf der beliebtesten Prostituierten, ferner eine große Menge erotischer Miszellen und viele andere interessante Artikel gemacht.

7. *The Pearl a Monthly Journal of Facetiae and Voluptuous Reading. Vol. I. Oxford: Printed at the University Press* MDCCCLXXIX, 4°, 18 Teile, von Juli 1879 bis Dezember, in 3 Bänden zu je 192 Seiten, mit 36 obszönen Illustrationen (kolorierte Lithographien). Druckort London, Auflage 150 Exemplare zu 25 Pfund.

Ausführliche Inhaltsangabe findet sich in *Apollinaire, L'enfer* Nr. 169, S. 120 bis 125, die hier zugrunde gelegt ist. *The Pearl* ist die obszönste der genannten (und der nicht erwähnten) erotischen Zeitschriften. Ihr Inhalt besteht in der Hauptsache aus Fazetien, obszönen Erzählungen und Poesie. Die erotischen Novellen enthalten fast alle Szenen nach Art der „Justine und Juliette".

Als Supplement des „*Pearl*" dienen folgende vier Schriften, die zur Vervollständigung der genannten Zeitschrift erforderlich sind:

„*Swivia; or, The Briefless Barrister.*" *The Extra Special Number of The Pearl, Containing a Variety of Complete Tales, with Five Illustrations, Poetry, Facetiae &c. Christmas* 1879. 64 Seiten, vier kolorierte Blätter. Diese Schrift enthält die Schilderung einer Orgie von vier jungen Männern mit zwei Dienstmädchen. Außerdem werden eigenartige erotische Träume erzählt und obszöne Lieder gesungen.

„*The Haunted House or the Revelation of Theresa Terence.*" „*An o'er true tale.*" „*There are more things in heaven and earth than are dreamt of in our philo-*

sophy." Being the Christmas Number of „The Pearl". Beautifully Illustrated with Six Finely Coloured Plates. Dezember 1880. *London: Privately Printed.* 62 S., sechs kolorierte Lithographien. Hauptperson des Stückes ist ein alter Flagellant, der von drei jungen Männern bei der Ausübung solcher Exerzitien überrascht wird. Die Hinzukömmlinge beteiligen sich alsdann an den Orgien. Defloration und Flagellation bilden das Hauptthema. Die auf dem Titel erwähnte Erzählung „Enthüllungen der Therese Terence" fehlen.

The Pearl, Christmas Annual 1881. Containing New Year's Day, The Sequel to Swivia, Vanessa and other Tales, Facetiae, Songs &c. Six Coloured Plates. London: Privately Printed. 64 S., sechs obszöne kolorierte Lithographien, Preis 3 Pfund 3 Schilling. Den Hauptinhalt bildet die erotische Erzählung *„Vanessa"*, deren Heldin Phoebe ihre Prostituiertenlaufbahn anschaulich schildert. Der übrige Inhalt ist belanglos.

The Erotic Casket Gift Book for 1882, Containing Various Facetiae omitted in the Pearl Christmas Annual for Want of Space. With Coloured Frontispice. London; Privately Printed. 20 Seiten. Der Inhalt besteht aus acht sehr obszönen Anekdoten und kleinen Erzählungen.

Nach der *„Pearl"* erschienen nur noch zwei weitere erotische Zeitschriften:

No. 1. Jan. 1851. The Cremorne; A Magazine of Wit, Facetiae, Parody, Graphic Tales of Love, Privately Printed, London; Cheyne Walk MDCCCLI (in Wirklichkeit August 1882). Der Preis betrug 1 Pfund 1 Schilling.

The Boudoir; A Magazine of Scandal, Facetiae, etc. (Juni 1883), Auflage 300 Exemplare, Preis 10 Schilling 6 Pence[61].

In neuerer Zeit hat England nichts an originärer Erotik hervorgebracht. Natürlich erscheinen auch heute noch erotische Penny-Broschüren, aber deren Inhalt ist von abstoßender Roheit und kann deshalb hier füglich übergangen werden.

Mit der kurzen Aufzählung dieser Hauptvertreter der erotischen Literatur Englands sei die Aufzählung beschlossen. Natürlich hat England ebenso wie Frankreich und Deutschland viele andere Erotika. Aber sie erreichen nicht im entferntesten die Qualität der besprochenen Werke, sind Durchschnittsliteratur. Vor allem zeichnet sie eine Eigentümlichkeit aus, es fehlt fast nie das flagellantistische Moment, für welche Perversität ja der Engländer eine bekannte Vorliebe hat. Blutrünstigkeit, Roheit und Unwahrscheinlichkeit sind die Hauptmerkmale aller anderen. Eugen Dühren[62] skizziert den Inhalt einiger solcher.

Im allgemeinen verrät schon der ganze Stil und der Gang der Erzählung, daß kein ernst zu nehmender Schriftsteller sich an diesen Elaboraten versucht hat, womit nicht gesagt sein soll, daß nicht hin und wieder auch ein bedeutender Schriftsteller im prüden England dem Wohlanstand ein Schnippchen schlägt. Ich

[61] Vgl. Pisanus Fraxi, Catena etc

[62] A. a. O., S. 450 ff.

erinnere nur an *Burns*. Er war leichtfertig in seinen Handlungen und ebenso in seinen Worten. Freie Scherze kommen häufig in seinen Poesien zum Vorschein. Er hat sogar obszöne Verse gedichtet, und Lord Byron zitiert von ihm einen Manuskriptband Briefe, die natürlich nicht herausgegeben sind und die solcher Art sein sollen, daß nichts Schlimmeres gedacht werden kann [63].

Unter Byrons Namen geht folgendes, die Knabenliebe verherrlichendes Epos: *Don Leon; A Poem by the late Lord Byron, Author of Childe Harold, Don Juan &c. &c. And forming Part of the Private Journal of his Lordship, supposed to have been entirely destroyed by Thos. Moore.*

> *„Pardon, dear Tom, these thougts on days gone by;*
> *Me men revile, and thou must justify.*
> *Yet in my bosom apprehensions rise,*
> *(For brother poets have their jealousies)*
> *Lest under false pretences thou shoulds't turn*
> *A faithless friend, and these confessions burn."*

Tho which is added Leon to Annabella; an epistle from Lord Byron to Lady Byron. London, Printed for the Booksellers. MDCCCLVI. Es ist ein schmales Oktavbändchen. *„Don Leon"* nehmen 52, die „Anmerkungen zu Don Leon" 57 und „Leon an Annabella" 17 Seiten ein. Verleger war W. Dugdale in London.

In diesem sehr formgewandten Epos wird eine Verteidigung der Päderastie versucht. Lord Byron beschreibt als angeblicher Verfasser die verschiedenen Arten der genannten konträren Sexualempfindung und bricht eine Lanze für seine im prüden England doppelt abnorme Neigung, die auch den Anstoß zur Trennung von seiner Frau gab.

> *That time it was, as we in parlance wiled*
> *Away the hours, my wife was big with child.*
> *Her waist, which looked so taper when a maid*
> *Like some swol'n butt its bellying orb displayed,*
> *And Love, chagrined, beheld his favourite cell*
> *From mounds opposing scarce accessible.*
> *„Look, Bell", I cried; „you moon, which just now rose*
> *Will be the ninth; and your parturient throes*
> *May soon Lucina's dainty hand require*
> *To make a nurse of thee, of me a sire.*
> *I burn to press thee, but I fear to try,*
> *Lest like incubus my weight should lie;*
> *Lest, from the close encounter we should doom*
> *Thy quickening foetus to an early tomb.*
> *Thy size repels me, whilst thy charms invite;*

[63] Taine, Geschichte der engl. Literatur, deutsch .. G. Gerth, Leipzig 1880, III, 27.

Then, say, how celebrate the marriage rite?
Learn'd Galen, Celsus, and Hippocrates,
Have held it good, in knotty points like theses,
Lest mischief from too rude assaults should come,
To copulate ex more pecudum.
What sayst thou, dearest? Do not cry me nay;
We cannot err where science shows the way."
She answered not; but silence gave consent,
And by that threshold boldly in I went.
So clever statesmen, who concoct by stealth
Some weighty measures for the comonwealth,
All comers by the usual door refuse,
And at the favoured few the back stairs use.

Who that has seen a woman wavering lie
Betwixt her shame and curiosity,
Knowing her sex's failing, will not deem,
That in the balance shame would kick the beam?
Ah, fatal hour, that saw my prayer succed,
And my fond bride enact the Ganymede.
Quick from my mouth some bland saliva spread
The ingress smoothed to her new maidenhead,
The Thespian God his rosy pinions beat,
And laughed to see his victory complete,
Tis true, that from her lips some murmurs fell —
In joy or anger, 'tis too late to tell;
But this I swear, that not a single sign
Proved that her pleasure did not equal mine.
Ah, fatal hour! for thence my sorrows date:
Thence sprung the source of her undying hate.
Fiends from her breast the sacred secret wrung,
Then called me monster; and, with evil tongue,
Mysterious tales of false Satanic art
Devised, and forced us evermore to part.

Die „*Notes*" sind zahlreich, aufschlußreich und interessant, sie informieren sehr gut über die Skandalchronik der Zeit.

„*Leon to Annabell*" gibt die eigentlichen Gründe für die Scheidung der beiden Gatten in einem Briefe Byrons an seine Frau. (Dieses Stück findet sich auch separat gedruckt unter dem Titel: „*The Great Secret Revealed! Suppressed Poem*

by Lord Byron, never before published, Leon to Annabella ... Lord Byron to Lady Byron, An Epistle explaining the Real Cause of Eternal Separation, And Justifying the Practice which led to it. Forming the most Curious Passage in the Secret History of the Noble Poet, Influencing the whole of His Future Career &c."

Es ist wohl überflüssig, zu betonen, daß an der Autorschaft Lord Byrons kein wahres Wort ist. Dem Verleger lag lediglich daran, dem Druck einen guten Absatz zu sichern und er sucht deshalb durch Scheingründe zu erweisen, daß Byron dieses Stück geschrieben hat.

Auch Algernon *Charles Swinburne* (1832—1909) will man die Verfasserschaft eines ultrarealistischen Erotikons zuschreiben; es betitelt sich: *Flossie, a Venus of fifteen, by one who knew this charming, goddess and worshipped at her shrine. Printed at Carnopolis for the delectation of the Amourous and the Instruction of the Amateurs.* (London) S. D., 122 S.[64]. Es sollen Bekenntnisse sein, die der Dichter in Erinnerung an ein schönes Liebchen in den Jahren seiner Männlichkeit geschrieben haben soll. Ob diese Angaben auf Wahrheit beruhen oder lediglich buchhändlerischer Spekulation ihr Dasein verdanken, läßt sich aus Mangel an direkten Beweisen nicht feststellen. Wir sind nur auf Vergleiche mit Swinburnes Dichtungsweise angewiesen und können nur hieraus unsere Schlüsse ziehen. Man weiß ja, daß die erste Sammlung seiner Dichtungen und Balladen wegen ihrer angeblichen „Fleischlichkeit" keinen Verleger finden konnte, bis endlich der Verleger erotischer Lektüre, John Camden Hotten, den Mut fand, sie herauszugeben[65]. Dabei ist es noch gar nicht ausgemacht, daß diese nicht allzu freien Gedichte überhaupt auf persönliche Erlebnisse zurückgehen. Es soll nicht verkannt werden, daß ab und zu ein matter Widerhall wild durchschwärmter Nächte aus den Liedern herausklingt. Aber alle erotischen Ergüsse (Satia te sanguine, Durchwachte Nächte, Erotikon, Tannhäuser, Laus Veneris und anderes) verraten derart den Einfluß französischer Vorbilder, daß man kaum an lyrische Bekenntnisse glauben kann. Diese dichterische „Schamlosigkeit" lag ihm durchaus nicht. Man tut also gut daran, an der Verfasserschaft Swinburnes zu zweifeln, bis kräftigere Beweise für die Annahme seiner Urheberschaft sprechen.

Um Cunnilingus und Fellatio dreht sich das ganze Buch, der reguläre Verkehr der Geschlechter tritt dagegen mehr in den Hintergrund. Der Inhalt läßt sich in kurzen Worten angeben: Ein junger Mann trifft eine frühere Bekannte wieder, die ihn zu sich einladet und von Flossie, ihrer jungen Freundin, erzählt. Alles ist bei ihr erlaubt, nur die Jungfernschaft muß intakt bleiben, und so geschieht es. Später belustigt sich der feurige Liebhaber noch mit seiner Bekannten, der älteren, die endlich ihre Zustimmung zur Entjungferung Flossies gibt. Der Gang der Erzählung wird durch unvermeidlichen Anekdotenkram unterbrochen, insbesondere

[64] Hayn, VII, 498.
[65] Vgl. Dühren, S. 489.

durch die Erzählung von Flossie bezüglich ihrer Neigung zur Fellatio. — Das Buch ist leicht und amüsant geschrieben und verrät trotz der Gewagtheit des Stoffes ein tüchtiges schriftstellerisches Können.

Der Verfasser verwahrt sich energisch dagegen, lediglich zur Erregung sinnlicher Begierden geschrieben zu haben. Im Vorwort sagt er: „Das ist die Poesie der sinnlichen Leidenschaft, die leider Gottes so oft und so gern mit Pornographie verwechselt wird. Stumpfsinnige Mucker und verlogene Tartüffs werfen alles in einen Topf. Sie sehen in einem Werke wie Flossie nicht die unendliche Poesie, die liebevolle Zartheit. Unter ihren dicken Fingern zerreißen diese feinen Schleier, mit denen der Dichter die sinnlichsten Vorgänge umwebt. Ihnen bleiben nur die Stellen in den Händen, die sie rot ankreiden können und an denen sie sich selber im verborgenen ergötzen." Das Werkchen wurde auch ins Deutsche übertragen: Flossie, die fünfzehnjährige Venus. Von einem, der die entzückende Göttin gekannt und an ihrem Altar geopfert hat. In deutscher Übertragung von Dr. Richard Werther. Privatdruck o. O. (1908, 400 Ex.), 8°, 136 S. mit vier Seiten Bücheranzeigen.

Die viktorianische Epoche und die unmittelbare Gegenwart ist gekennzeichnet durch eine auffällige Zurückhaltung in der Darstellung erotischer Dinge. Ob dies Heuchelei ist oder echte Schamhaftigkeit oder praktischer Sinn, der auf Familie und Tugend Rücksicht nimmt, gleichviel, Tatsache ist, daß kein neuzeitlicher Erzähler, der etwas auf seinen Ruf hält, es wagt, den Schleier des geschlechtlichen Geheimnisses zu lüften. Selbst Lucas Malet (Frau Harrison), der man doch gewiß Prüderie nicht nachreden kann, die zuweilen außerordentlich gewagte Szenen bringt, bleibt doch der Überlieferung getreu und hält sich innerhalb der von der Sitte gebotenen Grenzen. Es versteht sich natürlich von selbst, daß England auch heute noch Erotiker aufzuweisen hat, aber es sind Eintagsfliegen, die keiner Erwähnung verdienen.



ANHANG



I. Äygpten

Jetzt, da täglich neue Papyrusfunde uns Kunde bringen von längst verschollenen Zeiten, durch die wir Einblicke gewinnen in das Leben eines alten Kulturvolkes, erlangen wir auch Kenntnis von dem literarischen Bildungsstand und Geschmack des alten Ägyptervolkes. Manches Gute neben vielem Schlechten, und auch das erotische Genre scheint ziemlich vertreten gewesen zu sein, wie aus den erhaltenen Überresten geschlossen werden kann. Deren sind bis jetzt freilich nicht zu viele. Was wir aber durch den alten Herodot und seine Gewährsmänner wissen, scheint unsere Vermutung zu bestätigen. Nun wissen wir heute freilich, daß Herodot einem argen Zotenreißer in die Hände gefallen ist. Pikanterien waren gang und gäbe. Der schlechte Witz von der ehelichen Treue bei Herodot (II, 111) zum Beispiel wird von Diodor (I, 59) mit Behagen weiter kolportiert. Für Verbreitung solcher Zoten scheinen die Sänger von Beruf viel beigetragen zu haben. Eine Wiener Handschrift aus dem ersten Jahrhundert[1] entwirft eine ganz nette Schilderung von diesen fahrenden Sängern. Nachdem von der Unmäßigkeit und Schmutzigkeit gesprochen worden ist, heißt es weiter: „So erregt er allgemeinen Ärger durch seine Trunksucht und Gefräßigkeit, seinen sparsamen und falschen Gesang und Verse, ‚welche die Frauen verabscheuen'." Es hat viel für sich, daß darunter gesungene oder indezent vorgetragene Zoten zu verstehen sind. Ja, sogar vor den Göttern machte diese Vorliebe für das Obszöne nicht halt. Nach unseren Begriffen ist die ägyptische Götterwelt eine namenlos verdorbene Gesellschaft. Die schmutzige Phantasie der faulen Priester ersinnt nicht nur Geschwisterehe im Mutterleib und Ehebruch, sondern auch *deos masturbantes et paedicantes*[2]." Oefele[3] bespricht den obszönen Papyrus von Turin. Hier wird uns in 14 Stellungen „das ganze Raffinement des geschlechtlichen Verkehrs zwischen Mann und Frau um 1300 v. Chr. dargestellt. Die Stellung der Tänzerin während des Koitus auf dem Kopf, die Karikatur des Wagenlenkers und die des besiegten Feindes während dieses Aktes lassen die Deutung eines *coitus per anum* zu." Oefele gibt ferner den Text eines der von Flinders Petrie am Eingange der zu Fajumu ausgegrabenen Papyri wieder: „Die Rede der Majestät Set war es an Majestät Horus: Dreimal schön sind deine Glutaugen. Spreize deine Beine (....). Es sprach die Majestät Horus: Fort mit dir. Ich sage dies (meiner Mutter Isis. Als sie kamen) zu ihrem Schlosse, sprach Majestät Horus zu seiner Mutter Isis (....). Da kam Set, um mich zu koitieren. Sie sprach zu ihm: Bekämpft wird er werden durch das, was von ihm eindringt. Nachdem er dies ein zweites Mal gesagt hat, mußt du zu ihm

[1] *Poème satirique, hrsg. v. Revillont 1885.*

[2] Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter, Leipzig 1899, S. 7, A. 17.

[3] Zum konträren Geschlechtsverkehr in Altägypten, in Monatsschrift für prakt. Dermatologie, hrsg. v. Unna u. Tänzer, Bd. 29, S. 409—411

sagen: Der erigierte (Penis) ist für meine Öffnung ähnlich, als ob etwas meine Öffnung blähte. Nicht ist symmetrisch der Unterkörper meinerseits und der Unterkörper deinerseits. Sage ihm das! Wenn er dir jedoch seinen Unterkörper eingesetzt hat, so sollst du befühlen mit deinen Fingern innerhalb deiner Hoden. Denn es gilt von ihm dies wie (....), denn es ist ihm so wohl in seinem Herzen, daß (....) dieses Sperma, welches hervorgeht aus seinem Penis. Vermeide aber, daß er die Sonne sieht...." etc. Set scheint also während des Koitus kastriert worden zu sein, und zwar während des Orgasmus, in welchem Set abgelenkt war. Schließlich kommen noch in dem Papyrus Westcar und Papyrus d'Orbiney Ehebruchszenen vor, die von den Frauen veranlaßt oder doch wenigstens gewünscht worden sind.

Daß die Analliebe verbreitet war, läßt sich auch aus folgendem Sprüchlein ersehen: „Ein Päderast befahl seinen Freunden auf dem Sterbebette: Verbrennt meine Gebeine und brecht und zerstoßt sie, damit sie denen, die in der Aftergegend krank sind, als Arznei dienen[4]." Auch zum Kapitel Liebeszauber findet sich reiches Material, namentlich in dem großen Louvre-Papyrus[5]. Zwei Beispiele mögen das beweisen. Es handelt sich hier um Mittel, die die Potenz erhöhen sollen:

1. *πολλὰ βινεῖν δύνασθαι: στροβίλαι πεντήκοντα μετὰ δύο κνάθων γλυκεῖς καὶ κόκκους πεπέρεως τρίψας πίε.*
2. *στύειν ὅ τε θέλεις: πέπερι μετὰ μέλιτος τρίψας χρῖε σου το πέλμα.*

Auch das erste Taglied hat uns Ägypten geliefert. Der Mann fordert vom Ptah, dem Herrn der Wahrheit: „Gib mir meine Schwester (das heißt Geliebte) heute nacht in die Laube!" So wie in Heines Gedicht: „Ach, wenn ich doch der Schemel wär!" will er der Türhüter, der Wäscher ihres Kopftuches, ihre Zofe, ihr Ring, ihr Blumenkranz sein. Ihr Mund ist ihm dann eine Knospe, und ihre Brüste sind voll Wohlgerüche. Sie aber erwidert:

Gibt es Schöneres als diese Stunde? Ich bin ja mit dir.
Und du machst mein Herz froh,
Ist nicht Umfangen und Betasten
Jedesmal, wenn du mein Haus besuchst,
Das, was uns Vergnügen gewährt?
Wenn du suchst zu betasten mein Hinterteil
Und an meiner Brust .... (die Warze?)
Nicht schüttelt sie dich ab.
Gehst du fort, weil du gedächtest des Essens?

[4] Vgl. Karl Sudhoff, Ärztliches aus griechischen Papyrusurkunden, Leipzig 1909, S. 110.

[5] Den Wessely in den Denkschriften der Wiener Akad. phil. hist. Klasse, Bd. 36, S. 44—126 samt dem Londoner „Papyrus Anastasy", S. 127—139 herausgegeben hat. Eine Abbildung findet sich in: Freiherr v. Reitzenstein, Liebe und Ehe im alten Orient, 5. A., Stuttgart, o. J., S. 14.

Bist du ein solcher Haussklave,
Bist du ein Sklave des Durstes?
Entfernst du dich wegen der Kleidung? (weil die Nacht kalt)
Ich bin Besitzerin von Bettzeug,
Gehst du fort Hungerns oder Dürstens?
Eher empfingst du meine Brust,
Für dich überflöße dann ihr Inhalt.
Herrlich ist der Tag unseres Umfangens[6].

Neben dieser zarten Minnepoesie finden sich auch lüsterne Gedichte, wie folgendes:

Ich komme, du bist hinter mir, hinabzusteigen,
Um mich zu baden vor dir.
Ich lasse dich schauen meine Reize
In dem Hemd von feinster Königsleinwand,
Das benetzt ist mit (.....öl?)
Bekränzt mit Myrten.
Ich steige hinein ins Wasser mit dir,
Du tauchst heraus mit einem Utohfisch, einem roten.
Er ist artig auf meinen Fingern.
Ich lege ihn nieder als ein Fischer meines Bruders,
Komm, daß du hersiehst[7].

Auch an erotischer Kunst scheint Ägypten, wenn man von den Malereien in den Papyri absieht, nicht arm gewesen zu sein. Im Grabe Ramses' IX. in Biban-el-moluk findet sich ein erotisches Bildwerk, das mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die drei Menschenalter gedeutet werden kann. Dort ist nach Kindheit und Jugend die volle Reife des Mannes dargestellt durch zwei nackte ithyphallische Männer neben einer nackten Frau, die spätere Abnahme der Zeugungskraft durch dieselben Gestalten, nur mit einem halb erigierten Gliede, und das Alter durch drei nicht mehr ithyphallische Männer. Weitere Beispiele erotischer Nacktheit finden sich in dem schon erwähnten obszönen Turiner Papyrus, aus dem nur eine Seite bisher, und diese verstümmelt, veröffentlicht ist. Auch der ägyptische Priap, Min, als Feldgott der Fruchtbarkeit, und andere Götter, wie Horus und Ammon, finden sich mit aufgerichtetem Gliede dargestellt[8]. Ferner erscheinen die zuweilen vorkommenden Männerstatuetten mit erigiertem Gliede zum Zwecke der Abwehr böser Dämonen verwendet worden zu sein. Den Toten

[6] Müller, a. a. O., S. 13.
[7] Müller, a. a. O., S. 41.
[8] Walter A. Müller, Nacktheit und Entblößung in der altoriental. u. griech. Kunst. Leipzig. Diss. 1906, S. 18.

wurden nackte Frauenfigürchen mit stark ausgeprägten Geschlechtsteilen als Beischläferinnen mit ins Grab gegeben[9].

Wie man sieht, genügt das wenige Erhaltene, um zu zeigen, daß das Obszöne auch den alten Ägyptern keine *terra incognita* gewesen ist[10].

2. Arabien

Die Literatur der Araber weist wenig eigentliche Erzählungsliteratur auf. Ihnen fehlt die Ruhe und Seßhaftigkeit. Nur in der Lyrik, wo der beste Teil Improvisation ist, leisten sie Anerkennenswertes. Das hängt mit ihrer ganzen Lebensweise zusammen. „Den Hauptinhalt ihres Lebens bilden Abenteuer und Kampf, ihre Raubzüge und Waffentaten, nächtliche Wüstenritte und Überfälle, Mord, Totschlag, blutige Rache, dann Sieg und Triumph, Zechgelage und wollüstiges Treiben. An ihren Lagerplätzen rastend, besangen sie dann die Tapferkeit der Gefallenen, den Heldenmut der Sieger, die Hurtigkeit ihrer Tiere, die überstandenen Gefahren, den alten Ruhm ihres Stammes, die eigenen Liebesabenteuer, Schimpf und Schmach ihrer Feinde[1]." Krieg, Jagd, Wein, Spiel und Liebe sind die unerschöpflichen Themen ihrer Gesänge. Die beiden größten Dichter Mar'alquais (Imru l'Kais) und Tarafa kennen nichts Höheres als die Befriedigung ihrer Lust und sprechen dies mit freimütigster Offenheit aus. Selbst wenn der Dichter königlichen Stammes ist, äußert er sich über geschlechtliche Dinge in einer Weise, „wie sie in Europa vielleicht in einer Matrosenkneipe Londons, aber in gebildeten Kreisen nirgends, sicher nicht zwischen Mann und Frau oder Freund und Freund, vollends bei Dichtern, welche an der Spitze ihres Volkes stehen wollen, gar nicht zulässig erscheinen würde[2]." Der gefeiertste dieser kriegerischen Barden ist der oben erwähnte Imru l'Kais, der kein gewöhnlicher Beduine ist, sondern ein Stammesfürst, ein König. Er wurde um das Jahr 500 geboren und starb etwa um 540. Er dichtete hauptsächlich Kassiden, die man als Liebeselegie eines fahrenden Ritters bezeichnen kann. Der Fehler dieser Kassiden ist, daß sie fast ausnahmslos in Lob- und Bettelgedichte ausarten. Hammer-Purgstall[3] charakterisiert ihn: „Der Geist brennender Liebe, welcher die Gedichte dieses größten arabischen vorislamitischen Dichters durchglüht, ist das des Hohenliedes. Aber wie das Hohelied die reale Liebe feiert, so bedeutet auch hier die brennende Liebe nur den gewöhnlichen Sinnengenuß."

Die Zahl der anderen Dichter, die bei ihrem Stamm lebend dessen Waffentaten

[9] Walter A. Müller, a. a. O., S. 25 und die dort zitierte Literatur.

[10] Vgl. a. Die Nilbraut. Symbolerotik aus dem alten Ägypten von Dr. Lipa-Bei, Kairo, in Jahrbuch f. sexuelle Zwischenstufen, Jhrg. XIII.

[1] A. v. Kremer, Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen, II, Wien 1877, S. 349.

[2] Paul de Lagarde, Symmicta, I, Göttingen 1877, S. 60.

[3] Literaturgeschichte der Araber, Wien 1850—1856, Bd. I, S. 292.

verherrlichten und die Genüsse dieser Welt besangen, ist ziemlich beträchtlich. Die Hamasa des Abu-Temmam führt die Namen von etwa 500 solchen Dichtern und 30 Dichterinnen mit etwa 800 kleineren Gedichten namentlich auf. Der größte Teil stammt zweifellos aus der vormohammedanischen Zeit her und wurde später wohl überarbeitet. Die vierte der in zehn Gruppen geteilten Sammlung umfaßt 136 Liebeslieder, die von der zartesten Stimmung bis zur stärksten Realistik sich bewegen. Derb und zuweilen zotig sind die Schmählieder der fünften Gruppe und die „Weiberschmähungen" der zehnten.

Als Makamendichter ragt aus dieser Zeit hervor Hariri (eigentlich Abu Mohammed al Kasun Ben 'Ali). Er selbst nennt sich Harith Ben Hammam, geb. 446 (1055), gest. 515 (1121). Rückert übersetzte die Makamen, sah sich aber genötigt, eine ganze Makame „als zu unanständig" wegzulassen. Vereinzelte Zweideutigkeiten glaubte er „dem Sohne der Wüste zugute zu halten".

War die vorislamitische Poesie noch zahm, so ändert sich das ganz bedeutend in der Kalifenzeit. An dem üppigen Hofe dieser Herrscher verweichlichte Geist und Gesinnung, und die Poesie stellte sich in den Dienst der Lüsternheit. Den deutlichsten Beweis hierfür bietet Muti 'Ibu-Ajas, unter der Regierung der ersten Abasiden. Ab und zu findet sich ein Zug wahren Gefühls, aber ausgelassene Scherze, unkeusche Possen und Zoten überwiegen. Noch freier und erotischer war Nuwas[4]. Der gefeiertste Dichter am Hofe des Kalifen Harun-al-Raschid war Anun[5]. A. v. Kremer urteilt über ihn: „Anun übertrifft Heine weit an Zynismus, er kommt ihm aber fast gleich in dem Zauber der Sprache, dem Reichtum echt poetischer Gefühlsanklänge, geistvoller Wendungen und überströmender Witze und übertrifft ihn an poetisch-genialischer Verlumptheit." Am ausgelassensten sind seine Liebes- und Spottgedichte sowie seine Scherze und Schwänke.

Großer Beliebtheit erfreuen sich die kleineren Liebesgeschichten. Die arabische Bibliographie des Kitab-al Firrist[6] führt 138 verschiedene Liebesgeschichten auf mit dem deutlichen Vermerk, daß man diesen ganzen Literaturzweig vorzüglich von den Persern, Indern und Griechen übernommen. Hammer-Purgstall[7] gibt einen Auszug daraus und zählt unter Nr. XIV auf: Titel persischer, griechischer und arabischer sotadischer Bücher (13 Nummern, darunter 2. Das Buch der Grundfeste der Begierde; 4. Das Buch Martas, des Griechen, über die aphrodisischen Sagen; 12. Das Buch der Spiele Reisats und Hosein des Luthi (des Lotterbuben), 13. Das Buch der geliebten Sklavinnen). V. Titel der liebenden Paare aus der Zeit vor dem Islam und während desselben, deren Kunde in besonderen Büchern beschrieben werden (40 Nummern).

[4] Vgl. Hammer-Purgstall, III, 579—621.
[5] A. v. Kremer, Kulturgesch. II, S. 369—372.
[6] Hrsg. v. G. Flügel, nach dessen Tod besorgt von J. Rödiger u. A. Müller, 2 Bde., 1871 bis 1872.
[7] Literaturgeschichte der Araber, III, 349 ff., Anm.

VI. Titel von anderen minder berühmten Liebenden, über deren Liebe Werke verfaßt sind (28 Nummern).

VII. Titel der Geliebten der freien Mädchen (12 Nummern).

VIII. Titel von liebenden Paaren, deren Sagen in den Mondscheinmärchen vorkommen (39 Nummern).

IX. Titel von Werken, welche von den Liebschaften der Menschen mit den Dschinnen handeln (16 Nummern)[8].

Die schönsten Perlen dieser freien arabischen Muse sind gesammelt in dem Standardwerk der arabischen Literatur, in den Märchen der *Tausendundeinen Nacht.* Die beste, weil zuerst vollständige Übersetzung gibt Richard Burton in 16 Bänden, Benares 1885—1888. Die neuesten Ausgaben sind die im Inselverlage und im Verlage von C. W. Stern in Wien.[8a]

Diese Märchen werden bereits 993/994 von dem Geschichtschreiber Al-Mas'ndi erwähnt. Sie haben sich mehrere Umarbeitungen gefallen lassen müssen, denn Sprache, Darstellung und Kolorit entspricht einer späteren Zeit, etwa der des 15. und 16. Jahrhunderts. „So wenig also auch mehr geleugnet werden kann, daß die alten persischen ‚Tausend Märchen' den späteren 1001 Nacht als Muster gedient haben, so steht doch auch fest, daß diese mit wenigen Ausnahmen als eine arabische Schöpfung selbst in den Märchen angesehen werden können, deren Stoff aus dem Persischen und Indischen geliehen wurde. Letztere sind größtenteils daran leicht zu erkennen, daß übernatürliche Ereignisse eine Hauptrolle darin spielen, während in den arabischen Dichtungen bald das romantische, bald das komische Element vorherrscht und durchweg frischer Humor dem Gemälde einen unwiderstehlichen Reiz verleiht. Auf eine spätere Komposition deutet ganz besonders auch der moderne, an das vulgär Arabische streifende Dialekt, in dem sie geschrieben sind und in dem sie unmöglich in älterer Zeit übertragen werden konnten. Diesen Dialekt finden wir auch in den Märchen, die älteren Ursprungs sind. Das Wahrscheinlichste dürfte also sein, daß im 15. Jahrhundert ein Ägypter nach älterem Vorbild Erzählungen für 1001 Nacht teils erdichtete, teils nach mündlichen Sagen oder früheren schriftlichen Aufzeichnungen bearbeitete, daß er aber entweder sein Werk nicht beendete, oder daß ein Teil desselben verloren ging, so daß das Fehlende von anderen bis ins 16. Jahrhundert hinein durch neue Erzählungen ergänzt wurde[9]."

An Tausendundeine Nacht erinnert „Der duftende Garten des Scheikh Nefzani" aus dem 16. Jahrhundert *(Le jardin parfumé du scheikh Nefzani, manuel d'Erotologie Arabe, XVI siècle. Traduction revue et corrigée. Paris, Liseux 1886),* der um das Jahr 925 der Hedschra (etwa 1560) veröffentlicht wurde. Über den

[8] Die Anthropophytheia, VII, 189 ff. bringen homosexuelle arabische Liebesgedichte.

[8a] Tausendundeine Nacht. Die Erzählungen a. d. Tausendundeinen Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in 12 Bänden auf Grund der Burtonschen englischen Ausgabe, besorgt von F. P. Greve. Mit einer Einleitung von M. Behmer. 1. A. Leipzig. Insel-Verlag 1907—08.

[9] Gust. Weil, 1001 Nacht, 3. Abdruck d. 3. A., 4 Bde., Stuttgart 1889, I, S. V.

Verfasser wissen wir so gut wie nichts. Wir kennen nicht einmal seinen Namen, denn Nefzani ist nur ein Beiname, der darauf hinweist, daß der arabische Verfasser aus der Stadt Nefzana in Tunis stammt. Nach einem[10] etwa 1850 übersetzten Manuskript in 35 Exemplaren soll der Name Sidi Mohammed gewesen sein, mit welcher Tatsache von uns, wenn sie wirklich auf Wahrheit beruht, nicht viel anzufangen ist. Das Schicksal des Vergessenwerdens teilt der Verfasser mit vielen anderen, über deren Werken man den Urheber vergaß. Gerade den beliebtesten Werken wird dieses Los zuteil, so auch dem „Duftenden Garten", der noch heute bei den Arabern großes Ansehen genießt. In 21 Kapiteln wird ein Kompendium der Liebeskunst geboten, der gesamte Stoff der erotischen Beziehungen der Geschlechter zusammengedrängt und, wenn auch nicht streng systematisch wie im Kamasutra, so doch ausführlich genug behandelt. Die Überschriften der einzelnen Bücher lassen den Inhalt deutlich erkennen. Sie mögen deshalb hier folgen:

1. Rühmenswerte Männer.
2. Rühmenswerte Frauen.
3. Verachtungswürdige Männer.
4. Verachtungswürdige Frauen.
5. Der Geschlechtsakt.
6. Momente, die ihn fördern.
7. Momente, die ihm schaden.
8. Die verschiedenen Bezeichnungen der männlichen Geschlechtsteile.
9. Die verschiedenen Bezeichnungen der weiblichen Geschlechtsteile.
10. Der Geschlechtsakt bei den verschiedenen Tieren.
11. Listen und Schliche der Weiber.
12. Verschiedene Fragen über die Nützlichkeit des Aktes bei Mann und Frau.
13. Gründe für das Vergnügen beim Akt.
14. Beschreibung des Uterus bei den sterilen Frauen und dessen Behandlung.
15. Mittel für eine Fehlgeburt.
16. Ursachen der männlichen Impotenz.
17. *Deliement des aiguillettes.*
18. Mittel zur Vergrößerung und Vervollkommnung eines kleinen Gliedes.
19. Mittel zur Verhütung eines unangenehmen Geruchs der Achselhöhlen und der Genitalien sowie zu deren Verengerung.
20. Ratschläge für die Schwangerschaft, die Erhaltung und Bestimmung des Fötus.
21. Nützlichkeit des Trinkens von Eiern für den Koitus. Schluß.

Den Eingang bildet ein Loblied auf das sinnliche Vergnügen und den Schöpfer, der die Menschen dazu geschaffen, was ein deutlicher Beweis ist für die enge Verknüpfung des Religiösen mit dem Sexuellen:

[10] Von Bonneau, S. 351 ff. behandelten.

„Gott sei gelobt, der das größte Vergnügen der Männer in die natürlichen Teile der Frau gelegt hat und der die Lust der Frauen an die natürlichen Teile des Mannes geknüpft hat. Wonne schuf er den Teilen der Frau und gewährte ihnen Befriedigung und Glück, wenn sie von den Teilen des Mannes durchdrungen werden. Ebenso finden die Teile der Männer weder Ruhe noch Frieden, ehe sie den Eingang in die natürlichen Teile der Frau gefunden haben. Der Allmächtige hat die Frauen in ein Meer von Glanz, Wollust und Reiz getaucht und ein liebliches Äußere gegeben, von reizendem Ansehen mit gewinnendem Lächeln. Er gab ihnen Augen, um Liebe zu erwecken, und Wimpern, spitz wie glänzende Schwerter. Gelobt sei er und gepriesen, er, der die Frauen und ihre Schönheiten geschaffen hat, mit ihrem lusterregenden Fleisch, der sie ausgestattet hat mit Haar, Leib, Hals, strotzenden Brüsten und liebreizenden, die Begierden lockenden Bewegungen."

Alsdann finden sich detaillierte Angaben und Schilderungen des orientalischen Schönheitstypus, der mit dem unseren ziemlich übereinstimmt, nur liebt der Orientale das Volle, Üppige, wo wir mehr dem Schlanken den Vorzug geben. Jedes Kapitel ist ferner mit amüsanten Histörchen und Anekdoten durchflochten, die an altfranzösische und altitalienische Fabliaux erinnern. Als Probe sei die amüsante Geschichte von Bahloul und Hamdonna kurz wiedergegeben. Bahloul, der Hofpoet Abdallah-ben-Mohammeds, eines Sohnes Harun-al-Raschids, hatte sich bei diesem über die Eifersucht seiner zwei Frauen in so launiger Weise beklagt, daß der Sultan ihm einen sehr kostbaren Mantel schenkte. Hamdonna, die Tochter Mohammeds und Gemahlin des Großveziers, sah den damit Umherstolzierenden, und in ihr erwachte die weibliche Habsucht. Sie ließ ihn durch einen Sklaven zu sich entbieten und sagte: „Ich glaube, du bist in den Palast gekommen, um mich singen zu hören (denn sie besaß eine schöne Stimme). Ich weiß selbst nicht, wieso mir der Gedanke kommt, aber ich hoffe, du wirst den Mantel dafür mir zum Geschenk machen." Bahloul verneint das und will den Mantel nur unter der Bedingung hingeben, daß er sie besitzen darf. Zuerst scheut Hamdonna davor zurück, dann aber überlegt sie, daß niemand Bahloul glauben würde, wenn er ausplauschen wollte, er hätte bei ihr geschlafen. So willigt sie ein. Als sie sich nun aufs Bett legen will, sagt Bahloul: „Herrin, meine Lenden gestatten es mir nicht, auf dich zu klettern. Aber du, steige auf mich, bewege dich wie der Mann, dann nimm den Mantel und laß mich gehen." Hamdonna willigt ein, aber Bahloul gibt ihr den Mantel nicht, weil er sie nicht besessen habe, sondern sie ihn. Auch nach dem zweitenmal in natürlicher Lage weigert er das Versprochene. „Das erstemal war für dich, das zweitemal war für mich, das drittemal wird für den Mantel sein." Nun erhielt sie ihn endlich. Aber Bahloul weiß schon, wie er sich wieder in den Besitz des Geschenkes setzt. Er geht zur Dienerin, läßt sich zu trinken geben und wirft die Tasse anscheinend unachtsam zu Boden, so daß sie zerbricht.

Als der Großvezier dazukommt, klagt ihn Bahloul, daß man ihm seinen vom Sultan geschenkten Mantel für die zerbrochene Tasse genommen habe. Der Großvezier, erbittert über diese angebliche Habsucht und Taktlosigkeit, läßt den Mantel wieder herbeiholen, worauf Bahloul nach dreimaligem Genuß mit seinem Geschenk wohlbehalten wieder abzieht. — Diese Erzählung hat anscheinend großen Anklang gefunden, denn sie findet sich in variierter Form in türkischen und slawischen Volkserzählungen.

Interessant ist das Kapitel über die Stellungen beim Liebesakt. Nefzani zählt nur 29 auf, während die Inder in dieser Beziehung Unglaubliches leisten oder zu leisten vorgeben, denn unser Verfasser sagt ganz richtig: „Die Inder haben in ihren Werken eine große Zahl von Stellungen beschrieben, aber der größte Teil gewährt, falls man ihn durchführen wollte, keinen Genuß. Es ist mehr Mühe als Annehmlichkeit damit verknüpft."

Auch auf die verschiedenen Bezeichnungen sexueller Dinge und Betätigungen kommt der Verfasser zu sprechen. Merkwürdigerweise aber hat der Araber, der doch sonst alles detailliert und die einfachsten Dinge hundertfältig benennt, in diesen Bezeichnungen große Sparsamkeit obwalten lassen. Für die männlichen Genitalien zählt Nefzani nur 39, für die weiblichen nur 43 Namen auf.

Zum Schlusse dieses Handbuchs der Liebe finden sich, wie es bei den sinnenfreudigen Orientalen, die den Sinnengenuß am höchsten schätzen, nicht wundernehmen kann, zahlreiche Ratschläge für die Hebung und Vermehrung der sexuellen Freude sowie Angabe einiger Aphrodisiaka.

3. Persien

Auch für die Völker des Orients kann man die Frage aufwerfen, ob die zunehmende Kultur als Segen für die Menschheit anzusehen ist. Während die Gedichte und Gesänge der alten Heldendichter roh und derb, aber natürlich waren, wurde der Ton in den späteren dichterischen Produkten bei zunehmender Kultur immer freier, aber durch allerhand Floskelwerk verdeckt. „Dies ist überhaupt der wunde Punkt aller orientalischen Belletristik. Als mehr oder weniger sensualistischer Zeitvertreib und Zeitverderb aus dem trägen Haremsleben hervorgegangen, hat sie sich nur selten zu höheren Gedanken und Idealen emporgeschwungen. Aus den älteren epischen Dichtungen wie aus dem Koran und den Sagen der Beduinen zog sie hauptsächlich das an sich, was als Reizmittel ihrem wollüstigen Sensualismus entgegenkam, und die Stickluft des Harems vergiftete größtenteils auch die Feen- und Wundermärchen, welche sich aus Zentralasien und Indien, aus dem Talmud und aus Überlieferungen der Kalifenzeit, aus Griechenland und Syrien vereinigten. Unter der üppigsten Phantastik erschlaffte und

verflüchtigte sich der nationale Geist, und dieselben Verführungs- und Ehebruchsgeschichten wurden das gemeinsame Lesefutter der Perser und Araber, der Inder, Mongolen und Türken[1]." Was Persien anbelangt, so trat bald an Stelle der im Heldenepos besungenen großen Erinnerungen das Lobgedicht nach arabischem Muster. Was aber in dieser Poesie noch episch blieb, bestand in weichen üppigen Liebesgeschichten, welche in mehr oder minder wollüstigem Ton leichte Unterhaltung und Sinnenkitzel gewährten. Der üppigste Roman, den die Perser aufzuweisen haben, ist der von Wis und Ramin, welchen der Dichter Dschur-Dschani, ein Hofbeamter des Tschelschiden Toghrulbeg, im Jahre 1042 bearbeitete[2]. An großen Dichtern hat Persien keinen Überfluß. Zu nennen sind: Hafiz, Sadi und Firdusi.

Sadi (eigentlich Scheikh Muscharrif ud-din bin Muslih-ud din Abdullah, geb. 1184 in Schiraz, gest. 1291 oder 1292) ist in seinem „Rosengarten" (Gulistan) und „Fruchtgarten" (Bustan) moralisierend, aber der so feierliche Moralist hat neben diesen moralischen Not- und Hilfsbüchern auch in Versen ein „Buch der Unreinheiten" (Khabissat) und ein „Buch der Scherze" (Hazloyyat) teils in Versen, teils in Prosa hinterlassen, welches den Prüden ein Greuel ist. Der Schleier der Wohlanständigkeit, der hier die Ungezogenheiten, freilich nur sehr lose, verhüllt, ist in den darauffolgenden Abschnitten, welche „Helesial" oder „Possen" überschrieben sind, ganz weggeworfen, und die darin erzählten Schwänke sind von ungezügelter Derbheit[3].

Auch *Firdusi*, der Heldendichter Persiens, sah sich veranlaßt, die Liebesgeschichte von Yussuf und Zulikha zu behandeln. Den Glanzpunkt der Dichtung bilden die breit und üppig ausgeführten Verführungskünste Zulikhas, welche dafür einen eigenen Spiegelsaal herrichten läßt. Die Behandlung dieses Stoffes geht auf Mohammed zurück, der die Geschichte der versuchten Verführung von Joseph durch Potiphar in ziemlich sinnlicher Weise romanhaft ausschmückt, wodurch er das Muster abgab für alle folgenden Erzähler. Potiphar erhält den Namen Zulikha und wird nach langer Verwicklung Josephs Frau[4].

Als dritter der großen persischen Dichter ist *Hafiz* zu nennen (am Anfang des 14. Jahrhunderts in Schiraz geboren, gestorben 1389). Seine Trink-, Wein- und Liebesgedichte zeichnen sich durch äußere Form und Wohllaut der Sprache aus. Der Inhalt aber krankt an Ideenarmut und Eintönigkeit. Unziemlichkeit im Ausdruck wird man kaum finden. Was Hafiz aber unter „Liebe" versteht, ist nur deren

[1] Baumgartner, I, 587—588.

[2] Vgl. K. H. Graf, Wis und Ramin in Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXIII, 375—433.

[3] Vgl. die moralische Entrüstung Hammer-Purgstalls in seiner „Geschichte der schönen Redekünste Persiens". Wien 1818, S. 216.

[4] Vgl. Hermann Ethe, Firdansis Yusuf und Zelikha in Bericht des 7. orient. Kongresses zu Wien, Wien 1889, Sem. Sekt., S. 33.

Abart: Onanie, Päderastie und Tribadie. Die in den Gedichten sich offenbarende Gesinnung ist für das kühlere Abendland nicht leicht verständlich[5].

Was die neueren Perser seit den dreißiger Jahren an Poesie hervorgebracht, bedeutet nur ein weiteres Sinken an Geschmack wie des Geisteslebens überhaupt, schwülstige Blumensprache oder unappetitliche Abschweifung in das Gebiet sexueller Exzesse und unnatürlicher Laster.

In der neuesten Zeit wäre zu nennen: Das Generalsbuch (Sardaryyi) des Bagma Dschaudake, eine Satire auf seinen früheren Vorgesetzten, den General Dhu'l-Fagar Khan. Es strotzt von Gemeinheiten und Unflätigkeiten. Baumgartner (I, 393) nennt ihn einen ausgeschämten Pornographen, wobei man aber den puritanischen Standpunkt des Jesuitenpaters in Betracht ziehen muß.

4. Indien

Als die klassischen Vertreter der erotischen Literatur im Morgenlande sind die Inder zu nennen. Was sie auf diesem Gebiete leisteten, kommt uns erst in neuerer Zeit recht zum Bewußtsein, da durch Übersetzungen die Literatur auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird. Üppige Sinnlichkeit und Wollust, bald glühend aufflackernd, bald weichlich matt zusammensinkend, wie langsames Gift durch die Adern rinnend, erschlaffend und verzehrend wie tropische Glut, so kennzeichnen sich die Erzeugnisse des Schrifttums von diesem Volke. Bei John *Murdoch*[1] äußert sich P. *Percival*[2] folgendermaßen: „Die romantischen Geschichten sind gewöhnlich mit bewunderungswürdigem Reichtum der Sprache und Darstellung ausgeführt, aber nicht selten enthalten sie einen Kern, der wesentlich auf grobe Unsittlichkeit hinausläuft. Selbst die schöne Geschichte von Nala und Damayanti ist mit so viel poetischer Zügellosigkeit und Ausschweifung durchspickt worden, daß, als ich eine ihrer Bearbeitungen für Schulzwecke purgieren wollte, ich genötigt war, über 500 von 1100 Strophen zu streichen. Ich weiß wohl, die Hindus stehen in dieser Art von Geschmack nicht vereinzelt, die Dramatiker und Novellisten Europas, selbst Engländer, beweisen das Gegenteil. Aber der Hindu übertrifft die Abendländer weit in der Übertretung aller sittlichen Schranken. Man kann sich keinen Begriff machen von einigen Leistungen der Hindus. Ihre Fruchtbarkeit in den gröbsten unsittlichen Vorstellungen übersteigt alles. Grobe Obszönität, dunkler Aberglaube, ausschweifende und gräßliche Wunderbarkeit mit häufigen Anklängen an den Götzendienst bilden die Hauptingredienzien jener Würze, welche die Volksliteratur dem Gaumen des indischen Publikums schmackhaft macht."

[5] Vgl. Rosenzweig, Der Diwan des Hafiz, Wien 1858, I, S. XII.
[1] Classified Catalogue of Tamil printed books, Madras 1865, S. 185.
[2] The Land of the Veda, p. 22.

Die großen Sagenstoffe der Inder werden von den Dichtern erotisch ausgeschlachtet. Sogar bei Kalidasa herrscht lüsterne Üppigkeit. An Stoffen zu einer kraftvollen Dramatik hätte es den Indern nicht gefehlt. Aber der erotische Kern, der in dem ganzen Krishna-Kult steckt, verhinderte einen gedeihlichen Aufschwung. In dem vielgestaltigen Lehrgebäude des Tantra, das heißt dem wildesten und methodischsten System des ausschweifendsten Zauberaberglaubens, nehmen die Formeln, welche sich auf den obszönen Çivakult und ähnliche religiöse Gebräuche beziehen, doppelt soviel Raum ein als die im engeren Sinne buddhistischen[3].

Die in erschlaffendem Wohlleben aufgewachsenen Fürsten suchten im Schauspiel keine läuternde Seelenerschütterung, sondern einen behaglichen Genuß. Königshoheit, Frauenschönheit, Galanterie, Liebesabenteuer wurden von selbst die Hauptingredienzien dieser Hofpoesie, zu welcher bald die Erlebnisse der Götter, bald die Liebesgeschichten indischer Heroen den Stoff lieferten.

Neben diesem kunstvollen Sanskritdrama gab es noch ein freieres *Volksdrama*, das aus den religiösen Festzügen, den Yâtras, sich entwickelt hatte. Mit religiösen Gedanken allein aber war dem Volke ganz und gar nicht gedient. Es fand viel mehr Gefallen an den eingestreuten Zoten und den ausgelassenen Tänzen. Demgemäß sank das Volksschauspiel immer tiefer bis zur schließlichen Pornodramatik. Zu guter Letzt war wie bei den Römern der Begriff „Schauspielerin" gleichbedeutend mit dem der Prostituierten. Ihre ganze Erziehung war darauf eingestellt. Schon frühzeitig sollte sie, wie der Daçakumara vorschreibt, in Musik, Tanz, in der Koketterie und in den Künsten der Wollust unterwiesen werden.

Über die Bengâli-Literatur urteilt Baumgartner[4]: „Schon der Gitagovinda des Jarzadeva ist nichts weniger als keusch gedacht, die Ausführung aber strotzt von glühender Sinnlichkeit. In den Bearbeitungen des Bidyâpati und des Chandî schwand noch mehr der leichte mythologische Schleier, der allenfalls eine allegorische Deutung ermöglicht. Krishna-Vishnu, der Gott, sank zu einem bloßen Hirten herab, die Dichtung auf das Niveau der niedersten Erotik. Hatten die Brahmanen früher das schlechte Beispiel, das Krishna mit seinen ehebrecherischen Abenteuern gab, dadurch unschädlich zu machen gesucht, daß sie erklärten, den Göttern sei mehr erlaubt als den Menschen, so fiel das jetzt weg. Aus trauriger Umnachtung des sittlichen Bewußtseins hervorgegangen, konnten solche Dichtungen nur dazu dienen, dasselbe noch tiefer sinken zu lassen."

Bedeutenderes als im Drama leisteten die Inder in der Lyrik, und hierin wieder in der Liebespoesie. Neben Beispielen inniger, wahrhaft romantischer Gefühlszartheit finden sich Gedichte von ausschweifend sinnlicher Natur. Diese überwiegen, und es bedeutet keinen Genuß, diese sehr übel duftende Welt mit dahinsiechenden Lüstlingen, abgedienten Bajaderen in überkünstelter Reimerei an un-

[3] Vgl. *Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme Indien*, Paris 1876, S. 546.

[4] Geschichte der Weltliteratur, II, 291.

seren Augen vorüberziehen zu lassen. Die Lebensanschauung, die uns in diesen Gedichten entgegentritt, ist diese: Der Jüngling schlürft den Becher der Wollust bis zur Neige aus, der Mann erwirbt sich Ruhm und Preis durch kühnen Waffendrang, der Greis zieht sich, enttäuscht über alles, in die Einsamkeit zurück.

Einen wahren Taumel der zügellosesten Sinnlichkeit atmen die 50 Strophen der Câura, Câurapancâçika oder einfach Pancâçika genannt. Sie sind herausgegeben von Bohlen, Berlin 1833, zum Teil übersetzt von A. Höfer[5]. Böhtlingk „Indische Sprüche" (Petersburg 1863—1865) hat eine Anzahl von Sprüchen, wahrscheinlich mit Rücksicht auf den Petersburger Zensor wegen ihrer krassen Unanständigkeit und Obszönität nicht deutsch, sondern in griechischer Übersetzung wiedergegeben.

Zahllos ist die Menge kleinerer Liebesgedichte, die sich teilweise in Sammlungen vereinigt finden. Eine lange Liste solcher Dichter hat Aufrecht zusammengestellt, darunter viele noch wenig oder kaum bekannte Namen, jeden mit einigen kurzen Proben. Die überaus zahlreichen Liebesgedichte, unter denen die Dichtung Lavanis des Rama Joshi aus Solapur hervorragt, huldigen durchweg der Venus Pandemos, nicht der Urania[6].

Nach der Ansicht von Jacobi reicht die fruchtbarste Zeit dieser erotischen Dichter weit über Kalidasa in die vorchristliche Zeit zurück. Durch die *Publications the Bangalûr and Dhâravâda* (von 1864—1872) wurde eine Menge der obszönsten Krishnalieder, lingamitischer Hymnen, Liebesgeschichten und Mythensammlungen durch den Druck vervielfältigt.

Aus der Telugu-Sprache sind nur einige wenige Dichter hervorzuheben. Vor allen Dingen Muccu Timmana, der etwa um 1740 schrieb und in seinen Dichtungen gewandte Form mit ausschweifender Lüsternheit verbindet. Dann Pandu Ranga Vijayam und als eigenartigster Charakterkopf der Volkspoet Vemana, der zum Teil sehr ausgelassen ist.

Im südlichen Indien ist die Sprache das Tamil. Als das schönste Werk in dieser Literatur gilt der Kural des Tiruvallura-Nayanar[7]. Es ist eine Sammlung von 1330 Sinnsprüchen. Bemerkenswert ist, daß die Erotik als gleichwertiges Lebenselement neben die Tugend und Staatsweisheit gestellt ist. Dieses mehr als zweideutige Werk der Poesie fand sogar seine pedantischen Theoretiker[8]. Die lüsternste Erotik und die absurdeste philologische Schulmeisterei gehen Hand in Hand.

[5] Indische Gedichte, 1844, Bd. 1; neuere Ausgabe von Solf, nach einer Handschrift aus Kaschmir, Kiel 1886. Nach Bühler, der die Handschrift entdeckte, wäre der Verfasser Bilhana. Im 11. Jahrhundert.

[6] Vgl. Vamana Daji Oka, *A Collection of the Marathi Padas by various Poets. Vol. I. Bombay* 1895.

[7] Vgl. Der Kural des Tiruvallura. Ein gnomisches Gedicht über die drei Strebeziele des Menschen. Übers. u. Erklärung von Karl Graul in Bibl. Tamulica, tom. III. Leipzig und London 1856.

[8] Vgl. Graul, Nampis Akaporul Vilukkam in Zeitschrift der Morgenl. Gesellschaft XI. 369 bis 395.

Auch das moderne Indien ist nicht arm an Erotikern. Dr. Susrata II, Hinduerotik in der Gegenwart (Anthrop. VIII, S. 244—250) gibt einige Proben, die hier ihren Platz finden mögen, aber eine so unverblümte Sprache reden, daß eine Zietierung an dieser Stelle nur in Auswahl möglich ist:

1. Wenn du nur einmal mit einem Weibe mittelst eines Godemichés verkehrtest, dann wirst du nie wieder einen Liebhaber suchen. (Mir Ali Dschan.)
2. Ich mache meiner „Schwester" den Hof so nett, sie aber macht dem Dienstmädchen einen unzüchtigen Antrag. (Rengin.)
3. Komm, meine Lesbierin, laß uns Dutteln auf dir reiben, geh, wir werden Muschel an Muschel frottieren und Sandelholz (Godemiché) verwenden. (Derselbe.)
4. Die Wärme der Hand hat so viel Wert bei diesem Spiel, so daß es alle Männer das Handspiel nennen. (Nesir.)

Es bleibt uns noch übrig, eines Werkes zu gedenken, das als Hauptwerk der indischen ars amatoria gelten kann, nämlich des *Kamasutra des Vatsyana,* wie der Verfasser mit seinem Gentilnamen, oder des Mallanage, wie er mit seinem Rufnamen heißt. Zuweilen findet sich auch die Bezeichnung Kamasatra. Das Werk zeigt uns den Inder von der Wiege bis zum Grabe in allen Stadien der Liebe, als schmachtenden Anbeter seines Mädchens, als Ehemann, als treulosen Ehebrecher, wie er das Leben eines Dandy führt, wie er sich verliebt, freit, heiratet, auch gelegentlich untreu wird und bei den Hetären oder bei den Frauen anderer die Freuden der Liebe genießt. Wir sehen das Treiben im Harem, die unaufhörlichen Intrigen zwischen der Favoritin und ihren Nebenbuhlerinnen, wir tun auch einen Blick in den Abgrund sexueller Verirrungen. Wir finden auch endlich in der Geheimlehre eine Menge von Rezepten, die zu allem möglichen gut sind[9]. Freilich gehört zur Ausführung seiner Lehren viel Zeit, Geld und robuste Gesundheit. Der Hauptreiz seiner Arbeit liegt darin, daß er nicht ein Erzeugnis seines eigenen Geistes, sondern eine Kompilation aus einer Anzahl von Werken ganz bedeutender Vorgänger bietet mit ganz geringen selbständigen Zutaten. Die Abfassungszeit des Werkes auch nur annähernd anzugeben, ist unmöglich. Jedenfalls muß es nach Buddha entstanden sein, denn wir finden mehrfach Bettelnonnen erwähnt, die auf einer tiefen sittlichen Stufe stehen. Zwischen dem zweiten Jahrhundert vor und dem achten Jahrhundert nach Christus muß das Werk verfaßt sein. Das Ganze ist ziemlich lückenhaft überliefert[10]. Die erste Bekanntschaft mit Kama-

[9] Vgl. Richard Schmidt, Beiträge zur indischen Erotik. Das Liebesleben des Sanskritvolkes. Berlin, 2. A., 1911, S. 4 u. ff.

[10] Über den Inhalt mag man sich bei R. Schmidt, a. a. O., S. 14—18 genauer informieren. Vgl. a. Ztschr. f. Ethnologie 1902, Heft 2, Hemann u. Stephan, Beiträge zur Ehehygiene nach den Lehren des Kamasutram in Ztschr. f. Sexualwissenschaft, Sept. 1908; Iwan Bloch, Indische Medizin in Puschmanns Handbuch der Geschichte der Medizin, Bd. 1.

sutra wurde in Europa durch Aufrecht vermittelt, der in seinem Oxforder Kataloge, Seite 215a, den Anfang des Werkes abdruckte. Das Ganze bekamen wir zunächst englisch in dem anscheinend sehr selten gewordenen Buche: *The Kamasutra of Vatsyana. Translated from the Sanscrit. In seven parts, with preface, introduction and concluding remarks. Benares, printed for the Hindoo Kama Shastra Society 1883. For private circulation only*, 8°, 198 p. Im engsten Zusammenhang mit dieser englischen Übersetzung erschien eine französische Übertragung von *L. Lamairesse, Le Kama Soutras. Règles de l'amour de Vatsyana (Morale des Brahmanes)*, Paris 1891. Das Buch enthält dankenswerte Parallelstellen aus Ovid, Catull, Martial usw. Eine ältere französische Übersetzung ist die von *Isidore Liseux, Manuel d'érotologie hindoue rédigé en sanscrit etc. Benares* 1883, *Paris* 1885. In deutscher Übersetzung erschien das Werk zuerst 1897, besorgt von Richard Schmidt, neu aufgelegt 1900 und 1907[11].

Die Zahl der Nachahmer und Kommentatoren des Vatsyana war naturgemäß sehr groß. R. Schmidt gibt a. a. O. S. 21—80 eine sehr vortreffliche Übersicht. Vgl. *Kalyanamalla's Anangaranga*. Ein Sanskritlehrbuch der Liebe aus dem 16. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Gaston Vorberg, 1911, 4°, 185 S.

Zu erwähnen wäre noch das Bhagavat-Purana, worin die Liebesspiele Krishnas mit den Gopis oder Hirtinnen in sehr lasziver Weise beschrieben werden, ebenso wie in den über ganz Indien verbreiteten Bearbeitungen dieses Werkes, besonders im Prem-Sagar (Ozean der Liebe). Das lyrische Gedicht Gita-govinda, das Lied von Krishna, dem Hirten, das an das hebräische Hohelied erinnert, wird an erotischer Glut nur von Pirons Ode an Priap übertroffen, so daß nur eine Übersetzung ins Lateinische möglich ist. Dieses wie Racamandras Rasikaranjana gehören mit zu den obszönsten Erzeugnissen der indischen Literatur. Auf uns Abendländer verfehlen sie jedoch jede Reizwirkung, weil der indische Erotiker auch die gewagtesten Dinge mit der größten Natürlichkeit sagt, ohne mit lüsternem Augenzwinkern auf den verfänglichen Inhalt hinzuweisen. Krauß[12] meint, daß auch die Inder ihren Marquis de Sade und Sacher Masoch gehabt haben, daß bei ihnen aber eine durch und durch unwahrhaftige Tugendheuchelei nicht Raum gegriffen hätte, und daß sie auch den Machwerken der lüsternsten und verlottertsten Skribenten mit heiterer Gelassenheit gegenüberstanden. Diesem Urteil kann man beipflichten, wenn man die Fülle des von Rich. Schmidt beigebrachten Materials durchprüft. Es wäre jedoch zu wünschen, daß ein folkloristisch vorgegeschulter, nicht durch die trübe Brille der Prüderie blickender Gelehrter uns die noch verborgenen Schätze erschlösse.

Von galanter Literatur der Inder sind durch J. J. Meyer folgende Werke ins Deutsche übertragen worden: Damodaraguptas Kuttanimatam. (Lehren einer

[11] Vgl. Zeitschrift für Ethnologie, 33. Jahrg., 1901, S. 86—96.
[12] Anthr. II, 464.

Kupplerin.) Leipzig 1903. — Dandins Daçakumâracaritam, die Abenteuer der zehn Prinzen. Ein altindischer Schelmenroman. Zum ersten Male aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Nebst einer Einleitung und Anmerkungen. Leipzig 1902. Als Band 3 des „Venuswagens" erschien: Pantschatantra, Fabeln aus dem indischen Liebesleben mit Lithographien von R. Hanthur.

Schluß

Somit wären wir zu einem vorläufigen Abschluß gekommen. Ich sage: vorläufig! Denn einen Abschluß meiner Forschungen bedeutet vorliegende Arbeit noch nicht. Daß nicht bereits der erste Entwurf meinen Erwartungen entspricht, liegt nicht an mir, sondern an zwei wesentlichen Momenten, die für die Gestaltung maßgebend waren: einmal an der Kostspieligkeit des Handwerksmaterials, deren ein Schriftsteller, der sich mit dieser Materie befaßt, nicht entraten kann, und an den drängenden Berufsgeschäften, deren Erledigung für den finanziell nicht Unabhängigen immer noch ein notwendiges Übel bedeutet, ein Übel insofern, als die darauf verwendete Zeit für die Ausgestaltung des Werkes fehlt. Zum zweiten, weil die Verwirklichung des mir vorschwebenden Planes wegen der zurzeit herrschenden muckerischen Moralauffassung nicht möglich war. Eine Nuditätswelle überschwemmt Mode, Theater und Revuentempel. Lediglich für das *gedruckte* Wort bestehen noch derartig einengende Bestimmungen, daß an ein freies Flügelentfalten nicht zu denken ist. Um lebendig zu wirken, müßte eine „Geschichte der erotischen Literatur" anschaulich wirken, Belege, Zitate und Illustrationen bringen. Aber gerade hier sind drückende Schranken gesetzt, wenn die Absicht verwirklicht werden sollte, überhaupt das Werk der breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Hat doch bereits in vorliegender Gestalt das Buch sein Erscheinen unter Beiseiteschiebung kurzsichtiger Eiferer erzwingen müssen. Als die erste Lieferung herauskam und in den Tageszeitungen angezeigt werden sollte, lehnte die „*Frankfurter Zeitung*" die Aufnahme eines Inserats ab, weil ihre sittliche Einstellung eine Ankündigung nicht zuließ!!! Sie vermengte Erotik mit Pornographie und bewies dadurch an sich schon die Notwendigkeit vorliegender Arbeit, die sich um reinliche Scheidung dieser Begriffe bemüht. Georg Wittkowski bemängelte in der „Zeitschrift für Bücherfreunde", daß der Leser absichtlich zu den erotischen Schriften hingelenkt werden solle, und daß veraltete Literaturgeschichten zu Rate gezogen worden seien. Ja, schreibe ich denn über mathematische Probleme, und ist eine Geschichte der *erotischen* Literatur denn gleichbedeutend mit einer *allgemeinen* Literaturgeschichte? Liegt denn die Behandlung des Erotischen nicht bereits in der gesteckten Aufgabe? Ist es weiterhin nicht als Vorzug zu betrachten, daß durch genaue Quellenangaben, bibliographische

Hinweise und Zitierung deutscher Übersetzungen der Leser in die Lage versetzt wird, sich an Hand der einschlägigen Literatur weiter zu unterrichten und die Wahrheit des beigebrachten Materials nachzuprüfen? Und wenn „veraltete" (?) Literaturgeschichten zitiert worden sind, so hat dies seinen Grund darin, daß gerade diese alten Literaturgeschichten nicht so engherzig sind wie neuere, die aus lauter Schamhaftigkeit so ganz allgemein bekannte literarische Seitensprünge unserer Dichter unterschlagen, wie zum Beispiel Schillers „Venuswagen", Goethes „Tagebuch", die „Priapischen Oden" von Bürger, Voß und Stolberg, Holteis „Don Juan" und ähnliches. Die alten Literarhistoriker denken in diesem Punkte weniger prüde.

Worum es mir bei der Abfassung zu tun war, ergibt sich für den aufmerksamen Leser von selbst: Ich wollte den Nachweis erbringen, daß es erotische Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben hat, daß ein gesetzgeberischer Kampf dagegen von vornherein zur Aussichtslosigkeit verdammt ist, und daß eine Eindämmung der Pornographie nur zu erwarten steht, wenn die Kultur des Volkes, wenn seine materiellen Lebensbedingungen gehoben sind. Daß ich mich auf Stichproben beschränken mußte, versteht sich von selbst, und ein eventueller Vorwurf der Lückenhaftigkeit würde mich nicht treffen, da mir nichts daran lag, wahllos Büchertitel aneinanderzureihen. An Bibliographien einschlägiger Literatur besteht ja kein Mangel. Eine besondere Schwierigkeit bestand bei der Behandlung der unmittelbaren Gegenwart. Ich gestehe, daß ich hier hätte ausführlicher sein können. Aber ich habe mir hier aus leichtverständlichen Gründen Beschränkung auferlegt. Dieses Buch soll keine Propaganda sein für Verleger, Schriftsteller und Künstler erotischen Genres. Anderseits wollte ich auch vermeiden, daß Verfasser und Verleger kurioser und nur für einen engeren Kreis von Liebhabern bestimmter Schöpfungen durch Namensnennungen Unannehmlichkeiten durch behördliche Schikanen erfahren. Würden diese Bedenken wegfallen, so dürfte die Schilderung der zeitgenössischen erotischen Literatur ein ungemein reizvolles Kapitel abgeben.

Daß sich vielleicht hier und da Fehler eingeschlichen haben, versteht sich bei der Unvollkommenheit jeder menschlichen Betätigung von selbst. Ich werde aber jedem meiner Leser dankbar sein, wenn ich darauf hingewiesen werde.





NAMEN- UND SACHVERZEICHNIS



A

B

C

G

H

I

J

K

T

U

V

W

X

Z






UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01196 1080

